(Kopp)

Lütolf

Urtheile der Presse

über das biographische Werk:

Joseph Eutych Kopp, als Professor, Dichter, Staatsmann und Geschichtsforscher, dargestellt von Alois Lütolf. — Luzern, Franz Joseph Schiffmann's Buchhandlung.

Nekrologe und Lebensbeschreibungen von Zeitgenossen leiden gewöhnlich an dem Mangel, daß sie nicht ein objektives Bild des Gefeierten wiedergeben, sondern ein Leben darstellen, das den Gefühlen der Achtung und der Pietät des Verfassers entspricht. Etwelches Idealisiren des Gewöhnlichen, Vulgären, das doch auch in dem Leben der ausgezeichnetsten Individualitäten zu Tage tritt, ist an sich nicht verwerflich, nur muß für den Biographen die gleiche Regel gelten, wie für den Maler, das Bild muß naturgetreu sein, so daß die Aehnlichkeit, wenn auch nicht die photographische, in jedem Zuge hervortritt.

In dieser Weise hat Alois Lütolf, Subregens am Priesterseminar in Solothurn, in dem obgenannten Buche ein Lebens- und Charakterbild des kürzlich verstorbenen berühmten Geschichtsschreibers der eidgenössischen Bünde gegeben, das sich vor andern literarischen Erscheinungen auf diesem Felde vortheilhaft auszeichnet. Zwar sind diejenigen, welche Eutich Kopp nur in seinen letzten Jahren gekannt haben, erstaunt über die Allseitigkeit der Bildung, der Liebenswürdigkeit seines Wesens, die Innigkeit des Gefühls, mit welchem der Mann in den Jahren seiner frischen und frohen Entfaltung uns vor Augen geführt wird. Denn wer mit ihm, seit sein großes Geschichtswerk ihn ausschließlich in Anspruch nahm, nicht in den intimsten Verhältnissen lebte, der kannte ihn nur als in sich verschlossenen, Stunden und Minuten für den einen Zweck zu Rathe haltenden, in seinem ganzen Wesen etwas pedantischen Gelehrten, den die größte Achtung umgab, der aber eben deßhalb, und weil er selbst Niemanden suchte, in der regen Bewegung der Gegenwart ziemlich vereinsamt dastand. Nichtsdestominder entspricht das Bild, das sein vertrauter Schüler und Freund von ihm entwirft, ganz der Wirklichkeit, denn diese Biographie hat den seltenen und merkwürdigen Vorzug, daß sie für jeden Zug aus dem innern Leben des Mannes aus dessen eigenen Aufzeichnungen und Geistesprodukten, so wie aus der sorgfältig benutzten Korrespondenz mit seinen Freunden und Zeitgenossen, die sprechendsten Belege gibt. Es ist eine vollständig dokumentirte Geschichte in anziehendster Form, eine treffliche Verarbeitung ungemein reichhaltig vorhandenen Stoffes und zugleich eine Anthologie aus all' den zahlreichen und vielseitigen Arbeiten eines äußerlich stillen und stets gleichmäßigen, innerlich aber reichen und bewegten Lebens.

Wollten wir bei dieser Anzeige in's Einzelne eingehen, so würden wir vom formellen Standpunkt aus einige Aussetzungen zu machen haben, nicht Mängel, sondern das Gegentheil, Aufnahme wenig bedeutender Anekdoten, die zur Charakteristik nicht beitragen, einige nicht ganz richtige Zeichnungen und leichte Verstöße in der Form; aber es ist uns nicht

darum zu thun, das Buch im Einzelnen zu kritisiren, sondern auf die Vortrefflichkeit des Ganzen aufmerksam zu machen. Man sieht sich zurückversetzt in die geistig regsame Zeit, wo nach dem Kriegszeitalter des ersten Kaiserreichs die wissenschaftliche Thätigkeit einen neuen, frischen Aufschwung nahm und der Patriotismus, mit keinerlei Spekulation vermengt, die edelsten Geister bewegte, die Dichtkunst ihren Blüthentrieb und das Studium der klassischen Welt seinen Zauber auf die Gegenwart übte. Diese Zeit bildete auch klassische Charaktere und unter diesen nimmt Eutych Kopp einen ehrenvollen Platz ein. Die ausschließliche Rückkehr in das Feld der Urkundenforschung und Verarbeitung hat, man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, den hohen und vielseitigen Geist des Mannes gleichsam eingegrenzt und seine Entwicklung von der breiten Basis, auf der sie begonnen war, verdrängt. Wäre Kopp, statt nach Luzern zurückzukehren, dem Rufe nach Basel gefolgt, so würde wahrscheinlich die schweizerische Geschichte um sein großes Werk ärmer, aber sein eigenes Leben um vielen Glanz und litterarischen Ruhm reicher geworden sein. Während er so für die gelehrte Forschung eine Fundgrube geschaffen, hätte er anders in einem größeren Kreise seine mannigfachen Gaben entfaltet, und zur Anerkennung der Zeitgenossen gebracht.

Das Buch von Lütolf enthält als Beigabe eine sehr gelungene Photographie nebst Facsimile der eigenthümlichen Handschrift des Verstorbenen; Druck und Ausstattung lassen wenig zu wünschen übrig, so daß man mit vollem Rechte sagen kann: es ist äußerlich und innerlich ein schönes Buch. ..r.

(Sonntagspost.)

Die „Obw. Zeitung" sagt u. A. darüber: Die Lebensbeschreibung, worin Lütolf uns den seligen Kopp nach der Natur zeichnet — ein Gemälde von höchstem Interesse, von persönlichem, wissenschaftlichem und patriotischem Werth, sie ist nicht bloß Biographie nach gewöhnlichem Schlag und Herkommen, sie ist selbst ein gelehrtes Geschichtswerk, wie sie dem Gelehrten, dem Lehrer, dem Geschichtsschreiber vom einstigen Schüler gewidmet ist.

Lütolf führt den Geschichtsforscher Kopp und den Epoche machenden Geschichtsschreiber der ewigen Bünde der Eidgenossen vor Augen — in einem Lichte, das klar beweist, daß Kopp ein reiner Schweizer im edelsten Sinne des Wortes, nur nach Erforschung der Wahrheit strebte, dabei ein Mann, gediegen wie Gold und selbst einer der besten, wie es keine edlern gibt unter den Eidgenossen. Dabei hat es der Biograph verstanden, uns, den Lesern, das höchste Interesse abzugewinnen an der Maschinerie, um uns so auszudrücken, unter welcher und mit welcher Kopp sein Geschichtswerk fertigt; wir sehen, von der Hand des Biographen geleitet, in das lebendige Getriebe hinein, und wir kommen dabei, was einen Reiz bietet, den wir noch in keiner Biographie gefunden — mit einer Reihe von Gelehrten, welche mit Kopp in Verbindung gestanden, vom dritten bis ins siebente Dezennium in Contact.



F. I. Schiffmann's Verlag, Luzern. J. Ganz, Phot. Zürich

Joseph Eutych Kopp

als

Professor, Dichter, Staatsmann

und

Historiker,

dargestellt

von

Alois Lütolf.

Mit Beilagen.

.......vitam impendere vero!

Lucern.

Franz Joseph Schiffmann's Buchhandlung.

1868.

Druck von B. Schwendimann in Solothurn.

Vorwort.

Wer den Alten dankbar ist für jede Zeile, die sie uns über große Männer hinterlassen, billigt damit zugleich jenen Anspruch, den alle hervorragenden und in ungewöhnlichem Maße verdienstvollen Persönlichkeiten, die aus dem Strome der Zeiten auftauchend über das gewöhnliche Niveau sich erheben, auf Erhaltung ihres Andenkens haben. Und ist in Wahrheit die Geschichte jene erhabene Lehrerin, wofür man sie preist, so verdient gewiß eine Biographie Derjenige, welcher die historische Forschung seiner Heimat, epochemachend, ein Meister im besten Sinne, auf neue Bahnen lenkte und den Schleier der Vergangenheit lüftend, die reine, unentstellte Wahrheit schauen ließ.

Die Geschichtforschung hat ihre Grenzen und sie wird auch, sowohl in den Theilen wie im Ganzen, ihr goldenes Zeitalter haben, muß einmal eine Höhe gewinnen, über die sie nimmer hinaus kann. Wohl jetzt schon mögen einzelne Partien derselben im Zenith stehen, wo die Untersuchungsacten erschöpft und geschlossen sind, wo ein Urtheil sich bilden muß, dem allgemeine Anerkennung nicht versagt werden darf, selbst wenn es auch nur in das negative Resultat hinausliefe, daß sich in diesem und jenem Puncte unmöglich mehr etwas Gewisses und Festes herstellen lasse. Immerhin hört dann die Forschung auf und das Wissen ist an ihre Stelle getreten.

Dahin kömmt es nun zunächst mit jenen einzelnen Perioden der Vergangenheit, wo ein Forscher, allen Anforderungen gewachsen, sich auf ein Gebiet beschränkt, das er gründlich durchzuarbeiten wirklich im Stande ist, etwa wie der jüngere Droysen es mit seiner Untersuchung über Magdeburgs Eroberung gehalten hat.

Daß der Wissenschaft der Geschichte nur durch solche weise Beschränkung wahrhaft gedient und ein so oft zu wenig gewürdigter Vorschub geleistet sei, indem ihr auf diese Weise, höchst mühvoll zwar, aber sicher aufgeholfen wird: das hat man so recht erst in der neuern Zeit begriffen und — einer der Ersten, unser Kopp.

Er hat es verstanden, „im kleinsten Punct die größte Kraft zu sammeln," er hat (um mit J. P. Richter zu sprechen) „das Vollglück in der Beschränkung" gefunden.

Dadurch gerade ist er groß geworden und ein Meister. Und weil auf seinen Anstoß hin an die Stelle der fingirten Geschichte, wenigstens was die eidgenössischen Bünde belangt, nun die wirkliche getreten ist, gehört er selbst auch der Geschichte an und zwar in einer Weise, daß er Anspruch hat auf ein Denkmal. Wenn aber ein solches so hergestellt werden kann, daß, zumal für Jene, die als Lehrer und Historiker gleiche Bahnen wandeln möchten und dann für alle geistig strebsame Jugend überhaupt sein Beispiel lehrsam und ermunternd wirke, darf der Biograph seine Aufgabe nicht verkennen, selbst auf die Gefahr hin, daß er dem einen oder andern zu weitschweifig erscheinen möchte.

Zu diesem gemeinnützigen Zwecke, dem wir zu dienen hoffen, tritt dann aber noch insbesondere das Interesse des Herzens, das seine Lust daran findet, einem geliebten, dazu vom Glanz des Verdienstes und Ruhmes umstrahlten Lehrer ein Denkmal zu weihen, ein Interesse, welches nicht Wenige mit uns theilen.

So schrieb uns am 1. December 1866 eine gewichtige Autorität: „Es konnte mir nichts größere Freude machen, als die Nachricht, daß Sie den Entschluß gefaßt, unserm seligen Meister und Freunde Kopp einen wohlverdienten und gewiß treuen und warmen Nachruf zu widmen. — Er hat Bahn gebrochen und Schule gemacht, dieses Verdienst wird man ihm nimmermehr rauben können."

Zwar ist dieses Unterfangen kein so leichtes, so daß selbst einer der vertrautern Freunde und Schüler des Verewigten in seinem Nekrologe sagte: er traue „sich keineswegs zu, dieses großartige Leben allseitig, vollständig und treffend genug zu zeichnen."

Wir auch nicht.

Allein nachdem uns einmal gemäß dem ausdrücklichen Wunsche

des verehrten Lehrers, der dabei an nichts weniger als an eine Lebensbeschreibung dachte, die Obsorge seines handschriftlichen Nachlasses anvertraut war, da erkannten wir bald, was sich daraus machen lasse, und hätten es für Unrecht gehalten, dieses Capital nicht zu verwerthen, Unrecht Jenen gegenüber, die nach uns einst eine Geschichte der historischen Forschung, da sie von jahrhundertlangem Schlaf aufwachte, zu besitzen wünschen; Unrecht an allen edlen jungen Männern, die den Werth tüchtiger Vorbilder fühlen und sie aufsuchen; Unrecht endlich an dem Verewigten selber, der so schön und muthvoll vorangegangen ist.

Diese Arbeit wollte aber in verhältnißmäßig ganz kurzer Frist, ohne Benachtheilung der eigentlichen Berufsgeschäfte, abgeschlossen werden und hat zudem im Laufe der Entwicklung mehr Schwierigkeiten enthüllt, als sie anfangs zu bieten schien; schließlich dann brachten es die Umstände noch mit sich, daß der Druck nicht nur in eine Zeit fiel, wo unser ohnehin Beschäftigung vollauf wartet, sondern er sollte auch in ziemlicher Hast ausgeführt sein: nichts desto weniger war uns diese Mühe aus mehrfachen Gründen nur angenehm und gerne haben wir, um einem Ausdruck Böhmers zu folgen, den Kranz auf das Grab Desjenigen gelegt, der ihn im Leben nur unwillig getragen haben würde. Dazu geben wir uns der Hoffnung hin, der Verewigte selbst würde gegen die Treue unserer Auffassung und Darstellung nichts Erhebliches einzuwenden finden.

Nicht wohlfeilen Kaufs hat er seine Stellung erschwungen und das schöne Prädicat eines Vindex veritatis, womit ihn Böhmer wiederholt geschmückt hat, verdient, sondern nur nach langjähriger Verkennung, mit saurem Schweiße, vielen Verdrießlichkeiten und Kummer. Wie lange mußte er so zu sagen am eigenen Mund das Brod ersparen, um „die Incunabeln des habsburgischen Hauses von Verunglimpfungen" befreien zu können. Auch das fand Böhmer merkwürdig, „daß aus dem Habsburg so nahen Bero-Münster der Vindex veritatis für Rudolf kommen mußte."

Wie die Erzählung, so sollten auch die Belege unseres Buches ein dem Lebensgange des Mannes entsprechendes Ganze bilden, um dem Leser wenn möglich noch einen deutlichern Begriff zu

geben von den Mühsalen jener Forschungen und um den Beweis zu leisten, daß wir nirgends zu viel behauptet haben. Aber auch Belehrendes und Anregendes mag noch mancher Jüngere in diesen Beilagen finden.

Allen Denjenigen, die uns so freundlich und zuvorkommend Briefe des Seligen zur Benutzung mitgetheilt haben, bekennen wir uns zu herzlichem Danke verpflichtet. Wir haben uns erlaubt, ihre werthen Namen je am betreffenden Orte unter den Beilagen dankbar zu nennen. Sie haben das lohnende Bewußtsein, über das Grab hinaus treue Freundschaft ausgeübt zu haben und hat ja nicht auch schon Böhmer erklärt: für Kopp zu arbeiten sei „Freude und Lohn."

Solothurn, am Feste des heiligen Leander, des Erzbischofs von Sevilla, 1868.

Der Verfasser.

Inhalt.

schichte noch Geschichte der Eidgenossen schreiben, sondern Geschichte der eidgenössischen Bünde. Nähere Beleuchtung dieses Planes: S. 131—134. — Ferienreise. Irriges Datum. Veranlassung zur Herausgabe des ersten Urkundenbändchens. Die höhere Auffassung der Geschichte im Vorworte. Stimmen über die Bedeutung dieser Urkundensammlung: S. 134—136. — Kopp's edle Motive. Eine patriotische Predigt: S. 137—139. — Kopp als Autodidakt. Erste wissenschaftliche Reise in's Ausland. Die in München benützten Werke. Schmeller. Die stete Sorge um die Seinen. Kopp in Wien. Nuntius Ostini. Chmel und Lichnowsky. Arbeiten. Anton Passy. Heimreise über Salzburg und München. Er feiert den Jahrestag seiner Hochzeit mit schweizerischen Studirenden. Das Ausgabenverzeichniß. Wahrheit über Alles: S. 139—142.— Die ersten Angriffe auf Kopp's Resultate. Er geht der Polemik aus dem Wege. Urtheile von Leo und Wurstemberger. G. Waitz. Döllinger: S. 142—146.

IV. Besuch von Pertz und Böhmer. Ein seltener Freund. Der Doppelgänger. Wie hoch Böhmer Kopp's Theilnahme angeschlagen habe. Rücksicht bei Herausgabe seiner Regesten. Wie dieß Kopp erwiedert. Ihr gemeinschaftliches Band. Art und Weise, sich zu corrigiren. Eigenheiten. Scherze. Kopp auf den Germanistentag erwartet. Der Neujahrs- und Geburtstag. Das Glück dieser Freundschaft. Büchergeschenke: S. 146—153. Böhmers Lob für das Urkundenbändchen. Hormayr's Kritik, von Kopp widerlegt. Ueber Heusler's Aufsatz. Bekanntschaften vermittelt: S. 153—156. — Schmeller über Kopp's Methode. Die Episode der Tellsage. Ideler. Häusser. Orelli über den Hünenberg. Kopp und Heusler als gute Freunde: S. 156—158. — Ueber das Wesen der Landgrafschaft, Twing und Bann, Vogtei. Die Collaturen in Schwiz gehörten an Habsburg. Reichsvogtei. Ueber die Urkunde vom 11. August 1275. Die Grafschaftsgerichte. Landtag: S. 158—161.

V. Kopp soll für das Werk von Heeren und Ukert die Schweizergeschichte schreiben, wobei Antistes Hurter unterhandelt. Gegen Solche, die sich für Alles tüchtig glauben. Die christliche und historiographische Gewissenhaftigkeit. Für Perthes. Das anerbotene Honorar. Kopp hält an seinem Ziele fest. Entdeckung des österreichischen Urbars. Die Chronik des Melchior Ruß. Hisely: S. 162—164. — Bearbeitung der eidgenössischen Abschiede. Böhmer über die Abschiede. Zellwegers Ergänzungen. Zufriedenheit der Tagsatzung. Kopp erklärt sich über Einzelheiten und wünscht ein Urkundenbuch der Eidgenossenschaft: S. 164—168. — Ueber sein Hauptwerk. „Die Gründlichkeit ein schwerfälliges Ding." Der erste Guß des Werkes. Hisely's Essai. Zellweger. P. U. Winistörfer. Vorzüge seines Werkes. Zögerung: S. 168—172.

VI. Republicanische Gesinnung im Bunde mit Humanität. Die Stellung über den Parteien. Zeitungsartikel. Die cynische lieblose Sprache der Tagesblätter gegenüber dem Adel des Johannes Müller. „Der Helden Todtenfeier." „Der Heimatlose", gegen Müller Friedberg. Professor Brandstätter in Schutz genommen. Bock's und Henne's Einsendungen: S. 173 bis 176. — Kopp wird Mitglied des Großen Rathes. Das Buch der Frau Professorin für den Staatsmann. Ein treffliches Referat an die Tagsatzung. Ueber Verfassungsgeschichte der Schweiz: S. 176—179. — Ueber Volksfeste. Die Verfassungsfragen von 1829—1831. Die Zwietracht bedauert. Das Institut des Rathsrichters rechtshistorisch beleuchtet. „Was soll aus der Bürgerschaft der Stadt Lucern werden?" Die Geschichtforschung zieht von der Politik ab. Eine Broschüre. Wurstemberger für Einsiedeln: S. 179 bis 182. — Kopp wird 1841 Verfassungsrath. Schenkel über die reine Demokratie. Dann Regierungsrath und Erziehungsrathspräsident. Reden in Ufikon, Ballwil, Zell, Münster. Rückkehr des Nuntius nach Lucern: S. 182—186. — Kopp wider die Einführung der Jesuiten. Wurstemberger.

stellbar sei. Böhmer's Urtheil. Was Aehnliches bei Franzosen und Italienern geschehen. Nicolini. Der Gedanke zur Rudolfinischen Trilogie: S. 292 bis 296 — Die Dramen „König Rudolf" und „Gründung von Beromünster." Absicht des Dichters. Verdienste der alten Gotteshäuser um die Cultur. Ueber den Rudolf. Was der Aufführung in Wien und München entgegenstand. Der historische Werth dieser Dramen. Urkundenmann und Poet in einer Person. Böhmer über die Trilogie. Das Wahrheitsdrama. Worte des sterbenden Rudolf. Erfolg. Johannes Secundus. Adalbert Stifter: S. 296—303.

III. Aeußerung des Unmuthes. Entschluß zu einer historischen Zeitschrift, um vor Lebensschluß die wichtigern Partien noch selber herausgeben zu können. Ein historisches Kränzchen. Die Geschichtsblätter. Julius Ficker. Reise nach Wien über Frankfurt, Dresden, Prag: S. 303—308. — Böhmer über Kopp's Talent, Urkunden zu erläutern. Böhmer's Interesse und Verdienste für schweizerische Geschichtforschung. Trouillat. Ueber die Geschichtsblätter. Heinrich VII. Die Fortsetzung in Frage gestellt: S. 308—311.

IV. Joseph Feil. Kopp erhält einen Ruf nach Wien. Graf Leo von Thun. Sectionsrath Mozart. Erwägungen. Das Drama „König Rudolf" dazwischen. Wie Stücke auf die Bühnen kommen. Die Journalistik. Ovation. Unterhandlungen für einen Ruf nach Bern: S. 312—318.

V. Ueber das neunte Buch (Heinrich VII.). Stälin. Die Habsburgischen Grafenregesten. Der Schatz urkundlicher Forschung. Das zehnte Buch. Die Fortsetzung neuerdings in Frage. Verstimmungen. Die „Geschichtsmühle" soll aufhören: S. 318—326.

VI. Glückliche Wendung. Der Wendekind'sche Preis u. Böhmers Edelsinn. Oesterreich's Ehrenschuld anerkannt und getilgt. Rührung und Dankgefühl. Unabhängige Gesinnung. Böhmer über das Geschehene: S. 327—332. — Die Geschichtsblätter gehen ein. Werth derselben. Mitarbeiter. Anfechtung. Besuche von Gelehrten. Nochmals Böhmer über die Geschichtsblätter. Sie gaben viel zu thun: S. 332—338.

VII. Die Fortsetzung. Raynald zu dürftig an Nachrichten für das Reich. Wie der Druck möglich ward. Recensionen: Wegele; Waitz; J. Grimm. Besuch vom Grafen Leo von Thun. Ehrenmedaille. Gehaltzulage. Böhmer über die Romfahrt: S. 338—342. — Neue dramatische Versuche. Stimmen darüber. „Allgemeine Müdigkeit." Anlauf zum fünften Buche. Böhmer und Feil für die Reise nach Rom. Ergebniß derselben. An P. Gall Morel. Die Historiker in München: S. 342—346.

VIII. Zu spät! Niederbeugende Todtfälle. Druck des dritten Bändchens dramatische Gedichte. Gesteigertes Gemüthsleben. Neuer, vergeblicher Anlauf zum fünften Buche. Das Buch über König Adolf. Böhmer's Ermunterung, das fünfte Buch zu schreiben. Moriz v. Stürler's Theilnahme: S. 347—352. — Die Reimchronik, unsichere Quelle. Bemerkungen über den Adolf. Rudolf „im Sommerkleidchen." Die Klingenberger Chronik. Wieder für Rudolf. Böhmer schwer erkrankt. Testament. Die Rückwirkung auf Kopp. Er erhält von Basel das Diplom eines Doctor honoris causa. Archivar Dr. Krütli: S. 352—355. — Freude über Böhmer's Genesung. Rechenschaft über weitere Arbeiten. König Albrecht vollendet. Feil erkrankt; neuer Edelmuth. Die Ergebung Feil's. Prof. Albert Jäger. Andreas v. Meiller. Th. G. v. Karajan. Feil's Abschied und Tod: S. 355—361. — Auch Wurstemberger vollendet und ruht im Rosengarten. Böhmer über Mörikofers schweiz. Litteraturgeschichte. Kopp's Ermüdung. Der Brief an Böhmer. Böhmer stirbt. S. 361—365.

IX. Kopp nach Böhmer's Hintritt. Recensionen. Freude über den Albrecht. Dr. E. Manuel. Kopp's Anregungen. Dr. Blumer: S. 365 bis 368. — Anerkennungen. Historische Winke. Anregungen zu einer Schweizer-

Berichtigungen.

Die erste Woche des verflossenen Octobers war bereits vorüber, als der Druck dieses auf (mehr oder weniger) 35 Bogen berechneten Buches begann. Man wünschte, daß er noch vor dem Neujahre abgeschlossen sei und so wurde denn anfangs sehr rasch gedruckt. Es zeigte sich aber doch, daß es unmöglich sei, bis zu dem gewünschten Ziele fertig zu werden, weßhalb dann, wenigstens für die Schweiz, die Ausgabe in Lieferungen beliebte. Obwohl der Druck nun gerade in die ungünstigste Jahreszeit fiel und in die Monate, wo ohnehin der Verfasser bedeutend in Anspruch genommen ist und obwohl der Buchdrucker zum voraus bemerkte, daß er kaum bei solcher Eile für fehlerfreien Druck garantiren könne, haben wir uns doch, schon in Anbetracht der politischen Constellationen, zu dieser raschen Ausführung bequemt. Im Drange der Zeit unterließen wir's, die rein gedruckten Bogen zu durchmustern; es mangelte uns die Muße dazu. — Nun wären freilich mehrere Versehen zu notiren, doch meistens nur solche, welche der geneigte Leser auf den ersten Blick entdeckt und selbst zu berichtigen im Stande ist, so wenn leicht zu verwechselnde Buchstaben, wie o und e für a, n für u oder m, d für t, i für y, ß für s, f für ſ, zu corrigiren sind; oder wenn es eine Verstellung betrifft (ei für ie) oder Verdoppelungen (ff für f) u. dgl. Leicht ist es auch, an ein paar Stellen das Sie und Ihnen zu erkennen, oder Buchstaben zu ergänzen, wo sie ausgefallen sind; denn die Presse ist, scheint es, auch hierin eine fast unbezwingbare Macht. In Thukydides wurde das y aus Mißverständniß zum i. So mögen denn hier nur noch jene sinnstörenden Fehler angezeigt werden, die ohne Nachhülfe nicht so leicht verbessert werden könnten

Seite 21, Zeile 8 von oben lies Laërtius. S. 36, Z. 12 v. o. lies Spitzfindigkeit. S. 42, Z. 17 v. o. lies der zwei Rhetoriken. S. 45, Z. 11 v. o. lies zugängig statt durchgängig. S. 47, Z. 3 von unten lies Beweise statt Weise. S. 48, Z. 4 v. oben lies vorhanden statt vorhan=. S. 49, Z. 4 von u. lies Lucern. S. 51, Z. 4 v. o. lies Feinheiten statt Freiheiten. S. 52, Z. 5 v. o. lies der Brutus von... S. 55, Z. 9 v. o. lies geben statt gehen. S. 62, Z. 5 v. u. ergänze: mich hervorzuthun S. 80, Z. 11 v. u. lies Freund statt Freunde. S. 91, Z. 6 v. u. lies ἡμετερόν statt ἡμέτερόν. S. 97, Z. 11 v. u. lies Versuche. S. 104, Z. 1 v. u. lies seiner. S. 113, Z. 8 v. u. lies 1832 statt 1531. S. 114, Z. 7 v. u. lies Franz statt Alois. S. 127, Z. 6 v. u. lies Ihnen. S. 137, Z. 9 v. u. lies die statt der. S. 162, Z. 12 v. o. streiche: am. S. 178, Z 6 v o. nach ihnen ist ein ; zu setzen. S. 179, Z. 11 v. oben lies Vierwaldstätter=Bundes. S. 190, Z. 6 v. u. lies von Schultheß=Rechberg. S. 212, Z. 11 v. o. lies Venez nous donner... S. 238, Z. 10 v. o. lies Rudolf statt Adolf. S. 283, Z. 8 v. u. lies 1849 statt 1859. S. 335 lies Beilage 65 statt 66. S. 408, Anm. 1, lies IV. statt VI. S. 445, Z. 16 v. o. lies Sprachen statt Sprache. S. 481, Z. 13 v. u. lies attulisse statt adulisse. S. 576, Z. 5 v. u. lies 328 statt 428. S. 581, Z. 13 v. u. lies 1858 statt 1853. S. 585, in der Copie des Diplom's wolle der geneigte Leser einige Querstriche, die sich eingeschlichen, wegdenken. S. 592, Z. 10 v. u. lies zu statt zum. S. 592, Z. 5 v u. lies im statt am.

Schließlich machen wir noch aufmerksam auf Janssen, Böhmer III, 67, 136, 181, 215 und Heidelberger Jahrbücher, 1855, Juliheft.

Erstes Buch.

„Ich bin gesund,
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann
Und so macht wieder mich mein Fleiß gesund."
Kopp, aus Göthes Torquato Tasso.

I.

In die Geschichte der Grafen von Lenzburg im Aargau ist eine trauerschöne Sage verflochten. Wenn die edlen Herren etwa auf die Jagd auszogen von ihrer Burg, am Staufberg vorbei, so erreichten sie bald ein Flüßchen, das, mit der Sur vermischt, unterhalb Aarau die Aare speist. Verfolgten sie aufwärts den Lauf des kleinen Wassers, so empfing sie ein fruchtbares Thalgelände, in welches hinauf, bis nach Pfäffikon, schon die Römer vorgedrungen waren und Bauten aufgeführt hatten. Von hier an führte das Flüßchen, die Winon, durch einen mehr als 2000′ über Meer liegenden meist waldbedeckten Boden, den von drei Seiten Höhen umschließen. Aber nicht mehr weit und der Wanderer steht an der Winonquelle. Der Nymphe, deren Schutz das vorchristliche Alterthum den Bach vertraute, hat das Volk ein treues Andenken bewahrt. Als Winholzjungfrau hütete sie bis an unsere Tage heran, verborgne Schätze, den goldnen Schlüssel stets an der Seite tragend.

Einst ging in diesem Walde der muthige Sohn des Grafen Bero v. Lenzburg jagen, verirrte, gerieth mit einem Bären in Kampf, dem er zwar tödtliche Wunden beibrachte, aber um den theuern Preis des eigenen Lebens. Man fand seine Leiche auf dem blutgetränkten Winongrund und quer über sie war das Unthier hingesunken, auf der gleichen Stelle, wo nun der Hochaltar von St. Michaels Tempel sich erhebt, den der tiefgebeugte Vater Bero zum Andenken bauen ließ, in Kreuzesform, wie man die Todten angetroffen hatte. Und damit fortan von dieser Stätte das Lob Gottes täglich zum Himmel steige, gründete Bero für 24 Chor-

herren eine Stift, einfach Bero-Münster genannt. Dieß die Sage. Es ist nur Vermuthung, wenn dieser Anfang in das Jahr 720 verlegt wurde, denn gewisse Fingerzeige weisen nicht über die Mitte des zehnten Jahrhunderts hinaus. [1])

Um das Münster erstand allmählig ein Dorf, das sich später zum Flecken erweiterte, der 1415 durch Eroberung von Habsburg, welches in das Lenzburgische Erbe eingetreten, an Lucern überging.

Hier ward 1793, den 25. April, also am gleichen Tage, da die Kirche das Andenken des heil. Marcus, dieses treuen Historiographen des Erlösers, ehrt, der Geschichtschreiber der eidgenössischen Bünde geboren, Joseph Eutychius Kopp.

Am Bärengraben, den man mit der Gründungssage in Verbindung gebracht, steht, nahe der St. Michaelskirche das Häuschen noch, das seine Aeltern lange bewohnt haben. Wie hätte Johannes Müller, als er 1785 durch Beromünster reiste und den Ort durch nichts merkwürdig fand, [2]) als durch das hohe Alter der Stiftung, auch nur ahnen können, daß eben hier ein Mann aufstehen sollte, der gerade für ihn merkwürdig genug geworden ist.

Der Vater, Karl Martin, war schon 55, die Mutter, Anna Maria Ineichen, 44 Jahre alt, als sie nun ihr sechstes Kind umarmten, ihren Benjamin.

Diese braven Leute führten den Beweis, daß zu Frohsinn und Zufriedenheit Reichthum nicht unbedingt gehöre, wenn nur Gottesfurcht nicht fehle und Liebe zur Arbeit, dazu gesundes Blut. Und Anlagen für tüchtigen Mutterwitz, wie sie der Vater besaß, sind dabei auch nicht zu verachten. Seine guten Einfälle blieben noch lange in Erinnerung. So baute die schlichte genügsame Familie im Frieden mit Gott und Menschen ihr kleines Gelände, während der Vater, so lang es ging, zugleich den Botendienst nach Sursee versah. Das Brod, das der älteste Sohn, Vital, frühzeitig als Sacristan der Stiftskirche gewann, erleichterte den guten Aeltern die alten Tage. Sie starben beide bei ihm, der Vater, 82 Jahre alt, am 18. Mai 1820, die Mutter am 21. December 1826. „Meine Mutter — erzählte Professor Kopp 1833

[1]) Vergl. J. E. Kopp, Dramatische Gedichte. Erstes Bändch. S. VII—XVI.

[2]) Johannes v. Müller, Sämmtliche Werke. Tübingen. 1810. V. 153.

einem Freunde, — entbehrte sechs Jahre lang des Augenlichtes, bis sie im 77. Lebensjahre zum Urquell des Lichtes hinüberging." Sie war, nach zuverlässigem Zeugnisse, eine sanfte, innig religiöse Frau, die ihre Mühsale und endlich die langdauernde Blindheit in frommer Gottergebung, im treuesten „sile deo — sei still, wenn Gott dich prüft!" — ertrug. Dieses edelsanfte stille Wesen lebte ganz in ihrem jüngsten Sohne fort. Es lebte fort überhaupt in den fünf Kindern, die aufwuchsen, der Aeltern einfache fromme Sitte, ihr gerader Sinn, ihre geistig und leiblich kernhafte Natur. Ein Sohn, Karl, verlor 1812 im Feldzug nach Rußland das Leben, die einzige Tochter, Elisabeth, schied 1836 hinüber; Vital und Jakob hingegen erfreuen sich zur Stunde noch, beide schon über die Achtzig hinaus, in kräftiger Gesundheit des Lebens.

Das ist der Familienkreis, wo in empfänglicher Seele Joseph Eutych seine ersten unvertilgbaren, charaktergestaltenden Eindrücke erhielt, die Grundlagen einer so liebenswürdigen, ausdauernden Einfachheit, Bescheidenheit und Geisteskraft, eines freien, gerechten, biedern Sinnes, den attisches Salz durchwürzte.

Die Vorsehung hat ihm nicht allein in der rechten Familie, sondern auch am rechten Orte seine Wiege hingestellt. Das wußte Kopp wohl und hatte darum auch sein Beromünster immer so lieb. In seinem Drama, wo er die tragische Gründungssage der Heimath dargestellt, gab er dieser Liebe bleibenden Ausdruck, denn so will der Dichter es aufgefaßt wissen, wenn sein Graf Bero v. Lenzburg die Worte spricht:

„Das Glück, das ich verscheucht von meiner Schwelle,
Hier bann' als Erb' ich einem guten Volke."

Es war ihm ein freudiger Anlaß bei der Installirung des Stiftpropstes Widmer auf die Geschichte der Stift einen Blick zu werfen und als Regierungsrath von dem Propsten Bernhard Göldlin von Tiefenau dankbar zu melden: „Er war mein und der Meinigen besonderer Wohlthäter, er lebt in unvergeßlichem Andenken bei Allen, die seine anspruchlose Güte, seinen milden Ernst, sein liebevolles Walten gesehen und erfahren haben." Der früh so hoffnungsvoll entwickelte Knabe wäre vielleicht niemals Musensohn geworden, wenn er nicht gerade in Münster, das heißt an einem Orte, wo es eine Lateinschule gab, das Licht der Welt

erblickt hätte. So aber kam auch ihm Bero's uraltes Erbe zu gut und wurde kaum je besser angewendet. Wie manches schöne Talent für Musik oder Wissenschaft wäre in diesem entlegenen Winkel nie zur Entfaltung gelangt, ohne diese alte, ehrwürdige Schule einer Stift, die mit Stolz auf ihre Sänger, Gelehrten, und Staatsmänner, Rudolf v. Liebegge,[1]) Heinrich Gundelfingen, Meister Gerung, Elias v. Lauffen, Jost v. Silinon,[2]) und andere Namen von gutem Klang hinweisen kann.

Die ersten Sieben der fröhlichen, unbeengten Kinderzeit waren zurückgelegt und ein neues Jahrhundert war auch schon ein paar Monate alt, als für Joseph Eutych beim Großvater des Componisten Theodor Staufer die Elementarschule begann und damit der erste öffentliche Anlaß, ein schönes Talent, wenn auch schüchtern, an den Tag zu legen. Der Philosoph Dr. Troxler hielt diese Schule unter Staufer und Kurz für die beste ihrer Art im Cantone. Zwei Jahre bloß und der Knabe ist schon gereift für die (nun mit Recht zum Progymnasium erweiterte) Lateinschule an der Stift und studirt von 1802 an unter Schulherr Michael Herzog nach der von einem Münsterer verfaßten langgelittenen „Einsiedler-Grammatik" die Sprache Ciceros. „Ich weinte bitterlich, als man mir zum erstenmal die lateinische Sprachlehre in die Hände gab," erzählte er einmal und dennoch galt von ihm auch ganz besonders das Wort: **Pueris debetur maxima reverentia!** Dieses Axiom der alten Pädagogik lernt man erst recht verstehen beim Rückblick auf die Jugendzeit großer Männer. Nun die Lateinclassen in Beromünster sind 1806 glänzend überstanden. Allein wo jetzt die Mittel hernehmen, um anderswo das so schön Begonnene fortzusetzen? Ein kleines Stipendium von 50 Gulden, das die Stift in Aussicht stellt, reicht ja lange nicht aus. Will der fähige Knabe weiter studiren, so muß er sofort schon tüchtig sein für einen kühnen Entschluß, er muß es wagen, mit mühseligem Unterrichten in der Stadt sein liebes Brod zu verdienen. Da bekam es ihm freilich wohl, daß er früh im väterlichen Hause die goldeswerthe Kunst erlernt hatte,

[1]) Pater Gall Morel hat ihm ein Denkmal gestiftet im Geschichtsfreund. XXI. 122. Einsiedeln, 1866.

[2]) Geschichtsfreund XV. 143.

das Wenige mit seelenfroher Stimmung zu genießen und Vieles — zu entbehren, ganz wie der weise Apostel an seine Christen in Philippi schrieb: „Ich habe gelernt, mit dem, was ich habe, mich zu begnügen." Das war für ihn ein unschätzbares Capital, das stählte seine Kraft, das machte, daß man ihm jetzt, wie dem alten Römer, nachrufen darf:

„Abstinuit multum, sudavit et alsit."

Sein Studienaufenthalt in Lucern begann im Herbste 1806. Josef Anton Salzmann, der 1828 auf den Hirtenstuhl der reorganisirten Diöcese Basel erhoben wurde, war nun in der „zweiten Syntax" oder fünften Gymnasialclasse sein Professor.

Die Anforderungen, welche man einst an einen guten Schüler stellte:

Sero puer noti subeat sibi lintea lecti,
Illaque sollicitus deserat ante diem:
Hinc oret, legat, addiscat, canat, utile tractet
Et studii curis absque peritus erit/[1])

diese Anforderungen, wenn man canat mit: Freude zur Dichtung und curis absque mit: Leichtigkeit im Lernen und Lust im Unterrichten übersetzt, wurden durch Kopp vollständig erfüllt. Der Augenzeuge seiner Anstrengung, Alois Röthelin, nun der Stift Beromünster würdiger Vorstand und Kopp's ältester Studienfreund, hat uns versichert: „Er hatte einen ununterbrochenen Fleiß. Ich war beim Ziegler Stübi im Hof zu Lucern (1807—1810) sein Kostkamerad und sah ihn Tag und Nacht studiren, nebstdem noch alle deutschen Classiker lesen, den Wieland in einem Zuge fort." Wieland war damals in Lucern der Liebling von Studirenden und Professoren, aus ihm wollte Kopp sich den reinen deutschen Styl aneignen, durch ihn wurde er für das classische Studium begeistert.

Mit Fleiß und Talent war reine liebenswürdige Sitte verbunden, wiederum ganz nach dem alten Spruche: „Gut erzogen, hat niemals gelogen." Das war das Geheimniß, durch welches der arme, aber gewissenhafte Jüngling stets mit Ehren bestand. Im Großen und im Kleinen ist so oft die Noth zur Pflegerin junger Kraft bestimmt.

---

[1]) Aus dem Büchlein Thesaurus Proverbialium von Buchler, (Cöln, 1613) welches einst Professor Lottenbach gehörte.

Am Schlusse des ersten, in Lucern verlebten Schuljahres, stand Kopp ehrenhaft im Katologe da. Er hatte unter 27 Mitschülern in allen Hauptfächern die erste Note („progressu insigni“) und in der Arithmetik den zweiten Preis errungen. Die Classenbenennung und der ganze Lehrgang mahnten noch an die frühern Jesuitenschulen, obschon das Jahr 1799 auch an dieser Ueberlieferung so stark gerüttelt hat, daß Dr. Troxler darüber noch 1823 eine Zornesschale goß. „Vom Griechischen war bis jetzt kaum die Rede gewesen. Auch das Latein, fand man nun, nütze nicht viel. Realkenntnisse seien vorzuziehen; jetzt, da Alles Bürger und frei und gleich sei, müsse bürgerliche Bildung die Hauptsache sein. Das Ding leuchtete sehr ein und ward so glücklich ausgeführt, daß die lateinische Sprache, auf die Seite geschoben, nur zu einem Nebenfach gemacht wurde, das nach Belieben besucht werden konnte; an die Stelle der Humaniora traten nun die Fische und Vögel, für den Katechismus gab's eine Anleitung zum sittlichen Betragen, statt Decliniren und Conjugiren unterhaltende Merkwürdigkeiten und für das Carmen und die Orationen die helvetische Constitution in Fragen und Antworten.“ [1])

Als Kopp in die „zweite Syntax“ kam, war das großentheils schon wieder anders und so eben, 1806, ein neuer Schulplan eingeführt worden. Ein paar helle Köpfe waren durch die Jesuiten Franz Regis Krauer [2]) und Josef Ignaz Zimmermann, welchen Fiala [3]) treffend den Denis der katholischen Schweiz nennt, für classische Studien und Pflege der deutschen Muttersprache mit Lust erfüllt worden. F. Balthasar und M. Lutz priesen sie deshalb begeisterungsvoll. „Perge! vir clarissime. —“ ruft jener [4]) Zimmermann zu — „adolescentum ingenia tam

[1]) Dr. J. P. V. Troxler, Lucerns Gymnasium und Lyceum. Glarus 1823. S. 72. — Vrgl. Jos. Aebi, Kurze Geschichte der Lehranstalt Lucern. Räber 1856. S. 26. und derselbe Dr. J. P. V. Troxler. Ein Nekrolog. Lucern Räber. 1866. S. 3.

[2]) Vrgl. M. Lutz, Nekrolog denkw. Schweizer S. 99 über Krauer und S. 593 über J. Jg. Zimmermann. — Ferner, Josef Aebi, — l. c. S. 25 f.

[3]) Ueber „Urs Jos. Lüthy.“ Im Urkundio I. 128.

[4]) Museum virorum Lucernatum etc. p. 87, ff.

scriptis quam oris facundia, ad cultiores litteras perducere et efformare nec cura invidiam, si qua adest, cum virtus semper aemulos et umbram sectantes habeat; imo invidia virtute parta, gloria, non invidia putanda," schließt er sein Lob mit Cicero. Nach Zimmermanns Tod (1787) übernahm dessen Lehrstelle an der Rhetorik Professor Anton Lottenbach, der mit seinem Collegen L. Füglistaller den neuen revidirten Lehrplan geschaffen hatte. [1]) Zu ihm stieg Kopp im Herbste 1807 in die erste Rhetorik auf und fand für immer einen väterlichen Freund an ihm. Am Schlusse der beiden Curse von 1808 und 1809 steht Josef Eutych beidemal im Kataloge unter den Besten, wieder mit der ersten Note. Einen Preis bezog er nur im zweiten Jahre und zwar im Griechischen, seitdem er unter Lottenbach stand, sein Lieblingsfach. Leider war er damals immer kränklich. Im Schülerverzeichniß von 1808 steht bei ihm der Beisatz „morbo impeditus" und 1809 — im Todesjahre Johann von Müllers — ist er gar „diuturno morbo impeditus." Und unter solchen Umständen sollte er noch seinen Unterhalt mit Unterrichten erwerben! Die Fortschritte, die er trotz alledem machte, bewiesen hinlänglich seine reichen Geistesgaben und mußten den Lehrer für ihn gewinnen, um so mehr, als auch ein edler Charakter unwillkührlich sich verrieth.

„Kopp verfaßte einmal — erzählt Chorherr Rölly — in der Rhetorik einen deutschen Aufsatz, der den lauten Beifall des Professors erhielt. Von dieser Zeit an sorgte jener dafür, daß sein Lehrer ihn eines deutschen Aufsatzes wegen nie mehr Ursache zu loben hatte, er lieferte nie mehr eine gute Arbeit ab. Und wie als Knabe und Jüngling, blieb er das ganze Leben hindurch schüchtern, bescheiden und war allem Hervordrängen im Grunde der Seele abhold." [2]) So war Kopp in der That. Wenn aber dann der Lehrer mit seinem Blicke gewahrte, daß der Schüler ihn verstand, wie keiner sonst, ihn hochschätzte, wie keiner sonst,

---

[1]) A. Gügler, Oeffentl. Sendschreiben an Dr. J. P. V. Troxler, Lucern, Anich. 1823. S 37.

[2]) Chorherr, Rector und Professor Jg. Rölly, Nekrolog über Kopp in der Lucerner-Zeitung 1866 Nr. 299.

ohne daß er sich vorlaut nahte, sondern schüchtern und respectvoll sich eher ferne hielt, so mußte ein solches Benehmen siegreich Lottenbachs Herz erobern. Trat hinzu, daß Kopp ein Muster von ausdauerndem und geordnetem Fleiße, so ganz in die philologischen Lieblingsideen des Lehrers einging, so war Alles vorhanden, um das freundlichste Verhältniß zwischen beiden auszubilden. Das war von Folgen begleitet.

Gemäß dem von Füglistaller und Lottenbach gehobenen Lehrplane, waren Gymnasium und Realschule, bisher seit 1799 verschmolzen, wieder getrennt worden, um dadurch beiden, sowohl der bürgerlichen als gelehrten Bildung wohlzuwollen. Die classischen Sprachen und ihre Literatur kamen wieder zu Ehren und dem Griechischen besonders leistete Lottenbach Vorschub.

Auf diesem Boden des Classischen war es, wo er und Kopp in seltener Gediegenheit und Ausdauer zusammentrafen. Durch ihn lernte Kopp die Classiker kennen und lieben und statt in's Bierhaus zum Freienhof, ging er fast so oft als möglich in die benachbarte Professorenbibliothek, im sogeheißenen Xaverianischen Hause, um sich da aus den Bipontiner-Ausgaben einen alten Schriftsteller um den andern geben zu lassen, besonders die Griechen, denn Kopp war an der höhern Lehranstalt Lucerns bald „der Grieche *κατ' ἐξοχήν*." Damals ward am Lyceum die Sprache der Hellenen für Philosophen und Theologen gemeinsam docirt und jener bildete sich auf diesem Gebiete, während er das Lyceum besuchte, sein eigenes Fürstenthum, er war stets der erste und zwar mit Eminenz.[1]) Lottenbach überwachte und leitete seine classische Lectüre, wie seine freiübernommenen griechischen und lateinischen Aufsätze; der Schüler vergalt das Alles mit einem Herzen voll Dankbarkeit, die sich einmal sogar in einem griechischen Gedichte Ausdruck verschaffte. Hier sprechen wir mit Horaz: „Adeo sanctum est vetus omne poema" und theilen den poetischen Versuch von 1809 am Schlusse mit:[2]) „Perpauca pro plurimis" und „Domine! Ne intra cum servo tuo in

---

[1]) Lottenbachs Zeugniß. Beilage Nr. 1.

[2]) Beilage 2. Beilage 3 enthält noch ein zweites griechisches Poem.

judicium," leitete der junge Verfasser ein und fuhr dann in der Ansprache fort: „Die Erstlinge meiner jugendlichen Muse seien, Theuerster, Ihnen geweihet; kaum noch wagt sie es, die zarte Stimme zu erheben; indem sie wohl wußte, wie Vielen schon ihr erster Versuch mißglückte: Gleiches Schicksal könnte ihr auch werden. Fordern Sie also nicht zu viel und glauben Sie, daß die heilige Pflicht, die jedes Sinkenden Muth neu beleben soll, auch mir neue Stärke einflößte, Ihnen zu zeigen, wie schätzbar mir und meinen Schulbrüdern Sie sind und immer sein werden. **Quod igitur vires non valent, valeat voluntas."** Auch eine griechische Uebersetzung der 6. Horazischen Ode des 4. Buches hat sich aus jener Zeit erhalten. Doch, ob der Begeisterung für Latein und Griechisch, ward die Muttersprache nicht vernachlässigt; das beweist unter anderm das Gedicht:

An Landwehr.

Zeiten kommen, Zeiten schwinden,
Alles schwindet mit der Zeit;
Menschen suchen, Menschen finden
Selten ächte Seligkeit:

Tausend Kummer, tausend Sorgen
Halten sie im Suchen auf;
Jeder Abend, jeder Morgen
Zeiget den vergebnen Lauf.

Heil dem Manne, Heil dem Christen,
Der des Daseins Wonne kennt;
Zeiten sprechen, Zeiten preisen,
Wer mit Recht sich glücklich nennt:

Ohne Freundschaft, ohne Liebe,
Blühet nie der Menschen Glück;
Warme Treue, warme Triebe
Bannen jedes Mißgeschick.

Biedre Achtung, biedre Treue
Kennet keinen Wechsel-Ort;
Keine Trennung, keine Reue
Schmerzet uns, nicht hier, nicht dort:

Monden kommen, Monden eilen,
Unsre Freundschaft stehet stät.
Fürsten sammeln, Fürsten theilen,
Unser Band knüpft früh und spät.

Alle Trauer, alle Leiden,
Theilt des trauten Freundes Herz;
Sel'ge Tage, sel'ge Freuden,
Folgen auf den trüben Schmerz:

Kronen fallen, Kronen winken,
Wahre Lieb' ist immerdar;
Welten werden, Welten sinken,
Ewig ist der Freundschaft Jahr.

Dieser Johann Nepomuk Landwehr aus Thiengen, Großherzogthum Baden, war von 1807—1810 Kopp's Mitschüler und obwohl stets immer der schwächere, doch von ihm nicht zurückgestoßen, sondern vielmehr geduldig unterrichtet. Sie waren die besten Freunde und gerade Landwehr veranlaßte später einen Wendepunkt in seines Eutychius Lebensgang. Doch wir müssen

diesen zuerst an's Lyceum geleiten. Hier waren 1810 die Gemüther der Lehrer und Studirenden in voller Aufregung, weil die Anstalt mit dem Verluste der zwei gefeierten Professoren Gügler und Widmer bedroht war. Selbst dem ruhigen, eingezogenen Kopp blieb die Sache nicht gleichgültig, er dichtete ein nicht mehr vorhandenes „Lied" mit dem Zusatze: „Als man Lucerns blühendes Glück zu Grabe trug. Herr Gügler, Professor der Exegese und Pastoral wurde durch Cabalen entlassen. Widmer, Professor der Philosophie, wollte mit ihm sein Loos theilen. Da entstand dieß Gedicht. Im Christmonat 1810 war der allgemeine Aufruhr: endlich nach langem Hin- und Her-, Für- und Wider-Streiten behielt die gute Sache die Oberhand."

So dachte Studiosus Kopp über den Vorgang, an dem er, wie fast alle Mitstudirenden, aus ganzem Herzen Antheil nahm.

Uebrigens muß er in den drei Jahren 1809—1812 wieder recht sehr gelitten haben, so daß man ihn von den Schlußprüfungen dispensirte. Und ohnehin, mehr als die rein philosophischen und speculativ-theologischen Fächer, entsprachen seiner Individualität die philologischen Studien, die er nie mehr aussetzte, sondern von den alten auch auf die neuern Sprachen ausdehnte. Da er kein Geld hatte, um es für Lehrstunden auszugeben, sondern Stunden zu ertheilen genöthigt war, um dafür Geld einzunehmen, so mußte er auch das Französische, Italienische, Englische als Autodidact erlernen, und sobald als möglich wieder practisch verwenden. Er instruirte, bezeugt Propst Röthelin, nicht nur Studenten, sondern auch Private, die er Französisch lehrte, und besonders ältere Studirende im Griechischen, von denen einige tüchtige Philologen wurden, wie J. B. Herrsche von St. Gallen, später Professor in St. Gallen und Laufenburg und J. B. Brosi. [1]) In den Ferien lebte er ganz den Alten, und waren die aus der Professoren-Bibliothek geliehenen Classiker durchgelesen, so schob er nach dem Frühstück Brod und Aepfel in die Tasche, nahm die Bücher, lief vier Stunden weit von Münster nach Lucern, wo er

---

[1]) Ueber diesen vrgl. Urkundio I, 763. —

andere sich geben ließ, machte sogleich ganze Wendung und kehrte, ohne irgendwo ein Gasthaus zu betreten, nach Hause, wo er um 3 bis 4 Uhr anlangte, das aufgesparte Mittagsmahl aus dem Ofen herausnahm und froh genoß.

Er las aber die Alten nicht nur so oben hin, sondern verarbeitete sie. So hatte er aus jener Bibliothek nebst den Classikern, die in den Schulen erklärt wurden, den Apollodorus gelesen, den Diodorus Siculus (dessen elftes Buch er 1810 übersetzte), und selbst eine einläßlichere Bekanntschaft mit Dionys von Halikarnaß gemacht. Auch Lucian's Gespräche hatte er theilweise schon gelesen, Apollodorus mußte ihm den Sprachstoff bieten zu Compositionen, die er in dramatischer Form niederschrieb: „An Apollodorus verdiente ich meine Sporen, sagte er mehrmals.“ [1]) Ein an sich ganz einfacher Vorfall drängt uns eine Betrachtung auf.

Es gibt in jedem Menschenleben kleine, unscheinbare Ereignisse, auf die man weiter nicht achtet. Allein wer später einmal aufmerksam Heerschau darüber hält, wird sich oft gestehen müssen, wie durch solche anscheinend gleichgültige Zufälle eine ganze schöne Strecke Lebensbahn ihre Richtung empfing. Da staunt man dann, wie ob einer neuen Entdeckung, und lernt die Bedeutsamkeit des an und für sich Geringen erkennen. Wir finden es mit dem ganzen Verlaufe in folgerichtigem Zusammenhang; es ist, als ob diese kleinen Thatsachen als nothwendige Ringe absichtlich in die Kette gefügt worden seien; sie stellen sich als einzelne Gedanken dar, die einem wohldurchdachten Plane zu Grunde liegen, und doch sind es nicht die Gedanken des Individuums. Das hat Kopp selbst erkannt, als er einmal um diese Zeit in sein Memorandenbuch aus Göthe die Stelle enthob:

Das ewig Wirkende bewegt,
Uns unbegreiflich, dieses oder jenes,
Als wie von ungefähr, zu unserm Wohl,
Zum Rathe, zur Entscheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir an's Ziel.

---

[1]) Rölly, a. a. O.

So fühlte sich einmal auch Johannes Müller, anfänglich, wie Kopp, Studirender der Theologie, gedrungen, seinen Glauben an die unbekannten Wege der Vorsehung auszusprechen. [1])

Eutychius — hier **nomen et omen** — der sich schon frühe gern in Dialogen versuchte, hatte eben ein Todtengespräch zwischen Herodian und Diodorus Siculus griechisch abgefaßt, worin jeder seine Anschauung über die Geschichte darstellte und verfocht, als Landwehr, der bereits ein Jahr zu Freiburg im Breisgau studirt hatte, in den Frühlingsferien, wenn wir uns nicht täuschen, seinen Freund in Münster besuchte. Er mußte den Dialog anhören, und durfte ihn, da er's wünschte, sogar mit nach Hause nehmen, ohne daß er dabei etwas von seiner eigentlichen Absicht verlauten ließ. Stolz auf seinen Schweizerfreund zeigte Landwehr die Arbeit dem berühmten Professor Hug, dem großen Freund der Griechen, der seine **Memorabilia Socratis** von Xenophon immer in der Tasche bei sich trug, indem er ihm damit ein Vergnügen zu bereiten hoffte. Hug rief freudig aus: „Solch einen Griechen hab ich noch nie gehabt, er soll nach Freiburg kommen.“ Landwehr berichtete hernach dem überraschten Genossen den Erfolg, und ruhte nicht, bis Kopp im nächsten Herbst vor Hug erschien.

Der Professor pflegte während der Ferien in Umkirch bei Freiburg zu wohnen. Er nahm den schüchternen Lucerner, der ihn hier besuchte, gar freundlich auf, bewirthete ihn gastlich, und legte ihm endlich zur Prüfung einen alten Folianten vor, einen Plutarch. Es war im Garten, und außer Hug, hörte nur ein Fräulein zu. Kopp war noch reisemüd, befangen, die Typen im Buche etwas altmodisch und schwer leserlich, dessenungeachtet lief die Probe zur Befriedigung des Professors ab, der jedoch dem erstaunten Jüngling die Bemerkung machte: „Dieses Frauenzimmer kann aber doch noch besser Griechisch als Sie.“ Die Ueberraschung war eben so groß als pikant. Hug ermunterte ihn lebhaft: „Kommen Sie getrost nach Freiburg, wenn ich Ihnen vor der Hand auch nichts Bestimmtes verheißen kann — es ist unter mir noch Keiner zu Grunde gegangen.“

---

[1]) Johannes von Müller, Sämmtl. Werke. VI. S. 161.

Der philologische Gewinn, den Kopp in Freiburg unter seinem Gönner sich versprach, lockte, Lucern gegenüber, wo auf diesem Gebiete ziemlich Alles eingesammelt war, den Strebsamen mit siegreicher Gewalt. Von der Stift Beromünster bezog er immer noch sein kleines Stipendium; auch die damalige Regierung legte etwas Weniges bei, und das Uebrige hoffte er mit „Stundengeben" zu verdienen. Noch mehr. Propst B. Göldlin machte das Rectorat in Freiburg aufmerksam, daß im Convicte, gestiftet von Erhard Battmann,[1]) zwei Plätze Bürgern von Beromünster gehören und empfahl unsern Kopp. So wanderte dieser studienfroh und vom Präfecten Salzmann mit einem herrlichen Zeugniß ausgerüstet,[2]) im Herbste 1812 in den anmuthigen, gesegneten Breisgau, wo die Schweizer Musensöhne von jeher sich heimisch fühlen und wohl gelitten sind. Die **alma mater Albertina** ist schon durch geographische Lage wie geschaffen zu einer wissenspendenden Mutter des Alamannenstammes, dessen ganzes Wesen in Sinnesart und Gemüth ein Mann aus dem obern Breisgau, Hebel, so naturfrisch und warm im Liede nachgebildet hat.

II.

In Freiburg wurden, trotz einer Empfehlung vom Schultheißen Krauer an den badischen Gesandten von Iten, die Ansprüche auf die Battmann'sche Stiftung aus dem Grunde abgewiesen, daß die Revolution dieselbe verschlungen habe. Auch der Nebenverdienst, wie ihn Kopp erwartete, stellte sich nur langsam ein,

---

[1]) Gebürtig von Neuenburg am Rhein, war er 1493 Rector der Universität Basel und Canonicus von Zürich und Beromünster, wo er 1533 starb. Nach dem „**liber vitæ**" von Beromünster und von Mülinen, **Helvetia sacra**. — In der Reformation zog er nach Freiburg.

[2]) Beilage 4.

und der dürftige Schweizerstudent, vermuthlich zu schüchtern und verschämt, um bei Hug oder dem auch nicht sonderlich bemittelten Freund Landwehr seine Lage zu verrathen, litt im ersten Semester bittere Noth. Er erzählte es später seinen Kindern öfters, wie er etwa ein halbes Jahr lang nur einmal des Tages essen konnte, bis er endlich in der Brauerei Gramm eine Hauslehrerstelle fand. Einer seiner Schüler, den er im Italienischen unterrichtete, war Dr. Grieshaber, der Herausgeber der „Oberrheinischen Chronik." —

In einer jener Stunden der Noth und Verlassenheit muß es wohl gewesen sein, als Kopp in Freiburg das „Melancholie" überschriebene Gedichtchen in sein Tagebuch niederlegte:

„So schön die Lage Freiburgs ist,
Mich zieht sie nicht mehr an;
So liebevoll die Leute sind —
Ich kann es nicht erwiedern:
Die Güte, die sie mir erweisen —
Sie freut mich nicht — sie schmerzet nur.
Und selbst des Lebens schönste Freuden,
Sie scheinen's nur, sie sind es nicht.
Wie lange sollen schwere Fesseln
Den müden Geist erdrücken?
O laßt ihn frei — er ist kein Sklav:
Nicht ihr, ihr schwarzen Sorgen — er soll herrschen!
(τῶν ἐμαυτοῦ.)

„Die Dichtkunst macht vergessen," überschrieb er die Verse Ovids:

„Carminibus quæro miserarum oblivio rerum."

Merkwürdig! Dazumal studirten und dichteten in Freiburg zwei Lucerner, von denen der eine, Krauer, dort auf dem Schloßberg sein Lied: „Von ferne sei herzlich gegrüßet!" das aus tausend Kehlen schallt, zuerst gesungen hat, während der andere zum Geschichtsforscher wurde, der jenen Rütlibund nirgends findet.

An Hug gewann Kopp einen väterlichen Gönner, der ihn, wie er sich selbst ausdrückt, wie angezogen, so auch wohlwollend gefördert hat, und unter dessen Leitung er jetzt neben den theologischen, besonders exegetischen Disciplinen mit Vorliebe der classischen

und orientalischen Philologie, dem Hebräischen und Arabischen vorzüglich, oblag, ohne darüber die lebenden Sprachen zu vernachlässigen; vielmehr über das näher liegende Französische, Italienische, Englische hinaus — Young's **Night-Thoughts** wurden 1813 gekauft und gelesen — wandte er seine Blicke auch auf das Spanische und Portugiesische hinüber. Er lernte diese Dinge mit Leichtigkeit, behielt sie merkwürdig frisch im Gedächtniß, verwendete sie mit Anmuth im Leben.

Kopp war also ein Akademiker im besten Sinne des Wortes, aber kein „Student" nach burschikoser Auffassung, denn hiefür hatte er zwei oder drei Hauptmängel. Er war nämlich schüchtern und bescheiden, trank selten Bier, wobei er es nie über zwei Schoppen brachte, schlug sich nicht[1]), und endlich — er studirte fleißig und bestand Prüfungen; dieß freilich schon um des Stipendiums willen. Es ist uns noch ein Brief erhalten, den er am 6. April 1813 an seine „liebsten Eltern und Geschwister" schrieb, folgenden Inhalts: „Den zweiten und dritten dieses Monates hatte ich zwei Examina; hier sind die Zeugnisse[2]) davon. Sie sind deutsch, damit auch Ihr sie verstehen könnet. Wenn sich die Hochwürdigen Herren an deutschen Ausdrücken stoßen sollten, so dürft Ihr ihnen nur die Erklärung geben, ein vorzüg-

---

[1]) Hierüber machte er sich einmal in einem Gedichtchen lustig:

Menzinger.

Ein dummer Junge! ich, der Burschen Aeltester?
Mir diesen Schimpf! ich leid ihn nicht: den Säbel her!
Doch nein, ein armer Wicht wie Du
Begnügt sich mit dem Knotenstocke,
Und zittert schon, greift man nur zu
Und faßt ihn an der blonden Locke. —
Du widersprichst! Verweg'ner, halt! ich mach Dich stumm,
Und schlag: pif, paf, puf! Dich gleich dem Berger krumm!

Ich.

Wie kann ich Ihre Huld verdienen?
O, schonen Sie, mein Herr, ich bin schon stumm;
Ein dummer Junge! wie? ich Ihnen!
Ich nehm's zurück: Sie sind ja alt und — dumm.

[2]) Beilage 5.

licher Fortgang ist in Luzern **nota eminentiæ**; und ein sehr guter ist **progressus prorsus insignis.** Wenn sie aber dagegen einwenden, man könne leicht auf Universitäten solche Zeugnisse bekommen, so sagt nur, auf mein Wort: Ich habe es verdient. Zeiget sie dem Herrn Propsten, wie auch, wenn Ihr könnt, meinem Herrn Götte. Ich habe ihm schon lange geschrieben. Wenn Ihr aber dem Herrn Spendherr die Zeugnisse bringet, so wünschte ich dann die Hälfte des Stipendiums zu erlangen, da ich noch einige Ausgaben zu bestreiten habe."

Um diese Zeit hatte sich Kopp auch schon jene Schriftzüge angeeignet, wie er sie fortan bis an's Grab treu festhielt.

Vier Semester brachte er in Freiburg zu, „bis" — so lauten seine eigenen Worte, — „der Durchzug der Verbündeten wider den Franzosenkaiser Schule und Studium unterbrach." Seinen ältern Bruder Jakob hatten 1810 die Wanderjahre nach Paris geführt. Der redliche und fleißige junge Mann war im Besitz einer kleinen Summe ersparten Geldes, das er bald nach Hause zu bringen sich freute. Bruderliebe gab ihm einen glücklichen Gedanken ein. Er erwog, wie angenehm und bildend es für seinen Eutychius wäre, wenn dieser seine Studienzeit mit einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in der französischen Hauptstadt abschließen könnte. Dazu wollte er verhelfen und in Paris Alles aushalten, wenn Jener nur die Reise dahin bestreiten werde. Er empfahl auch frische Aepfel und deutsche Spielkarten nach Paris zu bringen. Eutych hatte nicht so viel Geld beisammen, doch der treue Landwehr[1]) wußte Rath. Er kannte und beredete einen Juden, daß er dem Schweizer, der ihm dafür seine Bücher als ausreichendes Pfand hingab, 48 Gulden lieh, freilich aber als guter Geschäftsfreund sich für 60 quittiren ließ. Der erste Pariserfriede war geschlossen, Kopp sang seine Elegie: „Abschied von Freiburg", schnallte den Tornister, griff zum Wanderstab und reiste im August zu Fuß über Belfort nach jener Stadt, die seit einem Vierteljahrhundert ein Schauplatz der gewaltigsten Weltereignisse gewesen war.

---

[1]) Er lebte später in der Pastoration zu Schwandorf bei Stockach und starb frühzeitig.

Oft schmachtend vor Hitze, langte er sich auf dem Wege einen Apfel aus dem Tornister heraus, und das wurde so oft Bedürfniß, daß dem Bruder keiner übrigte, um seine Lust nach der in Paris damals, wie es scheint, so seltenen Frucht zu befriedigen. Am Ziele schrieb Kopp in seinen Almanach zum 23. August (5. Fructidor):

„Jour de mon arrivée à Paris sur le midi.“
„Numen adhuc sine thure meum est. Naso Metam. VI.“

Der Aufenthalt an der Seine dauerte wider Erwarten lang und hob den jungen Sprachkundigen unvermuthet auf einen Katheder. Er ward ermuntert, die Stelle eines Repetitors, vorzüglich im Griechischen, an der von einem Herrn Dabot geleiteten Vorbereitungsschule für das Lyceum Heinrich IV. anzunehmen. Der Director nannte sich Officier de l'Académie de Paris und Chef d'institution de l'université. Die Anstalt lag in der Estrapode der St. Jakobsvorstadt. Kopp erhielt nebst Kost und Logis für vier Monate 160 Franken an Baar. Er wurde der Liebling der jungen Franzosen, die an seinen angenehmen Uebersetzungen der heitersten griechischen Poesien, besonders Anakreons, großen Genuß fanden, und es, mitsammt dem Director, sehr bedauerten, als der freundliche, sanfte Schweizer nach neun Monaten wieder nach den Alpen begehrte. Auch ein Versuch, den gewandten, jungen Philologen für Silvester de Sacy und seine altorientalischen Forschungen zu gewinnen, scheiterte beim ersten Begegnen der Beiden, solch abschreckenden Eindruck machte der abgehärmte triefäugige Orientalist, eine wahre Martergestalt gelehrten Treibens, auf den erst 21 Jahre alten Kopp.

Gleich wirkungslos ging an ihm das Pariserleben sammt der französischen Sitte vorüber und seine Erholung war auf gut Lucernisch bisweilen in Gesellschaft von Schweizern ein Kaiserspiel, wozu er die Karten, folgsam den Bitten seines Bruders, von Freiburg mitgebracht hatte. Solche Tage und auch jene, da Jakob so glücklich war, ein Lucerner-Gericht von gekochten Aepfelschnitzen, mit Kartoffeln gemengt, aufzutischen, wurden getreu als dies festi im Almanach angemerkt. Manchmal mischte er sich in eine Gesellschaft deutscher Schweizer aus Lucern, Bern, Schwiz, Uri, Glarus und andern Gegenden des Vaterlandes. Für ihn,

der das Hochdeutsche rein und angenehm sprach, ohne dabei in's Affectirte zu verfallen, war es ein stilles Vergnügen, zu beobachten, wie diese Leute sich vergeblich Mühe gaben, ihre Mundarten zu verstecken. Ihm machte es daher vielen Spaß, hie und da einen „rechten Schweizerbrocken" in die schriftdeutschseinsollende Conversation zu mengen, sei es um zu necken oder um von einem Landsmanne unvermerkt ähnliche heimathliche Ausdrücke herauszulocken. „Einst verließ er früher als die Andern die Gesellschaft. Wie er hinaus in das Freie kam, merkte er, daß es ein wenig regne. Da machte Kopp die Thüre des Saales, wo sich die Gesellschaft befand, wieder auf und rief in den Saal hinein: Ihr Herren, es feuserlet."[1]) Aus gelehrtem Munde ist der Ausdruck gewiß in Paris noch wenig vernommen worden, und selbst den Schweizern fiel jetzt in Paris ihr „feuserlen" als recht eigenthümlich auf, und blieb als sehr bezeichnende Anekdote im Gedächtniß haften.

Es scheint, als sei Kopp nur in Paris gewesen, um dort die deutsche Sitte und schweizerische Einfachheit noch höher zu halten. Französisches Wesen gewann ihm nicht das Mindeste ab, außer es sei denn die Lust, etwas Salz darüber zu streuen, wie er es that, da er 1836 als Rector der höhern Lehranstalt bei der Preisevertheilung in einem Spruchgedichte den „Franzmann" ganz köstlich schilderte.[2])

Aber ein Bon-Mot gefiel im bisweilen doch so gut, daß er es in's Tagebuch eintrug, schon gar, wenn es griechisch lautete, wie auf dem Grabmal des **Jean François Champagne**:

Ταφὸς αὐτοῦ μᾶλλον ἐν ταῖς τῶν ἀγαθῶν ψυχαῖς.

Ingenuis ultro vitam dedit artibus omnem,
Nautraga servavit vindex studia, atque juventam
Rector apollineos docuit tolerare labores.

Noch andere Epitaphien schrieb er sich ab, dichtete, besuchte die Kunstsammlungen, und studirte neuere Sprachen, darunter Neugriechisch, Spanisch und Portugiesisch. Für Professor Hug in Freiburg mußte er im Museum der alten Statuen (**Salle des**

---

1) Rölly, a. a. O. Nr. 300

2) Spruchverse, v. J. E. Kopp. Luzern. 1836. S. 19 f., Beilage 8.

hommes illustres) ein Bildwerk studiren, um auf einige specielle Fragen Antwort zu ertheilen.

Ein 1810 begonnenes Sentenzenbuch wurde in Paris fortgesetzt. In dieser Gnomensammlung lösen sich Griechen, Römer, Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener friedlich ab und haben selbst einen Araber, den Aktam,[1]) in ihrer Mitte, alle in ihrer Sprache redend, auch der Beduine. Hier die bunte Reihenfolge: Diodor Siculus, Plato, Diogenes Laertius, Metastasio, Hippokrates, Wieland, Salust, Voltaire, Shakespeare, Herodian, Florian, Thukidides, Tasso, Göthe, Körte, Herodot, Virgil, Ovid, Cicero, Xenophon, Demosthenes, Propertius, Aktam, Cornelius Nepos, Weiße, Theokrit, Macchiavelli, Homer, Lessing. Diesen Excerpten gab er passende Aufschriften, und man braucht nur einige zu nennen, um über Geschmack und Geistesrichtung des Wählenden im Klaren zu sein. Es war eines mit sittlichem Ernste und bewunderungswürdiger Ausdauer nach dem Höchsten und Schönsten ringenden jungen Mannes würdig, geistreiche Gedanken über Gott, Gebet, Tugend, Scham, Keuschheit, Sünde, Thorheit, Freundschaft, Treue, Liebe, Gefahr des Tändelns, Fleiß, Erbadel, und Selbstadel, Umgang und dergleichen aufzuschreiben. Manchmal bestehen die Aufschriften in ganzen Sätzen, wie: Erwerbe, wenn du kannst, auf daß du habest, wenn du brauchst. — Pflicht der Menschen, wenn sie Freundschaft schließen. — Verirrter, verliere nicht den Muth, noch gut zu werden. — Erkenntniß des Fehlers ist noch nicht Besserung. — Kopp erkennt den Werth der Zeit, und es gefällt ihm wohl, wenn Hippokrates (Aphorismen) sagt:

καιρὸν γνῶθι
ὀξὺς γάρ.

Aus Metastasio merkt er sich über die Sünde:

Ah del peccato è questo
Il maligno costume
Toglie alla mente il lume,
Nasconde il volto al cominciar dell' opre,
Persuade, avvelena, e poi si scuopre.

---

[1]) Aktams Vermächtniß in Meidanis, eines arabischen Gelehrten, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung blühte, „Sammlung und Erklärung arabischer Sprüchwörter."

Und zu Gott ruft er mit demselben bevorzugten Dichter:

Te solo adoro
Mente infinita!
Fonte di vita,
Di verità.

In cui si muove
Da cui dipende,
Quanto comprende
L'eternità.

Unter die Aufschrift „Gott der allweise" bringt er eine Stelle aus Wieland's Cyrus:

„Der König der Wesen und Welten
Wirket, wie wohl dem Geiste nur sichtbar, in Allem, was lebet,
Ordnet der Sphären Lauf, den Flug des dienenden Engels
Und die Geburt des Wurmes im Staub. Die Thaten der Menschen
Liegen, noch eh' sie geschehn, vor seinen Blicken enthüllet."

Aus demselben Gedichte zeichnete er sich vom fünften Gesange die Verse 114—133 auf, unter dem Titel „Gottes Zorn", und fragt wie dort (Gesang II, 182—193.):

„Wie kann ein denkendes Wesen
— sich in den Zirkel der Sinne, in's thierische Leben
Selber verbannen?"

Er lobt an Wieland das Bekenntniß:

„Gesundheit ist der natürliche Zustand des physischen — Tugend die Gesundheit des moralischen Menschen, und Glückseligkeit die gemeinschaftliche Frucht von beiden."

Er glaubt, daß sich im Menschen Gott und seine Stimme offenbare, und schreibt dem Ovid nach:

Ista Dei vox est: Deus est in pectore nostro.
Hac duce prædico vaticiniorque Deo.

Im Umgange ist Vorsicht nothwendig, eine Regel, die ein italienisches Sprüchwort leicht und graciös ausdrückt:

Dimmi con chi vai, e ti diro chi sei.

Vor vielem Ungemach bewahrt ein beharrlicher Fleiß, und erhält gesund, wie er es bei Göthe im Torquato Tasso treffend ausgesprochen findet:

„Ich bin gesund,
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann,
Und so macht wieder mich mein Fleiß gesund."

Gewiß in dieser ganzen Aehrenlese lag Charakter, und diese Beispiele wurden hier nur aus dem Grund hingestellt, weil sie das Lebensbild ergänzen. Vermischt unter die fremden, stellte Kopp, sie mit einem *τοὐμαυτοῦ* bezeichnend, seine eigenen poetischen Erzeugnisse, ein paar griechische Sinngedichte, deutsche Gelegenheitspoesieen und endlich gar ein poetisches, polyglottes Gespräch über die Weisheit zwischen dem Deutschen, Franzosen, Italiener und Engländer, wo jeder seine Muttersprache redet.[1])

Ueber das Jahr 1815 hinaus wurde Nichts mehr in diese Anthologie, die mitunter auch philologische Zwecke verfolgte, eingetragen.

III.

So kerngesund an Leib und Geist, wie er gekommen war, ein junger schöner Mann, verließ Kopp am 15. Mai 1815 mit seinem Bruder das Weichbild von Paris. Immer zu Fuß durchmaßen sie das Frankenland, in welchem schließlich Bruder Jakob noch um sein Erspartes bestohlen wurde.

Bei Basel betraten sie, im Uebrigen wohlbehalten, den Schweizerboden, wo noch Militair im Felde stand.

Wenn der junge Gelehrte nun auf den Entwicklungsgang, den er durchlaufen hatte zurückschaute, so konnte ihm nicht entgehen, wie gerade sein Kampf um das Leben ihn bereits zum versuchten Lehrer ausgebildet hatte. Dieser Gang und seine Neigungen

[1]) Beilage 6.

waren ihm eine Gottesstimme zur Erkenntniß seines Berufes. Ihm traf hierin zu, was er in einem 1815 verfaßten Poem ausspricht:

„Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust,
Ganz leise, doch vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu fliehen."

Fast auf jedem Schritte seiner Lebensbahn ward er zum Lehrfache hingezogen, so wieder gerade jetzt, in der Nähe von Liestal oder Muttenz, wo ihm Studienfreund Gregor Lücelschwab von Rheinfelden, nachmals Obergerichtspräsident im Aargau, eine willkommene Eröffnung machte. So eben war Lehrer Imhof an der Stadtschule von Aarau genöthigt worden als Feldprediger auszurücken und suchte einen Stellvertreter für seine Classe. Lücelschwab redete seinem Freunde zu, diese Gelegenheit zu ergreifen, es sei ein guter Anfang und mittlerweile dürften sich andere Posten darbieten. Das führte am 15. Juni wirklich zur ersten, obwohl nur provisorischen Anstellung unseres Lehramtsaspiranten im Vaterlande. Gleichzeitig ging er mit den Gedanken um, Bournufs nach Buttmanns Grundsätzen angelegte, vereinfachte und faßliche griechische Grammatik für Deutschland zu bearbeiten, was er seinem Freunde, dem guten Pater Maurus in Engelberg sub rosa mittheilte.

Dem Freunde Lücelschwab in Rheinfelden bewahrte Kopp die dankbarste Gesinnung und in ihrem Briefwechsel herrschte der herzlichste Ton. Lücelschwab nennt darin seinen Kopp immer mit dem Scherznamen Ab-ul-sofian, den lieben unvergleichlichen und unterzeichnet selbst als „Dein Ab-ul-nanf," selbst noch 1858 als Ab-ul-nanf schon Greis war. Er starb am letzten April 1860; geboren war er 1793, somit Jahrgänger seines Freundes in Lucern. [1]) Doch jener Feldzug war bald vorüber und damit ging schon nach 3 Monaten das Provisorat zu Ende, wofür ihm vom Stadtrath ein sehr anerkennendes Zeugniß ausgestellt wurde. Er war nun wieder frei und doch mehr gebunden als zuvor, durch — eine Braut. Davon später. Ahnungsvoll begann er damals ein Gedicht:

---

[1]) Vrgl. die Brochüre: „Zur Erinnerung an Oberrichter Gregor Lützelschwab von Rheinfelden." Aarau. Sauerländer.

„Unendlich zart und dünne sind die Fäden,
Die Glück uns bringen oder Mißgeschick;
Des besten Sehers scharf geübtes Auge
Sieht selten schon am Morgen, was der Abend bringt.“

Es rieth nun ein in Aarau angestellter Lucerner, der Bibliothekar J. A. Balthasar, bis auf Weiteres bei Buchdrucker Sauerländer, der gerade für seine Knaben Remi und Carl einen Präceptor, für sein Geschäft einen Corrector und Leihbibliothekar suchte, sich anstellen zu lassen. Kopp ließ sich bereden und erwarb die vollste Zufriedenheit seines Principals, der in einem Zeugnisse die Sittsamkeit, Bescheidenheit, Thätigkeit und Ordnungsliebe an ihm besonders rühmte. Alois Vock aber, der katholische Stadtpfarrer, mit ihm von Lucern her befreundet, bemerkte bald darauf: das Bücherverpacken da sei keine Beschäftigung für einen Mann von seinem Wissen; er wolle durch Vermittlung des Professors J. B. Brosi, der bald von Hofwil herkommen werde, ihm bei Fellenberg Aufnahme verschaffen. Das geschah gegen Ende Hornung 1816.

In Hofwil mußte er Unterricht in den Sprachen und der Geschichte des Alterthums ertheilen, was er nach eigenen Heften gethan zu haben scheint. Ueber die Fellenbergische Anstalt selber schrieb er einige Gedanken nieder. Es fanden sich bei seinem Tode die „Lineamente zur allgemeinen Geschichte,“ Bemerkungen über Assyrien, Annotationen zu Curtius und Diodor, die gelesen wurden und Auszüge aus historischen Werken über Rudolf von Habsburg, den er früh liebgewonnen zu haben scheint, vor. Dann wurden häufig „Lesefrüchte“ verzeichnet und aus dem Englischen oder Griechischen Gedichte übertragen. Seine Wahl fiel wieder meist auf körnige Sentenzen, wie die folgenden. „Der Mensch hat gerade so viel Eitelkeit, als ihm Verstand fehlt. — Frei von Fehlern sein ist kein so großer Vortheil, als angewöhnte Fehler abgelegt zu haben; es ist mit den Schwachheiten unserer Seele wie mit dem Unkraute auf dem Felde, wird es auf der gleichen Stelle, wo es aufschoß, ausgereutet und verbrannt, so befruchtet es das Feld weit mehr, als wenn es nie dagewesen wäre. — Ungereimtheiten an andern zu verdammen und seine eigenen in Schutz zu nehmen, beweiset, daß man lieber selbst ein Narr ist, als andere dafür hält. — Kein Mensch sollte sich schämen zu

gestehen, Unrecht gehabt zu haben; er sagt ja damit nichts anderes, als daß er heute weiser ist, als er's gestern war. — Der Zornige rächt den Fehler eines andern an sich selbst." Alles Beweise von einer Schule, die der angehende Lehrer mit sich selber hielt.

Unter seinen Schülern waren zwei Söhne des Fürsten Wrede. Von den Collegen zogen ihn außer Brosi, dem er früher im Griechischen nachgeholfen, besonders Fr. Kortüm, der Historiker, an. Sie blieben Freunde, beide glühten für Thukidides. Damals lehrte in Hofwil auch F. A. Regenauer, später großherzoglich badischer Minister. [1])

Kopp war nur ein Jahr an dieser Anstalt. Denn in Lucern wollte Professor Lottenbach, alt und gebrechlich, nur den rechten Moment abwarten, um das Griechische, in dem er am Lyceum unterrichtete, an seinen geliebten Schüler zu bringen. „Ich bin, alt," sagte er zu diesem, als er nach Hofwil schied, „und werde das Griechische im nächsten Schuljahr nicht mehr selbst ertheilen, sondern es dir überlassen, sammt dem betreffenden Gehalte. Brauchst deßwegen nicht mehr zu schreiben." Allein als die Anregung im Erziehungsrathe zur Behandlung kam, wurde Lottenbach's Plan dadurch umgangen, daß man beschloß, für das Griechische und Lateinische am Lyceum nicht bloß einen Stellvertreter, sondern definitiv einen ordentlichen Professor zu wählen. So wurden dem edlen Mäcenas die Hände gebunden und die Frage erhielt zudem eine grundsätzliche Bedeutung. Denn neben Kopp, dem Laien, trat noch ein junger Geistlicher, Melchior Kaufmann aus Kriens, dessen vorzüglicher Gönner Professor Widmer war, als Bewerber auf. Die Professur wurde ausgeschrieben, Zeit und Ort der Candidatenprüfung bestimmt. Kopp, neuerdings von Lottenbach ermuntert, unterzog sich dem Examen und hatte bereits den ganzen Vormittag emsig an seinem Pensum geschrieben, als sein Commiliton ihm treuherzig gestand: „Aber, Herr Kopp, was wollen Sie sich doch so viel Mühe geben, Sie sehen ja, der Platz ist für mich bestimmt." Das war lautere Wahrheit. Der Entscheid galt nicht der Person, denn hier konnte über die größere

[1]) J. L. Aebi in der außerordentlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 13. März 1867.

Tüchtigkeit keine Frage mehr walten, sondern dem Stande. Man dachte damals nicht daran, daß die Rollen auch wechseln können.

Nach Hofwil wollte der Hoffnungsgetäuschte nicht mehr zurück, sondern blieb in Lucern und half sich im Nothjahre 1816/17 knapp genug mit Unterrichten durch. Mit einer Buchhandlung in London stand er gerade in Unterhandlung wegen einer englischen Ausgabe von Ebels vierbändiger Anleitung die Schweiz zu bereisen, als ihm der besorgte Pfarrer Bock die frohe Meldung gab, es stehe an der Secundarschule in Zurzach die erste Lehrstelle offen. Kopp bestand die Prüfung glänzend, wurde gewählt und noch mit ihm für eine andere Professur derselben Anstalt sein edler Freund J. L. Füglistaller. [1])

In seiner Gedankenlese von Hofwil schrieb einmal Kopp die Stelle nieder: „Witz im Umgange ist nichts anderes, als die Schnelligkeit, einen passenden Gedanken zu fassen, und die Leichtigkeit, ihn auszudrücken, oder in der Weh-Mutter-Sprache eine schnelle Empfängniß und leichte Geburt.“ Diese Gabe des Witzes besaß Füglistaller vielleicht in so hohem Grade als Kästner und Haug, denn rasch wie eine Biene den Stachel braucht, verstand er es in der Conversation von der Waffe eines neuen passenden Epigramms Gebrauch zu machen. Dazu war er ein ausgezeichneter Lateiner, so daß ihn Schiller um seine lateinische Uebersetzung des Liedes von der Glocke wohl beneiden durfte. Nachdem Böhmer im December 1847 das Gedicht gelesen, schrieb er am Neujahrstag an Kopp, der ihn darauf aufmerksam gemacht hatte: „Sie haben mich dieser Tage sehr verbunden, ohne daß Sie vermuthen können in welcher Weise das geschah. Ich meine durch die lateinisch gemachte Glocke Schillers, welche ich wiederholt las. Sie gefällt mir so zu sagen besser als die deutsche, deren Worte man von Jugend an kennt; auch aus Zeiten, da man sie nicht verstand. Es ist doch ein herrliches Gedicht, dem Besten aller Zeiten an die Seite zu stellen. Man könnte sich freuen in Tagen gelebt zu haben, in welchen so etwas entstehen konnte. — Ich habe Zschokkes Weltkunde vergeblich durchsucht nach dem Lied an die Freude: **Gaudium**

---

[1]) Wir haben über ihn eine biographische Skizze verfaßt in Schiffmann's Leben und Bekenntnisse. S. 7 und S. 234—239.

divinum claris genitum, welches ich von dorther zu kennen meinte, wo mag es stehen? hat Füglistaller noch mehr ähnliches gemacht und wo findet es sich? Wenn es sich nicht in einer von Fuß herausgegebenen Sammlung findet, welche ich dermal suche, möchte ich einen neuen Abdruck machen lassen."

Seit er in St. Gallen als Professor an der katholischen Cantonsschule Bekanntschaft mit den altdeutschen Herrlichkeiten gemacht hatte, war Füglistaller auch einer der ersten und glücklichsten Germanisten seiner Zeit. Es fehlte ihm nur Eines, die Kunst, seine Sachen auf den Markt zu bringen. Noch am 13. März 1860 schrieb der greise Dr. J. P. V. Troxler an Kopp: „Es wird auch von Außen her gewünscht, daß man die Nachlässe von diesem Literaten sammeln und veröffentlichen möchte." Mit Jakob Grimm und Schmeller stand er in brieflichem Verkehre, theilte ihnen Vieles mit und keiner ist wie er seinem Freunde Stalder für das schweizerische Idiotikon behülflich, eigentlich wohl die treibende Urkraft gewesen.

Wie eigenthümlich Füglistaller's Talent sich Bahn gebrochen, zeigt ein „Spieß", den 1786 Professor Bock, der Onkel des Dombecans, auf jenen, da er Rhetorik studierte, verfaßt hat. Spieße nannte man nämlich die Sinngedichte, womit der Rector die Studierenden begrüßte, wenn sie, nachdem ein Theaterstück aufgeführt war, einen Preis holen durften. Der Spieß schilderte dießmal ein Stück Lebensgeschichte:

Gewissen Leuten wird stets alles glücken;
Sie können sich in alle Sättel schicken.
Ich führe zum Beweis hier diesen Jüngling an.
Er war erst Müller halb, halb Ackersmann,
Und endlich ward er noch Student,
Heut gar ein Prinz, beim Element!
Er spielet jede Rolle,
Wie man sie spielen solle;
Doch weiß er besser noch Student, ich räum' es ein,
Als Müller, Ackersmann und selbst ein Prinz zu sein!

Kopp fühlte sich in Zurzach wohl. „Freies Walten in der Schule, 1200 Schweizerfranken, freie Wohnung, Bürgerholz und eine Vierteljuchart Land, nebst der gegründeten Hoffnung auf baldige Anstellung an der Cantonsschule in Aarau, mit

1600 Schweizerfranken", [1]) das Alles wußte er zu schätzen. Dennoch trachtete er höher und das Glück schien freundlich zu winken, gestattete die Hoffnung auf einen Lehrstuhl der Philologie an der Universität in Basel, wo die Regierung darauf sann, den Ruhm der alten Lehranstalt wieder herzustellen. Unter seinen Papieren fand sich der Entwurf zu einer griechisch geschriebenen Bewerbung um die Professur des Griechischen, [2]) mit dem Datum des 5. Mai 1819. Allein statt nach Basel ward Kopp nach Lucern gezogen und wie es kam, so kam es recht. Freilich willigte er nicht eher in den wohlgemeinten Antrag, als bis ihm hinreichende Zusicherung gegeben war. Zu einer Prüfung oder einem Probejahr würde er sich nicht verstanden haben.

Er fühlte sich, fühlte aber auch die Lage Lucerns, an das er immer mit Wehmuth zurückdachte. „Wenn man Lucern studiert, nachsucht, was es sein könnte und sollte und was es ist und nicht ist, da erfüllt sich das Herz des Mannes, welcher sein Vaterland liebt, mit einem heiligen Ingrimm; wer bedauert nicht, daß die hohe Regierung ihren eigenen Vortheil verkennet und von einer Aspiration erwartet, was sie nie erwarten darf." So schrieb er freimüthig an Staatsrath E. Pfyffer, [3]) dem es nicht ganz leicht war, die Berufung durchzusetzen, da Kopp von Einigen — **risum teneatis** — als „Neuerer, Jakobiner und Priesterfeind" gescholten wurde. [4])

Um diese Zeit unterhandelte Pfyffer auch mit Stadtpfarrer Alois Vock in Aarau, um ihn an die Spitze eines für Lucern projectirten Priesterseminars zu stellen und mit der Domherrnwürde zu bekleiden. Vock war anfänglich geneigt und empfahl zugleich den Doctor Troxler in Münster, der bereits einen Ruf nach Deutschland ausgeschlagen habe, für die Philosophie; aber als davon in Aarau etwas bekannt wurde, gab Vock den Gegenanstrengungen Gehör. Für die Philologie am Lyceum empfahl jetzt Jemand den Professor Brandstetter in St. Gallen, welcher

---

[1]) Kopp an Staatsrath E. Pfyffer. Zurzach, 26. Herbstmonat 1818.

[2]) Beilage 7.

[3]) Zurzach, 3. Weinmonat 1818. Stadtbibliothek Lucern.

[4]) Ebendaselbst.

hier besser tauge als Kopp, der „mehr Geist und Lebendigkeit besitzen" sollte. Schon waren auch Unterhandlungen mit Fügli-staller angeknüpft, der zur Bedingung stellte, daß man ihn unmittelbar durch die Ernennung zum Professor in die Vortheile und Ansprüche wieder einsetze, aus denen er bei jenem Conflicte wegen Gügler und Widmer, für die er Partei genommen, herauszutreten als Charakterfestigkeit erachtet habe. „Ich habe meinen Posten in Lucern mit Ehren verlassen; mit Ehren dahin zurück oder gar nicht!" sprach er sich mit Entschiedenheit aus.

Endlich am 20. August 1819 waren alle Hindernisse beseitigt und wurden Kopp, Fügliſtaller, Troxler und R. Brandstetter, also drei Bürger aus Münster auf einmal ehrenvoll an die höhere Lehranstalt Lucerns berufen, Kopp für die classische Philologie am Lyceum. Wäre er, seinem frühern Plane gemäß, als Philolog nach Basel oder an eine deutsche Universität gekommen, die vaterländische Geschichte würde kaum an ihm ihren Reformator erhalten haben, so wenig als an Johannes Müller ihren Classiker, hätte er 1771 Göttingen nicht verlassen,[1]) um daheim Professor des Griechischen zu werden.

Jetzt war Kopps innigster Wunsch erfüllt, seine Lehr- und Wanderjahre, die Zeit der schwersten Sorgen, waren überstanden.

Leider sollten der väterliche Freund, Chorherr Professor Lottenbach und Kopp's eigener Vater selbst, den die Uebersiedlung seines Sohnes nach Lucern so herzlich erfreute, dieß Ereigniß nicht lange überleben. Lottenbach starb am 5. Mai 1820, der Vater Karl Martin nur 13 Tage später und der Sohn fühlte gewiß damals schon tief, was er den 3. Hornung 1847 in einem Beileidschreiben an Professor Hottinger in Zürich schrieb: „So betrübend es ist, wenn Aeltern ihren Kindern frühzeitig entrissen werden, so ungern verliert man sie im gereiften Alter und hütet sie gleichzeitig wie ein heiliges Vermächtniß der Vorsehung, von dem wir nur wünschen, daß es uns so spät als möglich entzogen werde." [2]) Wo ihm der Tod ein theures

[1]) Joh. v. Müller, Sämmtliche Werke. IV. S. 83.

[2]) Johannes Müller suchte und fand auf Anrathen des Churfürsten von Mainz beim Tode seiner Mutter Trost durch Lesung von Augustins Confess. IX, 12. — Sämmtliche Werke V, 333 f.

Leben raubte, heilte die Wunde nur langsam, vernarbte nie, da blieb der Wehmuth eine stets zugängliche Stelle. Wie Johannes Müller, barg er in sich ein tiefes, treuliebendes Gemüth, aber sprach es nicht so wie dieser in Affect und Worten aus.

In Lucern hatten mehrere Professoren im ehemaligen Gebäude der Jesuiten Wohnungen erhalten und wurden einig, eine gemeinsame Haushaltung zu führen. Als Kopp in dieses Convict eintrat, gehörten demselben Füglistaller, Brandstetter, Nikolaus Schmid und M. Kaufmann an und alle befanden sich dabei recht wohl, sie lernten das **ecce quam bonum** aus Erfahrung würdigen. Obschon Einer aus ihnen, Kaufmann, bei der ersten Bewerbung um die Professur der Philologie Kopp's Gegner war, blieben sie doch gute Freunde, ein Zug, der auf das Charakterbild des Hintangesetzten einen freundlichen Lichtstrahl mehr wirft.

Alle diese Tischgenossen und Freunde hat Kopp lange überlebt.[1]) Am besten stand er begreiflich zu Füglistaller, dem um 25 Jahre ältern priesterlichen Freunde. Ihr Genius, ihr Wissen und Streben, ihr Gefühl für echte Methodik in Sprach- und Alterthumskunde, dann, was man Lieblingsneigung nennt, Alles führte sie zusammen. Die gemeinsame Ueberzeugung, die unverbrüchliche Rechtschaffenheit und Gediegenheit des Charakters verliehen ihrem Bunde Goldgrund und solide Basis. Sie waren täglich beisammen, selbst als sie nicht mehr unter einem Dache wohnten und unterhielten sich mit wissenschaftlichen Dingen. Füglistallers Tod, am 21. März 1840, ließ im Herzen des Freundes eine wunde Stelle zurück und allemal, wenn man bei Kopp das Gespräch auf Füglistaller lenkte, war er sichtlich erfreut, lebte auf und lohnte damit, daß er etwa ein Sinngedicht desselben recitirte. Als er 1837 über Karl Greith's **Spicilegium vaticanum** eine Anzeige schrieb, benützte er mit Vergnügen den Anlaß, einmal über des bescheidenen Sprachforschers Verdienste ein Wort zu sagen,[2]) denn es that ihm weh, daß diese nicht die verdiente Würdigung fanden. Für Füglistaller's Epitaphium

---

[1]) Biographische Skizzen über die meisten gibt Lütolf, Schiffmann's Leben. S. 234 ff. Dazu Dr. J. P. V. Troxler, Schillerfeier.

[2]) Vgl. Schweiz. Kirchenzeitung 1837, S. 797, und 1840, S. 209, den Nekrolog.

hätte er keine geeignetern Worte wählen können, als dessen eigene aus dem Lied der Glocke:

> **Deponit opus operator**
> **In almis terræ gremiis**
> **Fovendum semen seminator**
> **Telluris dat sacrariis.**

Auch Böhmer, ging er dort vorbei, äußerte jedesmal seine lebhafte Freude über die herrliche Stelle [1]) und erinnerte selbst in Briefen daran. Jetzt ruht auch Kopp dort, ganz an der Seite seines Freundes.

Die innere Harmonie unter unsern Sympoten denen Kopp's Schwester, Elisabeth, die Küche besorgte, wurde nie gestört, mochten auch von Außen her Fragen der Zeit oder des Schul- und Lehrsystems ergiebigen Anlaß zum Auseinandergehen bieten.

An der höhern Lehranstalt hatte Dr. Troxler ein Ferment hineingeworfen, das eine heftige Gährung hervorrief. Principieller Hader und Fragen der Methodik wurden dabei vermengt. Bezüglich der letztern waren die Professoren im Convict getheilter Ansicht. Es handelte sich um eine Art Mischung des Classen- und Fächersystems für das Gymnasium, so daß die Religionslehre, Naturlehre und Mathematik, sowie die Geographie und Geschichte je einem Fachgelehrten sollten übertragen werden. Dadurch hätte das Gymnasium ungefähr einen Zuschnitt bekommen, wie ihn die vortreffliche katholische Cantonsschule in St. Gallen bis zu deren Auflösung im Jahre 1856 aufgewiesen hat.

Kopp mit Füglistaller und Brandstetter, welche beide früher in St. Gallen gelehrt und gelernt hatten, nebst andern Collegen, waren mit dem Vorschlag zufrieden, blieben jedoch in Minderheit. Doch berührte sie die mit dem Versuch verbundene Aufregung der Uebrigen persönlich wenig, sie beleidigten nicht und wurden nicht beleidigt. Der Löwe des Tages war Dr. Troxler und Gügler sein geistvoller Opponent.

---

[1]) So schrieb er am 4. September 1856 an Kopp: „Wie lieb es mir wäre, mit Ihnen einmal wieder am See, am Leu, am Zinkehüsi, an Füglistaller's schöner Grabschrift vorüber zu gehen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen."

Als Joseph Görres auf seiner Flucht nach Lucern kam,[1]) war der Riß noch nicht groß genug, um Troxlern abzuhalten, mit Görres auch den Collegen Gügler zur Tafel einzuladen. Dieser schrieb bald darauf an Freund Schiffmann in Altishofen in rasch hingeworfener Form: „Görres war da, gerade mir gegenüber. Er ist mittlerer Größe, bleich; mehr rundes als länglichtes Gesicht, große blaue Augen, rothen Backenbart; schlecht gekleidet.[2]) Er speiste bei Troxler. Käme er wieder nach Deutschland, würden ihm die ersten Plätze zu Theil. Er ist voll Grimm über die Wendung der Dinge. Die Rheinprovinzen wollen wieder französisch werden. — Er geht nach Bünden, wo Deutsche als Turner angestellt sind. Von da geht es nach Verona, um Ausbeute für italienische Volksbücher zu machen."

Bald hierauf loderte der Unfriede an Lucerns Anstalt in hellen Flammen auf, endete mit Troxlers Entfernung (1826) und verlief sich auf literarischem Felde.[3])

IV.

An einer Lehranstalt handelte es sich 1845 um die Berufung eines Professors für alte Sprachen und alte Geschichte. Da ward Kopp von einem Freunde und höchst erfahrnen Schulmann ersucht über eine gewisse Persönlichkeit sein Urtheil abzugeben, speciell die Fragen zu beantworten, welche unten in Sperrschrift folgen werden, Kategorien also, nach denen jener ausgezeichnete Fachgelehrte die Tüchtigkeit des Candidaten beurtheilt wissen wollte.

---

[1]) Am 10. Juli 1820 beschrieb Görres seiner Familie Stadt und Umgebung Lucern's. Dessen Gesammelte Briefe I, 192 f.

[2]) Vrgl. wie ergötzlich Görres selbst darüber schrieb a. a. O. I, 130.

[3]) Dr. Troxler, Luzerns Gymnasium und Lyceum. Glarus. 1823. — A. Gügler, Oeffentliches Schreiben an den Hrn. Dr. Troxler. Luzern, 1823; und endlich die milde Darstellung bei Aebi, Nekrolog über Dr. Troxler. S. 10 ff.

Wären über Kopp, als er berufen wurde, diese Fragen aufgestellt worden, sie hätten gewiß alle nur in vortheilhaftester Weise beantwortet werden müssen.

Hat er solide, allgemein wissenschaftliche Bildung? Bildungsgang, Talent, Fleiß, bisherige Leistungen, Alles berechtigt zum Ja. Unter den Lehramtsaspiranten, wie sie jene Zeit bildete und darbot, wäre Kopp wohl immer einer der ersten und fähigsten gewesen. Er wußte für seine Stellung Vieles genug, wenn er auch für Polyhistorie und Reallexiconwissenschaft keinen Trieb in sich fühlte, später sogar es sich beinah zum Gesetze machte, in der Conversation dasjenige, was ihn nicht zunächst anging, gleichsam nicht zu wissen, obschon er wohl sich hören lassen durfte; denn er haßte allen Schein und fürchtete vielleicht etwas Unbegründetes zu behaupten, da er aus Erfahrung wußte, wie solches, zumal in historischen Dingen, so oft und so Vielen begegne. Den Zusammenhang der Wissenschaften, die Stellung der einzelnen im großen Ganzen, die Nothwendigkeit im Lehrplan auf Fortschritt und Bedürfniß der Zeit Acht zu haben, erkannte er gut genug.

„Ein Freistaat hat die Pflicht auf sich, wie jeder andere Staat, allen seinen Bürgern in körperlicher und geistiger Hinsicht alle die Vortheile zukommen zu lassen, die des Volkes wahres Glück ausmachen. Sich verhehlen, daß auch der Geist fortschreiten wolle, rächt sich jedesmal in der Folge. Auch kommt es den Regierungen nicht zu, zu bestimmen, was an einer Anstalt nicht gelehrt werden solle, sondern bloß, wie es zu machen, daß nichts von dem, was gelehrt wird, schädlich wirke, indem auch das Heiligste mißbraucht werden kann. Es sollten auch die Grundsätze des Staates, des eidgenössischen Rechts, der Verfassung eines jeden Staates gelehrt werden, nicht um Juristen zu bilden, sondern Bürger, sondern Schweizer, sondern Eidgenossen. Die Geschichte kann das nicht thun, vielmehr ist sie oft nicht verständlich genug, da jenes fehlt." — Diese Gedanken schrieb Kopp sich um 1826 in einem Pro memoria für die Behörden nieder. [1])

Seinen gesunden hellen Blick in die Aufgabe der Gelehrtenschulen, den Organismus der Wissenschaften, in den Werth der

[1]) Aus dem Concepte.

einzelnen Fächer, seine Ansichten im Gebiete der höhern Pädagogik hat er mehrmals bewiesen, sei es in den Gutachten über Erziehungsvorschläge, wie 1834, [1]) sei es in „Anrede und Spruchversen," [2]) die er als Präfect 1835 bei Anlaß der Schlußfeier im August vortrug:

„Auf der andern Seite pflegen und fördern wir — sprach er — mit gleicher Liebe (wie das Classische) das eigentliche Wissen. Mehr und mehr öffnen sich neue Gebiete dieses unermeßlichen Reiches und von Tage zu Tage steigert, ernster und drängender, das Leben seine Forderungen. Wie man diesen nach Kräften genügen könne, ohne daß die Gegenstände des Wissens das classische Studium in freier Entfaltung beengen und verkümmern, oder von ihm beengt und verkümmert werden, das ist die schöne aber schwere Aufgabe, welche die Weisheit der Behörden und das richtige Gefühl der Lehrer zu lösen haben."

Die Bedeutung und den bildenden Einfluß der einzelnen Disciplinen hat Kopp so geistvoll in den Spruchversen [3]) vom Jahre 1836 entfaltet. Der Herr des Hauses — „fragt nicht wie er heiße, nicht welche Meisterhand die Wohnung baute" — hält offene Tafel und „sinnt im Herzen, wie er sich die Besten gewinnen mög' als stäte Hausgenossen." Die Gäste werden dann geschildert, will sagen, die Fächer personificirt aus denen die Preise vertheilt werden: Latein, Deutsch, Griechisch, Mathematik, Religionsunterricht, Geschichte und Geographie, Naturgeschichte, Französisch, Zeichnen und Musik. Ein Reigen schließt das Symposion, worüber die zuschauende Urania ihren milden Ernst ausspricht.

In diesen Spruchversen beider Jahrgänge liegt viel Schönes und Geistreiches über die Verbindung der bildenden höhern Studien unter sich. Das Gedicht über das Französische (1835) beleuchtet, theils mit feiner Ironie, Sinn und Verhältniß der neuern Sprachen zu den altclassischen. Ebendamals wurde über Mathematik so Schönes gedacht und schön wiedergegeben. Gleich würdig die poetischen Betrachtungen über die schönen Künste. Den erha-

[1]) Beilage 8, 9 a und folgende.

[2]) Beilagen 10 a und folgende.

[3]) Gedruckt in der Buchdruckerei des Berichthauses 1836.

benen, wie den gemüthlich-naiven Ton weiß er in diesen Dingen gleich gut zu finden, wie (1836) im Gedicht über die Naturgeschichte.

Keineswegs einseitig für sein Fach eingenommen, gönnte der Professor der classischen Philologie jedem andern Bildungszweige sein Recht. „Ich kann auch nicht dafür sein, daß ein Gegenstand vor dem andern herrsche, oder der eine dem andern weichen müsse, als sei er unwesentlich; in der allgemeinen Bildung des Geistes ist nichts unwesentlich." [1]) Der Muttersprache war er aber doch ganz vorzüglich gerecht. „Da wir nun einmal in die Zeiten gerathen sind, — schreibt [2]) er 1837 — wo man namentlich die griechische und lateinische Sprache mit der gelehrtesten Spitzpfindigkeit treiben soll, über welchem Thun gar leicht das eigentlich Bildende des Sprachelements verloren gehen kann, so wäre ein Gegengewicht gegen dieses Fremde aus heimischem Boden nicht anders als erwünscht. Und gewiß verdient unsere deutsche Muttersprache so gut als irgend eine andere wo möglich in ihren Uranfängen studirt zu werden und schon jetzt sind der gelehrten Anstalten wenige mehr, wo das Altdeutsche nicht bereits ein wichtiger Lehrgegenstand derselben geworden ist. Nur muß in diesem Falle das kritische Messer nicht ausschließlich den Meister spielen wollen, wo die Sprache nur wie ein Cadaver auf anatomischem Theater behandelt wird; nein, aus der alten Muttersprache sollen wir auch die Muttermilch der Gemüthlichkeit, Innigkeit, Einfachheit, der Frömmigkeit und Sitte einsaugen." Gewiß jedem Germanisten aus der Seele. Melodisch und innig sprach er seine Lust an den durch ihr Alterthum ehrwürdigen heimischen Dialekten aus, [3]) indem es vom wandernden Teuto heißt:

Und suchst du Teuto's Söhne Am fernen Seine-Strand,
Und lauschest seinen Tönen Im Apenninen-Land,
Wo Themse wogend brüllet, Wo sich Morena windet;
Nur karg sich da enthüllet, Was sich von Teuto findet.

---

[1]) Pro memoria an die Behörden. 1826. (Concept.)

[2]) Recension über Dr. K. Greiths Spicilegium Vaticanum. Schweiz. Kirchenzeitung, 1837, S. 796, dazu S. 759—774.

[3]) Spruchverse. 1835. S. 11.

Nur wo aus Berges Grauen, Von schroffer Felsenwand,
Sein Auge mag erschauen, Das alte Vaterland:
Da wölken sich die Blicke, Der Thränen Thau fällt nieder,
Die Frische kehrt zurücke, Verjüngt fühlt Teut sich wieder.

Der Schmelz der bunten Matten, Des Aelplers Mai-Schalmein'n,
Wo See und Fluß sich gatten, Der Jubel in Flur und Hain,
Im Thal des Tanzes Welle, Die stürmt auf Bergen wilder,
All Alles zeigt ihm schnelle Der Heimat Jugendbilder.

Und wie er horcht und lauschet, Als Alpenlied erwacht,
Und teutscher Töne Rauschen Ihn faßt mit Zaubermacht!
O möchtest nie verklingen, Du wonnig Wohl und Wehe:
Nicht weiter will ich dringen, Hier bleib ich, wo ist stehe.

Und seit er aus den Händen Den Wanderstab gelegt;
Die Herzen sonder Enden Das Alpenlied bewegt,
Sind edler Freiheit Söhne Von Berg zu Berg gedrungen
Und Wehmuth teutscher Töne Ist nimmermehr verklungen.

Mark und Weihe der Bildung sollte nach Kopp der Religiosität entstammen, dem „lebendigen Glauben an das Christenthum. Dieser ist der untrügliche Compaß, unter dessen Richtung wir nach allen Gegenden der Wissenschaft unverdrossen zusteuern; er ist des Himmels Weihe, die sich auf unser, gar oft von irdischen Mühen gehemmtes Thun segnend herabläßt. Es ist der Lehrer schwierigste, aber auch belohnenste Obliegenheit ihres Amtes, mit stets wachem Auge väterliche Obsorge zu haben, daß kein Unberufener, wäre er auch bereichert mit den Schätzen der Weisheit oder in die Außenseite classischer Bildung gehüllt, einen unheiligen Sinn zum Dienste der Kirche oder in's Staatsleben herüberbringe." [1])

Kopp sprach religiöse Grundsätze nicht nur aus, er lebte darnach, war religiös durch und durch aber ohne die mindeste Ostentation. Die Liebe, „das Band der Vollkommenheit," bewies er in dem ungeheuchelten Wohlwollen für seine Schüler und eng verbunden damit lebte in dem Manne, der die Bescheidenheit selbst war, das zarteste Gefühl der Achtung. Diese betrachtete er für die Erziehung als ein so wichtiges Moment, daß er es im eigenen

[1]) Anrede und Spruchverse, 1835.

Familienleben zum ersten Gesetze machte, durch das Vorbild der Aeltern diesen Grundzug der Achtung für sich und andere in die Seelen der Kinder einzupflanzen; dieselben durften Vater oder Mutter nicht mit Du anreden, ja diese selber bedienten sich vor den Kindern gegenseitig nur des Ihr und Euch, patriarchalischer Sitte hold.

Hat er im Besondern eine gründliche philologische Bildung? Philologie im strengen Sinne des Wortes hat Kopp nicht studirt, er hat nur einige philologische Collegien gehört, die besten philologischen Schriften gelesen und in diesem Sinne nannte er sich selbst [1]) nur „einen angeblichen Philologen." Ist doch die Sprachwissenschaft selbst, wie sie heute blüht, eine Tochter unseres Jahrhunderts. In ihre tiefen, Menschenleben umfassenden Gänge auf die Urquellen und ihre Verwandtschaften zurück konnte Kopp, nachdem er einmal so ernst mit der Geschichte angebunden, nicht mehr sich einlassen. Dennoch ist kein Zweifel, er war ein ausgezeichneter Philolog, er galt lange neben C. v. Orelli und Rauchenstein als der erste schweizerische Philolog und dies Prädicat der Auszeichnung gebührte ihm schon gerade darum, weil auch die folgende Frage so entschieden bejaht werden muß.

Hat er im Latein und Griechischen und in der alten Geschichte, Geographie, Mythologie und Antiquitäten zureichende und präsente Kenntnisse?

Darüber wissen wir aus dem Bisherigen genug, aber, hat er Eifer und Freude an seinem Fache? Auch diese Frage wäre, hätte sie Kopp gegolten, eine müssige gewesen. Für diesen Eifer und diese Freude gab er seine ganze Jugend hin und kaum Einer stellte den Werth classischer Studien höher als er. Nach ihm lernen wir, „die Sprache der Griechen und Römer nicht etwa als eine Luxussache, um damit zu prunken; wir suchen uns die Kenntnisse der beiden Völker anzueignen, nicht etwa weil es der Ton der heutigen Bildungsstuffe erfordert. Wir gestehen vielmehr, in vielen Dingen kannten die Alten nur die Anfänge und Manches, was sie nicht geahnt, haben die Neuern sich selber aufgeschlossen. Aber wodurch vorab die Griechen für uns unvergängliche Muster

[1]) An Pater Gall Morel, 1. August 1858.

sind, daß ist die Schönheit ihres Geistes, mit welcher sie handelten und sprachen, das ist die Form in Kunst und Wissenschaft, durch welche sich ihr schöpferischer Geist kund gab: es ist mit einem Worte, jene harmonische Stimmung in Wort und That, in welcher uns der Schlüssel und die Grundlage der allgemeinen Bildung geboten wird." [1])

Diese Behauptungen wiederholte er öfter, mündlich und schriftlich, wie an Hottinger: „Ich bewundere an den Alten den Reiz des Schönen, die Vollendung des Wohllautes, das richtige Maaß zwischen Inhalt und Form."

Um, wie einst Johannes Müller gegenüber seinem jüngern Bruder that, [2]) die reine Glut seiner Begeisterung für die Alten in die jungen Herzen seiner Schüler überzuleiten hielt Kopp in den frühern Jahren beim Beginn des Curses gediegene Anreden. [3]) Vorhanden ist noch nebst andern seine „Antrittsrede, als Einleitung zum philologischen Studium, gehalten am 9. Wintermonat 1819 zu Lucern."

Die Einleitungsrede am 8. November 1821 behandelte die Frage: Warum die Griechen bis auf unsere Tage Muster geblieben sind? Das Classische im Classischen waren ihm Sprache und Literatur der Hellenen für die humanen Studien von unermeßlichem Vortheil.

„Was das griechische Studium betrifft, so bin ich dieser Ueberzeugung. Vorerst ist es ganz unmöglich, daß die lateinische Sprache mit Bewußtsein verstanden und mit Einsicht gelehrt werden könne, ohne daß man die griechische, wo nicht besser, doch eben so gut besitzt. Ich brauche nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß die griechische Welt eigenthümlich war und die römische nachgebildet; daß die griechischen Schriftsteller einen großen Vorsprung haben vor diesen und daß die Würdigung eines Römers nicht möglich ist, ohne daß man den Griechen, sein Vor-

---

[1]) Anrede und Schlußverse, 1835.

[2]) „Ich rathe meinem Bruder das Lesen der Alten; darum sind die Engländer so frei, so unerschrocken, so tiefsinnig, weil sie unter allen Völkern die alten Griechen am meisten lesen." Sämmtliche Werke IV, 159 und V, 329.

[3]) Beilage 10, b.

bild, würdigen kann. Ueberhaupt ist das Erlernen des Griechischen für die guten Köpfe — denn nur solche können und werden es studiren — nicht nur keine Unlust und Mühe, sondern sie finden, sobald das Fremdartige der ersten Erscheinung überwunden ist, großes Vergnügen daran; erstens ist das Griechische viel bestimmter und daher erleichternd; alsdann tritt ihnen, dem jugendlichen Gemüthe, alsobald der poetische Geist als etwas Verwandtes entgegen. Zudem habe ich nun eine siebenjährige Erfahrung, hier gewonnen, daß gerade diejenigen, welche im Lateinischen etwas leisten können, auch die vordersten und fleißigsten im Griechischen sind.

„Aus diesem Grunde ließe sich auch das Griechische vertheidigen, wenn man, wie noch hin und wieder ungeschickt genug, behauptet: man lerne es, um ein paar Worte in einer fremden Sprache mehr zu wissen. Denn die griechische Sprache ist so harmonisch gebaut, in allen ihren Verzweigungen so lebendig und dazu unserer teutschen Muttersprache so geistig und körperlich verwandt, daß das Anziehende das Abstoßende bei weitem überwiegt — für Verständige nämlich. Denn die ersten Denkgesetze machen sich hier so beständig geltend, daß ich, ohne sehr zu irren, jedesmal bestimmen wollte, wer der erste, wer der letzte in der Logik sein müßte. Aber das Studium des Griechischen hat auch einen ganz andern, höhern Zweck, nicht etwa bloß Schärfung und Uebung des Verstandes, oder Erwerbung einiger Kenntnisse, oder auch besseres Verständniß der Römer. Ich erkläre mich:

„Es ist längst ausgemacht, daß bei den Griechen alles das angetroffen wird, was man fordert: Frischheit der Jugend, Wahrheit der Natur, Schönheit der Empfindung, Kraft des Körpers, Tiefe des Geistes, Maß in Allem. Wem es daher daran liegt, daß im Gemüth des Knaben und des reifenden Jünglings diejenigen Keime und Anlagen geweckt und entwickelt werden, die der menschlichen Weise entsprechen, der leite ihn zu und durch die Griechen. Bei den Römern erscheint die Welt immer nur in einer Gestalt, in der des Krieges; bei den Griechen sind alle Seiten des Lebens beleuchtet. Darum ist es in ganz Teutschland und noch weiter, angenommener Satz: zu allgemeiner Bildung, zur Entwicklung, Nährung und Pflege der geistigen und leiblichen

Natur des Menschen gibt es kein wirksameres, edleres, schöneres, schnelleres und sichereres Mittel, als das Studium der Griechen. Auf dieses folgt das der Römer, theils zur Vervollständigung unserer eigenen Bildung, theils zum Beleg, wie vortrefflich die griechische Literatur auf die edlen Römer gewirkt, sobald sie einmal derselben theilhaftig geworden.

„Aber es gibt noch eine Seite, von welcher man, betrachtend, wünschen muß, daß das griechische Studium, wenn nicht erweitert, doch mindestens nicht verkümmert werde. Nebstdem, daß die innere und äußere Seite der griechischen Geisteswerke von dem unendlich ausgebildeten Schönheitssinn das lebendigste Beispiel sind; so ist unter den Studierenden dieses Jahres, die bei mir sind, auch nicht Einer zu nennen, der seine Muttersprache gebührend zu handhaben vermöchte; und woher das? Ob es an Anlagen fehlt, ob an dem frühern Unterrichte, ob an zu wenig Aufmerksamkeit, wage ich nicht zu entscheiden; aber soviel kann ich mit voller Wahrheit von mir selbst behaupten: von dem an, daß ich der griechischen Sprache mächtig geworden und die Herrlichkeiten ihrer Werke erkannt habe, seitdem ist mir jeder Verstoß gegen den guten Geschmack zuwider, seitdem verstehe ich eigentlich teutsch zu schreiben. Denn es hat kein Volk der Erde diesen Sinn für Maß und Ziel so rein gewonnen, wie die Griechen; da sind die Muster, die darum so kunstvoll sind, weil sie ganz Natur sind; da ist keine Uebertreibung; da ist Begeisterung, die wahre, die mit Besonnenheit gepaart geht.

„Ueberdieß und vorzüglich sind die Griechen, wenn schon entfernter der Zeit nach von uns, als die Römer, dennoch uns Republikanern näher verwandt als jene. Ich könnte, dieses zu beweisen, mich nur auf die Geschichte berufen und schweigen; aber ich will nur Einen Standpunkt angeben. Die äußere Geschichte unserer Väter scheint freilich mehr der der Römer zu gleichen; aber es scheint auch nur so: selbst die Aehnlichkeit der Schlachten ist ganz verschieden, da die Römer immer um Eroberung Krieg führten, die Altvordern nur um ihre Freiheit. Aber im Innern — die vielen kleinen Staaten eines Volkes — die Eifersucht des einen auf den andern — und wiederum das brüderliche Zusammenstehen, wenn Gefahr von Außen drohte — hundert andere Verhältnisse,

kleine und große, haben wir so ganz gemein mit den Griechen; diese Achtung, diese Schonung der Meinung anderer, diese wahre ächte Staatsweisheit unter Brüdern, die, befolgt oder außer Acht gelassen, Glück oder Unglück brachte, spricht uns so ergreifend an aus Thukidides, dem unser Johannes Müller, ihm und seinem Geistesverwandten Tacitus so edelmüthig nacheifert. Wer es aufrichtig meint mit Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes; wer den Regierenden eingehende Bürger wünscht, der kann nichts Besseres ihnen anrathen als das: Lasset die, die einst vielleicht im Volke eine Stimme haben werden, die Griechen studiren; alsdann werden sie ihre eigene Geschichte verstehen, ihr Volk zu leiten und ihre Bundesbrüder zu behandeln wissen.

„Aus diesen Gründen — sowie ich gegen jede Einschränkung oder Aufhebung eines Lehrgegenstandes bin — könnte ich auch nie dazu rathen, das griechische Studium auf drei Jahre und auf Einen Lehrer einzuschränken. Die jetzt festgesetzten sechs Jahre (der beiden Syntaxen, die zwei Rhetoriken und des doppelten philosophischen Curses) werden erst alsdann gehörig wirken, wenn Griechisch, Lateinisch und Teutsch (diese drei Sprachen dürfen nicht getrennt werden; — eine erhält Licht von der andern, eine erleichtert die andere; und es ist leichter für einen Studenten in allen dreien gut zu sein, als nur in Einer) — im Einklang nebeneinder stehen, in gleichen Rechten.

„Was das Aufstellen eines einzelnen Lehrers für das Griechische betrifft — gesetzt, was unmöglich ist, er könnte in allen sechs Classen genügen — so fände ich es ganz und gar nicht gut. Vorerst ist es nicht Eines und dasselbe, wie bei der Mathematik: bei dieser ist nur Ein Weg der rechte, bei den Sprachen geht jeder Lehrer seinen eigenen, obwohl alle nur Ein Ziel haben. Alsdann gehört es zu der Lebendigkeit, welche aus den Griechen die Jünglinge anspricht, daß er auch von mehr als einem Lehrer angesprochen werde; von je mehr Seiten ihm eine Idee vorgeführt wird, desto geweckter wird er werden, das Leben handhaben zu lernen und seine Erscheinungen; ferner kann auch bei uns die Zeit nicht mehr fern sein, wo jeder Gebildete, geschweige denn der Lehrer, aller drei Schwestersprachen mächtig ist und man es künftig befremdend finden wird, wenn einer nicht griechisch versteht,

statt daß es jetzt noch für eine ausländische Pflanze gehalten wird, der man ihr Dasein nur gleichsam als Seltenheit nachsieht." [1])

Die griechische Sprache und Literatur erhob Kopp weit über die Lateinische. [2])

Diesem Eifer, die classischen Sprachen der studierten Mitwelt geläufig zu machen, entsprang der Wunsch nach Hebung der untern Schulen.

„Man legt gewöhnlich zu wenig Gewicht auf die untern Schulen und glaubt, es lasse sich Versäumtes leicht nachholen: die Widerlegung ist in jeder Schule mit Beispielen zu belegen, aber an keinem Orte ist sie störender, ärgerlicher und in größerm Maße versammelt, als in den zwei Jahren des sogenannten philosophischen Curses. Nebstdem, daß auch hiefür der Regierungs-Beschluß vom Jahr 1820 Hilfe gewährt, müßten die untern Schulen immer mit solchen Lehrern besetzt werden, die nicht minder gebildet wären, als die der Rhetoriken sein müssen: es darf der Lehrer nicht blos das Nothdürftige wissen, sondern eine höhere Ansicht gewinnen und sich nur als einen Theil betrachten. Es geht dieses keineswegs gegen unsere Lehrer, wiewohl ich, wenn ich andere nach mir messe, nicht darin einstimmen kann: daß wir Lehrer vortreffliche Lehrer seien; dieses nur in Bezug auf solche Gegenstände, über deren Lehrweise und Verständniß mir etwa ein Urtheil zugestanden werden möchte. Ich fühle nur zu wohl, was uns Alles noch abgeht; was wir entweder vernachlässigten oder was uns entweder nicht mit Wärme oder mit Lauheit empfohlen wurde. Auch daraus geht deutlich hervor, daß der Knabe, selbst der angehende Jüngling, nicht zu beurtheilen vermag, was ihm zuträglich oder nöthig zu wissen sei: indem er gerade das am liebsten ergreifen wird, was ihm am wenigsten Mühe macht oder am meisten Unterhaltung gewährt; dagegen was mit unabläßigem Eifer getrieben werden muß und anscheinend nicht lohnend ist, liegen läßt: was ich um so getroster sagen darf, da ich es leider! mit meinem Beispiele zu belegen habe. Auch ist nicht minder wahr, wenn es schon paradox scheint,

---

[1]) Aus dem Pro memoria von 1826. (Concept.)

[2]) Beilage 10, b und folgende.

gerade die Fähigsten sind auch die Trägsten; ihr Geist findet sich bald selbst ein Ziel, welches er denn auf Unkosten der andern zu verfolgen sucht. Daß wir nicht vortrefflich sein können, beweiset die frühere und auch die jetzige Einrichtung der Schulen; nur Lottenbach's Beispiel spornte. Die Frage, was jeder lernen soll, findet seine Antwort in dem, was jeder lernen kann: es ist bei dem Knaben nur die erste Unlust zu überwinden, dann wird er es mit Liebe ergreifen; Vorurtheile der Aeltern hingegen werden in dem Maße glücklich bestritten und beseitigt, je mehr Bildung in den Staatsbürgern ist; demnach ist die Fähigkeit die einzige Bedingung, was der Lehrling lernen soll. Alles Wissen an seiner Stelle ist gut." [1])

Während dem ersten Decennium seiner Lehrthätigkeit in Lucern und länger, mußte Kopp für die Theologen auch hebräische Sprache vortragen. Diese Stunden hätte er lieber an den philosophischen Cursen für das Lateinische und Griechische verwendet, während an der Theologie doch der Zweck des hebräischen Sprachstudiums nicht erreicht wurde, da man davon in der Exegese keinen Gebrauch machte. Das wünschte er anders.

„Bisher galt beim Hebräischen folgende Maxime: wer aus der Physik in die Theologie auftritt und daselbst die Note **prorsus insignis** gehabt hat, ist gehalten, sofern er Cantonsbürger ist, das Hebräische während der zwei ersten Jahre zu besuchen, im dritten ist er frei; jeder andere kann es hören oder nicht. Mich dünkt, diese Maxime habe Vieles für sich; immerhin wird es nur die Fähigsten treffen. Aber gegen Eines muß ich Einspruch thun.

„Wenn nun Einer die zwei Jahre ordentlich gelernt und Fortschritte gemacht hat, wozu? wird er fragen; welchen Zweck hat es? Daß es im dritten Jahre wieder vergessen werde. Hier hinkt die Verordnung. Nach zweijährigem Unterricht in Grammatik und Syntax sollte doch noch ein Jahr Bibel-Erklärung von einem Professor der Theologie folgen; aber das geschieht nicht. Das ist, wie wenn einer Theorie der Arzneikunde hörte, alles

---

[1]) Concept des **Pro memoria** von 1826.

Ausüben aber aufgäbe. Der Einwurf: unsere Theologen, als künftige Landpfarrer, brauchen das Hebräische nicht, ist nicht mehr an der Zeit. Einmal weiß keiner voraus, wozu er berufen ist; alsdann steht Uebung des Hebräischen einem Landpfarrer immer noch besser an als Spiel, Jagd oder Trunk; endlich — was das wichtigste ist — ist es unumgänglich nothwendig (die protestantische Kirche in unserer Mitte zeugt dafür) daß unsere Geistlichkeit auf der Landschaft und in der Stadt an Bildung steige; Gefahr, wenn je vorhanden, ist jetzt vorhanden und unser Volk, gebildetes oder ungebildetes, das übrigens für blinden Glauben nicht durchgängig ist, wenn es nicht durch in der Nähe geübte Vergleichung geärgert werden soll, muß unsere Volksführer wie religiös, auch gebildet wissen. Es ist daher eine der höchsten und schönsten Pflichten, die dem hohen Erziehungsrathe obliegen, daß er mit Ernst auf würdige, größere Bildung bringe; damit auch hierin der Vorwurf abgewälzt und vernichtet werde, als erlaube der Katholicismus nicht Wissenschaft und Kunst; aber auch hier gilt, was Johannes Müller sagt: eine Freiheit ohne einschränkendes Gesetz ist eben darum keine Freiheit. Das Zurückstehen liegt nicht am Katholicismus, wohl aber an der eigenen Trägheit und dem Mangel an ermunternden Beispielen. Es wäre daher so leicht, diesem abzuhelfen: wenn dem Professor der Exegese, der ja nur drei Stunden zu geben hat, aufgetragen würde, wöchentlich drei Stunden mit den Studenten, welche zwei Jahre Hebräisch studirt haben, Bibel-Erklärung nach dem Urtexte zu lesen. Wäre ich Theolog, diese hermeneutischen Stunden würden mein größtes Vergnügen machen; so aber, als Lehrer der Sprachen Griechenlands und Latiums, ist es schon gegen die Regel, daß ich Hebräisch lehren muß und ich wünschte, daß es mir abgenommen würde. — Mein Grund ist dieser: nicht Gemächlichkeit, denn die drei hebräischen Stunden sind gerade diejenigen, welche am mindesten Anstrengung und Vorbereitung kosten; sondern ich wünschte, für diese drei Stunden der Theologen drei für die Philosophen zu erhalten von denen zwei dem Latein und eine dem Griechischen zukäme, so daß ich wöchentlich sechs lateinische und vier griechische Stunden hätte, die zwei archäologischen ungerechnet. Diese Stunden

sind für die Schüler nicht zu viel; denn wie es jetzt ist, kann ich unmöglich schriftliche Arbeiten machen lassen, und eine größere Ausbildung während der zwei Jahre ist um so nothwendiger, weil die Theologen während der drei Jahre gar nichts classisches Latein mehr zu sehen oder hören bekommen. Auch hierin sollte Ordnung gemacht werden. Gern will ich jedoch die drei hebräischen Stunden beibehalten, wenn nur die drei Bibelstunden nicht unterblieben; auch wünschte ich, daß das classische Studium um drei höchst nothwendige Stunden ausgedehnt werde, nur müßte ich alsdann um Verbesserung meiner Anstellung bitten." [1])

Dieser Eifer Kopp's für sein classisches Alterthum, für seine Schule verließ ihn nie. Zwar, nachdem Geschichte mit Ehre und Gewissen bei ihm solidarische Haftbarkeit eingegangen hatte, war es unmöglich, die Expansivkraft des Forschergeistes noch in die unabsehbaren Tiefen und Weiten der neuesten Sprachstudien hinzuleiten; da mußte er sich auf die allgemein anerkannten Resultate anderer einschränken und auch dieß nur, soweit seine specielle Lehraufgabe solches verlangte. Das that er auch redlich, aber nur das. Auf die Fortschritte der philologischen Lehrmittel war er wachsamen Auges, ohne sich im Wechsel zu überstürzen, da er gern das gewohnte und gediegene Alte beibehielt; Buttmann's griechische Grammatik empfahl er stets. In Vielem ging er mit Jakobs einig, den er öfters nannte.

Am meisten noch entfaltete sich das Wachsthum seines philologischen Wissens, hinsichtlich der von Jugend auf geübten und geliebten Kenntniß der Autoren und ihrer Ausgaben. Mitten in seinen historischen Entdeckungen ergriff ihn oft ein rechtes Heimweh nach den Classikern und mehr denn einmal ließ er es laut werden, er wolle mehr und mehr zu denselben zurückkehren, wie zur ersten Liebe. Noch am Ende der fünfziger Jahre begann er Mark Aurels Betrachtungen zu lesen.

Um 1839 interessirte er sich auch noch für Richters ungarische Sprachlehre und einmal wollte auch das Dänische ihn fesseln, allein die Geschichte duldete solche Concurrenz nicht in die Länge.

---

[1]) Pro memoria.

Unter den Editionen standen ihm jene von Orelli, Rauchenstein, Stallbaum, später namentlich die Meisten bei Weidmann in Leipzig und Berlin erschienenen, oben an. Zu rügen gab es bei der letzten Sammlung etwa äußere Ungleichheiten, wie zwischen Xenophon und Arrian, oder in der Behandlung des Demosthenes. Seinen Bemerkungen konnten Fachmänner, wie Moriz Haupt, Sauppe, Otto Jahn, den Beifall nicht versagen, sondern zogen sie, wie Salomon Hirzel meldete, bei andern neuen Ausgaben zu Ehren.

Es ist kaum nöthig zu sagen, wie gewissenhaft Professor Kopp, bis an die Schwelle des Todes gewissenhaft, die vorgeschriebene Lehrzeit einhielt und wie er einmal vom frischen Grabeshügel des liebsten Kindes, statt auszusetzen, geraden Weges in die Classe ging, genau nach dem Stundenplane.

Lange gab er den Studirenden, da es sonst Niemand that, wöchentlich zwei bis drei Male im Italienischen und Englischen Unterricht, ja seinem Einflusse ist es theilweise beizumessen, wenn später für diese neuern Sprachen eigene Lehrer angestellt wurden. Nicht genug, in den frühern Jahren ertheilte Kopp selbst ältern Herren noch manche Privatstunden, wie dem Doctor E. Corragioni in den griechischen Classikern, im Französischen und Englischen dem Auditor des apostolischen Nuntius, Herrn Viale Préla, seinem unentwegten Freunde.

Zur Vollendung einer größern philologischen Druckschrift, brachte Kopp es leider nie, sein einläßlicher, um 1831 begonnener lateinischer Commentar zum 10. Buche Quintilians blieb Fragment. Derselbe ist nach dem Urtheile eines erfahrnen Schulmannes „literärhistorisch von großem Werthe", obschon der Verfasser selbst davon sagte, er genüge ihm nicht. Dann fand sich unter seinen Papieren eine bemerkenswerthe, chronologisch in mehrfacher Beziehung von Andern abweichende Ordnung von Ciceros Briefen und „Ciceronis vita per annos digesta." Gleiches nahm er, nach Zumpt, mit Horaz vor. In Uebertragungen und musterhaften Inhaltsangaben übte er sich oft und von seiner Latinität gab er mehr als einmal öffentlich gelungene Weise. Für seine archäologischen Vorlesungen hatte er sich einen gediegenen Leitfaden verfaßt.

V.

Hat er geistige Lebendigkeit und Mittheilungsgabe? Die geistige Lebendigkeit als rastlos schaffende, durchdringende Kraft der Intelligenz, die leicht erfaßt und gestaltet, solch' ein Geistesleben war in Kopp mit seltener Macht vorhan- und zwar vorherrschend in der Form nüchterner Verständigkeit, welcher ein wunderbares Gedächtniß die Combination und Beurtheilung ungemein erleichterte. Deßhalb trat bei ihm die Kritik so sicher und klar in den Vordergrund.

Allein unsere Frage hat noch einen engern Sinn, den Sinn der frischen, anregenden, faßlichen, mit Gründlichkeit gepaarten Methode, des gewandten Hineindenkens des Lehrers in die Fassungskraft des Schülers, der allzeit schlagfertigen Rede und des Vermögens, dem Gegenstande leicht neue Seiten abzugewinnen. Die geistige Lebendigkeit und Mittheilungsgabe in diesem Sinne hat ihre mannigfachen Grade und selbst in der obersten Reihe gibt es wieder Unterschiede. Den Rang zu bestimmen, den hier ein Lehrer behauptet, ist gewöhnlich um so schwieriger, als kaum ein bezügliches Urtheil von unserer Subjectivität sich rein erhalten kann.

Im Jahre 1853 sollte Professor Kopp an die Universität Bern berufen werden.

Sträubend gab er von seinem Lehrverfahren eine Zeichnung, von der er hoffte, sie werde nicht behagen. Gegentheils, „das Bild — hieß es — welches Sie uns von Ihrer Lehrweise in der Philologie machen, schreckt uns nicht nur nicht ab, sondern entspricht vielmehr unsern eigenen Ansichten." [1])

Er brachte ja all' den Reichthum eines trefflichen Lehrers mit: Kenntnisse, nüchterne Verständigkeit, Lehrgabe, Charakter, richtiges Erfassen seiner Aufgabe, Maßhalten, Anregung, Takt, Pflichttreue, Vorbildlichkeit. Er hatte seine festen, auch in einer

[1]) Staatsschreiber von Stürler an Kopp. Bern, 22/23. Oktober 1854.

Zuschrift [1]) an die Erziehungsbehörde 1834 entwickelten Grundsätze, nach denen sein Lehrverfahren sich richtete. Rölly, der als Schüler, Freund und College seinen Mann hinlänglich gekannt hat, erzählt, [2]) daß Kopp beim Antritt seiner Lehrstelle in Lucern ein schönes, großes, empfängliches Feld angetroffen habe, indem besonders durch den Chorherrn Lottenbach das Bedürfniß, die classischen Studien mit mehr Eifer, Geist und Energie zu betreiben, wach geworden sei.

Im Griechischen begann der neue Professor mit dem Ajax des Sophokles. Sei es, daß er sich hierin übergriffen haben mochte, in den begabten Schülern wuchs dennoch darüber sichtbar das Streben, auf jenen Standpunkt sich empor zu arbeiten, auf dem sie der Lehrer haben und anfassen wollte. Dieser war glücklich, zum erstenmale Jünglinge vor sich zu sehen, die er in den Geist der classischen Sprachen einführen konnte. In vieler Hinsicht ging er originell zu Werke, besonders im Hebräischen. „In diesem Unterrichte, sagt unser Gewährsmann, war es Kopp schwer zu folgen, wer ihm aber folgte, der machte gründliche und gesegnete Fortschritte."

Glänzende, fließende und sogenannte geistreiche Vorträge halten, dadurch die Jünglinge, wenigstens für eine Zeit lang, bestechen und hinreißen, das war nach seinem Urtheile allerdings nicht identisch mit einer guten Verwaltung des Lehramtes. Alle seine Schüler werden dem zustimmen, was Einer aus ihnen schrieb: [3]) „Kopp's Vortrag war nicht lebhaft, dafür fesselte er durch seine feinen Manieren, die Sache zu behandeln, durch seinen Scharfsinn und Witz und durch die tausend Ueberraschungen, durch die er die ihm in Gedanken folgenden und nachdenkenden Schüler fesselte, so daß die Stunden wie Minuten verflogen. Wie großartig seine Belesenheit war, zeigte sich ganz besonders in seinen feinen Vorträgen über Literaturgeschichte, wo er Anlaß hatte, nicht bloß die Namen der Schriftsteller, sondern

---

1) Beilage 10 a.
2) Lucern.-Zeit. Nr. 301.
3) Rölly, a. a. O. Nr. 301.

auch den Inhalt der Schriften darzulegen.“ Immer war seine Darstellung klar und gediegen, der Ausdruck bestimmt und gewählt, das Hochdeutsch ohne Zwang und Ziererei, aber angenehm gesprochen. An Mittheilungsgabe blieb er Wenigen, an Genauigkeit und Sicherheit in Behandlung seines Gegenstandes Keinem zurück; Manche wünschten nur, er möchte cursorischer, minder minutiös, verfahren. Allein es gibt, wie überall, auch in der philologischen Methodik Streitfragen und unserm Lehrer war es einmal nicht darum zu thun, Vieles und Vielerlei durchzunehmen, sondern besonnen Schritt für Schritt weiter zu gehen, was ihm ja durchaus zur andern Natur geworden war. Von seinem Thema erlaubte er sich keine andern Abschweifungen, als etwa, den tiefen Ernst mildernd, einen ideenverwandten Witz; denn gerne heiterte Kopp seine Zuhörer, ohne sich zu vergeben, auf, und erzählte darum bisweilen einen passenden Zug aus guter alter Zeit. Seine Interpretation der Classiker pflegte gleichsehr das sprachliche als archäologisch-historische Moment zu beachten und bei gegebenem Anlasse auf Grundsätze der Lebens- und Staatsweisheit aufmerksam zu machen oder in heimischen Sitten, Bräuchen und Sprüchen das Tiefsinnige nachzuweisen. Und die klassischen Lieblinge, es war zum Staunen, wie er sie durch und durch kannte und gleichsam, wie einst sein Lehrer Hug, dem er die Kunst abgelauscht, immer neue Schönheiten an ihnen entdeckte. Ihre Eigenthümlichkeiten wußte er in der Schule, wie in seinen Spruchversen, kurz und bezeichnend hervorzuheben. Viel lesen und wenig vergessen ist erst alsdann ein herrlicher, gesegneter Genuß, wenn man, wie Kopp, bei den klassischen Alten gleichsam freiesten Zutritt hat und in diesem Reiche königlich waltet.

So wenig, wie in andern Dingen, that er hierüber groß. Nach seiner, in der Zuschrift von 1834 ausgesprochenen Ansicht, sollten zwar an einem Gymnasium und Lyceum die classischen Schriftsteller anders behandelt werden, als an der Universität, [1]) aber hier wie dort wollen sie, welche, wie Wolf sagte, bei Abfassung ihrer Werke so viel dachten, aus sich selbst und ihrer Zeit, aus ihren Verhältnissen und Anschauungen heraus begriffen sein.

---

[1]) Beilage 10, a.

Deßhalb seine häufigen Hinweisungen auf Parallelstellen, ein Verfahren, zu dem es eben die genaue Kenntniß seines Classikers braucht, wie sie Kopp eignete. „Mit großem Scharfsinn spürte er die Gedanken, die Anspielungen, die Freiheiten derselben aus." [1]) Die subjektive Auslegung hingegen, das Herauslesen der eigenen Gedanken, das war unserm Lehrer gründlich zuwider. Seine Subjektivität machte sich einzig in der Wahl der Lectüre geltend, denn er zog — wie Johannes Müller [2]) — unter den Geschichtschreibern den Thukidides, den er mit seltener Gründlichkeit studirt hatte, allen andern vor. Kortüms Schrift über diesen großen Historiker genügte ihm nicht. „Thukidides und Shakespeare sind die letzten Bücher, die ich aus der Hand lege", sagte er einmal. [3]) Früher hielt er auch den Tacitus hoch, aber später widerten ihn die Schmeicheleien an, die er darin zu finden glaubte, lieber griff er jetzt zum Suetonius. Cicero behielt, trotz Allem, seine bleibende Neigung und die Angriffe gegen den großen Redner thaten ihm wehe. Man lese, wie er in den Spruchversen 1835 seinen Tullius erhob! Sallust verdarb es bei ihm wegen seinen selbsterfundenen Reden. Böhmer sprach 1857 von dem aufgefundenen Licinianus und brachte damit Kopp zum Reden: „Es ist wahr, den liederlichen Tugendschwätzer Sallust, der sich in seinem altmodischen Reifrock spreizt, mag ich gar übel leiden, und ich weiß nur nicht, wie sich Quinctilian in ihn vernarren konnte, um ihn mit Thukidides zusammenzustellen. Freilich ist nun auch Licinianus viel zu nüchtern, um dem Catilinarier vor der Hand etwas anhaben zu können, aber sein Zeugniß ist doch dazu gut, daß schon damals nicht alle Leute durch dieselbe Brille schauten." [4]) Als ein Mann, der überall gerne festen Boden unter den Füßen fühlte, beschränkte unser Lehrer seine Auswahl aus dem „göttlichen" Plato auf einige wenige Stücke, etwa noch am liebsten auf die Apologie des Sokrates, den Krito und Phädros. Immer neuen Genuß fand er an Horatius, den er vielleicht unter allen

[1]) Rölly, a. a. O.

[2]) Dessen sämmtliche Werke XVII, 244.

[3]) Rölly, a. a. O. Nr. 303.

[4]) An Böhmer, 30. Christmonat 1857.

Alten am besten mag behandelt haben. In spätern Jahren sagten ihm die Episteln noch mehr zu, als die Satyren. Mit einiger Vorliebe wählte Kopp aus den Classikern jene Stücke und Stellen, welche auf die Literatur der Alten, ihre Sitten und Culturzustände Licht warfen, wie der Brutus und Cicero, wie manche der Horazischen Gedichte, Quinctilian und Tacitus. Der Philologie-Professor eines Lyceums fragte 1850, welche Classiker ihm Kopp zur Behandlung empfehle. Dieser nannte in seiner brieflichen Antwort für das Lateinische den Horaz, mit Auswahl, und Ciceros Quæstiones tusculanæ in der Ausgabe von Fischer: „Kein trefflicheres Buch; die Bearbeitung in Bezug auf Sprachliches, Historisches, Philosophisches, ist ausgezeichnet, und dieses ist auch Rauchensteins Urtheil." Für das Griechische nannte er Lysias ausgewählte Reden von Rauchenstein. „Die Reden sind nicht groß, mannigfaltig, meist in kleinen Sätzen und ungemein anziehend und leicht. Die allgemeine Einleitung, sowie die einzelnen in jede Rede, sind vollkommen genügend und klar; die Anmerkungen unter dem Texte erklären die schwierigen Stellen. Wählen Sie dieses Büchlein, so machen Ihre Schüler zuverlässig Fortschritte, und Sie selber bekommen keine saure Arbeit." Als grammatisches Hülfsmittel für den Lehrer empfahl er jetzt noch den Buttmann und fügte seiner Belehrung die allgemeine Bemerkung bei: „Beim Unterrichte kommt es nicht nur auf eine Summe gediegener Kenntnisse an, sondern wohl ebensoviel auf die Erfahrungen, die man im Schulfache gemacht hat."

Wir würden einen ersten Liebling übergehen, vergäßen wir des Sophokles. Unter allen Gattungen hellenischer Poesie fesselte ihn am meisten das Drama und im Drama Sophokles: „Es war geradezu etwas Ausgezeichnetes, ihn einen Chorgesang übersetzen und erklären zu hören. Jedes Wort entfaltete Leben, Sinn und Bedeutung. Die große Kunst dieses Tragikers konnte er nie genug loben. Abwechselnd wählte er, wenn er gereiftere Schüler hatte, ein Stück von Aristophanes, wo er Gelegenheit hatte, seine einläßliche Kenntniß des athenischen Lebens zu selber Zeit hervortreten zu lassen."[1]) Welche Classiker gelesen worden seien, ergibt

[1]) Rölly, a. a. O.

sich übrigens, wenigstens seit 1835, aus den Schulkatalogen.[1]) Der klassische Sprachunterricht sollte zum Verständniß der Alten, und der Umgang mit denselben zur Reife des Geistes führen.

In frühern Jahren ließ Kopp seine Studirenden schriftliche Aufgaben verfassen, für die er den Stoff so zu wählen liebte, daß dadurch zugleich literär-geschichtliche Belehrung erzielt wurde. Ein solches Thema lautete: „Zu welchem Urtheile über Tacitus — insofern aus Einzelnem geschlossen werden darf — berechtigen uns folgende seiner Stellen, z. B.: **Annal. III, 52—55, Annal. IV, 46—51, Agricola 1—3** und **30—34?**" — Ein anderes: **„Quid, tribus hisce lectionibus præmissis de C. Cornelio Tacito augurari licet?"** Oder: „Qua mente ad C. Cornelium Tacitum accedere nos oportet?" So im Oktober 1833.

Den Professor Kopp, wie er in seinem Classenzimmer leibte und lebte, zu zeichnen, haben bereits zwei Schüler versucht, deren Curse um 15 Jahre auseinander liegen, und sie stimmten überein. Die kundige Zeichnung des ältern, der selbst seit langen Jahren mit Auszeichnung philologischen Unterricht ausgeübt hat, wurde bereits in diese Blätter verwoben. Seitdem hat derselbe sein schönes Charakterbild nochmals, für den Katalog der höhern Lehranstalt Lucerns, umgearbeitet.[2])

---

[1]) Z. B. des Tacitus Annalen und Historien, Agricola, Germania, vom Redner; ausgewählte Parthien aus Cicero (besonders von den Pflichten, die Tusculanischen Unterhaltungen, Brutus) und Einiges aus Senecas philosophischen Schriften, aus Horaz Oden, Briefen, Sermonen, Satyren die geeigneten; des Plautus Gefangene, Stücke aus Persius, Juvenal und aus Ovids Metamorphosen.

Unter den Griechen war Thukidides fast alle Jahre da; abwechselnd Herodot (Perserkriege), Demosthenes, Sophokles (Oedip auf Kolonos, Trachinerinen, Philoktet, Antigone); Pindar mit Auswahl, die Gnomiker, Lyricorum fragmenta, Aeschylus (gefesselte Prometheus), und wiederholt von Plato der Kriton, die Apologie, Phädrus, Xenophons Memorabilien, und Lysias von Rauchenstein. Auch Burchards **Anthologia græca** wurde eine Zeit lang gebraucht. Diese Schriften wurden immer nach den besten Ausgaben behandelt.

[2]) „Verzeichniß der Studirenden der Cantonsschule und der Theologie in Lucern, 1866/67. Lucern, Räber." Beilagen: „Professor Jos. E. Kopp" von J. Jg. Rölly, Professor, und „Ueber die Plautinischen Prologe; Allgemeine Gesichtspunkte." Von Dr. Karl Dziatzko, Professor.

Der jüngere Schüler hat sich theils im Bisherigen, theils schon anderswo in einem Nekrologe[1]) geäußert, und es bleibt ihm nur noch kurzes Ergänzen. Im sorgfältigen, den ernsten, allem Modischen abgewandten Mann darstellenden Anzug, der Jahre lang Stand hielt, pflegte Kopp aufzutreten, eine mittelhohe, kräftige, in schönem Gleichmaß gebaute Gestalt. Das vollendete, all' den innern Reichthum des Geistes und Gemüthes offenbarende Haupt mit diesem klaren und, wenn er wollte, durchdringenden Auge, mit dieser hochgewölbten, unter dem etwas kurz geschnittenen Haare kräftig vorspringenden, verständigen Stirne: dieß Haupt war das Schönste am ganzen Manne, war selbst wie einer Antike nachgebildet. Ueber das zwischen Höhe und Breite maßhaltende, überhaupt in schönen Verhältnissen gebildete Gesicht mit freundlich-ernstem, geistvollem, stets den Gleichmuth verrathenden Ausdruck, ergoß sich ein der Blässe nahender, zarter Teint der Farbe. Diese Hülle, in der die Seele wohnte, ihr liebes Bild, das nunmehr, freilich nicht aus den Jahren der Vollkraft, auch durch ein gelungenes Gemälde[2]) fixirt ist, bleibt uns wohl unauslöschlich eingeprägt. Aber die Psyche, die sich dieses Aeußere geformt, der Charakter, der es beherrschte, der Verstand, der da drinnen übermächtig und mit feinstem Takte waltete, und in seiner Bescheidenheit fast ängstlich seine Geheimnisse hütete, — sie zu schildern geht über unser Vermögen. Ueber seinen gewöhnlichen Ernst, der einem gesammelten, immer besonnenen, umsichtigen Geiste entstammte, und dessen er sich wohl bewußt war, konnte er selbst in witziger Laune sich erheitern, wie in seinen Spruchversen für die Schlußfeier der Anstalt im Jahre 1836. Diese Dichtung stellt die Repräsentanten der Kunst und Wissenschaft in bunter Gesellschaft zum Symposium versammelt dar. „Alles blickte", heißt es dann, „so freudig drein und auf den nächsten Winter schob man stillschweigend die gelehrten Fragen. Ja selbst des G r i e c h e n - G a s t e s e r n s t e r D o l l m e t s c h, der sich im Saal befand am Stuhl des Herrn und auf Gespräch und Thun und Sitte spähte, um hier es als

---

1) Lucerner Tagblatt.

2) Auf der Bürgerbibliothek zu Lucern, durch Maler X. Schwegler.

Geheimniß auszuplaudern, sah nicht so ernst und finster aus, als er drei Viertel sonst des Jahrs zu schauen pflegte." [1])

Selten den Katheder besteigend, bewegte sich Kopp im Hörsaal auf und ab, gerne mit einem Studirenden, den er mit Lehrerwürde, Achtung, Takt und herzgewinnender Traulichkeit behandelte, sokratisirend, und pünktlich erst mit dem Stundenschlag abbrechend. Auf jede Lehrstunde bereitete er sich sorgfältig und gewissenhaft vor und nur gezwungen setzte er eine Vorlesung aus. Doch, wie sehr wir uns auch Mühe gehen wollten, das Bild unseres Lehrers zu zeichnen, alle Worte bleiben armselig hinter ihrem Ziel zurück.

Genießt er bei den Schülern Liebe und Achtung? Ist er ein Freund der Ordnung und weiß er Disciplin zu halten? „Der alte Schlendrian war auf der Flucht begriffen, die Geister öffneten sich für etwas Besseres" — mit diesen Worten bezeichnet Einer, [2]) der würdig in die Fußstapfen seines Meisters trat, die ersten Folgen von Professor Kopp's philologischem Eingreifen.

Wie immer und überall, so verschmähte er auch im Classenzimmer allen Prunk und alles Vornehmthun, floh den leichtesten Schatten von Selbstlob. Wenn von seinem verborgenen Wissen hie und da ein Strahl durchschimmerte, geschah es so ungesucht als unabsichtlich. Er vermied es gerne, über seine gelehrten Forschungen zu sprechen, ließ von seinen Schriftwerken selten, im mindesten nie von seinen Lorbeeren verlauten. Nur die Liebe zur Dichtung verhehlte er am wenigsten und sagte einst scherzend zu einem Schüler, der damals auch am Versemachen seine Freude hatte: „Wir werden einst noch miteinander dichten."

Diese schweigsame Bescheidenheit machte ihn vor den Augen der Studirenden nur noch größer und Alle bis zum letzten fühlten es in jeder Stunde wieder, welch ein Muster und Meister ihr Lehrer sei. Dem Greisen war freilich die frühere Energie entwichen, aber an die Stelle des antreibenden, ernst imponirenden Wesens trat die Ehrwürdigkeit des Alters in liebenswürdiger

---

[1]) Spruchverse 1836. S. 21.

[2]) Rölly, a. a. O. Nr. 301.

Weise und sicherte die Achtung vollständig. Die Einsichtigern konnten, ohne daß es der Professor wollte oder beabsichtigte, leicht merken, wie sehr dieser seiner Aufgabe gewachsen sei, wie innig er dafür glühe und daß ihm nichts Wesentliches für das Lehramt mangle.

Zu seinen Schülern trug unser Lehrer stets eine herzlichere Liebe im Busen, als diese nur wußten oder er selbst es äußerlich zeigte. Schwerlich hat er je über einen nachtheilig sich geäußert, sondern schwieg und that im Gegentheil lieber Gutes für ihn, wo er nur konnte. So waren, wie einer seiner Collegen uns bezeugte, [1]) wenn es sich in der allgemeinen Professoren-Conferenz um Ertheilung der Noten handelte, seine Aeußerungen immer schonend, möglichst wohlwollend, besänftigend. „Ich will ihm nicht schaden," war sein Ausdruck.

Bei alledem übersah er seine Pflicht keineswegs, hielt auf Arbeit und Disciplin, nicht bloß als einfacher Professor, sondern auch als Präfect (Rector) der Anstalt von 1834—1836, wie als Mitglied und Präfect des Erziehungsrathes von 1841—1844. Daher waren ihm auch die Prüfungen keine bloße Formalität, sondern er suchte die rechte Mitte auch hierin zu befolgen. Isaak und Keller, 1831 philologische Lehramtscandidaten in Lucern, mußten unter anderm die Rede des Bruder Klaus v. Flüe an die Tagsatzung zu Stans nach Johannes Müller in Latein übersetzen, um so ihrer Latinität „auf den Zahn zu fühlen."

Einem Candidaten für die Geschichtsprofessur wurden 1858 die Fragen ebenfalls nicht zu leicht gestellt. [2])

Nicht einzig auf die zwei Jahrescurse, wo sie unter ihm standen, beschränkte Kopp das Interesse um seine Schüler. Zwar drängte sich keiner weniger auf als er, aber gesucht, ließ er sich herzlich gerne finden, stand mit Rath und That zur Seite. Manche tüchtige Lehrkraft in Lucern, den Urcantonen, St. Gallen, Aarau, Solothurn ist durch ihn geweckt und gefördert worden.

Abiturienten gab er oft wohlthuende Empfehlungen [3]) mit und ward noch in weiter Ferne zum Schutzengel seiner Schüler.

---

[1]) Der HH. Stadtpfarrer und Chorherr N. Schürch in Lucern.

[2]) Beilage 11.

[3]) Ein Beispiel Beilage 12.

Während 46 Jahren lag der Unterricht in den Sprachen von Hellas und Rom und ihrer Literatur in den Händen Kopps und lag in den Händen eines der würdigsten. Kaum wird, unter den vielen, auch nur ein Schüler zu finden sein, der nicht mit dankbarer Verehrung ihm ergeben geblieben. Und vermag auch der studirende Jüngling, verzeihlich, die Lehrer nicht immer nach Verdienen zu würdigen, es kömmt stets eine Zeit, da bei reiferm Verstande jeder es einsieht, welcher ihm nützlicher gewesen sei, ob der nüchterne, ruhige, sachverständige, pflichttreue Mann, oder wer mit mit hohlem, geläufigem Phrasenschwung hochtrabend ihn unterhalten und aufgebläht hat.

Groß war das Ansehn des Professor Kopp; es war ein verdientes, unvergängliches. In den Briefen seiner Schüler an ihn waltet der herzlichste Ton und mehr denn einer, der später eine höhere Stellung bekleidete, nannte ihn seinen „damals liebsten Professor."

Unser Auge fällt so eben auf einen Brief, worin ein Schüler aus den Dreißigerjahren über den hingeschiedenen Lehrer seine Betrachtungen macht: [1]) „An dem Verstorbenen ehre ich die anerkannte Gediegenheit des Lehrers, die reine, edle Sprache, das Imponirende seiner Erscheinung, vor der sich keinerlei Indisciplin versuchen durfte, das Anregende seiner Mittheilung. Bei dem wüsten Geiste, welcher in Lucern zu meiner Zeit (1831—1834) herrschte, stand er fast allein in hohem Ansehen. Vielleicht hat er Manchen vor Verkommenheit bewahrt. Mit welchem Interesse er später seinen strebsamen Schülern zur Seite stand, wissen wir alle und empfinden es dankbar. Als Mensch und Freund war er heiter und milde und hat wohl keine Feinde gehabt, als wo der blasse, ohnmächtige Neid angesetzt hatte."

Eine andere, öffentliche Stimme aus dem Schülerkreise für den hochgeschätzten Lehrer erscholl im Aargau. Joseph Isaak, der 1856 verstorbene Rector von Zurzach, war von Kopp so wohlwollend geleitet worden, daß der Biograph, [2]) Landammann

---

[1]) Archivar Dr. Kothing in Schwiz, vom 16. December 1867.

[2]) A. Keller, Jos. August Isaak. Ein Lebensbild. Baden, Zehnder. 1856. S. 8. f.

A. Keller, es theilnahmsvoll erzählt, wie Kopp, „der viel bekämpfte und darum hochverdiente Sammler und Kritiker der vaterländischen Geschichtsschreibung" in der Philologie den Studirenden geistig angeregt und das griechische und römische Alterthum ästhetisch und historisch sinnig behandelt, wie er durch entsprechende Behandlung des classischen Alterthums vollends des jungen Isaak ganze Begeisterung für die alten Herrlichkeiten der Griechen und Römer entzündet, ihn freundlich ermuntert, unterstützt, für Zurzach empfohlen und dafür das kindlich dankbare Andenken des Schülers für immer gewonnen habe.

Ist er in seinem Privatleben solid und achtbar? rechtschaffen und bieder? So sehr, daß darüber stets nur eine Stimme herrschen konnte. Nicht eine leiseste sittliche Makel hängt an ihm, auch nicht einmal der Verdacht durfte sich erheben. Für diesen und den folgenden Punkt lag die Garantie in seinem ganzen Wesen.

Ist er verträglich mit Collegen? Wiederum gegenüber einer Persönlichkeit wie Kopp eine ganz überflüssige Frage.

Seine ihm eigene Ruhe, das constante Ebenmaaß, die Feinheit des Umganges verbunden mit der Heimeligkeit des ächten Lucernertypus, diese beobachtete er nicht nur innerhalb des Classenlocals, sondern immer und überall, draußen wie daheim in der Studirstube; stets war an ihm alles wohlgeordnet bis hinunter auf die Art und Weise die Halsbinde zu richten. Jeder Zoll verrieth den Mann, der im Innern wie nach Aussen hin Jegliches gerne im Reinen hat. So brachte sein ganzes Wesen es mit sich, daß er, wie sein vieljähriger College [1]) sagt, in Lucern gewissermaßen „der Mittelpunkt alles gelehrten Wissens wurde. Um ihn gruppirten sich alle strebsamen, im Studium erwarmten Schüler, fast alle literarisch gebildeten Männer der Stadt fanden sich oft bei ihm und um ihn. Er war freundlich herablassend und mittheilsam; gab Anleitung und Anregung zum Studium, zog talentvolle junge Männer an sich und förderte, wie er konnte, ihre Studien. Jüngern Collegen ertheilte er seine Räthe, las selbst mit ihnen alte Schriftsteller und ermunterte sie zum eifrigen Betreiben der classischen Studien. Hatte

---

[1]) Nölly, a. a. O. Nr. 301.

einer etwas gelesen, so ließ er sich gerne Mittheilung machen, hörte lieber, als er sprach, sprach aber immer, wenn ihm etwas nicht gefiel oder wenn er etwas unrichtig fand."

Hätte Kopp einzig nur als Philolog gewirkt, er hätte schon ein reiches Verdienst, allein er hat sein Talent nach jeder von dessen Hauptrichtungen treu bethätigt. Verwickelungen, wie sie das Leben hundertmal bietet, zu vermeiden, besaß er ein eigenes Geschick und wo Mancher Feuer gefaßt hätte, blieb er gelassen.

Ist er geneigt, ruhig seinem Berufe zu leben oder wirft er sich gern ins Politische? Bei Kopp, einem Manne der Wissenschaft und des Maßhaltens ergibt sich die Antwort von selbst. Die Politik hat ihn gesucht, nicht er die Politik, wie man sehen wird. Als Lehrer, darf man behaupten, hat er nicht im Geringsten politische Propaganda versucht im Sinne einer Partei, wohl aber der auf ächten Freisinn (welcher auf Wahrheit und Gerechtigkeit ruht) gebauten Republik. Er begeisterte zur Vaterlandsliebe und las deßhalb am 11. Wintermonat 1823 als Einleitung zum Studium der Griechen, über Vergleichbarkeit der griechischen und schweizerischen Freistaaten, eine geistvolle, jugendlich ideale Rede, worin er aber Manches später geändert haben würde, da sie Thatsachen voraussetzt, die er nach Jahren verwarf.

In gleichem Sinne wünschte er den schweizerischen Lehranstalten Belehrung über vaterländische Verfassung (wie Haupt etwas Aehnliches geschrieben hat) und sprach so gerne seine Liebe zu Vaterland und Freiheit, in reinster Auffassung, würdig aus.

Als Beweis, wie Kopp bei den Jünglingen vaterländischen Sinn anzufachen bestrebt war, folge die Analyse seiner eben genannten Ansprache.

Er besaß Sinn und Verständniß für vergleichende Geographie und Geschichte noch bevor diese Methode in die neuern Schulen Eingang gefunden hatte. „Es haben — beginnt die Anrede — von jeher Männer von Geist, gleichsam im Namen ihrer Völkerschaften dieselben mit den Staaten des Alterthums verglichen. — Schon Plutarch, wohl das einzige Vorbild dieser Art bei den Alten selber, hat unter den Imperatoren Trajanus und Hadrianus eine Zusammenstellung der Helden Griechenlands und Roms unternommen und sie mit vorherrschendem Scharfsinne und liebenswürdiger

Genauigkeit durchgeführt, ein Werk, durch welches er der Schöpfer der vergleichenden Lebensbeschreibung geworden ist und schon dadurch sich von Cornelius Nepos unterscheidet." Aber der Redner findet noch „eine höhere Vergleichung, eine edlere Zusammenstellung," jene zwischen Land und Land in seiner Gestaltung, zwischen Volk und Volk in seiner geistigen Entwicklung. Er findet, kein Volk lasse sich mit dem griechischen so ungezwungen und vielseitig vergleichen, als das schweizerische und nun werden die Vergleichungspunkte herausgegriffen, die Schattenseiten, die dort mit dem peloponnesischen, hier mit dem Zürcherkriege angehoben, nicht ausgenommen. Perikles und Stüßi, Lysander und Ital Reding, Platäa und Greifensee stellen sich nebeneinander.

Nicht so wie in der politischen, stehen in der Geschichte für Kunst und Wissenschaft bis jetzt Griechenland und die Schweiz gleich entwickelt nebeneinander. Darum die Mahnung an seine Schüler: „Reihet zu den Großthaten der Väter auf den Schlachtfeldern die goldnen Früchte eines edlen Friedens! — Wohlan denn, ihr Schweizerjünglinge, denen das große Loos gefallen ist, zu Bildung berufen zu sein: fasset die Zeit mit kräftiger Hand und strebt, heiligen Eifers ihr die Deutung zu geben, nicht sie von ihr anzunehmen! Und ihr, die ihr euch noch nicht sattsam kennet, die ihr kaum ahnet, welche herrliche Keime in euch schlummern: werfet den Prüfstein nicht von euch, der euch zur Erkenntniß bringen soll und scheut die Arbeit nicht, die euch einst Beruhigung verleihen wird.

Entschließt euch! und könnet ihr es noch nicht, steuert darauf hin, daß ihr bald Kraft in euch fühlet, euch zu entschließen! Nehmt die Griechen zur Hand, und studirt sie! könntet ihr sie nach zwei Jahren weglegen, ohne daß das Heiligste geweckt, das Edelste genährt und das Größte in euch durchglühet wurde: dann müßte ich denjenigen bedauern, der sich ein so trauriges, niederschlagendes Zeugniß gäbe. Wahrlich einen solchen müßte Scham verzehren, wenn er einen Blick wagte auf unsere Voraltern."

So wurden die Begabten wie die Schlaffen gleich erwärmt.

Theilt er gerne excentrische Meinungen nach dieser oder jener Seite und wirft er sich Extremen

in die Arme, im Staatlichen oder Kirchlichen? Wollte Gott, Jedermann träfe so gut und gewissenrein wie Kopp die rechte Mitte, beiden gottgegebenen Ordnungen treu leistend was ihnen gebührte. Ein Mann fester Grundsätze, verfiel er nicht in Leidenschaftlichkeit, am wenigsten gegen Personen. Es ist schon dagewesen, daß Studirende die Unparteilichkeit ihrer Lehrer auf die Probe setzten. Sie verwoben Stellen aus guten Classikern ganz geschickt in ihr Argument und siehe, — der Classiker bekam einen „Strich." Oder einer, der nicht in Gunst war, lieh sich einen Aufsatz, der ein Paar Jahre früher von demselben Lehrer die erste Note erhalten hatte und die Arbeit hieß dießmal „rein nichts." Oder einer schrieb beim Componiren dem Andern ab und bekam in der Rangordnung viel die bessere Note, von Schlägen und Schimpfnamen nicht zu reden, die Knaben anders gesinnter Familien erdulden mußten. So etwas ist bei Kopp nie vorgekommen, dazu besaß er eine glückliche Unfähigkeit. Bei ihm mußte kein Schüler seine Meinungsverschiedenheit büßen, in keinerlei Weise, weder hinsichtlich der Stipendien, noch der Noten, noch überhaupt der Zuneigung. Keinen nahm er etwa deswegen schärfer in's Examen oder behandelte ihn mit Vorurtheil, weil er von einer andern Anstalt kam; im Gegentheil, wenn er aus solchen Prüfungen schloß, daß da oder dort in Plan oder Methode etwas zu bessern wäre, machte er gütig und milde aufmerksam. Benedictiner zumal sah er gerne dem frühern Höhepunkt in Kunst und Wissenschaft entgegensteuern.

Von seiner politischen Mäßigung werden sich uns später noch weitere Beweise darbieten. Vor oder mit Schülern politisirte Kopp nicht, außer in derjenigen Weise, wovon wir in seiner Vergleichung zwischen Griechenland und der Schweiz ein Muster besitzen.

Derselbe Gelehrte, nach dessen Gesichtspunkten Kopp als Lehrer hier geschildert wurde, Rector Rauchenstein, gab ihm nach dessen Tode selbst ein Zeugniß voll Anerkennung: „Er hat ein hochverdientes, thätiges Leben hinter sich. Sein Verdienst als Lehrer wird unvergessen bleiben. Mich wird stets das freundliche Verhältniß freuen, in dem wir zueinander standen und sein An-

denken wird mir unvergeßlich sein. Gott habe den ausgezeichneten Mann im himmlischen Reiche selig!" [1])

Die Liebe, welche Kopp, bis sein Herz brach, für Lucerns höhere Lehranstalt bewies, wurde ihm von derselben stets erwiedert und gab sich nochmals bei der Bestattung seiner irdischen Hülle, sowie in dem schönen Nachrufe des Schulkatalogs von 1867 kund, der den schönen Sinnspruch an der Stirne trägt: **Docti non solum vivi atque præsentes studiosos discendi erudiunt atque docent, sed hoc idem etiam post mortem monumentis literarum adsequuntur.** [2])

Sein Nachfolger im Lehramte wurde Professor Dr. Karl Dziatzko aus Oppeln.

VI.

In den ersten Jahren seines Professorates strebte Kopp vor Allem, sich in seine Lehraufgabe einzuleben. Täglich führte ihn sein Beruf den Musen in die Arme und schon der studirende Jüngling hatte es probirt, seine eigenen Lieder zu singen; denn es war ihm Lust und schaffende Kraft auch dafür gegeben. Hören wir ihn selbst. „Bei dieser Stellung, in welcher ich nach bisher geübter Weise der Lehranstalt Lucerns, mehr nach Innen für Ausbildung der Schüler durch gesprochenes Wort zu wirken suchte, als nach Außen hin durch Gelehrsamkeit in veröffentlichter Schrift hervorzuthun und wobei ich als Vorbild für Reinheit und Schönheit der Darstellung gleichsam als Norm der Würde und des Maßhaltens von vielen andern Schriftstellern Sophokles

---

[1]) Rector Prof. Dr. Rauchenstein. Aarau, 30. October 1866.

[2]) Cicero de Offic. I, 44, 156.

und Thukidides hervorhob, entwickelte ich allmählig eine zweifache Thätigkeit für Forschung und Dichtung.

„Schon als Gymnasialschüler hatte ich bei meinen Arbeiten Vorliebe für das Dialogische (dahin gehörte ein Todtengespräch zwischen Herodianus und Diodorus Siculus in griechischer Sprache); dieses führte mich von selbst zu Versuchen in dramatischer Form. Die meist historischen Stoffe behandelte ich anfänglich mehr in willkürlicher Umbildung, später mich streng an den geschichtlichen Gang bindend. Von diesen Erzeugnissen wurden nachmals einige vernichtet, anderes blieb ungedruckt; veröffentlicht wurden bis anhin nur drei Bändchen (1855 — 1859), über deren jedes ein kleines Vorwort Rechenschaft gibt. Fern von jeglicher Schaubühne, macht der Verfasser keinen Anspruch auf Kunstvollendung, wiewohl theilweise die Anerkennung eines Preisgerichtes nicht fehlte; aber die Gewalt über die Sprache glaubt er gewonnen, Lage und Leidenschaft nach der Wahrheit geschildert, die angeführten Charaktere in Treue durchgeführt zu haben!" So schrieb er selbst um 1863. Die Jugend des talentvollen Mannes müßte nicht in jene zweite, leider so kurze, Blüthezeit der Germanen gefallen sein, wo diese mit der siegreichen Kraftentfaltung gegen Außen jene weltbewunderte Erhebung ihrer Innerlichkeit vereinten, wenn nicht auch er seine Ideale in der ihnen ebenbürtigen Form der Poesie zu gestalten gesucht hätte. Einem geistigen Strome gleich haben Lied und Begeisterung junge und alte Herzen ergriffen. Alles, wer konnte, wollte lesen, dichten, das Neueste in einem Zug verschlingen, der Laie dichtete und der Theolog, der Student und der Professor. Den Lorbeer der Musen erringen, galt damals auch in Lucern fast als höchster Ruhm. Man that überall hierin des Guten beinah' zuviel und gab Uhland's „singe wem Gesang gegeben" einen von ihm unbeabsichtigten Spielraum.

Diese Lust am Dichten war bei Kopp früh erwacht und trieb, wir kennen die Proben, zeitweise Blüthen. In Aarau lud er im Juli 1815 den Jugendfreund Krauer zum Wettsingen ein.

„Seit ich wieder, beginnt er, in der Schweiz bin, denke ich einen Plan wirklich zu machen, welchen ich in Freiburg, selbst in Paris, mit Deiner Hülfe ausführbar hielt, in unserm Vater-

lande um so mehr, da uns nur einige Meilen trennen. Du weißt, oder Du weißt auch nicht, daß ich noch immer gern dichte, oder was bei mir eines ist, Verse mache; allein seit mich die Muse zum ersten Male singen hörte, gaben alle meine Lieder den nämlichen Ton; nur zuweilen hatt' ich es wie Anakreon, wenn er sagt:

ἤμειψα νεῦρα πρώην
καὶ τὴν λυρὴν ἄπασαν.

„Ist es mir nun zu verdenken, wenn ich etwas Anderes versuchen will? Nicht als ob ich nicht noch immer des Herzens Dichtungen vorzöge, vielmehr um abzuwechseln und meine Kräfte am Ernsthaften zu messen und dies würde ich mit inniger Freude beginnen, wenn ich gewiß wäre, Dich zum rüstigen Mitarbeiter zu haben. Ich fand nämlich, indem ich in Xenophones *Κύρου παιδεία* blätterte, einen Satz, (IV. 3, 10) der mir sehr auffiel und eine große Wahrheit zu sein scheint; er heißt:

οὐδὲν οὕτως ἡμετερόν ἐστιν, ὡς ἡμεῖς ἡμῖν αὐτοῖς.

„Nun habe ich gute Lust diesen Spruch zu bearbeiten und Dich zu fragen, ob Du nicht mit mir wetteifern wollest: Zwar darf es Dich nicht sehr aufmuntern, weil Du zum Voraus weißt, wie weit ich in dieser Rücksicht hinter Dir bleiben werde; indessen dürfte es, nur um zu vernehmen, was ein Zweiter dazu sagt, sich wohl der Mühe lohnen, den Handschuh aufzuheben." Ob Krauer episch oder dramatisch verfahren wolle, stellte Kopp frei. Das Resultat dieses Vorschlages ist uns unbekannt und die Verhältnisse waren allerdings für die poetische Muse nicht besonders günstig. Erst 1820/21 sprudelt der kastalische Quell wieder lebhaft dahin. Kopp wollte jetzt Ernst machen mit dem Drama, das ihm mehr zusagte, als die Epik. Sein erster dramatischer Versuch, den wir kennen, ist die 1820 entstandene, auf 5 Acte berechnete „Luceria" ein Anfang, der Großes verhieß, ein Frühlingssonnenaufgang. Sinnige Anlage, tiefes Gefühl, Ideenreichthum und Macht über die Sprache sind die Vorzüge dieser Dichtung.

Das Stück spielt im Jahre 69 nach Christus, zu Lucern, theils beim Wasserthurm, theils am andern Ufer der Reuß beim „heiligen Haine." Hier treffen sich die beiden Stammhäupter,

Lucius und Claudius Severus, welcher alle Beredsamkeit aufbietet, um den andern für die Befreiung des Vaterlandes vom Römerjoche zu entzünden. Sein Ideal ist ein Staat, wo der Fürst durch und für das Volk regiert und er beklagt tief die Knechtschaft, in welche die Helvetier durch ihre Uneinigkeit und das Hingeben an römische Launen und Sitten versunken sind. Allein er findet bei Lucius keinen Beifall, denn dieser ist Egoist, der dem opfermuthigen, freiheitbegeisterten Severus kalt erwiedert:

„Ein Freiheitswahn hält dich umstrickt; du willst
Dich, unbesonnen, für den Pöbel opfern:
Hat denn dein eigen Leben keinen Werth?
— — Und nimmer mag ich mich
Bereden, möglich sei des Volkes Freiheit:
Und wär' es, Niemand führt mir den Beweis,
Die rohe Menge sei der Freiheit würdig."

Dem gegenüber schildert Severus noch einmal begeistert die hohen Güter Freiheit und Vaterland und indem er so spricht, tritt die junge weise Priesterin Luceria an sie heran. Severus hat ganz ihren Beifall: Die Fürsten dürfen der Noth des Vaterlandes, wo die Gaue zerfallen sind mit sich selbst, nicht thatenlos zuschauen. Und wie Lucius auch ihr entgegnet:

„Den Aufstand kann ich nimmer billigen
Der fremde Rechte kränkt und uns nicht nützt",

da fällt ihr solches Wort schwer aufs Herz,

„Den freien Mann, des gleichen Vaterlandes Sohn"

kann sie darin nicht erkennen und fragt:

„Was ist's, das dich zum Römerfreunde macht,
An deiner Heimath untreu werden läßt?
In voller Kraft, des Heldensinn's bewußt,
Am Mutterbusen der Natur getränkt,
Die Freiheit auf des Schwertes Spitze tragend,
Im Nervenarm das Unterpfand des Sieges:
So waren uns're Väter, die Barbaren.
Der Willkühr Eines Menschen hingegeben,
Im Innersten des Herzens tief erschüttert,
Uns selber feind, gering geschätzt von Allen,
Die uns're Unmacht kennen: so sind wir.
Scheint dir die Lage noch beneidenswerth?
Und wer hat diese Schmach auf uns gewälzt?
Sind's nicht die gleichen Römer, die du liebst?"

Nur Julius Cäsar, gesteht die Priesterin, habe noch groß und edel gedacht, habe den Tapfern, den seine kampferfahrene Rechte schlug, mit seiner Linken wieder aufgerichtet. Nicht so die Erbärmlichen, die seinen Thron befleckten, die, um auf morschem Throne auszuruhn, der Völker eignes Leben untergraben, mit schänderischer Hand in's Heiligthum der Sitten, Bräuche, der Religion, muthwillig greifen. Nicht Fürsten sind sie und nicht Väter. Sie will nicht Empörung gegen Galba, der jetzt den Thron bestieg. „Doch seine Herrschaft kann nicht lange dauern, den Arm des Züchtigers verschmähet Rom.“ Aber auf diesen Fall muß Helvetien bedacht sein und die Freiheit suchen. Wie Lucius noch immer ausweichende Antwort gibt, entwickelt sie einen neuen Beweggrund, sie erinnert an die Entstehung Lucerns. Unsere Väter versichert sie, gehörten nicht einem, sondern allen helvetischen Stämmen an. Sie waren jene unter den auswandernden Schaaren des Orgetorix, welche vor dem Feinde zurück in die Heimath geflohen sind. Als dann auch die Uebrigen, geschlagen, wieder in die verlassenen Gaue kamen, war ihr erstes Geschäft, die Fehlenden zu bestrafen, sie — verbannten selbe. Da war es diese Gegend, damals noch Wildniß, wo sie ihr Elend durch langen regen Fleiß zur schönen Heimath schufen. Da wo der Fluß dem See enteilt, bauten sie den festen Thurm.

„Der Göttin Bad, der Priester Prachtgeräth.
Der Fürsten Wohnung, der Verfolgten Schutz!
Dieß Alles heiliget den stolzen Bau.
Nach Väter Weise wird ein Eichenhain
Zum Heiligthum der Göttin eingeweiht;
Und Thurm und Hain vereint ein Wassergang.“

Helvetien ehrte das mannhafte Streben, es wich der Abscheu vom Verbannungsort und die Väter begannen je am dritten Vollmond nach Neujahr, in der Mitternacht, den Gründungstag Luceriens zu feiern. Einst schlugen die Bewohner einen Einfall der Rhätier von Helvetien glücklich ab. Da wurden sie wieder als Glied des Ganzen und als eigener Gau anerkannt. Nun fehlt aber noch der herrlichste Triumph. Denn während rings herum die Bundesbrüder Roms Sitten, Denkungsart und Sprache sich ergaben, blieb Luceria, des Landes Mittelpunkt, allein noch unerreicht dem fremden Gift und wurde zum Asyl für Jedermann,

der es „in reiner Seele nicht ertrug, des Heiligsten Zertretung anzusehen.“ Nun, in dieser Geschichte des Ortes, findet die Priesterin einen neuen Grund, den Kampf um die Freiheit zu wagen, sonst wäre man „durch Blut und Tod zu theuer erkauft.“ Morgen, da der ganze Stamm um Mitternacht das Gründungsfest begeht, da möge brüderlich der Rettungsbund beschworen werden.

Nachdem Lucius und Severus weggegangen, um für das Fest Anstalten zu treffen, verfällt Luceria in tiefes Nachsinnen über die Folgen der angestrebten Befreiung. Darf sie, die Jungfrau unterfangen, was sich Männern geziemte? Wird sie Einsicht und Ausdauer beweisen können? Und wenn die Schlacht nöthig wird, wie werden die Loose fallen? Wie schrecklich, wenn eine Niederlage jene trifft, die sie zum Kampf anfeuerte! Doch nein, „das Gut der Freiheit ist zu groß, zu schön“, als daß man unterlassen dürfte, darum zu ringen. Die Gottheit selbst treibt sie ermunternd an, nur daß man wachen Blickes das Große wage. Und ist nicht ihr eigener Vater im Kampfe gegen die Rhätier rettend für das Vaterland gefallen? Seinem Beispiel muß sie folgen; daran mahnt Alles, was sie rings umgibt. Ist sie nicht Priesterin, die nimmer sich erkühnen darf, stillschweigend das Eigenthum des Volkes zu veräußern, die mit niegeschloßenem Auge wachen muß, daß nichts Fremdes sich einschleiche. Und die Freiheit erhält ja nur durch die Religion ihren Werth.

„Durch sie wird Vaterland, wird Freiheitsdrang
Zum herrlichen Genusse sich entfalten,
Und dieses ist der Priester einziger
Erhabener Beruf; dieß auch der meine!“

Nie war größer die Gefahr, Roms grausem Aberglauben zu verfallen. Es drängt die Noth. Ein großartiges Bild vom Drang nach Freiheit sieht die Priesterin in der prachtvollen Natur, die vor ihr reizvoll steht und beschließt den I.. Act mit den Worten:

„Wenn Alles Freiheit! ruft, wer dürfte zagen?
Fort Furchtsamkeit! ich muß die Rettung wagen!“

Der II. Act entwickelt sich beim Wasserthurm. Hier steht ein ehrfurchtgebietender Greis allein und ist in Bewunderung des Landschaftsbildes träumerisch verloren:

„Die herrliche Natur liegt klar vor mir;
Ihr Anschau'n weckt unendliche Gefühle.
Ein ewig Bollwerk steigt im Süden auf.
In hehrem Kreise steht der Mauer Pracht,
Und Riesenschatten wandeln auf und ab!
Vernimm, Helvetia, die schöne Deutung:
Der Gluth des Mittags bleibe fern; verlaß
Die theure Heimath nie; argwöhnisch wacht
Der Geist der Freiheit auf den Bergeshöh'n.
Es weicht von dir der Ahnen Tapferkeit,
Betritt dein Volk mit frechem Fuß die Schranke.
Doch nordwärts neigt allmählig sich das Land,
Zum sanften Abhang wird der steile Berg,
Zur Ebene der Hügel: abwärts strömt
Der Rhein mit unsern Wünschen. Reichet uns,
Germanen, über ihm die Bruderhand!
Von manchem Flusse wird Helvetien
Durchschnitten: überall dringt, liebevoll
Die Wasserstraße in das Innere.
Aus gleichem Schoos, verschiedener Natur
Sind sie das treue Bild des freien Lebens.
Ein einig Volk sind wir. Wetteifer trennt
In Stamm und Gau, nicht Eifersucht, nicht Neid.
Was Einer wirkt, ihm sei der Ruhm allein,
Doch alle freue der Genuß der That.
Gemeinsam ist das höchste Gut, die Freiheit;
Daß Jeder lebe, wacht das ganze Land."

Wer ist der Greis mit dem Gedankenflug, mit dem warmen Herzen für Freiheit und Vaterland, den hier so lebhaft die Erinnerungen fesseln, für den der See, der Fluß, die Höhen rings so liebe Stellen bieten? Geduld, er wird bald sein Geheimniß der Priesterin vertrauen. Da ist sie schon Luceria, ganz gotterfüllt. Der Unbekannte, wie sie ihn erschaut, flößt ihr Ehrfurcht ein. Sie begegnen sich bald im einen heißen Wunsch für's Vaterland und dann, die Gluth des Herzens nicht lang verbergend, dann gibt der Greis sich als Sinorix, Luceriens Vater, zu erkennen.

„O fühlst du nicht, da dich mein Arm umschlingt,
Die Vaterfreud' in dich hinüberzünden?
Das Vaterherz, an deine Brust gelehnt,
Es regt in dir kein Flüstern? Dieser Kuß,
Den meine Lippe auf die deine zittert,
Er sagt dir Nichts?"

So fragt der Greis, als seine Tochter, die den Vater unter den Todten glaubte, nicht weiß wie ihr ist. Die Lust des Wiederfindens ist mit glühenden Zügen gemalt und Luceria ist endlich überzeugt:

„In deinem Arm, an deinem Busen ist,
O Vater, die Gewißheit mir geworden,
So kann ein Vater nur sein Kind umarmen.
O großes, edles Herz, an dem zu ruhen
Ein Mißgeschick so kurze Zeit mir gönnte.
Am Mutterbusen schlief ich noch, als schon
Mir dieses Heiligthum geraubet ward,
Ich lag, unmündig, einst auf deinem Arm
Und mündig kehr' ich jetzt zu ihm zurück.
Die Jahre meiner Kindheit spiel ich durch;
An deinem Busen schlägt der meine wieder,
Geschwinder eilt das Blut dem Herzen zu,
Nachholen möcht es das Verlorene“

Nun aber muß der Vater sein Geschick erzählen, erzählen wie er, der Stammfürst, beim siegreichen Verfolgen der Feinde, der Rhätier, einem ärgern Feinde, dem falschen ehrgeizigen Freunde Lucius eine gar zu lockende Gelegenheit verschafft, den Dolch zu brauchen, um den listig zu beseitigen, der noch das einzige Hinderniß ist, mit dem Fürstendiademe seine Stirne zu schmücken. Lucius erreicht auch dieses Ziel, aber Sinorix ist nicht todt, wie er glaubte. Sinorix erholt sich langsam, wird geheilt, das Geschick führt ihn über das Gebirg, wo er verwundet ward, nach Italien, nach Rom. In seinem Innern vernahm er eine Stimme:

An deinen Mord knüpft für Helvetien sich eine bessere Zeit, selbst Lucius trägt wider Willen zu der Freiheit bei: du wirst das Werkzeug ihrer Gründung sein. Luceria, ganz hingerissen, unterbricht nur, um auszurufen:

„Ein Gott entscheidet, treuabwägend, über
Der Sterblichen verschuldet Wehe, ihr
Verdientes Wohl.“

Von Rom muß Sinorix ein grauses Bild entwerfen; dieß Rom, vom tiefsten Verderben voll, versündigt sich am Herrlichsten und in dieser Sünde liegt sein Fluch. Und dieses Herrliche? Sinorix wird nur allmählig deutlicher.

„In stiller Abgezogenheit erscheint
Im langverbannten Osten eine Flamme
Zu schön, zu rein, als daß sie irdisch wäre.
In ruh'gem Glanze scheint sie nur für sich
Zu leuchten; weit entfernt durch grellen Schimmer
Das überraschte Auge stark zu blenden,
Bleibt sie sich selbst genügend, anspruchlos.
Doch hier und dort entströmt aus ihr ein Funke:
Allmählig wird sie ein erwärmend Feuer
In milder Pracht dem Tageslichte gleich,
Belebt sie alle Wesen, die ihr nah'n."

Umsonst bietet Rom alle Mittel auf, sucht umsonst die edle Gluth in Strömen Blutes „durch tausendfachen Tod sie zu ersticken: die Herrliche geht herrlicher hervor." Roms Herrschaft aber sinkt. Das Reich des Truges geht vorüber. Unwiederstehlich schmelzt das fremde Feuer die metall'nen Götter. Schon weiht ein reines Opfer den Altar. Italien wird das Herz des Heiligthums; von ihm aus dringt der Strahl in alle Welt. „Die höhre Macht ergreife uns zuerst, durch uns're Gaue weg, schließt sie dann leicht Germaniens herrliche Geheimniß auf, dringt lichtend in des rauhen Nordens Wälder und bricht sich schnell in Galliens Auen Bahn. Wer diese Gluth erfaßt, dem ist der Zweck des Lebens kein Räthsel mehr, kein Laut im ganzen All tönt unverständlich ihm. Mit Muth beginnt er, was er je Beglückendes gedacht, selbst endlos, läßt er unvollendet Nichts; und scheint dem kurzen Blick zum Ganzen viel zu fehlen, jenseits läuft die Linie fort." Sinorix von dieser Gluth ergriffen, verstand sich selber erst von da an recht, doch es trieb ihn von Neuem unwiderstehlich an, die Heimath wieder aufzusuchen. Das Vaterland seufzt zwar in Feßeln, aber nicht durch Bürgerkrieg kann Rettung werden.

„Erst wenn ein neuer Sinn die Gaue hebt,
Da mag auf solchem Grund der Freiheit fest
Gebäude, Stürmen trotzend, sich erheben.
Zerbrochen ist die alte Form, und nutzlos:
Aus Schöpferhand muß eine beß're kommen.
Und wem geläng es eh'r, als euch, ihr Priester?
Und unter euch, wem herrlicher, als dir?"

So bereitet Sinorix die Tochter vor, um ihr endlich die Eröffnung zu wagen:

— „Auf dir ruht meine ganze Hoffnung.
In allen Gauen bist du hochverehrt;
Dein Beispiel gilt als Vorschrift, ist Befehl:
Gibst du den ersten Stoß, ihn fühlen Alle.
Auf dich will ich des Osten Funken leiten;
Du wirst, von ihm begeistert, Freiheit zaubern.
Des Aberglaubens Nebel muß verschwinden,
Der lichten Wahrheit muß die Täuschung weichen,
Bist du, ihn zu bekämpfen, stark genug,
Und hast du Muth, den todten Götterdienst
An reinere Verehrung auszutauschen:
Dann zweifl' ich nicht, du mußt entzündet werden,
Und in der Prüfungszeit erliegst du nicht."

Luceria will's, denn sie hat zu ahnungsvoll im Herzen der Gottheit edlern Dienst schon oft gewünscht:

„Ich fühl es selbst, Religion allein
Kann Einheit, die uns fehlt, auf's Neu' verschaffen.
Hast du der Priesterin den schönen Ruhm,
Den Kranz der Ehre, treulich zugedacht:
So nimm mich hin, ich bin dein Eigenthum.
Kenn ich mich ganz, verlangst du Menschliches,
Ich habe Muth, die Prüfung zu bestehen."

Wohl. Aber Sinorix eröffnet: So ohne Mühe sei es nicht, was er verlange.

„Doch Wunderbares wirkt der Feuerfunke.
Der reinen Seele reicht er Seligkeiten,
Unreinen dient die Gluth zur innern Qual."

Nachdem nun trefflich das arme Wesen des Egoismus beschrieben ist, zeichnet er so schön das Gegentheil.

„Wer frei sein will durch reine Gotteskenntniß,
Betrachtet sich mit andern in Verbindung.
Ihn treibt nicht wilde Leidenschaft, ihn treibt
Nicht schmutz'ger Eigennutz, nicht blasser Ehrgeiz:
Sein Ziel ist nur das Gute, Treffliche,
Von Allem kennt er gleich den ernsten Zweck."

Demüthig bekennt jetzt Luceria, daß sie es vor Allem dem Vater zu verdanken habe, wenn sie bisher das Edlere gewollt: „Dir Vater dank' ich einzig, was ich bin." Und höher, immer höher werden nun seine Forderungen:

„Soll frei das Vaterland durch dich einst werden,
Soll Göttliches der Freiheit Glück uns bringen:
Sei göttlich du, o Priesterin, zuerst!

Stets heilig, ungetheilt mußt du verbleiben,
Und Haß und Liebe darf dich nicht bewegen,
Nichts Irdisches entweihe deine Brust!
Nicht nah der Sterbliche, wo Gott gewohnt."

Das Entsagen auf Gattenliebe und Mutterglück stellt ihr der Vater in seinem ganzen Gewichte dar.

„Dem Herzen zu entsagen, fällt uns schwer;
Bald dürfte dich gereu'n, was du versprochen,
Doch strenge Strafe folgt dem kleinsten Fehler."

Das Bild, das er entwirft, die ernsten Bedingungen, die er macht, scheinen wirklich die Jungfrau abzuschrecken. Noch kann sie's nicht versteh'n, daß sie nicht lieben dürfe. Die Worte, womit der Vater das Meiden und Niederkämpfen dieser Gefühle schilderte, sie haben gerade in dem Mädchen schlummernde Empfindungen wach gerufen. Dieser Liebe kann sie nicht entsagen, die Forderungen sind zu herb.

Da erst entdeckt ihr Sinorix: Galba ist nicht mehr. Ein Mörder erbt den umgestürzten Thron. Italien gehorcht und Gallien. Gemeine Sache hat der Rhein noch nie mit Gallien gemacht: auch jetzt verwirft Germanien den neuen Imperator. Was wird, was soll Helvetien ergreifen? Vor Allem, soll es nicht willenlose Beute Anderer werden, muß es einig sein.

„Laß' Einigkeit vorerst uns wieder werden,
Ein starkes Band die Brüder all' umschlingen,
Zu einem Ziel Helvetier verbinden:
Dann sind wir mehr, als uns're Väter waren.
Hat noch die Leidenschaft den freien Sinn
Umstrickt? Nein, mehr als Eigenliebe gilt
Das Vaterland. Ich lasse dich. Entscheide!
Du wirst am Quell des Heiligthums mich finden.

So bleibt Luceria allein zurück, ganz sich selber hingegeben, und gestehen muß sie sich, das Menschenherz sei ein wankelmüthig Ding. Beim Wiedersehen hat sie so innig dem Frohgefühl sich überlassen. Jetzt schon legt sich dieses Herz neidisch zwischen Beide. „Hab' ich die Hoffnung, die er nährte, schnell zerstört — du trägst die große Schuld, verkehrtes Herz!" Luceria sieht es ein: „verdammlich sei die Neigung, wagt der Mund den Namen des Geliebten nicht zu nennen" und sie hat eben nie gewagt, über ihre Lippen den Namen Cossus entschlüpfen zu

lassen. Dieser, der redegewaltige Cossus, der für's Vaterland erglüht, den ganz Helvetien ehrt und mit Lob erhebt, er ist es, für den sie im Herzen verborgene Liebe trägt. Sie spricht:

„Ist's ein Verbrechen, wenn sein Tugendglanz
An Freundschafts Statt, mir Liebe unterschob?
Vielleicht, — doch nein, ich täusche mich umsonst;
Zu deutlich hat's der Vater ausgesprochen:
„„Soll frei das Vaterland durch dich einst werden,
Nichts Irdisches entweihe deine Brust;
Nicht nah' der Sterbliche, wo Gott gewohnt!““
So sei es denn: ich opfere Cossus dich.
Noch hab' ich dir die Neigung nicht gestanden.
Doch sei mein Freund, mein Bruder: laß' als Bild
Der edlen Menschlichkeit mich dich verehren.
So muß mir Sinrich's Liebe wiederkehren.“

Der Beginn des III. Actes zeigt, wie auf dem Platz vor dem Haine der Neid wider Luceria den Mörder dingt. Walo, der ergraute Oberpriester, kann es nicht ertragen, daß Alles Ansehen auf der Priesterin ruht, er vergessen wird. Sein schlaues Auge hat unter seiner jüngern Priesterschaar jenen auserseyhen, der ihm seinen Plan ausführen soll. Zum Preis verheißt er ihm die Nachfolge im Oberpriesteramt. Der junge Priester, Tuito, hört seinem Meister gelehrig zu, wie dieser ihm das Geheimniß verrathet, womit er seines Amtes gewaltet habe:

„Lerne dich verstellen. Kannst du dieß,
Du spielst mit Herzen, wie mit einem Balle.
Zwei Menschen zeige nie die nämliche
Gestalt: das Räthselhafte hebt die Würde.
— — — — — — — — —
Eins ist nöthig,
Der Menschen Leidenschaften zu durchschauen.“

Tuito findet dieß gar schwer:

„Die off'ne Seele schwimmt in meinem Blick.
Such' ich gewaltsam sie zurückzudrängen,
Gleich hat mich Unbesonnenheit verrathen!“

Der Alte zerstreut diese und andere Bedenken mit dem Wort:

„So war ich auch, als mich die Wachsamkeit
Des Oberpriesters von der Irrbahn riß,
In das Geheimniß nach und nach mich weihte.“

Er bringt es indeß nur so weit mit seinem Schüler, daß dieser verspricht, im einsamen Gespräch die Priesterin zu

belauschen, um sich zu überzeugen, daß hinter ihrer Freiheitsliebe nur Selbstsucht sich verhülle. Den nicht sehr gelehrigen Schüler löst ein ebenbürtiger Meister ab. Es ist Lucius, den das gleiche Interesse treibt, mit Walo gegen Luceria sich zu verschwören.

Der schlaue Alte ist bereit, nur so öffentlich kann er mit Lucius nicht gemeine Sache machen:

„Und trät ich öffentlich auf deine Seite,
Soll beide uns ein Donnerschlag zerschmettern.
Wenn auch Severus nicht zu fürchten ist,
Die Priesterin gebeut durch alle Gaue:
Alpin und seine Priester huld'gen ihr,
Und Cossus lenkt nach ihrem Sinn die Seinen."

Beim Gehen läßt er listig und berechnend genug, gegen Lucius noch die Worte fallen:

„Sind wir einig, ich wag es dreist zu sagen,
Uns krönt der Sieg, auch ohne solch' ein Mittel,
Wodurch du einst den Feldherrnstab gewannst."

So hat ihm Walo gedeutet, daß er um sein tiefstes Geheimniß wisse; so glaubt er ihn um so fester an sich zu binden. Allein Lucius kann das nicht ertragen und im Monolog spricht er von seines Herzens innerstem Entschlusse: Wenn das Werkzeug gebraucht ist, wird es weggeworfen; es handle doch ja Alles nur aus Eigennutz. Indessen ist Tuito darauf ausgegangen, die Priesterin einsam zu belauschen. Die Gelegenheit bot sich bald. Luceria erscheint nächtlich am heiligen Quell, wo sie mit ihrem Vater hohe Gespräche führt; das Ende ist, sie wird Christin und getauft. Das erzählt sie in einem schönen Monologe. Darauf eilte Sinorix wieder fort, um das Volk draußen in den Gauen für seine Sache zu gewinnen. Auch Severus war nicht müßig gewesen und berichtet dann die Priesterin über die Lage der Dinge, die zum ungesäumten Handeln ruft. Auf den Raub der räuberischen Legion in Vindonissa, hatte die helvetische Besatzung in Baden schon Gleiches mit Gleichem vergolten. Indessen ist die Zeit des Gründungsfestes da. Alles ist bereit, nur Severus wird noch erwartet; Tuito kömmt und meldet dieß, meldet auch, wie Lucius die Mannschaft für Rom zu gewinnen suche. Genug, um den Severus nicht länger säumen zu lassen.

Mit Tuito ist indessen eine große Wandlung vorgegangen. Was er der Priesterin erlauschen mochte, Alles sprach für sie; er war ungesehen Zeuge jener Handlung an der heiligen Quelle; während allem dem hat der bessere Mensch in ihm gesiegt, er legt — den Mordstahl, den ihm Walo in die Hand gedrückt, zu ihren Füßen hin, entschlossen Christ zu werden. Er nicht allein, schon ist eine treffliche Jünglingsschaar gewonnen, Alle bereit, Luceria zu schützen. Auch sie, schon längst Bewunderer ihrer Tugend, waren Zeugen ihrer Taufe. Und als sie anbetend niedersank, da zog „die gleiche Macht der Wahrheit Alle nieder. Mit dir bekannten wir den Einen Gott." Luceria, erstaunt, ruft aus:

„Dank Dir, erhab'ner Geist! Mit Blitzesschnelle
Ergreift der Flammen Weh'n die guten Menschen
Die Deutung nehm ich an, die glückliche:
Das Vaterland zu retten bleibt uns Hoffnung!"

Im IV. Acte versucht Luceria um das Vaterlandes willen eine christliche Heldenthat. Sie sucht den Lucius zu gewinnen; nimmt alles Feuer ihrer Beredsamkeit zusammen, um ihm die Wahrheit beizubringen, ihn für den wahren Gott zum Heil des Vaterlandes zu erobern.

„Der Mensch im Menschen ist Religion.
Das Band der gleichen Sprache löst sich leicht;
Der Sitte milde Macht weicht fremdem Andrang;
Ein Himmelsstrich zeigt doppelte Gesinnung;
Und selten kennt nur Ein Gesetz der Vortheil!
Doch gleicher Gottesdienst hält Ewigkeiten.
Noch ist Luceria ein eigner Stamm:
Ward Aller Freiheit einst durch uns gerettet,
Jetzt retten Allen wir Religion.
Ich gab, was mir ein güt'ger Gott verlieh,
Euch ungeschmälert: größer wird mein Reichthum,
Je mehr der Lehre Wohlthat Herzen findet.
So unterschrieb den Bund der Priesterchor;
So ward Severus, ward sein Sohn getauft:
Nur du und Walo, ihr tragt noch Bedenken."

Lucius weiß Manches einzuwenden; Luceria widerlegt und fügt endlich bei: „Der Christ verzeiht sogar den Vatermord;" worauf Lucius zornig erwiedert: „O lüg ihn gleich zum Gott!" Sie läßt nicht ab, und schließt die ergreifendsten Vorstellungen mit den Flehworten:

„Helvetia soll nie erfahren, was
Du thatst: auf ungekränkter Ehrenbahn
Erhebe dich! Gehöre wieder uns,
Und ich verzeihe dir den Vatermord.
Es naht der Augenblick des Freiheitskampfes,
Und noch umschlingt uns nicht das Band der Eintracht:
Du fehlst. Verwirf die neue Wahrheit nicht!
Durch deinen Beitritt sind wir unbesiegbar.
O Lucius gehöre wieder uns,
Und ich verzeihe dir den Vatermord! --"

Umsonst, Lucius begibt sich in Grimm hinweg. Da erscheinen Severus und Cossus. Dieser bittet, gesandt von Aventicum, um schnelle Hilfe für das Vaterland. — Leider geht uns hier das Manuscript zu Ende. Das Drama blieb unvollendet.

Es gibt Dichtungen, welche uns in das Herz, die Seelenwelt ihres Autors wie ein aufgeschloß'nes Heiligthum blicken lassen und eine solche Dichtung ist Luceria. Dieß ist der Grund, warum das Referat darüber so umfassend ausgefallen ist.

Das Stück berechtigte zu großen Hoffnungen. Der Dichter fühlte, daß er noch besonders die Bühne zu studieren habe und verwendete hiefür 1821 die Herbstferien, welche er in München zubrachte, wo er bei Handelsmann J. Weinberger eine freundliche Aufnahme fand.

VII.

Ueber den Stoff zu einer neuen Tragödie durfte Kopp nicht lange im Unklaren sein, die eigene Erfahrung überhob ihn des Erfindens. Lassen wir ihn selber reden. „Vom Sommer 1815 bis ebendahin 1822 war ich mit einem Schaffhauser Mädchen versprochen, unter mannigfacher Verfolgung gegen sie von Seite

ihrer Verwandten, [1]) welche zuerst eine Trennung auf einige Zeit und, als die edle Seele allem Ungemache Standhaftigkeit entgegensetzte, gewaltsames Zerreißen der heiligsten Gefühle zu Stande brachten. In jener Zeit, die mich mit den süßesten Banden an ein geliebtes Wesen schlang, in der ich auch meinen Vater Karl Martin und einen Bruder Karl zu betrauern hatte, nannte ich mich gern mit diesem Namen und die Prosa meiner hebräisch-griechischen Namen widerte mich an. Daher noch die Benennung vor jenem Bühnen-Versuche. [2]) Seitdem, als der Zauber gar unsanft zerstört worden, behauptete auch die alte Prosa wieder ihr Recht. Halten Sie die Antwort aus dem Wörterbuch meiner Jugendliebe auf ihre Frage zu Gute!" So schrieb der Betheiligte am 28. März 1834 an Freund Oberst Wurstemberger in Bern. Eine jener wonnigen Erinnerungen, die unsern Dichter an diese erste Liebe mahnte, haftete gerade an Schloß Habsburg im Aargau, also an dem gleichen Boden, auf dem 1773 der ehelos bleibende Johannes Müller, die in sein Leben so tief einschneidende innige Freundschaft mit Karl Victor v. Bonstetten geschlossen hatte. [3])

Hier der Schlüssel zum Verständniß der Königin Agnes (im folgenden Bühnenstück), die, getheilt in der Liebe zum Vater und zum Geliebten, so hochherzig duldete, hier das Motiv zum Drama „König Albrecht, der Erste", worüber Kopp am 1. Juni 1823 an Appellationsrichter K. L. Wurstemberger-Sinner in Bern, den Dichter des Trauerspiels „Germanicus" und der „Schlacht bei Sempach" (Bern, Walthard) zuerst etwas verlauten ließ. „Es freut mich außerordentlich", antwortete dieser, „daß Sie darnach streben, dem Vaterland einen Ruhm zu verschaffen, der ihm bis jetzt gefehlt hat. Schon das Streben nach einem solchen Ziele halte ich für ehrenvoll und würdig des denkenden Mannes." Er ermunterte, den Albrecht herauszugeben und suchte einen Verleger in Bern. Das Drama erschien 1824 bei Jenni. Während dem Drucke schrieben sich die Freunde mehrmals und theilten sich ihre Ansichten über die deutschen Dichter-Heroen mit. „Groß und erhaben ist Schiller", behauptete Kopp, „aber rein und vollendet ist Göthe." Wurstem-

[1]) Confessionelle Abneigung sei im Spiele gewesen.
[2]) König Albrecht.
[3]) Joh. v. Müllers sämmliche Werke IV, 161 und XIII, 219.

berger jedoch meinte: „Die Sprache kann ändern, kann veralten, die Größe, die Erhabenheit bleibt immer. Es scheint mir überhaupt nicht, daß Göthe der deutsche Sophokles genannt werden könne, ja ich glaube sogar, er selbst wollte etwas ganz anderes sein.“ So und ähnlich unterhielten sie, und corrigirten sie sich.

Der „König Albrecht“ verdient in verschiedener Beziehung unsere Aufmerksamkeit.

In der Brust der Königstochter Agnes läßt der Dichter zum erstenmal, den Liebesfunken zünden und zwar für Herzog Johann. Sie gesteht dem König Albrecht, ihrem Vater:

„Denn einmal geltend macht Natur ihr Recht.
Ich ward verlobt nach euerm Willen mit
Colonna: auf den Thron von Ungern ließ
Ich mich nach euerm Willen setzen. Habe
Ich zweimal euch mein Herz geopfert; laßt
Zu euerm Vortheil heute mir den Sieg!
Ich übernahm von euch den Herzog: wundert
Euch nicht, wenn mir die Gabe lieb geworden!
In ihm lebt Oestreichs Geist, in euch, und mir:
Doch nur vereint, vermögen wir zu handeln;
Und Unglück ahn' ich, wenn die Trennung dauert.“

Zwei Männer also, die sie beide liebt, möchte sie versöhnend einen. Sie hat zwar vernommen, daß der Herzog mit dem Gedanken an das Verbrechen sich befreunde, doch glauben kann sie's nicht.

„Denn seine Seele liegt vor mir entfaltet, —
So fest! und doch so bildsam! Stürmend tobt
Die Schlacht: ein Weib an Weichheit nach dem Siege!
Empört durch Dräuen, ohne Kraft vor Thränen;
Ein Kind, geliebkost; und gereizt, ein Leu;
So leicht verführt, als wiederum gewonnen. —
So kann er fehlen, nie die Sünde lieb
Gewinnen. — 'S ist unmöglich. — Nein! 's ist nicht:
Ich hatte Großes vor mit ihm: dem Ernst
Des Vaters seine Milde zu gesellen.
So wurde mir die Welt durch ihn befreundet:
Und weil ich ihn geliebet, liebt ich Alle.“

Ihr Amt, das sie als Stifterin des Friedens zu Aller und besonders auch ihres Hauses Heil auszuüben hat, erkennt sie klar:

„Im Augenblick des Grimmes schweigt das Weib.
Erst wenn die Stunde schlägt der Ueberlegung,
Und mit sich selbst der Mann zu Rathe geht,
Versöhnen wir des Lebens Widersprüche."

„Ich habe Sinn und Streben Oesterreichs
Durchschaut und seinen Geist erkenn' ich. Nicht
Allein zu steh'n; nein, liebend sich an Andere
Zu schmiegen, darin liegt ihm die Bestimmung." [1])

Einmal schon schwelgt sie in der süßen Hoffnung des Gelingens; Herzog Johann liegt flehend ihr zu Füßen und entlockt ihr die Rede:

„Ist gleich die Seligkeit des Mutterhimmels
In meinen Busen nie herabgestiegen;
So fühl ich heute doch den süßen Stolz,
Als meinen Erstgebornen dich zu grüßen.
Du bist aus tausend Schmerzen, die ich litt
Um dich, zu tausend Freuden, die du mir
Bereitest, schön hervorgegangen. Sieh!
Ich habe dich für Habsburg neugeboren."

Doch das war nur ein schöner Wahn, aus dem sie an des Vaters starrer Leiche unglücklich erwachen muß. Dieser Anblick des geliebten Todten tilgt plötzlich all' jenes Liebesgefühl in ihrem Herzen und sie bricht in die Klage aus:

„O könnt' ich selbst zum Denkmal hier versteinen,
Dem großen Fall zum Zeugniß und dem Schmerzen.
Zurück, zum ersten Puls des Herzens will
Ich zählen, wo die Liebe leise sich
Geregt, und dann die Summe meinem Haß
Zulegen! Wie hat dich der Mord entstellt!
Noch Keiner fiel wie du; und Keiner soll
Wie du geehrt durch Todtenopfer werden!"

So huldigt hierin der Dichter nach ganz der Sage, die er später, als Historiker, der erste, in ihrem Unwerth erkennen sollte. Von Kopp ist der Anstoß zur Ehrenrettung der Agnes ausgegangen.

Merkwürdig ist dieses Drama auch dadurch, daß wir darin auf Sentenzen stoßen, in welchen der Dichter für seine historische Kritik sich selber gleichsam zum Pro-

---

[1]) Königin Agnes hat ihre Bestimmung herrlich erfüllt.

pheten geworden ist. In einem Dialoge nämlich, in welchem Johannes, der wider Albrecht bei den Ländern Bundesgenossen sucht, dem Tellen die Bewunderung für seine That bei Küßnacht ausspricht, will Tell selber dieselbe in ihrer historischen Bedeutung nicht so hoch anschlagen, als den Schwur im Rütli und sagt:

> Weit richtiger als ihr, urtheilt das Volk:
> Von mir ist kaum die Rede; jenen Drei
> Erschallet Jubellob durch Berg und Thal.
> — — — — — — — —
> Doch meine That ist schnell vergessen: ja
> Tells Name wird zum Abscheu oder Märchen.
> Den Mann erschlagen hab' ich:
> Und, wie ihr's nennt, gerecht und abgedrungen,
> Es bleibt ein Mord."

Damals hatte Kopp noch nicht die leiseste Ahnung davon, daß er selber es sein werde, durch den die Erzählung von Tell als historische Wahrheit in ihrer Glaubwürdigkeit erschüttert werden sollte, vielmehr hätte er noch auf Johannes von Müller geschworen.

Künstlerisch liegt zwischen dem „Albrecht" und den folgenden Bühnenspielen ein bedeutender Fortschritt. Die ersten dramatischen Stücke von Kopp, welche Böhmer kennen lernte, war die Rudolfinische Trilogie. Als er dann vernahm, daß sein Freund auch ein Trauerspiel „Albrecht" gedichtet habe, verschrieb er sich sofort das Buch von Bern, las aber nicht den Eutych, sondern den Karl Kopp als Autor und fand auch sonst das Erzeugniß der Art, daß er an seinen Freunde zurückschrieb: „das kann nicht von Ihnen sein." Und doch war es von ihm; aber inzwischen war ja die läuternde Macht solider, exacter Studien, waren Uebung und reifere Jahre über den Mann gekommen.

Bald nach Vollendung des „Albrecht" verließ Kopp das traute Symposium seiner Collegen, um eigenen Herd zu gründen, denn er hatte sich verlobt mit Fräulein Sabina Gloggner von Lucern. Am 6. Weinmonat 1823 wurden sie vom Freunde Pfarrer A. Röthelin in Schongau getraut und blieben 43 Jahre in glücklicher Ehe vereint. Denn wem Kopp einmal seine Neigung zugewandt hatte, dem blieb sie unter der Hülle ruhigen

Wohlwollens wie Gluth unter Asche, sich ewig gleich, warm und treu erhalten bis zum letzten Pulsschlage. Von jeher hielt er das Panier der Treue hoch und schon um 1812 fand er seine Freude an Metastasios Schilderung und schrieb sie auf:

Come il candore
D'intatta neve
È d'un bel core
La fedeltà.

Un' ombra sola
Che in se riceve
Tutta le invola
La sua beltà.

Bei der Hochzeit waren Staatsrath E. Pfyffer und Professor Füglistaller anwesend. Noch war die heitere Mahlzeit nicht beendigt, als ein Dorfknabe mit hellem Auge dem Professor Hochzeiter zur Prüfung im Latein vorgestellt wurde. Das Examen preßte dem schüchternen Knaben endlich Thränen aus. Das war das erste Begegnen zwischen Professor Kopp und — Propst Leu in Lucern, der später seinen Lehrer, Collegen und Freund oft an diese Scene erinnert hat.

Nun, wie das Haus bestellt war, zogen mit der Braut auch die Musen wieder ein.

Im Jahre 1824 finden wir zwei Bühnenstücke vollendet, den „König Adolf," in 2679 Verszeilen (Jamben), der Manuscript geblieben ist, und die im vierten Bändchen von Kopp's „dramatischen Gedichten" gedruckten „Fischer." Der „Adolf" möchte technisch wohl bühnenfähig sein, wäre es leichter der Entwicklung zu folgen, wären einige Soldatenlieder umgearbeitet und an die Charactere, wenigstens theilweise, die nachbessernde Hand gelegt worden. Die geschichtliche Verwicklung macht das Verständniß dem Zuschauer etwas schwer und von der historischen Seite würde er später Manches wahrscheinlich anders dargestellt haben. Die größte Klippe lag hier in der Wahl des Stoffes.

Ueber „die Fischer" ließ sich Kopp von Appellationsrichter Wurstemberger ein freimüthiges Urtheil geben, denn es lag ihm daran zu lernen. „Die Fischer habe ich gelesen," antwortete dieser im November 1824. „Vorerst soll ich Ihnen meine Freude bezeu-

gen, daß Sie fortfahren den Musen treu zu bleiben. Was den Styl, was die Versification des Stückes anbetrifft, so muß ich Ihnen meinen vollen Beifall schenken. Sie sagen in Versen, was Sie wollen und Sie sagen es ungezwungen, Sie sagen es natürlich, Sie sagen es schön. Ueber den Plan des Stückes hätte ich einiges zu bemerken. Es ist aber äußerst schwer und zeitraubend, diese Bedenken in einem Briefe auseinander zu setzen, und auf eine solche Weise, daß sie nicht mißverstanden werden. Eine mündliche Unterredung würde hiezu dienlicher sein.

Im Stücke selbst wird angedeutet, daß die Personen vorher in einer günstigern Lage in der Welt gelebt; in welcher Lage aber wird nirgens bestimmt gezeigt, auch nicht, wodurch aus dieser günstigern Lage sie in diejenige gekommen, in der sie nun vom Hunger gepeinigt werden. Nach meiner Ansicht hätte ich eine sogenannte Exposition gewünscht, worin der Leser mit den handelnden Personen und ihren Verhältnissen näher bekannt gemacht und für dieselben interessirt worden wäre. Es scheint mir, man könne nicht leicht in einer Viertelstunde den Leser oder den Zuschauer zur tragischen Katastrophe hinführen. Dieselbe, obgleich nicht vorausgesehn, muß vorbereitet werden. Durch das allmählige Fortschreiten der in allen ihren Theilen und Motiven zusammenhängenden Handlung bildet sich das Stück zu einem schönen Ganzen. Der Plan ist ohne Zweifel das Schwerste in der tragischen Kunst. Schiller sagt nicht umsonst: „Ich gebe mein letztes Hemd dem, der mir den Plan eines guten Trauerspiels bringt.“ Und Corneille, der wahrlich auch etwas von der Kunst verstand, rief nicht vergebens aus, wenn er, nach langer Arbeit, mit sich über den Plan eines Stückes fertig war: „Ma tragédie est faite!“ Aristoteles, den sie besser verstehen als ich, scheint mir, wie ich wenigstens aus Uebersetzungen schließe, das Gleiche zu sagen. — Ob es überhaupt der Tragödie angemessen sei, die Hauptperson derselben, durch ein physisches Bedürfniß genöthigt, zum Verbrechen zu führen, scheint mir nicht ganz ausgemacht. Hierdurch wird die Handlung allzusehr in dasjenige herabgezogen, was wir leider alle Tage sehen und sehen müssen. Das ästhetische Gefühl kann nicht aufkommen. Jemand, der einen auf offener Straße anfällt, um sich Brod zu verschaffen, ist ohne Zweifel ein mitleidswerther

Mensch; aber sein Tod, er mag nun durch Selbstmord oder durch die Hand der Gerechtigkeit erfolgen, kann nicht jenen tragischen Effect hervorbringen, welcher den Menschen zermalmt, aber zugleich ihn erhebt. Alles dieses sind unmaßgebliche Ansichten und werden von mir keineswegs aufgestellt, um Sie auf irgend eine Weise zu entmuthigen. Im Gegentheil, bei Ihrem schönen Talente wünsche ich Sie anzuspornen und ermahne Sie, auf der betretenen Bahn mit Beharrlichkeit fortzuschreiten. Niemand besser als ich, kennt die Wahrheit des Spruchs: „„Leicht ist der Tadel, schwer die Kunst.““

Aber eben deßwegen ist es die letztere auch werth, daß man alles aufbiete, derselben mächtig zu werden. Bei der Leichtigkeit, womit Sie die Sprache handhaben, bei dem Talente, womit Sie Ihren Gedanken in Versen Leben und Stimme zu geben wissen, wäre es himmelschade, wenn Sie nicht auch den Plan Ihrer Stücke streng bearbeiteten, um in diesem Theile der Kunst auf denjenigen Punkt zu gelangen, den Sie im andern Theile derselben schon erreicht haben.“

In diesem Urtheile stimmte, angefragt durch Vermittlung des Professors Dr. W. Ackermann in Dresden, dessen Bekanntschaft mit Kopp Professor Hug herbeigeführt hatte, der Theaterdirector in Leipzig, ohne um die andere Recension zu wissen, ziemlich überein und er, „der allemal erschrickt, wenn ihm ein Stück in Versen zugesandt wird“, schreibt: „Ich gestehe aufrichtig, Ihre Verse haben mir gefallen.“ Mit diesen zwei unabhängigen Urtheilen Sachverständiger, war dem Dichter genug gethan; er wollte auch nicht mehr. Obschon er wußte, was man dem Stück ausstellen könne, ließ er sich doch selbst 1866 noch nicht abhalten, es drucken zu lassen. Durch jene Urtheile glaubte er sich dafür hinreichend gedeckt. Denn, wie er in der Vorrede erörtert, die Fabel einer Erzählung des Morgenblattes entlehnend, lag ihm nur an der metrischen Form. „Da der kunstvolle, zu jeder Stimmung fügsame Trimeter der attischen Bühne im Teutschen nicht erreichbar ist, dagegen der französische Alexandriner wegen der Stetigkeit seines Baues leicht eintönig wird, so fragte sich der Verfasser, ob der fünffüßige Jambus mit regelmäßig abwechselnden männlichen und weiblichen Reimpaaren, für

Ohr und Sinn nicht verwendbar wäre. Der Versuch dürfte, mindestens in kleinern ernsten Stücken, für dessen Zulässigkeit sprechen." Hätte der Recensent in den „Blättern für literarische Unterhaltung"[1]) diesen Standpunkt beachtet oder gekannt, würde er zum Tadel wohl auch ein Wort der Anerkennung gefunden haben.

In jener Zeit der Hochfluth seines dramatischen Dranges scheint Kopp es mit verschiedenen Vorwürfen probirt zu haben. Es kamen unter seinen nachgelassenen Papieren Dispositionen zu verschiedenen Dramen, zu „Lykophron", zum Lustspiel „der grüne Zweig",[2]) zu „Friuli und Jaffeir" zum Vorschein. Unvollendet blieben ferner „die Perser", ein Trauerspiel mit hübschen Parthien und theilweise glücklichen Charakterzeichnungen. Abgeschlossen wurde „Ludwig der Baier", ein dramatisches Gedicht in zwei Abtheilungen", das, wie Adolf, auf einer Geschichtsauffassung gründet, die der gereifte Kopp hernach selbst als unhaltbar aufgegeben hat.

Bald nach diesen frühern Bühnenstücken entstand ein anderes, das der umfangreichen und für den jungen Gatten reizvollen Geschichte der Liebe enthoben war. Der Verfasser belehre uns darüber selbst: „Das Jahr 1825, als Zeuge des ersten Vaterglückes, aber auch in der Vorahnung des schmerzlichsten Verlustes, sah die Entstehung des Trauerspieles „Harald und Sigrith." Zur Versinnlichung der Stimmungen des Gemüthes ward dasselbe auf folgende Dichtung gebaut, als deren Grundidee und Triebfedern. Angemaßte Gewalt rächt sich über kurz oder lang an dem Urheber und aus Willkühr und vermeinter Klugheit windet er sich selbst des Verderbens Kette; je höher der Ungerechte sich emporgeschwungen hat, desto tiefer ist sein Fall. Die Hebel, welcher sich das Schicksal oder lieber, christlich gesprochen, die Vorsehung zum Sturze des Frevlers bedient, sind: einerseits die Gattenliebe und die Kindesliebe, deren die eine beim Manne, beim Weibe die andere, jegliche bis zur Verzweiflungsthat überwiegt; anderseits der Widerstreit zwischen

[1]) 1866. Nr. 46.

[2]) Nach Lessing's Hamburg. Dramaturgie. Thl. II. S. 256.

Christenthum und Heidenthum, indem jenes den Auswüchsen und der gemeinen Gesinnung des abgelebten letztern, die Strenge der Sitten mit jugendlicher Gesetzeskraft entgegenstellt." Wie dort, im „König Albrecht", so ist also auch hier die geschlechtliche Liebe einem höhern, sittlichen Grundgedanken dienstbar gemacht. Zugleich aber ward das Drama zu einem Gemälde, welches die bildende Kraft der Seele von jenen selbsterlebten bittersüßen Gefühlen, die im Menschenleben zu irgend einer Zeit die Hauptrolle übernehmen, gleichsam aus tiefinnerstem Glanze nach Außen abgeschattet hat. Was die Dichterseele in sich selbst erfahren, ihre Freuden und Leiden alle strebt sie mit ihrem Zauberliede festzubannen, und äußerlich als Kunstwerk will sie schauen, was innerlich so wundervolle Klänge hervorgerufen. An diesem Kunstwerke dann liebt das Gemüth seine plastisch gewordenen Gefühle, das ewig unverwüstliche Ebenbild und Gleichniß seiner selbst. Ein Blick darauf und jener sonst unwiederbringbar verlorne Himmel, er wacht und lacht wieder auf und sonst längst vergessene Töne und Gestalten erblühen auf's Neue, legen sich wieder in Schlummer und hören wieder dem erweckenden Rufe, so oft du willst. Das ist des Dichters selbsteigener Lohn und selbsteigene Freude, die ihm sonst niemand geben und niemand rauben kann. Von Herzen ging diese Dichtung und bringt zu Herzen. Sie war ein mit Todesahnung wehmüthig durchwobener Gruß an sein Kind, ähnlich wie Uhland begrüßte:

„Sei uns willkommen, Dichterkind,
An deines Lebens gold'ner Pforte!
Wohl ziemen dir zum Angebind
Sich Lieder und prophet'sche Worte."

Der Dichter versprach sich Beifall und fand ihn zuerst in einem Kreise von Freunden und Studierenden, denen er seine Schöpfung vorlas. Kaum war sie vollendet, so erkrankte sein hoffnungsvolles, heißgeliebtes Kind. Die Krankheit, der Croup, dauerte mehrere Tage hindurch und verlief höchst schmerzvoll. Der Arzt hatte sie zu spät erkannt. Ueber dieses Kind hatte der Vater fast Tag für Tag seine Beobachtungen aufgeschrieben, er hing an ihm mit namenloser Liebe. Wie Göthe seine Selbstbiographie, so ungefähr, mit

Angabe der siderischen Constellation beginnt Kopp die Lebensgeschichte seines Kindes. „Heiterm Himmel folgte ein bald vorübergehendes Ungewitter. Gott möge es dem Mägdlein zum Besten wenden!" schreibt der väterliche Historiograph. — Die Krankheit und der Tod sind bis in's Kleinste geschildert. Wie die Gefahr wuchs, nahm er Jürines medicinische Schriften über den Croup zur Hand, um sich zu orientiren und sorgsamer beobachten zu können. Gewiß, Kopp wäre auch als Arzt etwas Ausgezeichnetes geworden; er führte den sonst erfahrnen Doctor aus der Verblendung heraus, aber das Uebel war schon zu weit vorgeschritten. „Durch dich mein Kind" — notirte er sich am 1. Februar 1826, „habe ich eine neue Welt in mir entdeckt, durch dich ein neues Paradies besessen, aus dem ich jetzt vertrieben bin." Und am 9. März heißt es noch immer: „Mein Herz ist verwüstet wie von einer Todsünde."

Dichter und Geschichtschreiber gingen hier ganz Hand in Hand. Man muß dieses Detail kennen, um zu wissen, welche Gluth der Seele und welch' ein Fond von Liebe und Freundschaft das Herz dieses äußerlich so ruhigen, ja kalten Mannes erfüllte. Am letzten Tag des Jahres 1825 schrieb er in's Tagebuch: „Wie hat ich mich gefreut auf den nächsten Frühling, dem Kinde von Tage zu Tage die Natur in ihrem Wiederaufleben zu zeigen und auf des Mädchens Fragen und Reden zu lauschen. Das Alles hat nun das Grab verschlungen. Ich hatte schon auf Jahre hinaus Schätze von Freude mir berechnet, wenn ich selbst mein geistiges Kind unterrichten könnte und täglich Fortschritte bemerkte; ich hatte schon Plane gemacht, den Geist des Kindes, der sich jetzt schon entwickelte, nicht frühreif zu bilden und zu überladen, sondern mit nachhelfender Hand zu unterstützen. Das Alles hat nun der Tod zertrümmert. — O wer jemals mit der Unmöglichkeit gerungen hat, ein geliebtes Leben, das entfliehen will, zurückzubehalten, der weiß ungefähr was ich litt. Nein, alle andere Liebe ist nichts gegen Vaterliebe; jegliche ist eigennützig und verdankt ihren Ursprung dem Kitzel des Fleisches oder der Eigenliebe; aber rein ist das Gefühl, Wächter der Unschuld, Stütze der Hilflosigkeit, Hüter des armen Wurms zu sein und verzeihlich der Stolz, wie ein Gott des Kindes Welt zu regieren. —

Die Frauen selbst, die schon manchen Tod gesehen hatten, bekannten weinend, so etwas Schreckliches noch nie erlebt zu haben." Kopp brachte das Jammerbild dieses Todes nie mehr aus der Erinnerung und ein volles Jahr lang besuchte er das Grab, las wie ein Martyrologium an dessen Sterbetag die Leidensgeschichte seines Lieblings. Aus demselben Grunde war ihm Harald und Sigrith die liebste Schöpfung, die zu würdigen, er vor Allen — Ludwig Uhland in's Vertrauen zog. Durch Seckelmeister Siegerist in Schaffhausen wurde das Manuskript dem berühmten, von Kopp hochgeschätzten Dichter vorgelegt. Er behielt es lange, ohne einen Laut von sich zu geben. Ein Herr von Meyenburg rüttelte auf und schrieb an Siegerist zurück: „Der Erfolg meines Besuches war, mit einem Mann bekannt zu werden, der — seinen Werken nicht gleichet." Uhland, gemüthvoller als er äußerlich schien, schrieb bald darauf und er, der einst „auf das Kind eines Dichters" jenes hübsche Lied gemacht, vergaß auch jetzt nicht, über den Tod des Mädchens sein Beileid zu bezeugen.[1]) Ueber den Gehalt der Dichtung schwieg er ganz. Nach mehreren Jahren, 1839, besuchte L. Uhland den indessen, wenn nicht als Dichter, doch als Historiker berühmt gewordenen Kopp in Lucern, der ihm Empfehlungen an Oberst Wurstemberger in Bern mitgab. Uhland forschte nach Volksliedern. — Darauf, 1826, wurde das Stück durch den preußischen Geschäftsträger in der Schweiz, Baron von Armin, dem gerade in Interlaken weilenden Grafen von Brühl, Intendanten der königlich preußischen Schauspiele, zur Besprechung unterbreitet. An der Disposition hat nun, im Gegensatz zum frühern, dieser Beurtheiler nichts Wesentliches zu rügen; in „Harald und Sigrith" sei rege Phantasie und dichterische Anlage zu erkennen, welche zu guten Hoffnungen berechtige; der Dichter zeige bedeutende Gewandtheit im Versbau, die Bilder seien kräftig und bedeutsam, einige nur zu gesucht, manche Verse zu wenig fließend und verschiedene Ausdrücke zu gewagt.

Zu bedauern sei, daß die Fabel des Stückes im hohen Norden spiele, das deutsche Publikum habe an diesen Nordlands-

---

[1]) Beilage 13.

sagen kein Gefallen; endlich werde im Stücke zu viel discutirt und zu wenig gehandelt. Der „hoffnungsvolle“ Dichter gab Einiges zu, vertheidigte Anderes und schrieb: „Der Herr Graf ist sehr gütig und ich bin im Ganzen wohl mit ihm zufrieden.“

Das Urtheil kam 1856 durch vertraute Hand (Kaufmann G. A. Weinberger) sogar noch an eine dritte, höhere Instanz, an das dramatische Preisgericht in München, das aus den 102 concurrirenden Stücken zuerst jene ausschied, „welche bei der Lectüre durch dichterischen Gehalt und dramatische Lebendigkeit ein bedeutenderes Interesse erweckt hatten.“ [1]) Es waren 19 Tragödien, darunter Harald und Sigrith, welche so nach dreißigjährigem Verschlusse, in dem sie „kaum jemands Vorwize zugänglich“ gewesen, [2]) zu ungehoffter Ehre kamen.

So schmerzerfüllt, wie Kopp nach dem Tode seines Kindes war, verschloß er sich auf lange der tragischen Muse und wandte sich einem Studium zu, das ihn der subjectiven Gefühlswelt wohlthätig entrückte, der Geschichte. Nur ein Gedicht von eilf Strophen „Morgarten“ erschien 1826 in der Zugerzeitung [3]) und wurde 1830 vom Stiftsorganisten Meyer in Zurzach in Musik gesetzt. Erst 1827 schuf er wieder ein Drama, den „König Manfred“, über dessen Entstehung er in der Vorrede zum vierten und letzten Bändchen seiner dramatischen Werke die Rechenschaft nicht schuldig blieb. Wie in „Luceria“, so ist es hier wieder der Sieg des Christenthums, den er feierte.

Entstanden, um von Studierenden 1828 bei der Schlußfeier des Schuljahres aufgeführt zu werden, wurde das Stück 1847 in Zürich bei Köhler, ohne Vorwissen des Autors, durch einen armen Juristen zum Druck gebracht, so daß Kopp noch am Abend seines Lebens genöthigt ward, auch seinerseits damit vor die Oeffentlichkeit zu treten. Auch das hat der Recensent in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ [4]) vergessen zu bemerken. In dieser Schöpfung brechen die tiefsten Gefühle wieder allmächtig

---

[1]) Allgem. Zeit. vom 10. Junius 1858. Beilage S. 2593 f.

[2]) J. E. Kopp, Dramat. Gedichte. 3. Bdchn. Lucern. 1859. S. III f. Das vierte erschien 1866 ebendort.

[3]) Nr. 37. S. 145.

[4]) A. a. O.

durch und reißen dahin. Dann verschloß sie der Meister, mit wunderbarer Herrschaft über sich selbst, wieder auf Jahre lang in sein Innerstes, wie im Zauberschloß der Märchenwelt holde Verwünschte schlummern. Früher nicht als in den Jahren 1835 und 1836, wo Kopp als Präfect der höhern Lehranstalt, einer alten Sitte gemäß, die Prämiebeschenkten mit Spruchversen anreden mußte, legte er wieder Zeugniß ab, für die alte Wahrheit: „**Est Deus in nobis: agitante calescimus illo.**“ Ein Exemplar dieser gedruckten „poetischen Nachwehen“ wurde an den unvergeßlichen Hug in Freiburg geschickt, der am 18. März 1837 mit einer freundlichen Antwort lohnte und zum Studium der Geschichte, dem Kopp damals aus allen Kräften lebte, herzlich ermunterte:

„Die poetischen Nachwehen, worüber Sie klagen, haben Sie nicht zu bereuen; sie waren ja nicht umsonst: es kam dadurch etwas Artiges zu Tage, was zu meinem Herzen geredet hat. Doch muß ich Ihnen darüber meine Freude erklären, daß Sie sich der Geschichte zugewandt haben. Ich fühlte mich von jeher zu ihr hingezogen, ungeachtet ich in ihrem Umgange manche mißvergnügte Stunde hinbrachte. Ach lieber Freund, was haben die Völker für eine Geschichte; wie wohl wird einem wieder ums Herz, wenn man in Mitte schändlichen Treibens einer großen Seele begegnet, die unbefleckt von der Zeit im Kampfe für das Gute siegte, oder herrlich unterging? Freund wählen Sie sich einen schönen Theil der Geschichte: alles rein werden Sie nie finden; aber die Völker in Erniedrigung und in Verworfenheit bewegt zu sehen, ist ein grauser Anblick!

„Zur Zeit habe ich auch etwas Geschichtliches unter der Hand: ich möchte den Freiburgern gern die Ehre der Erfindung der neuen Feuerwaffe und ihres Berthold retten. Ich sehe dabei ziemlich in's Klare. Hätten Sie irgend eine Nachweisung vom Gebrauche dieser Waffen im Zeitraume von 1325—1360 aus handschriftlichen Quellen oder aus seltnern Schriften, die mir etwa nicht zu Gesicht gekommen wären, so werde ich eine solche milde Gabe dankbar erkennen. Herr Anton Speiser, den ich lieb gewonnen habe, weil es ihm Ernst ist, etwas Rechtes zu lernen wird Ihnen mit diesem Briefe meine letzten zwei Programme

überreichen, die wenigst nichts Alltägliches enthalten. Erwiedern Sie meine herzliche Freundschaft mit Ihrem fortwährenden Wohlwollen."

Es war in der That, als sollte die tragische Muse nur dazu dienen, um den in Kopp noch schlummernden Historiographen aufzuwecken, zu erlösen und durch die Rosengärten der Dichtung hindurch in's innerste Heiligthum Klios zu führen. Aber es war die mühsame Arbeit des Neubruchs, die hier vor dem Tempelraum zunächst mußte vorgenommen werden.

Da es meistens historische Stoffe waren, welche Kopp dramatisch behandelte, war er gezwungen, über seine Helden, „über König Adolf, Albrecht, Ludwig den Baier und Friedrich" historische Werke nachzulesen, in ihre Zeiten und Kämpfe sich hinein zu studiren. Da empfing der künftige Geschichtschreiber dieser Regenten die erste Weihe.

Indeß, den eigentlichen Anstoß gab der Tod des Kindes, dem in Jahresfrist die geliebte erblindete Mutter folgte. [1])

---

[2]) Siehe S. 4.

Zweites Buch.

„Es ist zur Beurtheilung eines Schriftwerkes, sowie seines Verfassers nicht unwesentlich, über Anlaß und Zeit der Entstehung einer Arbeit Kenntniß zu haben."

E. Kopp, Dramat. Gedichte I. Bd. Vorwort.

Οὐδὲν οὕτως ἡμέτερόν ἐστιν, ὡς ἡμεῖς ἡμῖν αὐτοῖς.

Derselbe aus Xenophon, Kyrop. IV. 3. 10.

„Ich werde trachten, ein gutes Schriftstellergewissen von Anfang her zu behalten."

Johannes Müller. Sämmtl. Werke IV. 82.

I.

„Unsterblich zu sein darnach brannte ich von Jugend auf. Nur zwei Wege waren, schreibwürdige Thaten oder thatenerregende Schriften. Zu jenen gehört eine Lage, deren Bestimmung nicht von uns abhängt; also mußte ich mich auf letzteres werfen." So bekannte Johannes Müller, [1]) der ein ander Mal über den Zerfall der Geschichtschreibung Klagen erhob. [2])

Dagegen Kopp: [3]) „Durch ein häusliches Unglück abgewendet von dem heitern Spiele poetischer Mußestunden, suchte ich vor bald fünf und zwanzig Jahren nicht Vergessenheit des ersten Vaterschmerzes, nur die nöthigste Beschwichtigung desselben in der Beschäftigung mit Geschichte." —

Es handelte sich zunächst um ein Lehrbuch der Schweizergeschichte für Schulen, welches er abfassen sollte. In der That erschien 1828 zu Lucern aus seiner Feder „der Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft durch Johannes Müller wörtlicher Auszug für Schulen und Liebhaber." In dem Vorberichte bekennt er sich als einer der größten Verehrer Müller's und das will viel sagen, denn es war guter Ton geworden, einander in dieser Begeisterung zu überbieten. „Wodurch Johannes Müllers unsterb-

---

[1]) Dessen sämmtliche Werke XVII, 244.

[2]) Daselbst XV, 290.

[3]) Archiv zur Kunde österreichischer Geschichtsquellen. VI, VI.

liches Werk sich vor allen andern unendlich ausgezeichnet, das sind (mindestens) vier Eigenschaften, deren jegliche er in sehr hohem Grade besessen und vor aller Welt bewährt hat: die des Geschichtsforschers, des Geschichtschreibers, die des Kriegsmanns und Staatsmanns — vier Haupttugenden, die alle selten beisammen sind und deren schon zwei, wenn sie nur gefunden würden, hinreichend wären, die neuesten Schriften dieses Faches (unser Zeitalter ist genügsam oder arm) vortrefflich zu machen." Diese Behauptung zu begründen, wird sofort ein Versuch gewagt.

Von exacter Geschichtforschung hatte Kopp damals nur noch unklare Vorstellung und glaubte die zahlreichen Noten in Müller's Werk seien deßwegen da, um von dem Geist, der aus ihnen spreche, Jünglinge für ähnliche Arbeiten zu ermuthigen. Auf die Quellen legt er freilich schon sehr hohen Werth. „Aus diesen muß der jugendliche Geist frühzeitig zu schöpfen gewöhnt werden, damit er das, was nur ein Zeitwirbel aus der Untiefe der Gemeinheit oder Flachheit heraufgetrieben hat, als Flaches und Gemeines in den Sumpf der Selbstsucht wieder versinken lasse, ungestört und unberührt. —

„Als Geschichtschreiber hat Johannes Müller hohe Einfalt und die größte, noch von keinem Deutschen übertroffene Kunst bewiesen. Bald, je nach dem Gegenstande, stimmt er einen lieblichen, öfter den Ton des Ernstes an, immer einen würdevollen: welch Feuer, Leben, welche Begeisterung in der Schilderung einer Noth, Schlacht, Rettung; welche Beredsamkeit, wenn er den Trefflichen Lob spricht und welch schöner, zuweilen an den erhabenen Unwillen gränzende Schmerz, wenn ihm Uneidgenössisches und Unedles begegnet! Wenn man etwas noch wünschen möchte, so wäre es das, daß er mehr getadelt hätte. Seine Sprache und sein Styl (Muster in mehr als Einem Betracht) ist nach dem hohen Sinn der einfach-großen alten Eidgenossen gebildet und nach der wundervollen Natur, welche unsere Väter umgab, gleichsam um die Aechtheit ihrer wunderähnlichen Thaten zu bezeugen, welche Natur, sich gleich bleibend, auch noch vor uns steht, als ernste Frage, wer denn wir seien." Ueberhaupt wer die lobrednerische Vorrede gelesen, glaubt es gerne, wenn Kopp später

versichert:[1]) „So gläubig im Sinne der bisherigen Geschichtsauffassung, wie nur einer, war anfänglich auch ich; und niemand kann betroffener sein als ich es wurde, da die gleichzeitigen Quellen, welche allmählig an das Tageslicht traten, das Bild jener Zeit mit andern Zügen erscheinen ließen." Doch diese Einsicht, um nicht zu sagen Erleuchtung, bildete sich eben nur „allmälig" aus. Der „wörtliche Auszug" hat in der Bildungsgeschichte des Historikers Kopp gewiß auch seinen wichtigen Einfluß gehabt. Habent sua fata libelli." Was einst jene jugendliche Lectüre der classischen Geschichtschreiber, wie des Thukidides und Diodorus Siculus, als Keime in das Herz gesenkt, das wurde jetzt rasch zum Wachsthum gebracht. Sodann hat dieser Auszug gewiß viel zu dem scharfumschriebenen Style beigetragen, in dem Kopp seine historischen Werke verfaßte.

Noch ganz im Bann der alten Schule, fuhr er mit geschichtlichen Arbeiten fort. Auch das war schon ein Gewinn und ein erstes quellenmäßiges Forschen, daß er jetzt auf der Bürgerbibliothek zu Lucern in Balthasars Collectaneen blättern mußte. Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die frühern Leistungen Lucerns im Historischen.

In das Contingent der mittelalterlichen Chronisten stellte es von den tüchtigsten Kräften. Fründ, Ruß, Etterlin, D. Schilling, Schradin, Ludwig Feer,[2]) machten ihrer Zeit alle Ehre. Tschudi, der eine neue Epoche gründete, hatte in Lucern tüchtige Fachgenossen, vorab den Stadtschreiber Zacharias Bletz, dessen Papiere er frei benutzen durfte,[3]) dann den Busenfreund Jost von Meggen.[4]) Gleichzeitig schrieben der Gerichtschreiber Johannes Salat seine Reformationsgeschichte und seine Aufzeichnungen über Niklaus von der Flüe; bald darauf der Schulmeister Johannes Schnyder und der Pfarrer Peter Villiger ihre Zeitbücher. Aber

---

[1]) Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Quellen. VI. VII.

[2]) Näheres bei Haller, Bibliothek der Schweizergeschichte; Leu, Lexikon; Geschichtsfreund und die Ausgaben der betreffenden Zeitbücher.

[3]) Balthasar, Museum virorum Lucernatum illustrium. Lucern. 1777. pag. 12.

[4]) Lütolf, die Schweizergarde in Rom. Einsiedeln und New-York. 1859. S. 35 ff.

weit und breit keinen fleißigern Compilator gab es als den Stadtschreiber Renward Cysat, dessen Reichthum noch immer Stand hält. Er starb 1614 und es schien als habe sich in ihm Lucerns geschichtforschende Kraft auf lange erschöpft, denn sein Sohn Johann Leopold Cysat legte den historischen Griffel, denn er kaum angefaßt, wieder bei Seite und das ganze siebenzehnte Jahrhundert brachte uns einzig den Niklaus Holdermeier († 1638) und den Caplan Jakob Wagenmann, der, wie Aurelian Zurgilgen, in verdienstvoller Weise den Baurenkrieg beschrieb. Erst wieder Joseph Anton Felix v. Balthasar, geboren 1737, gestorben 1810, wählte in glücklicher Lage die Geschichte so ganz zur Lebensaufgabe und rang mit Johannes Müller, dem er so Vieles darbot, mit Heinrich Füßli, Gottlieb Emanuel Haller, Beat Fidel Zurlauben um die Palme. „An Sie — schmeichelte der junge Müller — schreib' ich mit eben der Ehrfurcht, als schrieb ich an einen edlen Griechen aus den Jahrhunderten ihrer Großthaten." [1]) Er war die Thätigkeit selber. „Kein Archiv, zu dem er Zutritt hatte, keine Privatsammlung seiner vielen Freunde blieb unbenützt; er zog jede auf den Canton Lucern bezügliche Notiz an's Tageslicht, wo er sie nur immer fand, schrieb jedes wichtigere Aktenstück für sich in's Reine und vermehrte dadurch seine handschriftliche Sammlung mit so vielen Beiträgen, daß dieselbe auf 182 Bände stieg, wovon 60 eigenhändige Arbeiten enthielten." [2])

An diese und Cysats Manuscripte machte sich nun, von 1826 an, Kopp, dessen scharfem, combinirendem Verstande, dessen gutbehaltendem Gedächtnisse und prüfendem Auge die Mängel, Blößen und Widersprüche bisheriger Geschichtsdarstellungen nun zum erstenmale sich verriethen. Darin lag der Reiz des Forschens, von dem die ersten Anfänge in die „Zuger-Zeitung" von 1826 niedergelegt sind. Hier erschienen nach einander die kleinern Aufsätze: Struthan von Winkelried — der Helden Todtenfeier — die beiden Brüder — der Heimathlose [3]) — Ueber Oeffentlichkeit — Auszüge aus der Chronik des Melchior Ruß — der

---

[1]) Dessen sämmtliche Werke. XVI, 14.

[2]) Schiffmann, Katalog der Bürgerbibliothek in Lucern. Forts. IV. S. 376.

[3]) Beilage 14.

Capeller-Krieg von 1531 und endlich: Ein Beispiel wie Geschichtschreiber über den gleichen Gegenstand verschiedene Ansichten haben." — Durch den folgenden Jahrgang zog sich eine größere Arbeit von ungefähr 10 Druckbogen: „Die Eidgenossen. Oder: Gedanken und Urtheile über die schweizerische Eidgenossenschaft und ihren Geschichtschreiber Johannes Müller," eine Reihe gutgeschriebener Aufsätze, mit denen Kopp, was die Form belangt, selbst im höhern Alter noch zufrieden war. Eine Partie davon, „der erste Bürgerkrieg der Eidgenossen 1404," wurde hernach besonders ausgearbeitet und 1830 im sechsten Band der in Aarau erscheinenden „Helvetia" gedruckt. Die Thatsachen werden da noch mit kindlichem Glauben nach der Ueberlieferung erzählt, wiewohl in einigen Noten schon die Kritik durchbricht. Es war ein Stück Bildungsgeschichte. Wo er Tschudi und Johannes v. Müller im Widerspruche fand, gab Kopp meistens dem erstern Beifall.

Stadtpfarrer Bock in Aarau meldete den Empfang des Manuscriptes „Bürgerkrieg" mit den Worten: „Ihr treffliches Neujahrsgeschenk hat mir, der doch in der Schweizergeschichte nicht zu den Laien gehört, viele Belehrung und großen Genuß gewährt." Als der Aufsatz erschienen war, bezeugte derselbe: „Ihr erster Bürgerkrieg der Eidgenossen fand allgemeinen Beifall. Im Anschluß folgt das Honorar mit 32 Franken. — Sie sollten sich einmal an die Ausarbeitung eines größern geschichtlichen Werkes machen, z. B. der Geschichte des Cantons Lucern, nach Ildefons v. Arx und Stadlins Vorgange." —

Obschon der werdende Historiker in diesen Aufsätzen kaum die ersten schwachen Versuchte wagte, die Fesseln abzustreifen, womit damals die traditionelle Manier ihre Zöglinge gefangen hielt, waren doch alle Bedingungen zur allein ächten Methodik vorhanden: reine absolute Liebe zur Wahrheit, Scharfblick, Vorsicht, ruhiges Urtheil, feinfühlige Divination, taktvolle Combinationsgabe, Verständniß und Sinn für Quellenberathung, kurz für Alles, was historische Kritik erfordert, in deren Besitz man sich leichter glaubt, als wirklich befindet. Nächstens wird Kopp dem Zauberkreis der alten Schule entgangen sein. Lese man nur das „Vorwort" zum „ersten Bürgerkrieg:" „Staaten und ihr Walten,

wie kleine Hauswesen und ihr Thun, bedarf genau zu kennen, wer sie richtig und treu schildern will. Denn es ist nichts leichter, als gegen ein Volk, eine Gemeinde, gegen wen immer, ungerecht zu sein, bei nur halber Kenntniß oder Beachtung der Thatsachen und ihrer Umstände. Oft auch werden aus dem Leben eines Staates und seiner Bürger Züge, häßliche, schöne, von Schmeichlern oder Mißgünstigen in die Tafeln der Geschichte eingetragen und von der Nachwelt (wofern sie bis zu ihr gelangen) sorglos geglaubt; nicht zum Vortheil der Wahrheit. Selbst der ächte Künstler, dessen Brust jener Himmlischen unentweihtes Heiligthum ist, hat nur dann, in Wort oder Farbe, sein Gemälde (wie man sagt) zum Sprechen vollendet, wenn er in den Gesichtszügen das Gemüth, den Geist, die Leidenschaft, welche drinnen gewaltet unverkennbar auszudrücken und den Schleier der Zukunft verklärend, im Keime oder Entwurfe die Handlungen darzustellen vermochte. Es genügt nicht, die Wahrheit sagen zu wollen; man muß sie auch kennen; allein Das ist eben das Allerschwierigste und nicht selten unmöglich, ohne den Blick in das geheime Innere. Der Art Lebenszüge in der Geschichte unsers Vaterlandes zu erforschen und, wie in ein Bild gefaßt, den Zeitgenossen mitzutheilen, ist vor einem halben Jahrhundert durch Felix v. Balthasar, nicht unrühmlich, mehrmals versucht worden. Diesen löblichen Brauch, nach Kräften, unter uns wieder aufzuwecken, oder doch daran zu erinnern, ist die Absicht der folgenden Blätter. Möge, was darin Müh' und Sorgfalt dennoch übersah, der Berichtigung nicht unwerth sein; auch durch den Irrthum führt ein belehrender Weg wiederum, wohin alle Geschichte soll, zur Wahrheit. Lucern im Januar 1830."

Es war übrigens damals, als politisch durch Europa frisches Leben drang, zugleich auch für gründliche Geschichtsbehandlung Etwas in der Luft. Die „Helvetia, Denkwürdigkeiten für die XXII Freistaaten der Schweizerischen Eidgenossenschaft" eine historisch-politische Zeitschrift liberaler Richtung, die zu Aarau bei Christen erschien, brachte im gleichen sechsten Band, der Kopps Arbeit enthielt, einige Notizen zur Geschichte der vaterländischen Historik und darin [1]) einen Erguß über „die Leiden der Schweizerischen

[1]) S. 639 f.

Geschichtschreibung," welcher anhob: „Ein Buch über die Leiden der Schweizerischen Geschichtschreibung und Geschichtforschung würde fast so rührend werden, als Göthe's Leiden des jungen Werthers. Johannes Müller schrieb am 21. November 1801 (Sämmtliche Werke VI. 474) seinem Bruder: „„Ich habe berechnet, wie viel ich täglich zu verzehren gehabt hätte, wenn ich aus der Schweizergeschichte hätte leben sollen. Es fanden sich auf den Tag etwa 9 Kreuzer. Und doch setze ich sie muthig fort."" Dann werden die Worte des Ildefons v. Arx über seine ähnlichen Erfahrungen angeführt: „Die Schweizer gefielen sich darin, sich die frommen Eidgenossen zu nennen. Von einer solchen vorzüglichen Frömmigkeit wird aber da nicht viel und sogar weniger, als bei den Nachbaren angetroffen. — Diese (von Arx') Geschichte beruft sich immer auf das urkundliche Recht, nach welchem viele die Handlungen ihrer Voreltern nicht beurtheilt zu lesen wünschen. — Der aus Quellen beschriebene Appenzellerkrieg ist für diese bei weitem nicht so schmeichelhaft dargestellt, wie sie ihn zu glauben gewohnt sind. — Die Stadt St. Gallen wird hier als vom Stifte ausgehend, abhängend und gegen selbes um Befreiungen ankämpfend, beschrieben, da mit Wahrheit nicht konnte gesagt werden, daß das Stift aus der Stadt entsprungen oder von ihr Rechte und Besitzungen erworben habe. — Die Reformation ward bis dahin bloß von ihren Anhängern beschrieben und im hochlobenden Preis, als ein vom Himmel aufgegangenes Licht dargestellt und noch nie darüber die andere Partei vernommen. Diese nun, das Gegentheil erzählend und ihre Angaben mit Gründen beweisend zu vernehmen, war unangenehm. Die umständliche Beschreibung der Toggenburger Händel mögen auch viele Enkel der damals Handelnden nicht vorhanden wünschen. — Es gab auch Leser, die ungern das Lob einiger Aebte und Geistlichen und weit lieber deren Tadel vernahmen und im nämlichen Widerspruche ihres Glaubens, ihre Ansichten richtiger zu sein wähnten, als die meinigen. — Es wäre weit besser gethan gewesen, (ist nicht wahr; wir haben genug gutstylisirte historische Flederwische — fügt die Helvetia in Parenthese bei), wenn ich mir bloß Gelehrte oder doch Belesene als meine Leser gedacht und dem zufolge den Vortrag mehr ge-

hoben u. s. w. hätte. — Dieses Werk hat mehrere Schriften veranlaßt, davon einige meine Ansichten bestritten. Aber da ihre Verfasser unerachtet aller im Stiftsarchiv unternommenen Nachsuchung, keine Unwahrheiten mir aufdecken konnten, so war ich zu keiner Vertheidigung ermüßigt; und wenn ich eine hätte schreiben wollen, so würden selbe die Zeitschriften (sicher die Helvetia, behauptet diese hier) nicht aufgenommen haben, wie ich es am schweizerischen Geschichtsforscher erfuhr, als ich ihm eine Antwort auf die von Kirchhofer verfaßte Rezension des zweiten Theils zugesandt hatte."" — Wir fragen: Ist's ein Wunder, daß, wie der junge Werther, auch die Schweizerhistorie sich zuletzt in Zschokkes historischen Schweizerromanen, aus Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf schoß?"

Diese Zeilen sind von Alois Vock, der damals die gut und gründlich geschriebene Geschichte des Bauernkriegs von 1653 verfaßte. Das Bedürfniß des Gediegenern wurde von den schweizerischen Historikern offenbar mehr und mehr gefühlt, aber keiner griff so kräftig durch als Kopp.

Das Resultat dieser Forschungen war immer und in dem Maße als es ein bloß negatives zu sein schien, doch auch wieder stets mit positiven Errungenschaften gesegnet. Es führte freilich in erster Linie zur Entdeckung, daß die vaterländische Geschichtskunde tief im Argen liege und die Urkunden mit den Büchern und der vulgären Anschauung nicht zusammenstimmen. Die Uranfänge der Freimachung des Vaterlandes von Oesterreich studirte Kopp und erfuhr an sich selbst ein Freiwerden von falschen Autoritäten. Bald traute er ihnen keine Silbe mehr, außer was er selbst in den Originalien eingesehen und nachgerechnet hatte. Es wurde ihm die Genugthuung, daß es andern, soliden Forschern auch so ging. „Mich freut" — kann er am 11. Jänner 1833 an L. Wurstemberger schreiben — „daß Herr Altschultheiß v. Mülinen unserm Gilg Tschudi bereits selber auf die Finger geschaut hat [1])

[1]) Einer der ersten, der das gethan, ist übrigens Jacob Lauffer, Historische und kritische Beiträge zu den Historien der Eidgenossen, bestehend in Urkunden, Zeugnissen und Untersuchungen. I. Thl. Zürich. Orell. 1739. S. 84 ff; eine merkwürdige Stelle, wo es unter Anderm heißt: „Ich muthmaße gänzlich, daß Tschudius die Worte, daß die Waldstädte sich

und man muß es. Die kecke Zuversicht, mit der er auftritt und die ehrliche Miene, die er sich gibt und wirklich hat, täuschte mich lange; und wen nicht? Darum wäre es durchaus nöthig zu wissen, welches bei jeder Erzählung seine Quelle ist; dann würde man freilich manchmal auf saubere Gewährsmänner stoßen. Ich habe nun wiederum unsere Chroniken durchgesehen, Ruß, Etterlin, welchen Tschudi hauptsächlich benutzt zu haben scheint, und Schilling: welche Gesellen, in Beziehung auf die ältere Zeit! Zwei Dinge, die drei Jahrhunderte von einander abstehen, ziehen sie in ein Comma zusammen; glücklich, wenn man sie so ertappt! Aber wie oft sind die Beweise für uns verloren gegangen, oder wenigstens noch nicht aufgefunden. Und nun ihre Sagen, die sie mit keiner oder einer falschen Zeitrechnung erzählen, nimmt Tschudi auf und weiset ihnen eine bestimmte Zeit an, ohne dem arglosen Leser auch nur ein Wörtchen in's Ohr zu raunen. [1]) Darum wohl hat auch Müller, und weil er Tschudi für diplomatischer hielt, als er ist, sich so leicht täuschen lassen; und nun wage es einer, aus Tschudi und Müller das widersinnige Zeug herauszuschaffen!

Doch hierüber läßt sich wohl einmal besser mündlich sprechen; und nach dieser Zeit sehne ich mich recht sehr. Wenn man so allein sitzt und sinnt und brütet und die verkehrtesten Behauptungen über einen Gegenstand zusammenreimen möchte, um nicht, durch Rechtgeben an dem einen Orte, dem andern Unrecht zu thun; da wird man oft wahrhaft sinnlos. In diesen Stunden wäre es so nothwendig als wohlthuend, wenn man eines Freun-

---

aus freyem, unbezwungenem Willen unter des Römischen Reichs Beherrschung untergeben, aus Friedrichs II. Urkunde zu Favenß Anno 1240 gestellt, genommen habe, wo es auf Latein heißt: Ex quo igitur sponte nostrum et imperii dominium elegistis. Allein rc."

[1]) Wie Tschudi hinsichtlich des Textes seiner Quellen willkührlich verfahren ist, z. B. mit historischen Liedern, weist neulich von Lilienkron nach. Vrgl. H. v. Sybel, Histor. Zeitschrift III, 3 S. 26: „Die Art, wie Worte und Verse durchgestrichen und geändert, ganze Strophen durch andere ersetzt wurden, bestärkt den sonst auch gegründeten Verdacht, daß Tschudi bei seiner Textbehandlung mit ziemlich großer Willkür zu Werke gegangen ist" u. s. f.

des Ideen anhören und die Erfahrungen erprobter Männer vernehmen könnte; wie leicht könnte man so über manchen tiefen Graben hinwegsetzen, unnütze Pfützen, die nur aufhalten, umgehen und sich so nicht an Märchen wie an Klippen blödsinnig rennen! Auf solchartigen Genuß und auf noch so manche Entdeckung in den Archiven, bin ich so recht eigentlich erpicht und heißhungrig darnach, wenn mir meine Rechnung auf den künftigen Herbstmonat nur nicht verdorben wird!"

Am folgenden Tage setzt Kopp seine Herzensergießung wehmüthig fort: „Johannes Müller hat so vortreffliche, herrliche, große und reine Ansichten und Blicke, daß es einen ungemein schmerzt zu sehen, wie so oft er seine Erzählung im panegyrischen Tone aufbläht (was er weder an Thucydides noch an Tacitus gelernt haben kann) und wie oft er, befangen vom Chroniken-Nebel, den Blick sich trübt (gegen Herodots Vorbild); doch ist der erstere Fehler mehr auf seine eigene Rechnung zu setzen, als der zweite, da er bei jenem sich selber, hier aber Andern folgt. Ich glaube, es wäre ein verdienstvolles Werk für die geschichtforschende Gesellschaft, wenn sie es unternähme, die Aussagen Müllers mit seinen Quellen und mit den seither gemachten Entdeckungen zu vergleichen, zur Erleichterung und Beförderung die Arbeit unter Mehreren zu vertheilen und dann das Ergebniß entweder als eigene Hervorbringungen erscheinen zu lassen, oder (wie seitdem ein Register herausgekommen ist) nachträgliche Berichtigungen und Beleuchtungen zu liefern.

So hat Müller — um nur Eines zu berühren — über den Zustand der drei Länder und Lucerns schon vor dem angeblichen Bund 1251, bei welchem er ganz ohne Auctorität hinzusetzt, „er scheint erneuert worden zu sein im Jahre 1254," bis über den Bund mit Lucern und noch weiter hinaus, eine im Allgemeinen und im Einzelnen — nach meinem gegenwärtgen Ermessen — grundfalsche oder doch verkehrte Darstellung gegeben; wozu ihn freilich Niemand anders verführt hat, als zunächst Vater Tschudi, der — merkwürdig genug! — aus Lucern, trotz seines Briefwechsels mit dem damaligen Stadtschreiber, auch nicht Eine Urkunde hat, und welcher Vater Tschudi nicht einmal über das Land Glaris richtig sieht, um ihm über fremde Gegenstände auf

sein Wort glauben zu dürfen. Besorgen Sie nicht, ich werde dereinst wie ein Bilderstürmer diese alten Götzen schadenfroh umzustürzen versuchen; nein, ich werde säuberlich mit ihnen verfahren und gegen sie auf keinem Rechte bestehen, wenn ich es nicht zu vertheidigen vermag."

Es mußte für ihn jedesmal eine Genugthuung sein, wenn Andere zu einem gleichen Urtheile gelangten, wenn ihm etwa ein Böhmer am 23. November 1843 gestand: „Die Unbrauchbarkeit von Johann v. Müller in Rudolfs Schweizer-Händeln habe ich nun auch erprobt." Und doch ließ Böhmer Müllern gerne Gerechtigkeit widerfahren, ja achtete ihn hoch und las mit Vorliebe dessen Werke, wie man aus einem andern Schreiben ersieht. Uebrigens ging Kopp in der Beurtheilung Müllers nie so weit, als Andere.

Im Auslande hatte schon 1810 Woltmann unter Versicherung seiner Freundschaft an Müller die schwachen Seiten aufgedeckt und über den Todten geschrieben, was er nach eigenem Geständnisse bei dessen Leben nicht gewagt hätte. [1]) „Immer wandelt uns eine gewisse Scheu an, die ganze Individualität eines Menschen aufzudecken, daß alle auf ihn zeigen und sagen können: der dort hingeht, in dem ist es innerlich also. Es ist, als hätte erst das Gericht über die Todten die Befugniß, die ganze Individualität einer Person auszusprechen, zumal wenn an derselben viele Flecken haften." Er fühlte sogar, daß er „durch ein Buch, wie dieses, dem Herzen des Freundes unaussprechlich wehe gethan." Das ist gewiß und wir für unsern Theil könnten uns nie entschließen, über einen Freund so zu richten, selbst nicht wenn wir mit Woltmann glaubten, „daß die unverständige Bewunderung seiner (Müllers) Art, daß sein Beispiel uns vom Ziele der ächten Geschichtschreibung entfernter hielt, als wir sonst geblieben wären." Ihn reizte, gestand er, ein Gedanke von Pflicht, daß er seine Wissenschaft höher als seinen Freund halten und für sie nichts unterlassen müßte, um ihn zu schonen. Glücklicherweise findet sich nicht jeder Biograph als Freund in solcher Collision, die sich gleich im ersten Satze zur Geltung bringt: „In

[1]) Johann v. Müller v. K. L. v. Woltmann. Berlin 1810. Vorrede.

Johann Müller hatte die Natur die Anlage zu einem großen Mann gemacht; doch ihren Plan nicht ausgeführt." Darin hatte er freilich etwas Recht, daß er für das Verständniß seines Mannes den Schlüssel in die Worte legt: „Sein Gemüth war überschwenglich und in seinem Herzen war sein Genie; allein weder seine Einbildungskraft, noch sein Verstand, waren diesem Gemüth gewachsen, wiewohl sie das Gewöhnliche übertrafen. Zum Ideal und zur Abstraction konnte er sich nicht erheben: von Kunst und Wissenschaft waltete in ihm eine dunkle Ahnung, welche auf den Schwingen des genialischen Gemüths durch weite Räume der Historie und Politik getragen, bei der Menge mehr Bewunderung erregte, als wenn sein Geist sich in Klarheit und Größe dargestellt hätte." Dieses Resultat über die Seele Müller's findet Woltmann sogar in dessen unproportionirten Körperbau versinnlicht, wo der Untertheil wie zu einer ansehnlichen Leibeslänge bestimmt schien, während sich der Oberkörper nicht gehörig gestreckt hatte. [1]) In der schönen Bildung des Hauptes, besonders der Stirne läßt sich bei Kopp und Müller einige Aehnlichkeit nicht verkennen.

Schon 1811 erhob auch der sonst wohlgeneigte Friederich Roth Ausstellungen an Müller, [2]) die indessen mehr die Form, als den Inhalt betrafen. Er habe „in dem Lobe nicht immer strenges Maß gehalten, sondern allzu wohlwollend und in das Löbliche verliebt, das angrenzende Gegentheil oft nicht genug beachtet. — Abtheilungen sind bei ihm nicht selten, die durch einen harten Uebergang verbunden werden; Züge in einzelnen Darstellungen, die sich nicht ordentlich reihen. Sein Vortrag wechselt nicht genug und ist zuweilen höher, als er sollte; nähert sich auch zu sehr dem Dichterischen dadurch, daß er, rein darstellend, Sagen in einer Reihe mit dem Wahren, und ohne sie als Sagen zu bezeichnen, vorbringt. Endlich ist die Sprache nicht immer ganz edel, manchmal üppig, anderswo steif, herb, schroff und sogar finster."

Andere haben sich noch ungünstiger ausgedrückt, an ihrer Spitze der Philosoph Hegel: [3]) „Johann v. Müller hat seine

[1]) A. a. O. S. 1 f.

[2]) Vrgl. Dr. G. R. L. v. Sinner, Bibliographie d. Schweizergesch. S. 6 ff.

[3]) Philosophie der Geschichte. 2. A. S. 8.

Geschichte in dem Bestreben den Zeiten, die er beschreibt, treu in seiner Schilderung zu sein, ein hölzernes, hohlfeierliches pedantisches Aussehen gegeben."

Am schärfsten aber hat bekanntlich W. Menzel [1]) gesprochen. Nicht minder strenge Rügen erfolgten über Müllers Forschungsweise. So warf Lichnowski [2]) ihm nebst Anderm Unlust vor, einen speciellen Fall genauer zu untersuchen, welcher, wenn dessen Unklarheit sich fühlbar gemacht, dann durch eine wohlklingende Phrase abgefertigt werde. In den Citaten sei Müller gewissenlos zu nennen, was Hunderte von Nummern bewiesen und ebenso oftmals führe er Thatsachen an ohne Noten und Beleg. — Aber das waren doch nicht einzig nur Müllers Fehler. Diese lagen in der herrschenden Richtung und vor vielen gerühmten Historikern jener Zeit hat Müller noch große, bleibende Vorzüge voraus. [3])

Urkundenmänner des Inlandes selbst waren indeß mit der bisherigen Behandlung der Schweizergeschichte nicht mehr zufrieden, denn sie verlangten Wahrheit und Beweise.

„Die Stadt Solothurn war es — so erzählt Kopp selber [4]) — von der ursprünglich die Forschung ausging. Sie bildete den Kern, um welchen sich im Laufe der Zeit ein Gebiet über Land und Leute legte: allerdings kein sehr großes, aber für die Schilderung desto schwieriger, weil es aus Bestandtheilen von vornehmlich zwei Landgrafschaften (von Burgund und des Buchsgaues) sich zusammensetzte; ein Gebiet, in welchem in kirchlicher Hinsicht die Bischöfe von Lausanne und von Basel, und selbst in einem Bruchstücke der von Constanz waltete. — In diesen (möcht' ich sagen) Zauberkreis zog des Forschers Blick unwiderstehlich die Landschaft rund um sich, hauptsächlich der westlichen oder burgundischen Schweiz. Ein neues Feld eröffnete sich allmälig dem weiter schauenden Auge: durch ein Reihe vieler Jahrhunderte rollten sich die Schicksale der Könige und Kaiser ab; im Vorgrunde späterer Zeit warfen auch die Geschicke der Herzoge von

[1]) Deutsche Literatur, und in den Literaturblättern mehrfach.

[2]) Geschichte des Hauses Habsburg, I, 530.

[3]) Vrgl. Janssen, Schiller als Historiker. S. 136 f.

[4]) Geschichtsblätter II, 212.

Oesterreich ihren Schatten auf das Land. Neben dem Gewichte solcher Gewalten standen die kleinen Ereignisse des täglichen Lebens; auch diese durften der Aufzeichnung des Forschers nicht entgehen. Dieser Aufgabe unterzog sich, dieser Last unterstellte seine Schultern Lüthy; und er hat sie mannhaft getragen. Und welche Mittel standen ihm zu Gebote?

Da lag vor ihm ein einfaches, löschpapiernes Blättlein, bestimmt, allwöchentlich einem beschränkten Leserkreise zu bieten, was im täglichen Verkehre, was auf dem Markte des Lebens in der kleinen Solothurnerwelt vorfiel und etwa zu wissen nöthig war. Diesem unscheinbaren Blättchen hauchte Lüthy seinen historischen Odem ein und wurde dadurch (so zu sagen) der Schöpfer der neuern Forschung." Dieses und Anderes berichtet Kopp über den Mann, welcher von 1811 bis 1834 in Verbindung mit seinem Freunde Arzt Peter Ignaz Scherer[1]) „vierundzwanzig Jahre lang als Geschichtsforscher an sich fortgebildet und nur an Urkunden über dreitausend uns als Vermächtniß hinterlassen hat." Er starb am 13. Januar 1837.

Und wie urtheilte Lüthy über die bisherigen Leistungen für vaterländische Geschichte? Man höre: „Die Kantonalgeschichten der Schweizerischen Eidgenossenschaft wimmeln von Falschheiten, Irrthümern und Halbheiten, so daß zur Abfassung einer wahren Schweizergeschichte es durchaus einer genauen und gewissenhaften Revision der Urkunden bedarf, aus denen sie hervorgehen soll. Treu und Glauben sind zu arg gemißbraucht worden, als daß man nicht Alles, belegt mit Siegel und Briefen, zu sehen verlangen sollte."[2]) Lüthy sah es ein,[3]) daß in der alten Eidgenossenschaft die Zeitbuchschreiber, wohl meist aus übel verstandenem Ortspatriotismus, die Begebenheiten, wie sie in Wirklichkeit waren entweder nicht einzusehen vermochten oder sie einfach

---

[1]) Urkundio I, 2 f. und 125 ff. über Scherer und Lüthy, die Biographien von F. Fiala.

[2]) Geschichtsblätter II, 214.

[3]) Auch Joh. Müller sah sich schon zu dem Geständniß gedrungen: „Die Wahrheit ist aus den Erzählungen mancher Chronisten schwerer herauszufinden, als die Insecten aus dem Essig." Sämmtliche Werke X. 383.

und treu darzustellen weder den Willen noch den Muth hatten." [1]) Daß bei einem solch' genauen Forscher auch Müller nicht ohne Rügen davonkam, ist leicht begreiflich. [2]) Zu gleicher Ueberzeugung wie Lüthy, gelangten auch andere Urkundenforscher. Zellweger schrieb 1831 in der Vorrede zu seiner „Geschichte des appencellischen Volkes:" „Ich zweifle nicht, auch der gegenwärtige Codex werde den Beweis verstärken, daß eine wahre Geschichte der Schweiz erst dann zu hoffen sei, wenn einmal auch von den übrigen Cantonen ähnliche Sammlungen erschienen sein werden." In solchen Aeußerungen ist die Unzulänglichkeit des Müller'schen Werkes wenigstens indirekt ausgesprochen. Zum Beweis, daß die Gelehrten vom Fache in dieser Frage einig seien, möchte schwerlich eine Stelle besser taugen, als die im Jahre 1843 J. J. Hottinger niederschrieb: [3])

„Ohne Ungerechtigkeit gegen den unsterblichen Geschichtschreiber, auf den mit allem Grunde die Eidgenossenschaft stolz sein darf, wird dennoch gegenwärtig jeder Schweizer, der etwas tiefer in seine Landesgeschichte eindringt, das oft schon ausgesprochene Urtheil ebenfalls unterschreiben müssen, daß der Glanz, mit welchem Müller aus edler Liebe zum Vaterlande und um in ernster Zeit in den Herzen der Söhne desselben Begeisterung für dessen Rettung zu wecken, die Geschichte der Eidgenossen zu umgeben suchte, vor dem Sonnenlichte einer schärfern und unparteischen Prüfung nicht überall Stich hält. Die schweizerische Eigenossenschaft hatte ihre lehrreiche Ursprungs-, sie hatte ihre großartige Jugendzeit, aber schon in beiden neben hellen Lichtpartien auch wieder ihre Schatten."

Je mehr Einsicht Kopp in die Aufgabe eines Geschichtschreibers der Schweiz gewann, desto besser erkannte er die Schwierigkeit derselben und gestand: [4]) Dieses sei „ein Werk,

---

[1]) Kopp a. a. O. II, 214.

[2]) Solothurner Wochenblatt. J. 1825, S. 328. Anm. — Lesenswerthe Bemerkungen über dieses Sammelwerk gibt Sinner, Bibliographie d. Schweizergeschichte, S. 142 f.

[3]) Archiv für Schweizerische Geschichte, II. Bd. S. IV.

[4]) Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde. 1. Bd. S. III.

das vielleicht durch nichts Anderes so sehr erschwert werde, als dadurch, daß die Schicksale unsers Vaterlandes bereits so zahlreiche Darsteller gefunden haben. Diese Schriftsteller — heißt es weiter — von welchen selbst Tschudi und Müller nicht auszunehmen sind, haben vielfältig, wohl meist dessen unbewußt (wie denn auch der offenste Sinn für Wahrheit den Täuschungen nicht unnahbar ist), in ihre Werke über die alten Eidgenossen die Ansichten einer spätern Zeit, die ihrer Vaterstadt und derselben Verwaltungsweise, oft ihr eigenes Denken und Glauben hineingetragen. So haben viele die gewordene Eidgenossenschaft verwechselt mit der werdenden und anstatt zu ergründen, wie etwas entstand, lieber gleich angenommen, es habe stets so bestanden. Andere, für die urkundlichen Schätze ohne Zeit oder Sinn, und was sie Geschichte nennen, einem Parteizwecke bestimmend oder schnödem Gewinne, trugen keine Scheu, das Lobpreisen der eigenen Sache für Vaterlandsliebe und ein Heruntersetzen des Gegners für Gerechtigkeit auszugeben. Die neue Eidgenossenschaft mag den Ruhm, nur die Wahrheit zu wollen. Allein Irrthümer, in langer Zeit überallhin durch Vieler Mund verbreitet, sind nicht leicht aus Kopf und Herz wieder wegzutilgen und eine Arbeit, die auf dem ermüdenden Wege der Quellenforschung sich langsam fortbewegt, kann auf einmal nur eine kurze Strecke beleuchten und findet nicht durchweg offenen Zugang. Gleichwohl bedarf unsere Geschichte einer neuen Forschung."

So klar stand vor ihm die Ueberzeugung von den Blößen Desjenigen, was man bisher für Schweizergeschichte hielt und für die Nothwendigkeit einer frischen, quellentreuen Arbeit. Sie wird gelingen, wenn der Forscher, Befähigung vorausgesetzt, vor Allem nur die Wahrheit will.

Nur Liebe und reine, innige Liebe für Wahrheit und Recht ist die edle Mutter der wahren und gesegneten Forschung und an ihrer Hand ist die Geschichte in den Kreis jener Wissenschaften eingetreten, welche man die exakten nennt. Scharf wird da das Gebiet des Glaubens und des Wissens auseinandergehalten. Was sich nicht selber beweist, ist uns nur eine Möglichkeit, die wir dem weiten Reich des natürlichen Glaubens überlassen. In dieses gehört zunächst die historische Sage:

„Nah am Urborn, wo die Tage
Noch das alte Grau umflicht,
Sitzt im dunkeln Kleid die Sage:
Bunt umhüllt das Angesicht:
Wer entziffert? wer will lüften?
Wer mag schöpfen aus den Klüften?

Ihr entquillen, sie verbreitend,
Hundert Ströme sonder Ruh';
Hundert andre, vorwärts schreitend,
Strömen dieser ab und zu:
Wer beschifft sie, kundig, Alle?
Ist vertraut mit Höh' und Falle?

Wie die Welle fließt das Leben,
Strömt der Völker Zeiten-Lauf;
Ob sie sinken, dann sich heben,
Auch der längste höret auf:
Aus dem Urquell kaum entrungen,
Hat sie schon das Meer verschlungen.

Ihren Namen, ihre Sitten,
Treu der Tugend oder feil;
Was sie thaten, wie sie stritten,
Brachten Fluch sie oder Heil:
Wer vermöchte zu erfahren,
Was sie glaubten, was sie waren?

Sieh der Forscher — hinaezogen —
Schifft und schöpft in Ost und West:
Von des Zeitstroms tausend Wogen
Hält er ein Paar Tropfen fest:
Wohl ihm! wenn im Licht der Sonnen
Nicht die Wahrheit ganz verronnen.

Fahrt ist weit, viel sind der Bahnen,
Kurz das Leben, lang die Kunst;
Und vor Deuten, Rathen, Ahnen
Lös't sich Alles oft in Dunst:
Gott schau'n ist des Meisters Siegel.
Auch der Tropfen ist sein Spiegel."

Kopp ist es, dem diese schönen fließenden Strophen angehören.[1]) Nicht er allein, sondern jeder Andere, welcher der Sache auf den Grund gesehen, hat erkannt, daß aufrichtige

[1]) Spruchverse v. 1835. S. 17.

Liebe zur Wahrheit dem Forscher unzertrennlich zur Seite stehen müssen und sie allein der gute Genius sei, der ihn glücklich durch die Irrgänge des Falschberichteten, wie der vorgefaßten Meinung, hindurch zu leiten vermöge. Schon Johannes Müller [1]) sprach sich dahin aus und schon der alte Lüthy verlangte darum „von dem Forscher als unerläßlich jene stillheitere Unbefangenheit, ohne welche noch kein Mensch in Clio's Mysterien ist eingeweiht worden. Als sichere Kennzeichen eines ächten Forschers sind ihm Ahnen und Zweifeln; wer aus abgerissen Gegebenem nur Oberflächliches zusammenzusetzen weiß, den verläßt jede höhere Ahnung und aus der Tiefe seines Gemüthes vermag kein Zweifel aufzutauchen. Die Geschichte ist ihm ein heiliges Reich, wo nur die Wahrheit thronen darf und unerbittlich streng ist derselben Gericht: wer eine kecklich behauptete Begebenheit nicht hinlänglich erweisen kann, verfällt noch heut zu Tage als Lügner in ihre Reichsacht. Darum räth er zur Besonnenheit und stellt, vor Irrthum warnend, sich selbst als Beispiel hin: O ihr Geschichtsforscher, spiegelt euch an meiner Wenigkeit und lernt nüchtern sein! — Und er thut es getreulich. Er zeigt uns, wie leicht man durch Combiniren von Bekanntem zu irrigen Folgerungen verleitet werde, bis ein unverdächtiges, später entdecktes Zeugniß die gezogenen Schlüsse aufhebt. So nimmt er in gar vielen Stellen, wohlgemuth und in bester Laune, frühere Behauptungen zurück: sei es, daß er über eine lange gesuchte, endlich erhaltene Urkunde, als über einen Fund, unverholen seine Freude äußert; oder daß er die eigene Zurechtweisung seinem Freunde Urkundio in den Mund legt.“ So schildert [2]) ihn der gewiegte Urkundenfreund in Lucern. Alle Männer unseres Zeitalters, welche im Felde der Geschichte Namen und Verdienst mit Recht errungen, haben nur unparteiischer Wahrheitsliebe den guten Erfolg zu verdanken. Durch sie geleitet, gibt der Protestant Päpsten die lange vorenthaltene Achtung wieder zurück; von ihr durchhaucht hat

---

[1]) „Ich für mein Theil würde um alle Schätze der Welt keine Unwahrheit schreiben“ u. s. f. Joh. v. Müller sämmtliche Werke. 4. Theil. Tübingen. 1810. S. 50. Unser Exemplar gehörte einst Joh. Georg Müllern selbst.

[2]) E. Kopp, Geschichtsblätter II, 215 f.

auch Johannes von Müller einige Lichtblicke gethan. „Für den ächten Historiker — schreibt Gfrörer [1]) — ist es ein unerträgliches Gefühl, die Wahrheit verbergen zu müssen; denn seine ganze Wirksamkeit gleicht einem steten Ringen gegen Lüge und Betrug.“ In seiner Brust kennt auch Kopp, der Historiker, kein anderes Gesetz. „Die Zeiten — spricht er [2]) — sind vorüber, wo die Geschichte unseres Vaterlandes in lobrednerischem Tone oder wider Oesterreich mit glühendem Hasse, oder auch engherziger Scheelsucht des einen Ortes auf das andere zu schreiben, Klugheit für nothwendig, Vorurtheil für edel, Wohlmeinung für rühmlich hielt. Die alte Eidgenossenschaft steht nicht mehr; auch das heilige Römische Reich brach zusammen. Reich und Bünde sind dem Geschichtsforscher nur noch eine Thatsache, die längst hinter ihm liegt; und nicht für etwas Anderes mag der Geschichtschreiber Begeisterung fühlen, als für Wahrheit und Recht. Nach diesen ringen ist die Aufgabe, die ich mir gesetzt habe.“ Daß er dafür am 25. April 1835 öffentlich sein Wort verpfändet, hat Kopp nicht vergessen und erinnert nach 19 Jahren selber daran: „Sogleich bei seinem ersten Auftreten hat er — der Urkundenmann, wie er sich nennt [3]) — unter die Fahne von Wahrheit und Recht geschworen und fortwährend steht er im Solde derselben; er ringt nach einem Zweiglein aus ihrem Lorbeer, sollte auch das Immergrün des Sinnspruches Veritas odium parit darein verflochten sein.“ Zu vergessen ist dabei nicht, daß die Geschichte von jeher für ihn besondern Reiz darbot. Er selber auch kann als der Hausherr bezeichnet werden, als dessen liebstes Kind (sie die Schweizergeschichte) in den Spruchversen vom Jahre 1836 gar sinnig dargestellt wird:

In so vornehmer, hoher Gäste Kreis
Tritt nunmehr eine ganz bescheid'ne Schöne.
Sie kennt nicht Weltton, kennt nicht Hofes-Ton:
Kaum hat sie aus der Heimath einen Schritt
Gewagt, und Sehnsucht zog sie wieder heim.
Sie liebet nicht ausländische Manieren,

---

[1]) Dessen Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger I, 218.
[2]) Urkunden. 1. Bdch. S. XIX.
[3]) Geschichtsblätter I, 237.

Ist einfach wie Natur in Thun und Kleidung;
Nur eine Alpenrose schmückt die Haare.
Sie gleicht, fast möcht ich sagen, noch dem Kinde;
So frisch, so jugendlich sind ihre Züge;
Und wiederum, so wunderbar kommt's vor,
Sie gleicht dem Hausherrn[1]) auf ein Haar; und scheint
Kaum jünger, als er selbst, zu sein an Jahren.
Sie ist, um länger nicht geheimnißvoll
Zu thun, des Hausherrn ält'stes, liebstes Kind;
Die, seit er seine Jahre zählen kann,
Mit ihm erwachsen, sein Gedenkbuch führt,
Und drein die Tage zeichnet, gut und böse.
Verzeiht, begann sie jüngferlich die Rede,
Wenn ich so kühn bin, euch mich anzureihen.
Nicht großen Ruhms in Wissenschaft und Kunst,
Nicht unbestritten eines alten Stamms,
Nicht hoher, edler Abkunft preis' ich mich:
Hier in den Bergen hat ein Alpenmädchen
Dem jugendlichen Bürger mich geboren;
Am frischen Sturzbach trank ich meine Kraft,
Und Gottes freie Luft hat mich erzogen.
Noch ruh' ich in der Wiege meiner Kindheit,
Und nirgends fühl' ich mich gesund und munter,
Als auf besonnten, hell durchjauchzten Auen. —
Schon viele Nachbarn, fährt sie stockend fort,
Indeß der Wangen Roth noch röther glüht —
Schon Viele haben meine Hand begehrt,
Und mich zu fremdem Volk gesucht zu locken.
Allein, hätt' ich auch einst gewanket, jetzt
Bin ich entschlossen, die Jungfräulichkeit
Auf ewige Zeiten unversehrt zu wahren:
Denn führ' ich meines Vaters Buch nicht selbst,
Gleich schlägt's der Fremde zu, und 's bleibt geschlossen."

[1]) Der Dichter meint den vaterländischen Staat.

II.

Kopp war mit seinem letzten historischen Versuche im Jahre 1404 stehen geblieben. Soll er von da aus vorwärts oder rückwärts greifen, das war nun die Frage. Der zweite Band der Helvetia (1826) hatte Gilg Tschudi's Capeller-Krieg von 1531, gebracht. Bock, der damals an der Helvetia lebhaften Antheil nahm, ließ durch Kopp über einen und andern Punkt aus der Reformationsgeschichte in Lucern die Quellen berathen, besonders als er für den 6. Band der genannten Zeitschrift seine „Notizen zur Geschichte der schweizerischen Geschichtschreibung" und darin den Artikel „Drei von vielen Fragen bei Lesung von J. J. Hottingers Schweizergeschichte" verfaßte, von der er am 1. November 1829 schrieb: „sie wimmelt von historischen Irrthümern und ist eine Diatribe gegen die katholische Kirche. So sollte man doch wahrhaftig die Geschichte nicht schreiben." Bock nahm in jenem Aufsatz namentlich den viel verhöhnten Thomas Murner in Schutz und fragte den Entstellungen gegenüber: „Hat denn Homer, um seinen Achilles zu verherrlichen, den Hektor und Agamemnon in Spießbürger und Pinsel umgeschaffen?" Die Notaminen über Murner hatte Bock von Kopp erhalten. Sei es dieser Umstand, sei es die Nähe des Jahres 1531 oder gar der Gedanke den Johannes Müller fortzusetzen, Kopp ging eine Zeit lang mit dem Plane um, sein Specialstudium diesem Kriege zu widmen. Caplan J. B. Blum in Hochdorf, der sehr dazu ermunterte, versah ihn mit einer guten Handschrift von Salats Reformationsgeschichte aus dem 16. Jahrhundert und einer jüngern von Tschudis Capellerkrieg.

Aus diesen und andern Werken, z. B. Hans Golders Beschreibung des Feldzuges und aus den letzten Partieen der hand-

schriftlichen Chronik Tschudis machte sich Kopp Auszüge und forschte in Archiven nach. Für diese Studien über Reformationsgeschichte befaßte er sich eben auch mit Thomas Murner und las Waldau's bezügliche Schrift. Nach Jahren that es ihm noch weh, wenn dieser merkwürdige Mann durch jüngere Historiker unbillige Behandlung erlitt und war erfreut, daß Gödeke endlich einmal einen andern Ton anschlug. Einer einst erschienenen Schweizergeschichte machte er's zum Vorwurfe, daß sie „die Sache der Kirchentrennung ohne den Anstand des gebildeten Mannes, ohne die Rücksicht des guten Nachbars, ohne die Würde des Geschichtschreibers, ohne den Sinn des Eidgenossen dargestellt." Doch zur Ausarbeitung kamen diese Sammlungen nicht, denn ein anderes Thema fesselte ihn mehr und mehr, die Geschichte, wie Lucern ein Glied der Eidgenossenschaft geworden ist. Davon erzähle er selber.

„Zuerst angezogen von Tschudi und Müller kam ich nach einiger Zeit, weil beide zur Lösung vieler Bedenken und Zweifel nicht genügten, an die Quellen selbst. Ich wollte damals, da die fünfhundertjährige Feier der Verbindung der Stadt Lucern mit den drei ersten eidgenössischen Orten heranrückte (1832), nur die Zustände und Ereignisse seit Lucern's Uebergang von Murbach an Oestreich bis zum Eintritte in den Bund schildern (1291—1332) und durchforschte zu dem Zwecke alle mir erreichbaren Archive." [1]) Bock prophezeihte: „Es freut mich gar sehr, daß Sie sich eine größere historische Arbeit zur Aufgabe stellten. Macte virtute! sie wird Ihrem Eifer und Talente gelingen." Zu diesem Zwecke erbat sich Kopp schriftlich oder durch einen Archivaren die ausdrückliche Erlaubniß von den Behörden zur Benutzung der Archive.

So ersuchte er am 9. September 1830 den Landschreiber Alois Reding in Schwiz, daß er ihm diese Gunst bei der Regierung erwirke. Reding war darüber sehr erfreut. „Ein Mann Ihres Geistes verdient allen Vorschub bei seinen Arbeiten," antwortete der Brave, der den Geschichtschreiber der Schweizerbünde immer mit Zuvorkommenheit behandelte. In Sarnen erschloß Altlandammann Stockmann, in Zug Altrath P. A. Wickart, in Altorf

---

[1]) Archiv für österreichische Geschichts-Quellen. l. c. pag. VII.

Dr. Lusser das Archiv. Ueberall fanden sich einsichtsvolle Männer, die neidlos und gern das edle Streben unterstützten.

Weil früher in den Bibliotheken Lucern's die historischen Hülfswissenschaften noch ärmlich bedacht waren, mußte Kopp vielmals die nöthigen Bücher aus Bern oder Zürich verschreiben. Professor J. C. v. Orelli war sehr gefällig: „Es versteht sich von selbst, daß einem Geschichtsforscher wie Ihnen unsere Bibliothek zu freier Benutzung offen steht. Es ist dieß das Interesse der Wissenschaft, welches wir auf jede Weise fördern müssen.“ Wie Kopp selber jenen Männern, die ihn irgendwie bei seinen geschichtlichen Arbeiten unterstützten, zeitlebens dankbar blieb, und oft ihre Dienste mit seinem Buche vergalt, so handeln wir nur in seinem Geiste, wenn wir sie hier nicht vergessen haben.

Freilich fiel, in wenigen Fällen jedoch, die Antwort leider auch verneinend oder ausweichend aus. So erklärte „in Gemäßheit eines allerhöchsten Auftrages“ das „königlich bayersche geheime Staatsarchiv“ am 3. October 1835: „daß das k. Staatsarchiv keine die Eidgenossenschaft betreffenden Urkunden aus dem Zeitraume von 1314—1347 enthalte.“

Großmüthig kamen die schweizerischen Gotteshäuser entgegen, wo es immer einzelne Religiosen gab, die für historische Forschung Sinn und von der Bedeutsamkeit des Unternehmens Ueberzeugung hatten. Wer sollte hier nicht erwarten vor Allen einen Pater Gall nennen zu hören, einen Pater Urban Winistörfer [1]) in St. Urban, P. Anselm Dietler in Mariastein, dann den verstorbenen Prälaten Placidus Tanner in Engelberg und den Gnädigen Herrn Abt Heinrich Schmid in Einsiedeln, der um 1838 das dortige Archiv besorgte.

Eine der frühesten Stützen war Oberst Ludwig Wurstemberger, [2]) in der Schoßhalden, später in Wittigkofen bei Bern, dieser Mann, würdig der schönsten Zeiten des alten Berns. So groß war sein Gerechtigkeitssinn, daß er bei einer vom Gesetze verlangten Zehntablösung freiwillig dem Fiscus mehr bezahlte, als

[1]) Fiala hat ihm nach Verdienen eine Biographie geweiht.

[2]) Ed. v. Wattenwyl von Diesbach zeichnete das Lebensbild des Edlen im Berner Taschenbuch von 1864.

der Staat gefordert hatte. Nicht Forscherinteressen bloß, sondern wahre Harmonie des Geistes schloß zwischen beiden den innigsten Männerbund. Gönnen wir diesem biedern Duumvirate eine Episode.

Mit seinem um 10 Jahre ältern Freunde unterhielt Kopp mehr als drei Decennien hindurch lebhaften brieflichen Verkehr, den jener häufig mit seinem Mutterwitze gewürzt hat. So hieß er am 13. December 1831 seinen „lieben Professor herzlich willkommen in der Vorwelt," wohin er sich vor der „jurispudenden Mitwelt" geflüchtet. Er hat jetzt „nach einem Kehr durch den aventicensischen Gau, nach einer Wegmanövrirung von Cäcinas thrazischer Cohorte ab dem lange usurpirten Bözberg endlich im transjuranischen Burgund Winterquartier bezogen." Wöchentlich ein bis zweimal bespricht er sich über die Quellen zu seiner Arbeit (Geschichte der alten Landschaft Bern [1]) mit Schultheiß von Mülinen „der ungeachtet seines geschwächten Körpers noch seinen ganzen hellen Kopf beisammen hat und alle Gegenwart und Zukunft zu vergessen weiß, sobald man mit ihm in die Vorzeit wandert." Dem „lieben Professor" legt er es dringend an's Herz, doch bald mit seiner pragmatischen Geschichte aufzutreten. Denn wenn er „sein ganzes zeitliches Leben lang nur sammle und erst im ewigen redigire," so würden „die Erdensöhne, die darauf warten, noch recht lange Weile" bekommen. „Auch werden Sie sehen, wie erst die Aufführung Ihres Gebäudes dem trocknen Geschäfte des Materialien-Sammelns Salz und Genuß beibringen wird. Lassen Sie ja das Jahr 1833 nicht verstreichen ohne wenigstens Ihr erstes Stockwerk aufzumauern."

Wurstemberger war auch ein Verehrer Füglistallers. Kein Brief, in dem er ihn nicht grüßen läßt; oft citirt er in heiterer Weise einen Spruch aus dessen Lied von der Glocke. In seinen Forschungen über burgundische Dynastien begegnete ihm Frau Geppa, Schwester Marquards von Rothenburg, 1239 Wittwe Herrn Heimo's I. von Montenach. Da machte er sich 1837 selbst

[1]) Aus dem Nachlaß 1862 in 2 Bänden zu Bern bei Dalp herausgegeben von Blösch, König, F. v. Mülinen, v. Stürler, v. Wattenwyl, Georg v. Wyß.

darüber lustig: wie er ihr einige Tage „nachgestrichen; adamatæ cum pudore sequitur vestigia, wie Herr Propst im Hof übersetzt.“

Aufrecht und offen, liebte Wurstemberger seine Gedanken unverblümt vorzubringen, wie er sie dachte und er dachte wie gewöhnlich die Männer seiner Art, bestimmt und originell, ganz aus seiner Sphäre heraus, oft nur für Geistesverwandte berechnend. Daher wurde ihm in der Biographie von Mülinens Einiges von Freunden gestrichen, worauf er lachend bemerkte, es seien „bei der Musterung sehr viele durchgehende Hufnägel wieder ausgezogen worden.“ Kopp aber war mit dieser Lebensgeschichte sehr wohl zufrieden und urtheilte darüber: „Meines Erachtens hat es der Verfasser sehr wohl verstanden den historischen, den politischen und den häuslichen Mülinen so in einander verflochten darzustellen, daß man keinen Bestandtheil von ihm herausheben und wegnehmen kann ohne den ganzen Mann zu zerstören. Was ich von Seite des Verfassers am meisten bewunderte — und um so mehr, wenn man aus persönlichen Umgange seine Kernsprache liebgewonnen hat — ist die große Mäßigung, mit welcher die Umwälzung 1830 geschildert ist.“

In Mittheilung von urkundlichen Belegen, Handschriften und Büchern warteten die Freunde gar oft nicht erst die ausdrückliche Bitte ab, sondern kamen sich gegenseitig zuvor, da jeder wußte womit sich der andere gerade beschäftigte. Bei Uebersendung einer Urkunde, die er selbst erst nach Jahren verwerthen konnte, schrieb Kopp, daß er es für Verrath an der Freundschaft hielte, dem Freunde nicht jetzt schon damit aufzuwarten. Kopp durfte in Bern nur bei Wurstemberger Quartier nehmen. Gegenseitig machten sie einander mit soliden Geschichtforschern bekannt und wußten solche Vermittlungen zu schätzen, besonders wenn es eine Celebrität wie Uhland betraf.

„Diese Bekanntschaft hat sowohl mich als mein ganzes Haus sehr gefreut, auch Herrn v. Mülinen war er äußerst willkommen; dieser stellte ihm zu Gebote, was er aus seiner Bibliothek nur zu benützen wünschen konnte. Uhland hat mir in jeder Beziehung

gefallen und ich bedauerte nur, ihm nicht noch behülflicher sein zu können."[1])

Weder in dieser noch andern Correspondenzen findet sich nur eine leiseste Spur von jener weichlichen Sentimentalität, die Männern nicht geziemt und weßwegen auch Müller Tadel erfahren hat. Es waren meistens nur freundschaftliche Geschäftsbriefe, ein Austausch des Erforschten. Manche Mittheilung begleitete der Vorbehalt, daß der Name des Gebers verschwiegen bleibe, so bei der Darstellung der Schlacht von Morgarten. Für die Noten bei Ruß gestattete Kopp nur auf ernstes Andringen die Andeutung ihrer Herkunft. „Um jene Noten und Urkunden," entgegnete Wurstemberger, „habe ich selbst glatt kein Verdienst und konnte es demnach nicht darauf ankommen lassen, daß sie für meine Leistung in der Welt passiren könnten. Hätten Sie mir nun Ihre Nennung verboten, so hätte ich eher gesagt, Dionys habe dieselben von Halikarnassus her zur Einrückung in den Geschichtforscher geschickt."

Unter den vielen Liebesdiensten nicht die geringsten waren die Warnungen vor unsichern Quellwerken. „Bei Benutzung der Champollion'schen und Brecquigny'schen Briefsammlung verlassen Sie sich nicht zu sehr auf die Zeitbestimmungen und auf die Noten: von sechs Urkunden, die ich mir heute auszog, fand ich drei unrichtig datirt und zwei mit irrigen Noten versehen. Es ist halt Franzosenwerk und die sind in sæcula sæculorum nie tiefe Kritiker. Auch fand ich mehrere schon bei Rymer abgedruckte und vollständiger und richtiger abgedruckte Monumente unter diesen **Documens inédits** wieder. Was sie hier sollen, begreife ich nicht."[2])

Ueberhaupt war der meist in mittelalterlicher Weise datirende Briefwechsel zwischen beiden Forschern gehaltvoll und belehrend,[3]) wohlthätig den Ernst der trockenen Wissenschaft durch wizige Einfälle mildernd oder einleitend, wie wenn Wurstemberger einmal sein Gesuch mit Bürger beginnt:

---

[1]) Brief, d. d. Schoßhalde, Dienstags vor Margaritæ Virginis 1839.

[2]) Wurstemberger, Schoßhalden am Tage Simonis und Judä der heiligen Zwölfbotten 1844.

[3]) Beilage 15.

Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen,
So laß ich Euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

Sein Streben, den „Peter von Savoien" in aller Objectivität zu behandlen, bezeichnet dessen Geschichtschreiber mit den Worten: „er würde mir gewiß keinen Orden anhängen, wenn er sein Bild in meinem Spiegel sähe."

Ihre abweichenden Ansichten oder Widerlegungen trugen sie sich gewöhnlich in unumwundener körniger Sprache vor, denn Wurstemberger meinte: „Wer Geschichte erforschen oder schreiben will, muß Widersprüche und Berichtigungen weder activ noch passiv scheuen, sondern per varios casus per tot discrimina rerum auf dem geradesten Wege der Wahrheit zusteuern," was Kopp in die Form umgoß: „Ich freue mich stets, wenn ich von einem höre, er schreibe Geschichte, der wahr zu sein den Muth hat." Rodt's Zwingherrnstreit hat diese Aeußerung entlockt.

Mit zunehmenden Jahren wurde dieser Briefwechsel seltener, der Ton ernsthafter. So endete der 68jährige Greis sein Schreiben vom Silvesterabend 1851 frommgestimmt: „Gott sei uns Allen gnädig und lasse eine Sonne des geistigen und leiblichen Heiles aufgehn über seine gesammte Christenheit und dieselbe scheinen, wenn nicht mehr über uns Alten und Marschfertigen, doch über das jüngere Geschlecht, dem noch eine längere Erdenbahn bevorsteht."

Wurstemberger führte zu E. v. Rodt, Altschultheiß v. Mülinen († 1833), Moriz v. Stürler, Oberst Zerleder v. Steinegg, Professor Hiseli und zu Matile in Neuenberg. In Zürich fand unser Forscher zuerst Aushülfe bei Staatsrath Meyer v. Knonau und dessen Sohn Gerold, bei Felix Ulrich Lindinner, dem „Decan der zürcherischen Geschichtsforscher," der 1831 in seinem als Manuscript gedruckten „Brevier eines siebenzigjährigen Greisen" wehmüthig an seine Freunde — auch an Kopp — die Worte richtete:

„Wann hört die Forschung auf erfinden und entdecken,
Was zu benutzen man bisher noch nicht verstand?
Was Physik und Chemie, Mechanik mag erwecken?
Nur Tod zum Leben nicht, — dieß liegt in höh'rer Hand."

Ihr Mögliches thaten der „alte, ehrliche J. R. Rordorf," wie Kopp ihn gerne nannte, Archivar Kilchsperger, [1]) der berühmte Philologe Dr. Johann Kaspar von Orelli, welchen, da sie von diesem Schauplatze traten, mit gleicher Zuvorkommenheit andere, besonders Georg v. Wyß, Professor Hottinger, Bibliothekar Horner und Dr. Ferdinand Keller sich anschlossen.

Immer unverdrossen erschloß in St. Gallen Archivar Wegelin[2]) (auch Weidmann) seine Schätze und Geheimnisse. Von Füglistaller wurde sein Freund und College bei Schmeller [3]) in München eingeführt. Um aus Wien und Insbruck das Nöthige zu bekommen und hier einen Fachmann an der Hand zu haben, schrieb Kopp am 1. März 1834 an den Chorherrn Josef Chmel aus St. Florian bei Linz. Nachdem [4]) er sich schüchtern entschuldigt hat, daß ein Unbekannter und Entfernter schreibe, meldet er sein Vorhaben, eine Geschichte der eidgenössischen Bünde von 29. Herbstmonat 1273 bis 18. Brachmonat 1336 zu schreiben, wozu das meiste Material gesammelt sei. Um Gründliches zu leisten sei Revision der Urkunden [5]) nöthig gewesen, weßhalb er ganz geräuschlos die drei Archive in Lucern, in Uri, Schwiz, Unterwalden, Zürich, Bern, Aarau und mehrerer Klöster durchforscht habe. Das Einheimische werde klarer, auf das Aeußere ein neues Licht geworfen und aus den zusammengestellten Urkunden ein, in der Hauptansicht von Tschudi und Müller abweichendes Resultat gewonnen werden, welches für Habsburg, verstehe sich einzig auf dem Wege der Wahrheit, nichts weniger als ungünstig sei. „Es fallen — heißt es — zum Beispiel weg die

---

[1]) Kopp, Eidgen. Urkunden I, 113.

[2]) Sein überlebender Bruder, Alt-Cantonsrichter August Wegelin, konnte aus dem Nachlasse des sel. Archivars keine Briefe von Kopp mehr darreichen. Jetzt ist auch August hinübergeschieden. Das biedere Brüderpaar würde eine Biographie verdienen.

[3]) Beilage 16.

[4]) Nach dem Concepte.

[5]) Johannes Müller verkannte die Bedeutung der Urkunden nicht, aber führte den Grundsatz weniger consequent durch als Kopp und hatte ein zu weites Feld. Er schrieb seinem Bruder: er werde in ein Geschichtsbuch Anderes nichts aufnehmen, als was auf Urkunden beruhe S. W. V. 16.

Bedrückungen König Albrechts gegen die 3 Länder, weg die saubern Geschichten der Landvögte, [1]) weg das Scheußliche der sogenannten Blutrache und Königin Agnes wird von dem Besudeln ihres Charakters gerettet; weg fallen die gegen Oesterreich sprechenden Züge unmittelbar vor dem Bunde Lucerns mit den drei Ländern 1332 und die sogenannte Mordnacht." Soviel Anderes werde, auf ganz natürlicher Weise, aus einem neuern Gesichtspunkte betrachtet erscheinen, daß der Verfasser alle Mühe anzuwenden haben werde, um nicht parteiisch für Oesterreich und gegen die Eidgenossen zu scheinen, ein Umstand, der ihn behutsam zu Werke gehen heiße. Was er an Chmel jetzt schon offen und ohne Rückhalt mittheile, wage er Daheim noch nicht zu veröffentlichen, bis beim Erscheinen des ersten Bandes mit der Darstellung zugleich die Beweise geführt werden können. „Ich will aber die Wahrheit und weiter nichts." Aber um diese Wahrheit ganz sagen zu können, fehlt ihm noch Manches, was er aus den einheimischen Archiven nicht haben kann, da es nicht darin ist. Da Chmel Zutritt zu allen Archiven Oesterreichs habe, wendet sich Kopp an ihn mit der Bitte, um Mittheilung der betreffenden Quellen. Ihm sind erwünscht: a) alle Briefe der Könige Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich, die nicht schon im Böhmers Regesten verzeichnet sind, wie noch besonders die der Gegenkönige Friedrich und Ludwig. b) Briefe Albrechts als Herzog und seiner vielen Söhne bis 1336 in Bezug auf Reich, Oesterreich, die vordern Lande, oder wie immer, wenn sie in bisherigen gedruckten Sammlungen noch nicht stehen.

Im besondern wünschte er zu haben:

α) „Den Belehnungsbrief König Adolfs auf Herzog Albrecht — wann und wo; vielleicht auch ist der Inhalt noch besonders bezeichnend und für die obern Lande wichtig. *β*) Den Belehnungsbrief der Herzoge Luitbold u. s. w. durch König Friedrich, wann, wo, wie; Kurz sagt von diesen beiden Briefen nichts. *γ*) Den Brief, welcher den Herzog Johannes betrifft, und andere mehr, die darauf Bezug haben können. *δ*) Der Bund Heinrichs von Kärnthen

[1]) Diese hatte Kopp 1827 selbst noch so treugläubig in der Zugerzeitung nacherzählt.

mit Wirtemberg in Senckenberg. ε) Die Briefe von den Grafen in den obern Landen, bei Kurz und andern, die vielleicht großen Aufschluß gewähren würden. ζ) Sollten nicht in den Archiven zu Wien noch viele Briefe vorhanden sein, die für uns wichtig sind; oder zu Insbruck; z. B. wie die Herrschaften Rothenburg, Willisau, Eschenbach, gekauft worden sind, (wie sie nach dem Oesterreichischen Urbar wirklich gekauft worden sind), aus welchem letzten eine der Ursachen zu entnehmen wäre zu König Albrechts Ermordung; überhaupt wie ich glaube, noch sehr Vieles, was ich nicht einmal zu sagen weiß. η) Sind nicht die Urkunden, welche auf der Veste Baden lagen, nach deren Eroberung 1415 oder schon früher nach Wien oder Insbruck geführt worden? wie z. B. die Urkunden 1334 und 1336, auf welche bei Tschudi nur gedeutet wird; — Urkunden, die auf den rechtlichen und Besitz-Zustand der 3 Länder gegen Oesterreich ein sonst nirgends zu erhaltendes Licht werfen müßten, und welche in den hiesigen Archiven nicht mehr sind; vergl. den Lucerns 1332. ϑ) Könnte nicht, durch Ihre Verwendung, der Zutritt für Insbruck persönlich erhalten werden? Sie können versichert sein, und die im gegenwärtigen Briefe mitgetheilten Sachen sollten Ihnen Bürgschaft leisten, daß nichts als die reine Wahrheit gesagt werden soll und daß ich die reine Ueberzeugung habe, daß Oesterreich die Wahrheit gar nicht zu scheuen hat. — Wenn Sie sich meiner Angelegenheit annehmen wollten, so werden Sie der Geschichte und zwar dem Hause Habsburg-Oesterreich einen wesentlichen Dienst leisten; überhaupt wunder't mich sehr, warum das Kaiserhaus noch nie darauf Bedacht genommen hat, einen Historiographen der obern Lande zu bezeichnen; hoffentlich würde es doch möglich sein einen zu finden, der die Pflicht des Geschichtschreibers über Alles stellt, wahr zu sein; und wenn nur dieses geschieht, so fährt Oesterreich nicht übel. Haben Sie wenigstens die Güte, mich mit Ihrer Antwort zu beehren.

Diese ließ etwas lange auf sich warten und Kopp brachte am 1. Brachmonat 1834 die Worte zu Papier: „Als noch keine Antwort eingelaufen war, wurde nochmals geschrieben und zwar dringend, sehr dringend. Von dem Allgemeinen des ersten Schreibens wurde nur in kurzen Zügen eine Meldung gegeben, dagegen

die mir wünschenswerthen einzelnen Urkunden wieder namentlich aufgeführt. Dazu wurde ein eigentlicher Nothschrei gefügt und schließlich nur vorerst um Anzeige des Empfangs gebeten. Das Ganze, nahe, dringend, fast bettelnd, stets herzlich."

Hier sind wir schon mitten in die Freuden und Leiden, in die geheime Werkstätte eines vereinsamten aber bahnbrechenden Forschers eingeführt. Solche tausend Nöthen und Fragen hatte Kopp in seinen zahllosen Briefen immer zu nennen. Und nur, um so präcis gediegen und originell fragen zu können wie er, mußten ernste Studien vorausgegangen sein; jede Frage fast war die Frucht langer Mühen und reifer Ueberlegung. Es ist wahr, wirft man einen Blick auf jene Auszüge und Copieen, die er sich von 1829 bis 1834 angelegt hat, sie allein schon sind mehr, als was mancher Nichtunstudirte sein ganzes Leben zu Stande bringt. Deßungeachtet war erst Weniges von dem gethan, was noch bevorstand. „Die Weltgeschichte — meinte Niklaus Vogt [1]) — muß dreimal studirt werden; einmal nämlich, um das Materiale dazu aufzufinden, dann um selbes in ein gehöriges System zu bringen und dann endlich um sie zu seinem und anderer Nutzen anzuwenden." Aber Kopp hat noch mehr gethan, er hat vier und fünfmal seine Zeit studirt. [2])

Das erste Geschäft, das Sammeln, dauerte zwar ununterbrochen, bis zur Todesschwäche, fort, war aber in der großen Masse um 1834 abgeschlossen. Die zweite Arbeit, das Ordnen ist im August 1833 auch schon bedeutend vorgeschritten, indem er an Oberst L. Wurstemberger mittheilen kann: „Ich hoffte, eine **Regesta** aller meiner urkundlichen Notizen für einen ersten Band mitbringen zu können; bereits ist auch Alles chronologisch gestellt und gereiht, aber es fehlen mir noch etwa 14 Tage, um sie gehörig in ein Buch eintragen zu können: und so wird auch diese Arbeit hinter die Ferien fallen. Ich hätte das Zeug um so lieber mit mir genommen, weil es mir bei unsern Unterredungen um so reichlichern Stoff dargeboten hätte; aus dem Gedächtnisse citiren und dadurch Behauptungen stützen, ist eine mißliche Sache und

[1]) N. Vogt, Histor. Testament. Mainz. Kupferberg 1814, I. 1,

[2]) So versicherte auch Johannes Müller von sich. IV, 259.

thue ich ungern.“ Dieses Ordnen und Sichten dauerte noch bis Ende Januar 1834. „Vorgestern (29. Januar) wurde ich mit der äußerst mühsamen Chronologisirung von etwa 6500 Urkunden und urkundlichen Notizen endlich fertig.“ Man zählte schon den 10. September 1834, als Wurstemberger darüber den zweiten Bericht erhielt: „Nebst dem chronologischen Verzeichnisse mehrerer 1000 Acten und Notizen, welche aufgenommen zu haben ich Ihnen schon früher meldete, um daraus oder darnach einen ersten Band abzufassen; habe ich seitdem eine andere Arbeit unternommen und soweit es mir möglich war, beendet. Nämlich: ich habe den Zeitraum der **allgemeinen** Reichs- und unserer **besondern** Geschichte unter den Königen Rudolf, Adolf und Albrecht, oder von 1273—1308 wiederum durchgemacht, das Zusammengehörende zusammengestellt und so 32 Bogen mit erschöpfenden Auszügen aller Urkunden, und mit Berücksichtigung der **Vorgeschichte**, angefüllt. Darin ist denn auch enthalten — aber es ist leider nicht viel, — was ich von beiden Kiburg, von Rudolfs Gemahlin Gertrud-Anna,[1]) und über Werdenberg weiß. Diese mühevolle und zeitraubende Arbeit habe ich übernommen, damit ich im Stande sei, mit dem Beginn des Winters ungestört alle meine Muße einer (so Gott will!) gründlichen und tüchtigen Ausarbeitung zu weihen: einer Ausarbeitung, die, wenn ich auch so glücklich wäre bis 1308 vorzurücken, gleichwohl nicht viel mehr als die eine Hälfte des ersten Bandes, der bis zum Frieden mit Oesterreich 1336 reichen muß, ausmachen würde; so daß ich wenigstens für einen zweiten Winter noch Arbeit vollauf habe, wofern es auch glücken sollte, im nächsten Sommer die nöthigen Vorarbeiten vorzunehmen.“ — „Für einen zweiten Winter“ — und es war „Arbeit vollauf“ bis über das Grab hinaus! Denn unter den Händen wuchs, wie vom Segen Gottes gemehrt, das Material von Jahr zu Jahr.

Vielleicht möchte Jemand auch vom Gerüst etwas sehen, das

---

[1]) „(Vrgl. über Rudolf's Gemahlin: Schott, jurist. Wochenblatt I, 118 bis 136. — Dieses Citat enthält eine gekrönte Abhandlung 1832, betitelt „die Grafen von Habsburg.“ Diesen Schott kenne ich nicht, vielleicht sind Sie glücklicher als ich.)“

sich Kopp so mühvoll zugezimmert hat, um damit seinen Quaderbau emporzubringen. Hier das erste beste Fragment:

„1295, 30. Augustmonat. — Die Herrn v. Sax leihen den Hof und den Kirchensatz zu Arta, welch beides sie vom Römischen Reiche zu Mannlehen haben, ebenfalls zu Mannlehen den Brüdern Heinrich und Albrecht von Grünenfels (Hünenberg!?!). Wichtig. — (Wie kann diese Urkunde, mit Münster, mit dem Urbar, mit der Markgräfin, und denen von Hünenberg, erklärt werden? Gab es wirklich Grünenfels? und hat König Albrecht das Reichslehen wieder gelöset. — Gab es wirklich zwei Höfe Art? oder nur einen? Wie, wäre er vom R. Reiche an Sax und von diesen an Grünenfels? dann wieder an König Albrecht, von ihm an Oesterreich, von diesen an Baden und neben und unter diesem an Hünenberg? Was sagen die Urkunden dazu? und besaß wirklich schon 1315 ein Hünenberg etwas zu Art? was haben sie überhaupt da besessen) (Art 1 a. Zay 2—23) (2654).

1295, 2. Herbstmonat. — Bischof Heinrich v. Constanz, zu . . .; für Seedorf. (Seedorf 3 a.)

1295, 16. Herbstmonat. — Papst Bonifacius errichtet eine Abtei in Frankreich zum Bisthum, ohne den König sich ermächtigen zu lassen. (Fleury XVIII. 594.)

1295, 6. Weinmonat. — Ritter Johannes v. Isenthal und Heinrich, der Custos v. Zofingen, (Münster — 15, b.)

1295, 10. Weinmonat. — König Adolf — ante Cruceberg. Rechtsspruch, daß kein Graf ohne die Erlaubniß seines Bischofs Befestigungen anlegen dürfe. — (Kindlinger, Sammlung 90. Würdtwein. Nova Subsidia. XIII. 41.)

1295, 10. Weinmonat. — König Adolf, im Lager bei Kreuzberg: wenn ein Fürst oder Herr einen **Subditum** zu Hülfe ruft, gegen seine Feinde aus einer Veste, die jener von diesem seinem Herrn zu Pfande hat; so muß der **Subditus** den allfälligen Schaden persönlich tragen und

der Herr hat ihm nichts zu ersetzen, wofern nicht der Hülfsvertrag anders verfügt. (St. Urban 12, b.)

1295, 10. Weinmonat. — König Adolf, im Lager bei Kreuzberg: kein Graf darf in seiner Grafschaft auf dem Boden, der einem Andern gehört, eigenmächtig eine Veste bauen; allfällige Streitigkeiten hierüber zwischen **dem Grafen** und **dem Grundherrn** müssen vor den König, als obern Richter gebracht werden. (St. Urban 12, b.)

— (Denke an Uri! Es wird zwischen dem Landherrn und dem Landgrafen deutlich unterschieden. Es konnte also von einem Landvogte nicht anders eine Twing-Uri erbaut werden, als **auf unmittelbarem Reichsboden**; daher wohl, wenn irgendwo, am Stäg.) — (Denke auch an Rothenburg!) —"

So waren diese Auszüge abgefaßt, an denen es hernach Vieles zu ergänzen gab, besonders aus Böhmer. In dieser Weise bearbeitete Kopp in seinen „Urkunden-Auszügen zur Geschichte der eidgenössischen Bünde" die Zeit vom 29. Herbstmonat 1273 bis zum 11. Brachmonat 1336 in Anhängen vor und rückwärts greifend.

So viel Arbeit forderte wohl manches Opfer [1]) am Lebensgenuß und Kopp wurde mehr und mehr der stille, zurückgezogene Mann, ein „**homo singularis**" wie er sich einmal nannte und gleich hinzufügte: „Ich lehne diese Bemerkung keineswegs ab, vielmehr hat mich diese Eigenschaft zu dem gemacht, was ich bin. Konnte und kann ich auch nichts Großes leisten, was ich immer leiste, muß ich allein thun." [2]) Dazu machte er es sich beinahe zum Gesetze, das was nicht gerade in seine Zeit einschlug, „nicht zu wissen."

Doch hatten diese Entsagungen auch ihre reichen Genüsse, ihre hohen Triumphe, wovon er denn hin und wieder etwas dem

---

[1]) Auch Joh. Müller fand die Sache nicht ergötzlich: „In langweiligen, wenig sagenden, weitschweifigen Chronisten und Urkunden suche ich die Geschichte der Eidgenossen; der Wilde seine Nahrung im unwegsamen Wald zwischen Disteln." Sämmtl. Werke XV, 388.

[2]) Brief an Pater Gall Morel vom 22. Wintermonat 1858.

Papier anvertraute. So schrieb er am 23. Mai 1832 auf ein Urkundenblättchen folgende Stelle:

„Heute habe ich — als ich eben Anderes suchte, verglich und darüber nachdachte — auch die bei Tschudi I, 148 abgedruckte Urkunde wieder gelesen; und zu meinem größten Erstaunen und zur größten Freude entdeckt, daß die Urkunde von 1291 sein muß und ist. Die unumstößlichen Beweise dafür und die wichtigen Folgerungen daraus hier anzugeben, ist nicht der Ort; die Entdeckung muß durch das Original in Zürich auf das Deutlichste bestätigt werden!" Nun wandte er sich darüber an Freund Staatsrath Meyer von Knonau in Zürich und wie dieser in der That die Bestätigung meldete,[1]) da schrieb ihm Kopp in der Antwort vom 28. Wintermonat 1832 vorstehende Notiz ab und setzte bei: „Diese Bestätigung ist nun wirklich erfolgt; ich würde aber, selbst den Fall einer unglücklichen Urkunden-Vernichtung angenommen, mich im Stande befunden haben, die Richtigkeit der Lesart 1291 auch dem Bedenklichsten ad occulos zu beweisen. Das mag denn in meinem Werke selbst geschehen." Wirklich ertheilte Kopp darüber in seinen „Urkunden" hinreichende Rechenschaft.

Staatsrath Meyer von Knonau antwortete ihm einmal: „Sie machen Entdeckungen wie Columbus" und Oberst Ludwig Wurstemberger schrieb noch spät am Abend des Weihnachtsfestes 1832: „Ihre Entdeckung von Tschudis Anachronismus ist ein äußerst wichtiger Fund für die Geschichte. Ich wanderte gleich nach Empfang Ihres Briefes zu Herrn Schultheißen v. Mülinen, dem diese Mittheilung sehr erwünscht war und der ihnen dafür dankbar ist. Er hatte bereits früher einigen Verdacht gegen Tschudis apodiktische Autorität geschöpft. — Werden sich nun aber die Vorder- und Nachsätze des bisherigen Geschichtsgebäudes umgestalten?"

Außer diesem hat Kopp im Laufe der Zeit eine Menge

[1]) An Kopp; Zürich, 20. Nov. 1832 und Kopp's Antwort vom 28. Wintermonat. Beilage 17.

unrichtiger Daten aufgedeckt. Der Urkunde bei Tschudi I, 106 ist statt 1209 das Jahr 1279 angewiesen.[1]) Eine andere ebendort (I, 284) wurde statt auf den 9. Christmonat, auf den 8. April 1318 gestellt, denn der eigentliche Ambrosiustag ist der 4. April.[2]) So ergab sich weiter, daß zwei Urkunden, die Schmid in der Geschichte Uris in's Jahr 1254 setzt, erst 1294 geschrieben sein können. Ein andermal stellte sich heraus, daß statt: Brunnen, den 18. Christmonat 1315 der 9. müße gelesen werden.

Eine Menge an und für sich geringer Thatsachen, auf die Kopp zuerst sein Adlerauge richtete, wurden zur Beurtheilung von Rechtsverhältnissen wichtig, wie für den Streit zwischen Einsiedeln und Schwyz (1218), die Entdeckung, daß Vogt Rudolf von Rapprechtswile erst zwischen den 28. August 1232 und 8. März 1233 Graf geworden ist.

Das sind nur einige Beispiele von vielen. Seitdem hat man sich nun angewöhnt, die Documente genauer zu prüfen, wodurch manches Datum eine andere Stellung erhielt.

Schlimmer, wenn der Forscher gar auf Urkundenfälschung stößt, wie sie Kopp in den Geschichtsblättern als wahrscheinlich nachgewiesen hat und wie von solchen ihm auch Freunde Erfahrungen einberichteten. [3])

Zu diesen und ähnlichen Ergebnissen führte ihn das fleißige Nachrechnen und Vergleichen der verschiedenen urkundlichen Daten. Freilich können in derlei Dingen oft dem erfahrensten Forscher Versehen unterlaufen. Solche wies Kopp hin und wieder bei Böhmer nach, wie schon in den „Urkunden" oder in Briefen. [4])

Bisweilen ist es fast unmöglich, dem Irrthum zu entgehen oder das Sichere zu treffen, besonders bei gewissen Tagesbezeichnungen. Ob, beispielsweise, der von Kopp nur auf den 25. März bezogene Frauentag „in der Erren" wirklich in den März oder erst auf den 15. August falle, ist oftmals kaum

---

[1]) Geschichtsfreund I, 61.

[2]) An Oberst L. Wurstemberger, 13. Mai 1837.

[3]) Beilage 18.

[4]) An Böhmer, 31. Christmonat 1854, und 1. Hornung 1857. Beilage 19.

auszumachen. Oder wenn er den „guoten Tag" auf den Donnerstag fixirt, so ist doch gewöhnlicher der Mittwoch darunter zu verstehen. [1]) Daß man ihm unsichere Mittheilungen für sichere ausgab, kam sehr selten vor. [2])

Einmal schrieb Kopp aus dem Jahrzeitbuch in Münster ab: daß Propst Hesso von Rynach am 2. Calend. Augusti 1274 gestorben sei. Später ergibt sich, daß Hesso 1276 noch urkundet. Da entsteht Zweifel, ob man im Jahrzeitbuch falsch gelesen, aber ein zweites Vergleichen bestätigt die Richtigkeit der Abschrift. Somit lag der Irrthum auf Seite des Schreibers im Liber anniversariorum. Ein Beispiel von den vielen Verdrießlichkeiten, wie sie dem Forscher begegnen.

Von Uebereilungen blieb Kopp ziemlich frei und ihm wäre kaum begegnet, daß er aus dem Jahrzeitbuch der St. Vincenzenkirche in Bern die Inscription citirt hätte: „Margaretha conversa quondam magistra juventus (statt juventutis)" um daraus dann zu argumentiren, daß schon im 14. Jahrhundert in Bern eine Mädchenschule bestanden habe. Er hätte gewiß das allein Richtige magistra conventus (Meisterin des Teutsch-Ordenshaus in Bern) gelesen, das 9 für con, nicht für ein j hinnehmend. Wie in Jahrzeitbüchern Fälschungen vorgenommen worden seien, hat er einer der ersten erkannt. [3])

So hat die Geschichte der historischen Forschung aus allen Perioden Beispiele von Versehen aller Art nachzuweisen. [4]) Das wußte Kopp und wollte darum, soweit es möglich war, immer die Originalien selbst sehen und prüfen oder vertraute es nur ganz bewährten Augen an, nachzuschauen, wo er nicht selbst es thun konnte. Wie oft ersuchte er seine Freunde, Böhmer, Stälin, Chmel, [5]) Meyer von Knonau, v. Stürler, Wegelin, v. Wyß, Wurstemberger, diese und jene Stelle zu vergleichen.

[1]) Anzeiger für Schweiz. Gesch. 1866.

[2]) Ein Beispiel in den Forschungen zur Deutsch. Gesch. III, 52.

[3]) Beispiel: Geschichte der eidgenössischen Bünde V, 1. S. 49, Anm. 5. Geschichtsblätter I, 315 f.

[4]) Ein hübsches Beispiel, „wie man hinter die Wahrheit kömmt", enthält Solothurner Wochenblatt 1831, S. 379 f.

[5]) An Chmel, 1. April 1838. „Wenn ich bei den Insbruker Urkunden sagte, daß ich lieber die Ermächtigung hätte, als die Abschriften, so ist das

Bisweilen verursachten diese Vergleichungen nicht wenig Mühe, wovon mancher der Genannten etwas erzählen könnte; darum Achtung für solch' unverdrossenes Mitarbeiten. Um zu wissen, wie es mit den von Buchner, (Geschichte Baierns) citirten Quellen stehe, ließ Kopp durch Custos Schmeller eine Untersuchung halten. Da stellte sich heraus, daß Buchner nur nach vorhandenen Regesten gearbeitet hatte, ohne je die Diplome selbst zu sehen. Nun ging die Noth erst recht an.

Kein Wunder, wenn Kopp, da er seine Aufgabe, je näher er am Ziele zu sein glaubte, immer größer und ferner sah, mehr und mehr Alles abwies und grundsätzlich ignorirte, was nicht innerhalb den Marken seiner Arbeit stand. Und wenn „in der Beschränkung sich der Meister zeigt", so war er ein Meister ersten Ranges. Die alte Wahrheit, daß unser Wissen Stückwerk bleibe und durch Extension die Intensität Schaden leide, diese führte er sich fast ängstlich zu Gemüthe und las auch nur jene historischen Schriften, die seine Forschungen beschlugen.[1])

Einen kleinen Unterbruch in die Urkundenstudien brachte 1833 das schreckliche Brandunglück in Lucern, über welches Kopp eine Druckschrift[2]) herauszugeben veranlaßt wurde.

Den nächsten Herbst besuchte er die Archive von Zürich, Aarau und St. Urban, bis zum Wiederbeginn der Schulen. Diese Reise ward in den Ferien des folgenden Jahres wiederholt, und dießmal auch dem Archiv von Wettingen ein Besuch abgestattet.

---

freilich nur so zu verstehen, wenn ich so freundlich und so zuvorkommend aufgenommen würde wie in Wien, dagegen aber besorgen müßte, undiplomatische Abschriften zu erhalten. Denn selbst der Abdruk bei Lichnowsky ist nicht immer ganz genau. Wäre ich bei Ihnen, so würde ich dem Hrn. Fürsten meine Ausstellungen ganz offen und treuherzig darlegen; ich habe daher auch Nichts dagegen, wenn Sie ihm mittheilen wollen, was ich rügend über sein Werk allgemein aussprach"

[1]) Kopp an Wurstemberger, 1839, an der alten Fasenacht. Beilage 15.

[2]) „Das Brand-Unglück oder die Schreckensnacht in Lucern vom 12. auf den 13. Brachmonat 1833, dargestellt von J. E. K. P. Lucern. 1833, Quer-Folio mit 2 Kpfrn.

III.

Das erste, auf die eigenen Forschungen gebaute Werk sollte die „Geschichte der eidgenössischen Bünde" sein. Ueber den Charakter desselben gab Kopp an L. Wurstemberger in seiner Zuschrift vom 31. Jänner 1834 einige Winke: „Sie wissen, daß ich die Entstehung der Eidgenossenschaft überhaupt und insbesondere den Zustand der drei Länder mit ganz andern Augen ansehe, als man es bisher zu thun gewöhnt war. Das Gebäude, welches Tschudi und nach ihm Müller aufgeführt haben, hat in der Welt Consistenz gewonnen; dennoch muß es abgetragen werden. Aus dem Schutte der Chroniken, der dann übrig bleibt, muß das Brauchbare wieder hervorgesucht werden; und im Einklange damit und mit den bisher bekannten oder auch nicht bekannten Urkunden, muß ein neues Gebäude aufgeführt werden, welches, wenn auch eben nicht überaus schön, (das mag ich gar nicht versprechen), doch gewiß licht, wohlgefügt und zusammenhängend mit dem übrigen Weltbau erscheinen soll oder ich müßte mich über mich selber gröblich täuschen.

Um aber das leisten zu können, bedarf es einer breitern Grundlage. Das Reich, welches die Eidgenossenschaft (soviel an ihr lag) zertrümmerte oder doch zertrümmern half, in weltlicher und geistlicher Hinsicht, dieses Reich muß lebendig vor dem Leser dastehen. Merkwürdig genug, sieht man bei Müller nichts von dem Reiche, was der Rede werth wäre, was doch gewiß ein **absurdum** ist; Tschudi hat wohl oder übelverstandene Fragmente desselben. Auf dieses Reich übte für uns die größte Wirksamkeit und empfing von ihm, Oesterreich im umfassenden Sinne des Wortes; dieser Herrschaft Dasein und Geschichte muß scharf, genau und umständlich dargestellt werden, inwiefern sie auf das Reich und uns einwirkte oder umgekehrt, wir auf die beiden. Es genügt daher

nicht, die etwaigen Ereignisse zu erzählen, sondern ihrer Grundursache muß nachgespürt werden. Ich kann daher keine Kriegsgeschichte der Schweiz schreiben, selbst wenn ich vom Heerwesen so viel verstünde, als ich jetzt nichts verstehe, weil Schlachten nur die äußere Gestaltung begründen, ich kann auch keine Geschichte der Eidgenossen oder Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft schreiben, denn dann müßte ich, wie Müller, vom heutigen Standpunkt ausgehend, die hervorragendsten Völkerschaften schildern, weil sie jetzt Bestandtheile des Verbandes sind; ich kann aber auch nicht die besondere Geschichte der einzelnen Orte schreiben, annähernd etwa die Geschichte der 3 Länder, vielleicht noch Lucerns, dann Zürichs und Berns, dann in stets abnehmenden Kreisen und mit umfassendern Zügen die der andern Orte, bis die Zahl dreizehn voll ist; schwerlich mehr. Wohl aber versteht sich, was in den Kreis hineingreift, wird mindestens zum Verständniß beleuchtet.

Was wollen Sie denn schreiben? werden Sie mich mit Recht fragen.

Ich will es offen gestehen, und wenn es Ihnen nicht einleuchten will, so bitte ich um ihren freimüthigen Tadel. Meiner Arbeit gedenke ich keinen der obigen Titel zu geben, sondern ganz einfach den: Geschichte der eidgenössischen Bünde; damit glaube ich nicht zu viel und nicht zu wenig zu sagen. Es setzt dieses die Ereignisse und Zustände im Reiche und bei Oesterreich voraus, aus welchen jeder einzelne Bund hervorging; es setzt die genaue Kenntniß derjenigen voraus, welche jedesmal den Bund eingingen; es ist stets der Schlußstein eines frühern Seins und wiederum der Eckstein eines nachfolgenden Seins. Begebenheiten, Kriege, Schlachten, sind die Vor- und Nachläufer der Bünde.

Mein Augenmerk ist also besonders das Staatsrechtliche, das Völkerrechtliche, das Rechtliche im Allgemeinen, die Verfassungen oder Stadt- und Landrechte, Gebräuche, Sitten."

Als Wurstemberger gegen diese Ansichten in der Hauptsache nichts einzuwenden fand, rückte Kopp in seinem Briefe vom

28. März 1834 an eben denselben noch bestimmter mit seiner gewonnenen Ueberzeugung heraus. „Mich freut, daß Sie meinen Arbeitsplan nicht verwerfen. Aus Ihren Bemerkungen schließe ich, daß ich mich in meinem letzten Briefe nicht deutlich genug ausgedrückt habe. Es wird Lucern, was die **Specialia** des Werkes betrifft, stets das **Corpus** desselben ausmachen; aber um ein allgemeines Interesse zu fesseln, bedarf es noch gar viel Anderes: und gerade dazu soll die breitere Unterlage dienen. Natürlich erscheinen die **Lucernensia** und andere **Ensia** nicht selbstständig, sondern fortwährend im Zusammenhange mit dem Ganzen; aber sie werden ein stets größerer Theil dieses Ganzen werden, falls ich so glücklich bin, einige Bände auszuarbeiten. — Seien sie versichert, daß kein Zug weggelassen werden soll, der irgendwie etwas bedeutet: Alles soll gesagt werden, was ich als erwiesen wahr erkenne, oder auch nur sehr wahrscheinlich machen, oder wo ich durch einen Zweifel zum Nachdenken ermuntern kann. Aber von dem umständlichen Hergange des Rütli-Schwurs, von Schlacht-Fictionen, [1]) von so einfältigen Redestücken [2]) wie die des angeblichen alten Rudolf Redings bei Morgarten, von Mordnachts-Geschichten und vielen andern ähnlichen Dingen, welche Tschudi und Müller schilderten, ohne mehr davon zu wissen, als Sie und ich — von all' diesen Dingen wird nichts vorkommen, als etwa in den Noten die Gründe, warum. Leider aber werden diese Gründe schon vielen Raum wegnehmen. —

---

[1]) Auf seine Schlachtenschilderung that sich Johannes Müller besonders viel zu Gute. Sämmtliche Werke XV, 291. „Mir sind auch in meinem Buche, dessen Fehler zu sehen das Rauchwerk des Lobes mich nicht verhinderte, nicht jene Kapitel, wo man Tacitum zu sehen vermeint, lieb: lieber sind mir die Schlachten und geographischen Gemälde.“ Woltmann, (a. a. O. S. 219.) stellte ihn in Schlachtbeschreibung dennoch tief unter die großen Historiker des Alterthums, jedoch über fast alle Neuern.

[2]) Kopp trifft hier im Grundsatz mit L. Ranke zusammen, der („zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“) in Bezug auf erdichtete Reden (in Geschichtsbüchern) sagt: „Wir unseres Orts haben einen andern Begriff von Geschichte: nackte Wahrheit ohne allen Schmuck; gründliche Erforschung des Einzelnen; das Uebrige Gott befohlen; nur kein Erdichten, auch nicht im Kleinsten, nur kein Hirngespinnst.“

Was ich sagen werde, wahr oder nur wahrscheinlich, paradox oder nicht, soll belegt werden; Alles, so gut es meine gedruckten oder ungedruckten Quellen erlauben. Die Darstellung soll einfach, prunklos, ruhig werden; durchaus nicht sentimental, wie Müller und Tacitus: sondern besonnen, wie Thucydides, — versteht sich, wenn ich es kann. Für gemeine Leser werde ich nicht schreiben und daher die gewöhnlichen Reizmittel nicht anwenden; edlere Leser, selbst Gegner, werden (hoff ich) Interesse genug finden."

Man sollte nun erwarten, daß Kopp im nächsten Winter 1834/35 ernstlich an die Darstellung schreiten werde. So hatte er es noch im Herbste selben Jahres im Sinne und trat am 11. September eine Ferienreise an, um in verschiedenen Archiven Nachlese zu halten. Am 29. schrieb er aus Aarau an L. Wurstemberger: „In Zürich und besonders in Wettingen habe ich über die Kiburg noch Einiges gefunden, was, wenn auch nicht von großem Gewichte, doch auch Ihnen willkommen sein wird. Ich habe noch einige frühe Urkunden gefunden, von denen Herrgott nichts weiß; die habe ich genau abgeschrieben und, damit ich sogleich etwas aus der Schule schwatze, so ist jenes Datum 1263 bei Herrgott irrig, und Gräfin Margreta urkundet im Jahre 1268."

Ueber St. Urban begab sich der Forscher nach Lucern zurück. Allein was er gehofft, erfüllte sich nicht, die Ausarbeitung seines Buches mußte neuerdings verschoben werden. Aber es geschah doch etwas sehr Wichtiges. Darüber wird wieder zuerst der treue Oberst Wurstemberger in's Geheimniß eingeweiht, am 9. März 1835: „Ich, der ich mich darauf gefreut hatte, den nun zu Ende gehenden Winter zur Ausarbeitung verwenden zu können, habe nun diese Zeit über soviel als nichts gethan. Sie wissen wohl nicht — denn die Sache ist ganz unbedeutend, wiewohl sie mit vieler Zeitversäumniß verbunden ist — daß der Kleine Rath mit Anfang des Schuljahres mich zum Schul-Präfecten ernannte; ich mußte mich fügen und verliere darüber Zeit. Dazu kommt, daß die Lehrstelle Herrn Aebi's, den Bern in den Mauern zu haben so glücklich ist, an unserm Gymnasium unbesetzt blieb und Herr Professor Pfyffer und ich uns in deren

Arbeiten theilen müssen, so daß ich wöchentlich 9 Stunden mehr zu geben, dadurch aber auch keinen einzigen Vormittag mehr frei habe. Unter diesen Umständen wäre es mir durchaus unmöglich gewesen, auch nur einigermaßen an einem Theile meines entworfenen Werkes zu meiner Zufriedenheit zu arbeiten. Um mich jedoch gegen die Folgen des wachsenden Unmuthes nach Kräften zu schützen, so schrieb ich eine kleine Sammlung von 81 Urkunden zusammen und fügte, wo ich es thunlich erachtete, kürzere oder längere Erläuterungen in Form von Abhandlungen bei, welche leicht die Hälfte des kleinen Werkleins ausmachen werden. Diese Sammlung nun soll gedruckt werden, bis spätestens 1. Mai erscheinen und heute wird die erste Zeile gesetzt. Ich habe mir erlaubt, darin Ihrer und Herrn v. Mülinens freundschaftlich zu gedenken; gern hätte ich beigefügt, wie bald wir Ihre Burgundische Geschichte zu erwarten haben, wenn ich es nur selber wüßte." Besondern Fleiß verwendete Kopp auf das Vorwort. Wer da meinte: „Geschichtschreiber im wahren Sinne sei er nicht gewesen, da ihm der universelle, alles überschauende und in ein lebendiges Ganze zusammenfassende Sinn gemangelt; er habe wohl die Geschichte aus den fleißig studirten Acten geschrieben, aber darob das Leben vergessen, das außerhalb pulsirt", wer so meinte, hat doch nicht den ganzen Kopp gekannt. Wer einen Leibniz nur aus jenen Werken beurtheilt, wo er trockene Actenstücke sammelt und scheinbar geringen Sachen nachgeht, möchte eben so leicht in ihm den hohen Genius nicht ahnen, der ihn belebte. Das eben ist das Kennzeichen großer Einsicht, wenn sie, wo Andere gedankenlos vorübergehen, Material findet zu einem Riesenbau oder edles Metall ausschmelzt, aus dem von Andern verworfenen Gestein. Und es ist auch das Merkmal eines starken Geistes, voll Entsagung der mühevollen Arbeit des Sammelns von an sich geringfügigen aber im Zusammenhange wichtiger Einzelheiten sich aus dem Grunde zu unterziehen, weil man weiß, ein Zweiter kann oder will es nicht übernehmen.

Gerade in jenem den Urkunden vorgedruckten Vorwort oder in der oben an Wurstemberger gerichteten Exposition liegt der Beweis, daß Kopp von einer höheren Auffassung der Geschichte doch etwas verstanden hat.

Am 18. Mai 1835 waren die „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde" zu Lucern, bei X. Meyer, im Drucke vollendet, war, wie Ottokar Lorenz [1]) treffend sagt, „der Markstein einer neuen Aera der Schweizer Geschichtsforschung" aufgerichtet. Die Bedeutung dieses ersten selbstständigen von Kopp herausgegebenen Buches schilderte vor sechs Jahren der Geschichtsprofessor Alphons Huber [2]) ganz richtig mit den Worten: „Kopp hat das Verdienst auch für die Schweizer-Geschichte zuerst mit Entschiedenheit den Grundsatz zur Geltung gebracht zu haben, daß man nicht Chroniken, welche zwei bis drei Jahrhunderte nach den Ereignissen geschrieben und daher durch Sagen und Dichtungen entstellt sind, unbedingten Glauben schenken, sondern sich an Urkunden und gleichzeitige Aufzeichnungen halten müsse; er hat ferner den Anstoß zu den vielen Untersuchungen über ältere Schweizergeschichte gegeben, welche, theilweise um ihn zu bekämpfen, angestellt worden sind; er vorzüglich hat die bewunderungswürdige Regsamkeit, welche seitdem dort auf dem Gebiete der Geschichte herrscht, hervorgerufen und dieses Verdienst allein könnte ihm genügen, selbst, wenn alle seine Behauptungen und Ansichten widerlegt würden."

Der Druck war noch nicht fertig, als Kopp schon am 12. Mai von Freund Wurstemberger über das „Werklein, für welches er keinen Ehrensold erhaltet", [3]) vielleicht kaum einige Freiexemplare bekömmt, sich „ein strenges Urtheil" erbittet, „vorzüglich über das, was der Freund nach Lesung der Urkunden in den Erläuterungen haltbar oder unhaltbar finden werde." Gegner der Schrift werden vielleicht Absichten unterlegen wollen; dieses wird auf mich keinen Eindruck machen: von Freunden hingegen ist unbefangen zu erwarten, was sie als ausgemittelte Thatsache erkennen. Diese werden dann bleiben; die Absichten fallen weg."

---

1) Leopold III. und die Schweizer-Bünde, S. 31.

2) Die Waldstätte. Insbruk. 1861. S. 12.

3) „Ich überließ sie (die Urkunden) ihm ohne ein Honorar zu verlangen; nur möge er, wenn er dann einmal für die Auslagen gedeckt sei, mir etwas geben, was er glaube, daß billig sei. — Hr. M. hat mir doch nach einiger Zeit gegen 80 Franken gegeben. (Brief an Wurstemberger v. 22. März 1846.)

Was die „Absichten" belangt, so hat Niemand, der den Mann gekannt, ihm je unedle Motive zugetraut. Dessen war er gar nicht fähig. Auf die Klagen, daß man die Blößen der Väter aufdecke und die Schweizergeschichte des duftigsten und schönsten Theils beraube, antwortete Kopp selbst gar schön und zwar — wer sollte es erwarten? — in einer Predigt. Scherz oder Ernst, ein Freund ersuchte ihn, 1832, eine vaterländische Musterpredigt auszuarbeiten und er that es, er schrieb seine Gedanken nieder, so wie er glaubte, daß ein christlich eidgenössisches Wort lauten sollte. Gewiß, der wärmste Patriot wird befriedigt, da er vernimmt: [1]) „Wenn es wahr ist, daß im gesammten Vaterlande fast kein auch noch so unbedeutender Ort ist, wo nicht eine That, eine Handlung unserer Väter geschah, wo ihnen Heil oder Unheil, Freude oder Leid zu Theil geworden ist, für uns zur Ermunterung oder zur Warnung; so sind es unstreitbar die Schlachtfelder und das Schlachtfeld ob Sempach, das laut und vernehmlich zu uns spricht. — Auf solcher Stätte zu schweigen ist schwer; aber auch auf solcher Stätte zu sprechen ist nicht leicht: denn fast wird das Gefühl überwältigt von den wunderbaren Schicksalen und was sich uns zuströmt, hat der ordnende Verstand Mühe zusammenzustellen. Das soll jedoch der christliche Redner thun: nicht sich soll er vernehmen lassen; er ist nur der Dollmetsch und was aus seinem Munde kömmt, das haben die Väter längst besiegelt.

„Während die vier ersten eidgenössischen Orte die ältesten Glieder des Bundes hier bluteten und siegten; standen die andern Brüder, wachsam auf der Gefahr, aufgestellt, wo die Pflicht sie hingewiesen hatte: nur ein Bruder, auf dessen Hilfe gerechnet und dessen Nachdruck so nothwendig war, ließ vergebens auf sich warten. Das war der einzige bittere Tropfen, der in den Freudenbecher des Sieges gemischt war. Auch wir noch netzen unsere durstigen Lippen an dem unversiegbaren Ruhmbecher unserer Väter; aber auch unsere Freude ist nicht ganz ungetrübt.

---

[1]) Dieselbe liegt gedruckt und mit Schreibpapier durchschossen vor uns; auf dem Papier finden sich von der Hand des Verewigten diese Stellen.

„So zeuget das vor Jedem aufgeschlagene Buch unserer Geschichte. Nie stärker, nie mit lebendigern Farben malt sich ein großes Ereigniß aus — nie, als wenn wir bei einer bewundernswerthen That der Väter nachdenkend stille stehen, fühlen wir uns aufgefordert, sie ganz zu kennen; kein Zug wird uns unwichtig, jeder bedeutend; je näher wir, selbst in ihren Fehlern, unsere Verwandtschaft fühlen mit ihnen, desto eher können wir uns auch zutrauen, in ernstern Stunden ihnen ähnlich zu werden. In der That: das Beispiel der Väter hat eine unendliche Gewalt." Der Redner findet neben dem „herrlichen Lichte auch Schatten" und fährt fort:

„„Frage Deine Väter, sie werden's Dir verkünden; Deine Aeltesten sie werden's Dir sagen."" Allein wehe dem Enkel, der mit unheiliger Hand in den Gebeinen der Vorältern wühlt, ob er vielleicht einen entstellenden Flecken wahrnehme und den Frieden ihrer Asche stört! Wehe dem gottlosen Sohne, der nach dem Beispiele Chams die Blöße seines Vaters, Andern zum Hohne, sich selbst zum Gespötte, aufdeckt! Wir aber nicht so; sondern wenn wir auch untersuchen, ob wir vielleicht an unsern Vätern eine Unvollkommenheit wahrnehmen, wollen im Geiste und nach der Forderung des Christenthum auf uns zurückblicken und fragen, ob wohl die nämliche Unvollkommenheit auch an uns hafte, und uns dann ermannen, sie zu tilgen. In diesem Sinne gereicht dann das Beispiel der Väter, auch wo sie Fehler begiengen, ihnen nicht zum Hohne über ihren Fall, sondern uns zum Heile und zur Auferstehung. Und so betrachtet, dürfen wir schon das freimüthige, wenn auch demüthigende Geständniß ablegen, daß auch unsere Väter gebrechliche Menschen waren, daß auch sie der Versuchung nicht überall siegreich widerstanden und daß sie durch Irrthum und Mißgriffe über sich und ihre Nachkommen Ungemach gebracht und verbreitet haben."

„Wer erfreut sich einer länger und besser behaupteten Freiheit als wir? Wer hat zu gelegener Zeit den Nachdruck brüderlich vereinter Arme in der Noth verspüret als wir? Wer hat ein größeres und unverwüstbareres Denkmal der Eintracht aufgerichtet und hinterlassen, als unsere Väter uns. Und wer hat durch den vor Gott beschworenen und im Laufe der Zeiten ununterbrochen

treubewahrten Bund, den Eintritt aller Eidgenossen vorbereitet, als wieder unsere Väter uns Allen? Heil Euch, ihr altehrwürdigen Altvordern! zwiefach Heil für den Bundesschlag der Bruder-Rechte, für den Freundschaftsschlag des Siegerschwertes! Aber Heil auch dem Enkel, der ablegt alle Bitterkeit des Herzens! werfen wir weg die zerstörende Selbstsucht eigenen Vortheils, reißen wir aus der Brust jeglichen Stolz und jeglichen Hader, geben wir einander die Bruderhand und tragen wir hin auf den Altar des gemeinsamen Vaterlandes das köstlichste Opfer, eine reine Hand und ein reines Gemüth. O dann blühen die seligen Tage wieder auf; dann kehren die glücklichen Zeiten zurück; dann" — doch genug der Beweise für den reinen eidgenössischen Sinn des Geschichtschreibers der eidgenössischen Bünde. Wer ihm je unreine Absichten andichtete, hat schwer gefehlt.

Auf das Aeußere seines ersten Urkundenbändchens hat der Verfasser möglichste Sorgfalt verwendet, so daß nicht einmal ein Druckfehler dem prüfenden Auge entfliehen konnte. Schon in dieser Schrift stand der gründlichste Forscher in historischen Dingen ganz fertig da und gleich einem Feldherrn, der siegesgewiß seine Truppen ordnet. Dieß ist um so merkwürdiger, als der Verfasser zum Geschichtforscher sich erst selber heranbilden mußte. Weniger mittelst Büchern über die historischen Hilfswissenschaften als mittelst Urkunden hat er das gethan und zwar in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Er mußte mit der Schärfe und Beobachtungsgabe seines Geistes und sichern Blickes sich die Regeln der historischen Kritik selber schaffen, mußte mit unendlicher Sorgfalt auf hundert kleine Dinge achten, um die Documente lesen, verstehen, prüfen zu lernen. Ob solchen Studien belauschen wir ihn mitunter in seinen Briefen.[1]) Mit unübertrefflicher Genauigkeit sind seine Copien ausgeführt und durch die von ihm angewandte Zeilenbezeichnung, durch die Angabe der Zeugen und der Sigille gleichsam zur Bedeutung von Originalien hinaufgehoben. Mittelst Abstraction kennt er genau die diplomatischen und hermeneutischen Grundsätze, die bei

---

[1]) Vrgl. Beilage 20. Brief an Wurstemberger. Lucern, 31. Jänner 1834.

der Prüfung der Aechtheit anzuwenden sind. Hierin mag ihm oft zu Statten gekommen sein, was er einst in Freiburg beim Altmeister der Hermeneutik, bei Hug, vernommen hatte, der ihn um diese Zeit ebenfalls zu den historischen Studien ermunterte. Nichts wird in die Actenstücke willkürlich hineingelegt und subjectiv gedeutet, nein, sie selbst müssen reden und belehren. Ist ihre Glaubwürdigkeit gesichert, so haben sie den Doctorgrad erlangt. Nicht nur sein diplomatisches Lehrgebäude hat Kopp aus den Urkunden sich geschöpft, sondern er hat sich auch die Reichs- und Rechtsgeschichte in ihnen, man darf wohl sagen, selbst entdeckt, Autodidakt im vollen Sinne.[1]) Ein richtiges Gefühl leitete ihn ohne viel Umschweife auf den einzig rechten Pfad, der mühvoll aber sicher und gerade zum Ziele führt.

Die „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde" waren ein Buch zu Schutz und Trutz und indessen sie den Weg in die weite Welt antreten, läßt auch der Verfasser sich den Reisepaß ausstellen, um zum erstenmal als historischer Forscher außerhalb den vaterländischen Gränzen sein Glück zu versuchen.

Am 18. August 1835 war Kopp in Zürich bei Lindinner, machte sich, besonders aus dem großen alten Urbar der Stift zum Großmünster Auszüge, fand wieder „einen Königsmörderbrief" und eilte dann weiter nach St. Gallen, wo er die Archive der Stift und der Stadt benützt. „Herr Wegelin ist die Gefälligkeit selbst", schrieb er nach Hause. München war das nächste Ziel. Im allgemeinen Reichsarchiv, zu welchem ein königliches Ministerialrescript den Zutritt gewährte, gab es weniger Arbeit, als in der Bibliothek; hier schrieb er sich seine Notizen aus einer Menge von Quellenwerken und Monographien. Die **Monumenta boica**, Langs Regesten, Buchner, Würdtwein, Harenberg, Rymer, Ludewig, **Bibliotheca historica Gœttingensis**, **Joannis Spicilegium**, Kremer, Schultes, Chifflet, Lambacher, Olenschlager, Reinhard, Gercken, Feller, Sommersberg, Bertholet, Estor, Schannat, Günther, Warnkönig, Wilkius, alle diese konnten erst jetzt ausgezogen werden.

---

[1]) Es scheint, daß er sich hie und da bei Justus Möser (Osnabrükische Geschichte) Rath erholte.

Die Zwischenstunden verkürzte der treffliche Forscher der bayrischen Dialekte, Andreas Schmeller, der außer Kopp und Füglistaller noch einen dritten Lucerner unter seine Freunde zählte, den Hauptmann Jost Mohr; sie waren miteinander in Spanien. Schmeller machte Kopp mit Maßmann bekannt. Von Görres, der bald verreiste, erhielt er Empfehlungen für das Reichsarchiv. Auf dieser und allen seinen Reisen war Kopp um Frau und Kinder stets besorgt, sein Herz war immer daheim. „Du wirst doch hoffentlich Deinen Drittel Wein trinken?" fragt er die Mutter.

Jetzt kam Wien an die Reihe, wohin Kopp besonders vom Auditor des apostolischen Nuntius in Lucern, dem edlen Viale-Prela, welchem er im Französischen und Englischen Unterricht ertheilte, Empfehlungen hatte. „In Wien", — notirt er sich im Taschenkalender auf, — „kam ich an am 6. Herbstmonat 1835, um 7¼ Uhr Morgens. Noch denselben Nachmittag konnte ich zu Herrn Nuntius Ostini [1]) gehen. Tags darauf, Mittags, führte mich Herr Auditor Bruschi zu Herrn von Lebzeltern in die Staatskanzlei, der mich sogleich an das Archiv in der Burg verwies. Herr Auditor führte mich hin: wo mich Herr Hofrath Knechtl, als Director des geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archivs sehr gut empfing; sogleich zur Hand waren: Herr Archivar Chmel und Fürst Lichnowsky. Seitdem habe ich täglich dort gearbeitet. Dieses schreibe ich bei Herrn Kaltenbäck am 21., und am 22. Herbstmonat, Abends 7 Uhr, werde ich nach Salzburg verreisen."

Die Ausbeute war eine reiche und schon dieser erste Aufenthalt in Wien ließ angenehme Erinnerungen zurück. Wichtige, fachwissenschaftliche Bekanntschaften waren gemacht, manche liebenswürdige Persönlichkeit, unter Andern auch Anton Passy, an den er von Georg Sigrist empfohlen war, gehörte nun zum Freundeskreise.

---

[1]) Petrus Ostini, Erzbischof von Tarsus, früher Internuntius in Wien, wurde im November 1826 apostolischer Nuntius in der Schweiz und Gizzi sein Auditor. Von Lucern kam er wieder nach Wien.

Von Salzburg ging die Reise nach München zurück. Hier wurde zum 6. Weinmonat in das Ausgabenbuch eingetragen: „Am Jahrestage meiner Hochzeit: auf Jos. Elmigers Zimmer; Er, Gurdy, Zülly und ich: für eine Flasche Edenburger Wein, $^1/_2$ Pfund Käse und zwei kleine Brodwecken 1 fl. 12 kr." Jetzt noch in Stuttgart nach Urkunden zu forschen, war keine Zeit mehr, obwohl Kopp schon an den Archivar Kausler Empfehlung von seinem ehemaligen Schüler im Griechischen, Friedrich v. Laßberg, in Händen hatte.[1]) Am folgenden Tage verließ er München und reiste nach der Heimath, die er am 14. Oktober erreichte. Ueber seine Ausgaben führte er das genauste Verzeichniß, er gab den Seinen buchstäblich über jeden Kreuzer Rechenschaft, und das Ganze belief sich beiläufig auf 400 alte Schweizerfranken. Er war ungemein haushälterisch verfahren.

Inzwischen waren auch die ersten Stimmen über die „Urkunden" laut geworden. Fürst Lichnowsky in Wien wandte sich in einem Schreiben[2]) vom 6. September 1835 an Kopp, und hatte unverhofft die Ueberraschung, diesen in Wien zu begrüßen. Der Fürst richtete später wiederholt seine Gesuche an Kopp, um von ihm Auskunft zu erhalten, und fand bei ihm offene, doch wohlwollende Kritik.[3]) Er starb 1845. Noch früher hatte L. Wurstemberger seine Ansichten kund gegeben, worauf Kopp in München am 27. Herbstmonat die Antwort ertheilte: „Ihre Bemerkungen gingen wohl auf zwei Dinge hinaus: Das Eine, daß ich in meinen Folgerungen zu weit gehe, das Andere, daß sich wohl Manches ungesagt zu lassen besser schicken würde. Was das Letztere betrifft, so gestehe ich offen, daß ich vor Allem aus (wie ich es für unerläßliche Pflicht halte) meine Stellung als Geschichtsforscher und als Geschichtschreiber behaupten werde, und daß ich die Wahrheit (unbekümmert, wo sie liege) ohne Scheu sagen werde. Ohne dieses begreife ich nicht, warum ich neu eine Geschichte schreiben sollte, und mir so unsägliche Mühe kosten lasse, die Wahrheit zu ergründen, wenn ich sie am

[1]) Beilage 21.
[2]) Beilage 22.
[3]) Beilage 23.

Ende nicht sagen dürfte oder wollte. Aber beleidigen will ich nicht; beleidigt die Wahrheit, was geht das mich an? In meiner Geschichte werde ich daher auch nicht eigentlich polemisiren; nur den Gründen die Gegengründe entgegen halten, und dann dem Leser das Urtheil überlassen. So ist meine Absicht; ob ich mich objectiv genug halten werde, muß ich selber erst gewärtigen. Was das Erstere anbelangt, so ist die von mir aufgestellte Ansicht so natürlich, so ganz aus dem ganzen Zusammenhange der damaligen Lage hervorgehend, daß ich nicht begreifen kann, wie man auf die Dauer daran zweifeln mag. Eine kritische Widerlegung ist mir noch nicht zu Gesichte gekommen und, wie man mich in Zürich versicherte, wird wohl keine erscheinen; der Meinung bin ich auch. Ich habe bei Weitem nicht alle Zeitungs-Artikel gelesen, die für oder wider meine Urkunden erschienen sind, aber so viel mir bekannt ist, hat auch der heftigste Gegner es nicht versucht, geschweige durchgesetzt, mir eine historische Unwahrheit nachzuweisen. Auch dieses negative Zeugniß ist nicht ohne Bedeutung."

Ernstere Angriffe sollten erst noch folgen, besonders im „Schweizerischen Museum", Frauenfeld, 1837. Die Literatur, welche nun für und wider Kopp entstanden ist, haben Sinner [1]) und A. Huber [2]) hinlänglich behandelt.

Hottinger selbst schickte am 8. December 1837 diese gedruckte Kritik an Kopp nebst einer Entschuldigung: „Wenn ich nicht auf der einen Seite von der Gründlichkeit Ihrer wissenschaftlichen Forschungen, so wie auf der andern von Ihrer über Kleinlichkeit sich erhebenden Denkungsart überzeugt wäre, so würde ich Ihnen diese beiden Hefte nicht zusenden, deren zweites eine Kritik Ihrer Ansicht unserer ältesten eidgenössischen Geschichte enthält, die nach meinem Urtheil durch etwas bescheidenern Ausdruck nur gewonnen hätte. Ich habe auch seiner Zeit, als mir dieser Aufsatz zur Aufnahme empfohlen ward, dieses nicht verhehlt, und meinerseits zur ausdrücklichen Bedingung dieser Aufnahme gemacht, daß Ihnen von der Redaction selbst derselbe mit der Erklärung zugesandt

[1]) Bibliographie der Schweizergeschichte, S. 19 f.

[2]) Die Waldstätte, Insbruck. 1861. S. 1—24.

werde, das Museum stehe Ihnen zu jeder Erwiederung offen. In der That würden wir uns für geehrt halten, in Ihnen einen Mitarbeiter zu finden." — Noch versichert Hottinger, daß er dieses auch im Auftrage seiner Mitredactoren thue.

Kopp aber entschloß sich, auf solche Anfechtungen gar nicht zu antworten, und schrieb in diesem Sinne am 8. März 1838 Hottinger zurück, welcher nach sechs Tagen schon antwortete, und dabei namentlich auf Tschudi zu sprechen kam.[1]) Es versteht sich, daß Kopp über diese Dinge vorzüglich seinem Freund Wurstemberger das Herz erschloß. „Sie haben doch — sagte er am 4. Brachmonat 1838 — das Museum von Gerlach, Hottinger und Wackernagel? und darin gelesen, wie Heusler von Basel scharf mich angerannt hat! Hottinger, der mir Namens der Redaction die Hefte übersandte, und Wackernagel wollten mich veranlassen, gegen H. in die Schranken zu treten; allein ich lehnte es ab, erklärte Heuslern seinen Triumph gerne zu gönnen, und im Werke selbst auf die Ausstellungen, wo ich sie gegründet finde, objectiv Rücksicht nehmen zu wollen, bis dahin aber zu arbeiten und zu schweigen. Sie haben also vor drei Jahren schwerlich von mir etwas zu erwarten." Wurstembergers Antwort, gegeben „**Feria III, post Dominicam Trinitatis** 1838" billigte das vollkommen: „Sie thun recht, sich während der Bearbeitung Ihres Werkes in keine Feder- und Recensionskriege einzulassen, sondern ruhig Ihre Wege zu gehen: lassen Sie sich aber ja nicht hinreißen in Ihrem Texte, oder auch in Noten, jene Recensionen namentlich aufzurufen, oder sich gegen sie zu vertheidigen. In einem Geschichtswerke dürfen die persönlichen Verhältnisse und Anfechtungen des Verfassers nicht zur Sprache kommen; hiefür mag allenfalls eine Vorrede benutzt, oder besser noch, eine besondere, vom Werke ganz getrennte, Antikritik verwendet werden. Zeitschriften, wie die Museen, sind immer Ephemeriden, und werden es auch bleiben: ein Geschichtswerk aber soll durch bleibenden Werth über alle Tageserscheinungen hervorragen, und noch gekannt sein, wenn jene auch bis auf ihr Dasein vergessen sein werden. — Heusler's Kritik gegenüber kann ich Ihnen das in einem Privatbrief enthaltene Urtheil des

[1]) Beilage 24.

Professor Leo[1]) in Halle, der wohl auch ein Bischen Autorität sein möchte, mittheilen, der sich außerordentlich vortheilhaft über Ihr Urkundenbuch ausspricht. Was mich betrifft, dessen Urtheil hingegen von keinem Gewichte ist, so glaube ich, obschon ich von derjenigen Ansicht, die man die Jugend vor fünfzig Jahren in Lavaters Schweizerliedern auswendig lernen ließ, mächtig zurückgekommen bin, die wahre Lage der Dinge im ersten Viertel des XIV. Jahrhunderts, dürfte zwischen Ihrer und des sel. Propstes Göldlin von Beromünster Ansichten, innen, ich will nicht gerade sagen im **juste milieu**, gelegen haben. Je länger, je mehr befestige ich mich in der Ueberzeugung: Die von den Chronisten und ihren blinden Nachschreibern in den Uebergang von 1307 zu 1308 gesetzten Ereignisse, gehören, wenigstens zum Theil, in den Wechsel von 1314 und 15; und der Kern der Zwistigkeiten der Länder mit Habsburg liege weniger in unbefugt angesprochenen oder angefochtenen Freiheiten und Rechten, als in der zwiespaltigen Königswahl und der Parteiung zwischen beiden Gewählten. Ließe sich dieser Stand der Veranlassung erweisen, so gewänne die ganze Geschichte jener Zeit einen vollkommen andern Charakter, als den bisher aufgestellten. Geßlers, Tells, Landenbergs, der Männer im Grütli Handlungen müßten, sowohl von ihren Freunden als Feinden von Stunde an anders beurtheilt werden, als man uns bis jetzt vom gelben Schnabel auf beibrachte. Was an Tells Geschichte wahr, was Mythe sei, ist mir, hinsichtlich der Geschichte im Großen, so einerlei, daß ich darüber mit Niemanden streiten, Niemanden deßhalb kränken möchte: er ist mir ein **Pater Lyaeus** für die Länder, denen ich denselben gerne gönne; und ob der Apfelschuß wirklich stattgefunden, oder nicht, ist mir so gleichgültig, als die Frage, ob der Apfel ein Breitech oder eine Christianbirne gewesen sei."

Die „Urkunden" mit ihren meisterhaften Erörterungen haben dem Verfasser Beifall und Aerger reichlich eingetragen, sie haben, um mit Georg Waitz[2]) zu reden, seinen Namen zuerst in wei-

[1]) Vrgl. Leo über Kopp's Urkunden im Berl. Jahrb. für wissenschaftliche Kritik, 1836. Nr. 84, 85. S. 670 f.

[2]) Göttingische gelehrte Anzeigen 1857. S. 718.

tern Kreisen bekannt und berühmt gemacht, und wohl Jedermann muß sich zu Sinner's[1]) Urtheil bekennen: „Aus den Erläuterungen, sowie aus den Urkunden selbst geht ein ganz neues Licht über die Anfänge der Eidgenossenschaft hervor.“ Noch jüngst ließ einer der ersten Stimmführer des gelehrten Deutschlands, Professor Döllinger, über die Urkunden sich vernehmen: „Selten hat wohl eine so unscheinbare und anspruchlos auftretende Schrift eine so gewaltige Bewegung hervorgerufen, so große und dauerhafte Wirkungen erzeugt.“ [2])

IV.

Große Freude bereiteten Kopp G. H. Pertz und Friedrich Böhmer, die ihn um diese Zeit aufsuchten. Zwischen Böhmer und Kopp bildete sich von nun an ein inniges, man darf sagen fast brüderliches Verhältniß aus. Derjenige, welcher damals vielleicht mehr als alle Zeitgenossen im Urkundenstudium, soweit die deutsche Kaiser- und Reichsgeschichte davon berührt wird, gearbeitet hatte[3]), er war von Stunde an, da er die „Urkunden“

---

[1]) Bibliographie der Schweizergeschichte, S. 19.

[2]) Sitzungsberichte der Königl. Bayr. Akad. der Wissenschaften in München 1867. 1 H. II. S. 393.

[3]) Die Allg. Zeit. vom 27. October 1863 sagt von ihm: „Der Umschwung in der deutschen Geschichte und Alterthumsforschung, der mit Anfang der zwanziger Jahre eintrat, und der namentlich von sorgfältiger Behandlung und Bereitlegung der Quellen ausging, knüpfte sich vorzugsweise, nächst Pertz, an Böhmer's Wirksamkeit; sein Name steht in den Jahrbüchern der vaterländischen Wissenschaft ehrwürdig und unvergeßlich da. Durch seinen Scharfsinn und Ueberblick, durch Gewissenhaftigkeit und unermüdlichen Fleiß hat er vor Allen der Geschichtschreibung in Bezug auf deutsches Mittelalter die sicherste Grundlage gegeben.“

gelesen, dem Herausgeber von Herzen zugethan und ergriff den ersten besten Anlaß zu persönlicher Bekanntschaft. Tag und Stunde, da sie gemacht, und die Freundschaft geschlossen wurde, blieben ihm so unvergeßlich, daß Böhmer am 9. Mai 1856 von Frankfurt aus seinen Kopp erinnern konnte: „Am 29. Juni 1837 besuchte ich Sie zuerst!" Beide waren nicht bloß durch ihr Gelehrtenziel, sondern eben so sehr durch ihr innerstes Wesen zur intimsten Freundschaft berufen. Böhmer wurde für Kopp das alter ego; die Beweise gibt ihr Briefwechsel.

Am 4. October 1837 empfing Kopp den ersten, am 6. April 1863, Mittags den letzten, in Allem den neun und neunzigsten Brief von Böhmer. Alle blieben sorgfältig in ihren Enveloppen aufbewahrt. — Auf diesen hat er fleißig die Empfangszeit und Datum der Antwort angemerkt. Auf dem letzten Schreiben fügte der Empfänger, man sieht es, mit zitternder Hand, bei: „Böhmers letzter Brief an mich; er, geboren am 22. April 1795, starb am 22. Weinmonat 1863, Nachmittags 3½ Uhr."

Ueber den ausgedehnten Briefwechsel, den Böhmer unterhalten hat, wurde aus Autopsie behauptet[1]: „Diese Correspondenz, einst gedruckt, dürfte wohl von allen Briefsammlungen unseres Jahrhunderts an wissenschaftlichem Gehalt die bedeutendste, interessanteste und gewinnreichste sein. Gerne zeigte Böhmer seinen Freunden die Correspondenz mit Freiherrn von Stein, dessen Briefe er in zwei Bänden gesammelt hatte und von allen am höchsten schätzte. Er stand mit allen hervorragenden Forschern und Geschichtschreibern der ältern wie der jüngern Generation in lebendigstem brieflichen Verkehr, leitete die Arbeiten vieler von seiner Studierstube aus, ertheilte die nützlichsten Rathschläge, ermunterte, regte an und corrigirte. Auch verwendete Böhmer sehr großen Fleiß auf die Briefe, die er schrieb, daher sie stets eine so nachhaltige Wirkung hervorbrachten. Was durch Briefe angeregt worden, hat der persönliche Verkehr und die mündliche Besprechung häufig noch mehr geklärt und der Reife näher gebracht. — So wirkte B. mächtig auf seine Zeit, hatte zahlreiche Schüler, ohne von einem Katheder herab zu donnern und

[1]) Augsburger Postzeitung, Beilage Nr. 84. 1863.

bildete eine Schule, deren Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der Forschungsmethode die Männer vom Fach kennen. Die Herausgabe der Böhmer'schen Correspondenz wird aus diesen Gründen ein großer Gewinn für die historische Wissenschaft sein."

Diese Aeußerung findet man bei Durchgehung der Briefe an Kopp vollkommen bestätigt und erst da zeigt sich recht, wie innig Böhmer und Kopp sich zugethan waren, wie hoch der eine dem andern stand. Böhmer wußte wohl, mit welcher Beschränkung an literarischen und pecuniären Subsidien Kopp seine weitreichenden Arbeiten durchzuführen hatte, aber, ein ächter Edelmann, wollte er die Aushilfe nur in zartester Form, nicht als Gnade, sondern als Pflicht erscheinen lassen. Schon der erste Brief schloß mit einer Aufforderung dazu, wie mit der keineswegs blos formellen Bitte, des Fernern ihm ein freundschaftliches Andenken zu bewahren und Kopp hatte bereits in seiner ersten Antwort für empfangene Hilfsmittel zu danken. [1])

Diese Herzlichkeit wuchs mit den Jahren. Im Briefe vom 19. Juni 1844 setzt Böhmer eine Ansicht auseinander und bemerkt dazu: „Ich möchte Ihnen dieß mündlich sagen können und dabei Ihre Miene beobachten oder doch schriftlich ein Ja oder Nein, so viel als ein Lächeln oder Beifallnicken oder Achselzucken ist, erhalten. — Einmal nannte er Kopp seinen „Doppelgänger", für den zu arbeiten „Freude und Lohn" sei. „Bei meiner Arbeit" — die eigentlich mein Leben ist, sind Sie mir immer gegenwärtig. Ich denke oft, daß Ihnen dieß oder jenes Freude machen möge. Ich danke der Vorsehung dafür, daß dies neue Material zunächst im Sinne der Kirche, des Rechts, der Wahrheit wird benützt werden." Wurde Kopp einmal ein wenig schweigsam, so ruft der Freund in Frankfurt — wie am 12 October 1848 — „nun ich bettle um eine kleine Nachricht von Ihnen, wenn es auch nur ein Paar Zeilen sein sollten, so bin ich befriedigt und erfreut!"

Böhmer beobachtete so oft, daß selbst Männer, deren eigener wissenschaftlicher Vortheil es gewesen wäre, die Regesten und

---

[1]) Beilage 25.

Fontes gehörig auszubeuten, sie kaum oder auch nur sehr oberflächlich anschauten. Um so höher rechnete er es an, wenn Kopp ohne Unterbruch sein recht aufmerksamer Leser blieb und freimüthige Kritik übte. „Sie sehen“, schreibt er am 4. August 1844, „daß Ihre Theilnahme an meiner langen Arbeit mir nicht blos die gewichtigste in jeder Hinsicht, sondern in der That (meinen Freund Hennes in Mainz abgerechnet) auch die einzige ist, die mir bisher geworden. Und Theilnahme gedachte ich gerade durch meine Behandlungsweise der Sache zu erregen. Aber doch schlägt wohl noch ein Herz, wenn auch mir unbekannt, dem meine Arbeit dereinst fester Haltpunkt wird zum Weiterbauen. Also voran! — Sehr froh bin ich, daß Sie mit meiner Darstellung Albrechts (jedenfalls eine Tochter der Ihrigen) zufrieden sind. Am Tadel der Andern soll mir durchaus nichts liegen. Aber ich besorge nicht einmal solchen Tadel. Offenbar ist in den guten Geistern eine rückläufige Bewegung eingetreten. Die ghibellinische Ansicht ist — wenigstens in ihrer politischen Seite — im Zunehmen. Deutlicher gesagt, diejenige, welche für die Macht der Krone und die Einheit der Nation sich ausspricht. Wer vermag es zu ermessen, wie weit hier einst die wichtige Ansicht der Geschichte auf die Gestaltung der Gegenwart rückwirkend werden kann?“

In Bearbeitung und Herausgabe seines gelehrten Materials nahm Böhmer offenbar auf seinen Freund besondere Rücksicht und wählte heraus, was diesem am dienstlichsten sein könnte. Kopp fühlte diesen großen und zarten Dienst der Freundschaft, wenn auch Böhmer darüber schwieg und führte schon deshalb mit wahrer Herzenswonne genaueste Rechnung über Alles, was dem Freunde gehörte. „Mich freut es immer, — sagt er ihm, [1]) — wenn ich Sie in meinem Buche anführen und mich auf Sie berufen kann. So habe ich auf S. 146 Anm. 3 Ihre Berichtigung angeführt und auch auf S. 611 Anm. 5 Ihnen die Ehre gegeben, obwohl ich dieselbe Entdeckung nothwendig auch machen mußte. Da ich Ihre Arbeiten als Quellenwerke betrachte, wie ich die meinigen ebenfalls als solche angesehen wissen möchte, so halte ich dafür, es sollte jeder nur einigermaßen erhebliche

[1]) An Böhmer; 5. Herbstmonat 1847.

Fehler bei uns verbessert werden; was ich daher an Ihnen thue, das wünsche ich, daß es mir auch von Ihnen oder auch von andern im wohlwollenden Sinne gethan werde." Nach neun Jahren wiederholte Kopp,[1]) beim Empfang des Wedekind'schen Preises — seinen Dank. „Daß ich Ihre Werke fürder wie bisher benützen werde, versteht sich von selbst. Denn in hundert Fällen, worauf wollte ich abstellen, wenn ich nicht an Ihrer Seite gienge? und wie könnte es je anders sein, als daß ich mit Dankbarkeit Ihrer gedenke, ohne den mein eigenes Forschen sehr lückenhaft geblieben wäre? Und ist es nicht derselbe Kitt, der uns verband, die Erforschung der Wahrheit? hätte ich keine einzige der Eigenschaften, die dem Historiker nothwendig sind, eine mindestens ist von meinem Vater auf mich übergegangen, die, nicht zu lügen; an dieser Wahrheitsliebe hielt ich mich bei allen Verunglimpfungen stets aufrecht, aber auch als Warnung vor Eigenliebe."

In solch' treue Gesinnung gehörte nothwendig freimüthiges Hinweisen auf die Verstöße und darauf hielten sie jeder; aber liebe unschuldige Eigenheiten ließ sich keiner vom andern ausreden, davon wurde dann im Scherz und Ernst verhandelt.[2]) Kopp brauchte beinah' nur die deutschen Monatsnamen, höchst selten die romanischen, wollte von lateinischen Lettern für deutsche Sachen nichts wissen und ebenso wenig von der Orthographie nach Grimm, er hatte seine eigene Wortstellung und sein Satzgefüge, schrieb, beispielsweise, nur die Mittwoche, vermied ängstlich Fremdwörter und wich überhaupt in Styl und Rechtschreibung nie vom einmal Angenommenen ab. Bei Uebersendung des zweiten Bandes ward Böhmer geneckt:[3]) „Wenn Sie die Beilagen eines Blickes würdigen, so werden Sie beim Jahre 1248 — also vor 600 Jahren weniger 1 — finden, daß wir in den obern Landen (und wie lange nicht vorher?) den Heumonat kannten; können Sie mir einen deutschen Brief von 600 Jahren zeigen, worin July stehet, so will ich diesen ausländischen Namen fürderhin

---

[1]) An Böhmer; 9. Brachmonat 1856.

[2]) Vrgl. Beilage 19, cf. oben, S. 128.

[3]) Lucern, 2. Augustmonat 1847.

auch annehmen; bis dahin aber bleib ich bei unserm alemanischen Heumonat." Oder Böhmer muß hören:[1]) „Daß Sie durch Herrn Chmel von dem Fortschreiten meiner Arbeiten (diesen Mißton in der Prosa überlasse ich Ihnen zu verantworten, da Sie ihn zuerst angeschlagen haben) Kunde erhielten, freut mich, wiewohl es mich anderseits schmerzt, daß Herr Chmel mir hierin zuvorgekommen ist." So wurde scherzende Kritik und freundschaftliches Zartgefühl bisweilen in einem Satze laut oder die Correction wurde zum Complimente:[2]) „Da Sie nicht zufrieden sind, wenn man Ihrer stets in Gutem gedenkt, so werden Sie nicht ungehalten werden, wenn in einigen dieser Aufsätze (in den Geschichtsblättern) Ihren Ansichten entgegengetreten wird; es ist nun einmal so, eine historische Schrift ist nicht lesbar, wenn man sich nicht darin für oder gegen Sie ausspricht." Und gleich darauf: „Sie mögen beurtheilen, ob Reichsgeschichte IV, 2, 405 f. die Anmerkung 3 richtig ist." Böhmern ward hier ein Versehen nachgewiesen. Ein andermal:[3]) „Sie mögen beurtheilen, ob, ungeachtet der Indiction, die Urkunde[4]) mit Ihren Reg. 78 und 80 in's Jahr 1225 gehört. Mir fällt auf, daß auf dem Majestätssiegel die Worte **Et Dux Suevie** fehlen, dagegen an der Urkunde Reg. 371, wo das Jahr 1235 nur durch **Indict. VIII** zu bestimmen ist, wieder vorhanden sind. Gibt es denn kein bestimmtes Jahr für Heinrichs Siegel? und gebraucht er sein **Et Dux Suevie** heute und morgen wieder nicht. Es dünkt mich dieses unzulässig."

Um seine Schriften und Bücher ihm zur freiesten Benützung vorzulegen, machte Böhmer in gewinnendster Form seinen Freund nach Frankfurt kommen und jedem Ausbleiben, gar am Germanistencongreß, folgte Bedauern: „Die Generalversammlung ist vorüber. Vorgestern Abends ist Pertz, einer der letzten, abgereiset. Es ist alles trefflich gegangen. Was Sie versäumt haben, können Sie nie wieder gewinnen. Ich will dessen zu meiner Lehre gedenken, wenn mich,

[1]) Lucern, 14. Augustmonat 1838.

[2]) Am 31. Augustmonat 1856.

[3]) Lucern, am 19. Weinmonat 1848.

[4]) **Datum Ulme anno dm. MCCXXV. XIII kal. Febr. Ind. XII.** In Bern.

wie oft geschieht, Kleinmuth beschleicht. Warum doch schrieben Sie so spät mir ab, daß ich nicht mehr remonstriren konnte? Ich hatte doch ehrlich genug Sie eingeladen. Herr Obrist Wurstemberger hat Zimmer und Bett gesehen, welche für Sie bestimmt waren; hat von den Trauben meines Gartens gekostet, die Ihnen aufbehalten waren; lassen Sie von ihm sich sagen, ob Sie übel aufgehoben gewesen wären, daß es eben so sehr Sie gereue, als wir Sie schmerzlich vermißten. Sie wären durchaus nur unter den Ersten und Besten gewesen: im großen Kreis der Versammlung, wie am stillen Herd meines Hauses. Den noch wenig gesehenen Schweizer-Geschichtsforscher würde man mit Theilnahme aufgesucht haben, wie kaum einen andern."

Wie ehedem Müller mit seinen Freunden auf Gleim's Geburtstag sinnig den Gedanken durchführte: [1]) „Die Liebe sieht den Tag und huldigt ihm und schweigt", so suchte Böhmer, ohne die Veranlassung ausdrücklich zu erwähnen, es einzurichten, daß Kopp auf Neujahr oder den Geburtstag einen Brief, eine Sendung erhielt. Der Empfänger fühlte aber die Aufmerksamkeit heraus: „Ihr Schreiben vom 28. Christmonat 1845 ist mir gerade am Neujahrstag zugekommen, daran erkenne ich Sie, Sie hatten das so berechnet, um mir unerwartet eine Freude zu machen." [2]) Doch geschah es auch, daß Böhmer ausdrücklich zum Geburtsfest beglückwünschte. [3])

Böhmers Freundschaft war für Kopp ein unschätzbares Glück. Die Harmonie, welche zwischen ihnen herrschte, wäre nur schwach in den Worten ausgedrückt:

Scilicet ingeniis aliqua est concordia junctis;

man kann ihre Entwicklung verfolgen, ohne durch Wahrnehmung überspannter Gefühle angewidert zu werden, wie bei gewissen Stellen in Müllers Briefen an Bonstetten, und Böhmer, scheint uns, war für Kopp doch mehr, als für Müller sein Bonstetten gewesen. Man sieht fast in jedem Briefe, wie er darauf sann, Kopp irgend einen neuen Dienst zu erweisen, ihm irgendwie nützlich zu werden, ja bisweilen ist er gar nicht zufrieden,

---

[1]) Joh. Müller, Sämmtl. W. XIV, 172.

[2]) An Böhmer; 17. März 1846.

[3]) An Kopp; 26. April 1860.

daß er nicht mehr thun kann und fordert auf, doch ohne Rückhalt das Fehlende zu nennen. „Es wäre doch gar Schade, wenn Ihrem großen Werke, nachdem so viele Zeit und Mühe daran gewendet worden, etwas an den Quellen fehlte. Gar gern möchte ich Ihnen alles schicken, was Ihnen noch fehlt. Ich hätte schon diesmal den Gottfried von Ensmingen beigelegt, wenn sein Format sich mit dem des Päckchens gut vereinigte und wenn ich nicht dächte, daß Sie vielleicht auch noch etwas weiteres zu erhalten wünschten. Verfügen Sie doch über Alles, was mir zu Gebote steht.

„Ueberhaupt wäre es mir angenehm, wenn Sie mir die wichtigern ältern Werke nennen wollten, welche Sie auf der dortigen Bibliothek vermissen (ich meine mich Gudens Sylloge und Ludewig **Reliquiæ** zu errinnern). Manchmal habe ich Gelegenheit, dergleichen billig zu kaufen und würde mir dann ein Vergnügen daraus machen, solche der dortigen Bibliothek zum Geschenke anzubieten." [1]) Wir werden noch größere Wohlthaten zu nennen haben.

Nun, wie diese Freundschaft durch das Urkundenbändchen veranlaßt worden, so schien auch Böhmer in dem Maaß als jene wuchs, das Büchlein noch lieber zu gewinnen und kam wiederholt in den Briefen darauf zurück, wie am 25. August 1850, wo er behauptet, die eidgenössischen Urkunden würden „immer ein klassisches Büchlein bleiben, das auch innerlich wohlgeordnet und schön gedruckt ist." In der Vorrede zu den „Reichsregesten" bekannte Böhmer, er habe aus Gmeiners „Berichtigungen zum deutschen Staatsrecht" und aus Kopps Erläuterungen mehr gelernt, als aus vielen andern Büchern über deutsche Geschichte zusammen.

Er machte seinen Freund auf die in Deutschland erschienenen Recensionen der Urkunden aufmerksam und indignirte sich, wenn er Unbilligkeiten fand, wie bei Hormayr,[2]) worauf allemal Kopp nach seiner Weise kaltblütig erwiederte und nur dann etwas wärmer wurde, wenn man seine Redlichkeit anzutasten schien. „Was nun

---

[1]) An Kopp; 25. November 1844.

[2]) Anonym in Brockhaus Blätter für literar. Unterhaltung. März 1837.

Hormayr's sogenannte Kritik betrifft, so ist es recht spassig anzusehen, wie eines und dasselbe von zwei Beurtheilern (mehr nämlich kenne ich nicht aus Deutschland), den einen (Leo) über Gebühr zur Anerkennung bestimmen, den andern, (Hormayr) in wilden Zorn jagen kann; alsdann kommt mir beinahe vor, als habe der Freiherr noch einen Zahn auf Oesterreich und darum muß Lichnowsky (und warum nicht auch ich?) herhalten. Was den Fürsten betrifft, so mag er seine Sache ausfechten; ich habe ihm mündlich in Wien und schriftlich von hier aus Einwendungen gegen „Hörige" gemacht und offenbar kennt er die Zustände der obern Lande allzuwenig. Aber Hormayr kennt sie ebenfalls nicht; das beweiset seine Auslegung oder Ansicht der Briefe 1231 und 1240, das beweiset sein ganzer Aufsatz. Doch schon zu viel hierüber, da mein Werk die eigentliche Antikritik sein wird und muß; auch wäre es voreilig, jetzt schon etwas gegen ihn vorzubringen, da er ja eine „gewissenhaft quellenmäßige Würdigung" verspricht. Sollte diese je erscheinen und (wie nicht zu zweifeln ist) zu Ihrer Kenntniß gelangen, so bitte ich mir einen Wink zukommen zu lassen.

„Nur noch einige Worte über zwei Stellen Hormayrs. Ich mag es wohl leiden, daß er mir hundert und nochmals hundert Ungerechtigkeiten nachweisen kann; Fehlen bringt keine Schande. Aber Hormayr sagt: „„Es ist nicht redlich, wenn (S. 31.) Kopp"" u. s. w. Was wollte ich beweisen? Müller läugnet, daß „„einer der folgenden Herzoge einen Anspruch gemacht"" habe, d. h. auf Schwiz oder auf die Erbschirmvogtei, wie er es nennt. Wenn ich nun die sprechende Stelle (ohne andere zu nennen) aus der Urkunde vom 27. Heumonat 1324 abdrucken ließ, so zeigt dieselbe ja auffallend, daß „„einer der folgenden Herzoge irgend einen Anspruch gemacht"" habe. Quod erat demonstrandum. Mir zumuthen wollen, ich hätte hiebei den ganzen Inhalt der Urkunde anführen sollen, ist so thöricht als unbillig, ja, dächte ich nicht, der Ingrimm hätte den alten Hormayr verblendet, so ließe sich sein Benehmen hiebei als „„unredlich"" gar leicht beweisen: er darf übrigens versichert sein, daß in meiner Geschichte an der fraglichen Urkunde kein Jota zurückbleiben soll, wofern ich es für erheblich betrachte; ob dann aber mein Urtheil mit dem

seinigen zusammentreffen werde, wage ich nicht zu behaupten. Doch daran liegt wenig, wenn nur die Thatsachen unverfälscht vorliegen.

„Eine zweite Probe seiner Gewissenhaftigkeit gibt Hormayr, wenn er mich sagen läßt: „„Die Chroniken müßten aus Urkunden berichtigt werden, aber nicht umgekehrt, die Urkunden aus Chroniken."" Vergleichen Sie dagegen, was ich S. 23 sage. Offenbar sind besonders die Lucerner Chroniken gerügt, deren älteste (1482) über anderthalb Jahrhundert später ist, als die Zeit Albrechts, in welcher Tell gelebt und gehandelt haben soll; ich behauptete daher und behaupte noch, daß das Zeugniß solcher Spätlinge erst dann zu Beweisen zuzulassen sei, wenn es mit den gleichzeitigen Briefen nicht in Widerspruch stehe. Doch genug hierüber! Ich habe auch diese Zeilen nicht niedergeschreiben, um Hormayr zu widerlegen; sondern, wiewohl überzeugt, daß Sie auf S. 23 und 31 nicht das finden, was der Freiherr in seiner Gewissenhaftigkeit darin fand, würde es mir doch unendlich Mühe machen, wenn Sie nur einen Augenblick glauben könnten, daß ich auch nur eine einzige Zeile nicht „„redlich"" geschrieben habe. In dieser Beruhigung wage ich es, um die Fortsetzung Ihrer Freundschaft zu bitten." Auf diese Zeilen vom 7. October 1837 erwiederte Böhmer am 10. August des folgenden Jahres. „Die Methode, welche Heusler in dem gegen Sie gerichteten Aufsatze über Uri befolgt hat, gefiel mir nicht übel. Sein Aufsatz wird wohl eher Ihre Beachtung verdient haben, als das Hormayrsche Geschreibe"; worauf Kopp nach 4 Tagen gestand: „Heuslers Arbeit ist wohl das Beste, was über (für oder gegen) meine Urkunden erschienen ist; doch läßt er mich Manches sagen, was ich nicht sagte und ist auch in Anderm eben nicht fruchtbar. Ich zürne nur, daß er im Eingange mit der seidenen Schnur der Politik dräut. Sie werden nicht erwarten, daß ich ihm antworte; ich brauche meine Zeit um vorzurücken und wer im gereizten Tone begann, dürfte leicht in noch gereizterm fortfahren wollen; und ich finde nicht nöthig, die Leidenschaftlichkeit unserer Zeitungen neuerdings heraufzubeschwören." [1])

---

[1]) Im gleichen Sinne Joh. Müller: „Also werde ich auch keine Kritik widerlegen, sondern alle Augenblicke der Vervollkommnung meiner Kenntnisse und Gemüthskräfte ungestört und ruhig widmen." Sämmtl. W. V, 17.

Ein anderer Gewinn dieser Freundschaft bestand darin, daß man gegenseitig einander neue Freunde in die Arme führte, so einen Oberst L. Wurstemberger, einen F. Ch. v. Stälin. Böhmer sprach seinem Kopp einst tiefen Dank aus, daß er ihm die Bekanntschaft mit dem Geschichtschreiber Peters v. Savoi vermittelt habe.

Auf die Vorzüge der Methode Kopps bezüglich der Urkundeneditionen lenkte zuerst A. Schmeller[1]) in München die Aufmerksamkeit der Gelehrten: „Referent kann nicht umhin, die Methode des schweizerischen Sammlers J. E. Kopp zu empfehlen, der durch senkrecht gestellte, dem Auge ganz unanstößige, sogenannte Gedankenstriche durchweg auch im Abdruck seiner Urkunden die Stelle bezeichnet, wo im Original jede Zeile abbricht. Daß dieser Umstand oft nicht ganz gleichgültig sei, weiß jeder Leser älterer Denkmäler." Die Vorrede zu den „Urkunden" wünschte Schmeller[2]) „für alle unbefangenen Geschichtsfreunde besonders abgedruckt."

Uebrigens erregten die „Urkunden" bei Vielen einzig wegen ihrem Verhältniß zur Tell-Sage Aufsehen und zunächst war es nur diese Episode, welche neue Forschungen und Preisfragen in Heidelberg und Berlin hervorrief. „Der erste Urkundenband hat zu Berlin vieles Aufsehen erregt, wie v. Mülinens Sohn seinem Vater schreibt: dort reitet Professor Ideler sehr eifrig auf der Tellengeschichte." Dieß und anderes vermittelte Wurstemberger.[3]) In Heidelberg stellte 1837 der Ordo Philosophorum die Preisfrage: Quæ de origine fœderis Helvetici, de Gesslerii ac Tellii rebus vulgo traduntur, post Koppium, Idelerumque denuo disquirantur, simulque accuratius, quam ab utroque factum est, disputetur de fide historica fontium, ex quibus ista narratio ad nostra usque tempora fluxit."

Die Frucht war Häusser's bekannte Schrift. Professor Orelli in Zürich lieferte zu diesem Gegenstande damals auch seinen Beitrag und schrieb an Kopp: „Kennen Sie den lächerlichen

---

[1]) Münchner Gelehrte Anzeigen. 1836. Nr. 11.

[2]) A. a. O. Nr. 12.

[3]) An Kopp; Schoßhalde, Sonntag Invocavit Anno Dn. sec. Theut. M.DCCC.XXXVII.

Unfug, welcher mit des Edlen v. Hünenberg (als eines Zeitgenossen) Versen fort und fort getrieben wird? Sie stehen in des Jesuiten **Barzaeus Heroid. Helvet.** und sind also bloß dessen Werke." [1])

Die Tragweite der von Kopp allbereits gewonnenen historischen Resultate hat um diese Zeit am schneidensten ein einfacher Landgeistlicher im Aargau bezeichnet, [2]) da er scherzend schrieb: „Hören Sie doch bald auf in den Archiven herumzustöbern, sonst kommt unser Einer noch ganz um sein Bischen Kenntniß vaterländischer Geschichten. Es ist schon fatal, wenig zu wissen, aber noch weit fataler am Ende sich überzeugen zu müssen, daß auch an jenem Wenigen sehr Weniges wahr ist. So bleibt einem zuletzt rein nichts und wer ist daran Schuld als Sie, böser Mann! mit Ihren Urkunden, die uns Alles über den Haufen werfen. Zum Schluß müssen wir Andern uns mit der Argumentationsweise des Länderbauern, dessen Wanduhr nicht mit der Sonnenuhr lief, behelfen; er sagte: Die Sonne kann „„umebambele wo sie will, mîs Zîtli goht recht."" [3])

Mit seinem Gegner Dr. Heusler trat Kopp indessen bald in freundschaftlichen Briefwechsel. Jener bekannte so frei als edel: [4]) „Was den politischen Theil anbetrifft, so will ich offen gestehen, daß mir seither selbst der Ton derselben etwas rauh und herb erschienen ist, er wurde es wohl in diesem Grade, weil ich damals durch Ihre sehr harten Urtheile über Tschudi und J. Müller etwas gereizt war. Daß ich Sie in Lucern vorigen Sommer nicht gleich anfangs besuchte, hat seinen Grund einzig darin, weil ich aus Zürcher Anzeigen schließen zu sollen glaubte, daß Sie meinen Aufsatz über die Gebühr übel aufgenommen und daher erst eine passende Gelegenheit abwarten wollte, um mir die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu verschaffen. Der Strudel von Geschäften gestattete mir später dieses nicht und erst gegen Ende des Sommers erfuhr ich durch Herrn Schneller, daß Sie mir hierin zuvorgekommen seien. Am vorletzten Tage meines

[1]) An Kopp; Zürich, 6. Dec. 1841.
[2]) Pfarrer Beutler von Sarmenstorf an Kopp; 1. August 1835.
[3]) Sonne hin, Sonne her, meine Uhr geht recht.
[4]) An Kopp; Basel, 16. Mai 1839.

Aufenthalts in Lucern wollte ich mir noch die Ehre geben, Sie zu besuchen, traf Sie aber zu meinem Leidwesen nicht an. Seit Ihrem Briefe aber bin ich völlig wieder froh, Sie nicht angetroffen zu haben, denn ich kann Sie versichern, Sie hätten sich vollkommen getäuscht. Ich darf mich nicht zu den Geschichtforschern zählen und wäre nicht befugt, einem Manne wie Sie sind, durch alle schwierigen und verwickelten Untersuchungen hindurch zu folgen, ich betrachte mich nur als Dilettanten, der bloß eine Seite der Geschichte, die des öffentlichen Rechts in seinen Mußestunden betrachtet und einzelne kleine Partieen derselben auch sich etwas genauer ansieht und so wurde ich auch zu meinen Untersuchungen über Uri geführt. Ich studire die Rechtsverhältnisse und mache mir um die Tellensage keine grauen Haare. Ihre Verdienste um die Geschichtforschung bin ich weit entfert zu verkennen, obschon ich vor der Hand, bis Ihr Werk wird erschienen sein, ihnen bloß einen negativen Werth beilegen kann. Sie haben Alles ungewiß gemacht; ob es Ihnen gelingen werde aufzuhellen, wird die Zukunft lehren. — Aber bliebe es auch bei dem Bisherigen und würde uns Ihre zusammenhängende Darstellung kein größeres Licht bringen, immerhin müßte die Zukunft von Ihnen melden: Professor Kopp hat durch seine kühne Kritik das ganze Gebäude der frühern Schweizergeschichte erschüttert und dadurch den Anstoß zu neuen Forschungen gegeben, wodurch dieselbe auf solidere Grundlagen gestellt worden ist."

Nach ein paar Monaten begleitete Kopp ein Exemplar der „Abschiede" mit einigen Zeilen an Heusler, welcher sehr erfreut war aus jener Zusendung auch zu entnehmen, daß von Seite Kopps keine Empfindlichkeit" gegen ihn mehr vorherrsche.[1]) Bald darauf ließ Heusler im Schweizerischen Museum „die Rechtsfrage zwischen Schwyz und Habsburg, Beitrag zu deren urkundlichen Beleuchtung" erscheinen, wo im Allgemeinen der frühere Standpunkt gegen Kopp festgehalten wird; die freundschaftlichen Beziehungen beider Ehrenmänner litten nicht darunter, vielmehr wurden sie bald bei persönlichem Begegnen in Baden noch fester.

---

[1]) Heusler an Kopp, 4. Nov. 1839.

In einem Briefe an einen dritten Freund erzählt Kopp,[1]) was er auf Heuslers „Rechtsfrage" geantwortet habe: „In meiner Antwort, die jedoch keine Entgegnung sein sollte, habe ich ihm gleichwohl nicht verhehlt, daß ich sein „„Schwiz"" für schwächer halte, als sein „„Uri"" und machte ihn zugleich auf einzelne Schwächen seiner Argumentation aufmerksam. Da Sie Heuslers Ansichten der Hauptsache nach anzunehmen scheinen, so möchte ich mich allerdings gern mündlich mit Ihnen herumzanken. — Auch in Ihrem letzten Schreiben — lassen Sie mich aufrichtig sein — habe ich die sonst gewohnte Gründlichkeit vermißt und mir ist keineswegs klar geworden, was Sie den eigentlich meinen; ja es schien mir, Sie seien sich selbst nicht ganz klar. Vor allem ist mir der Ausdruck „„Patrimonial-Oberherrschaft"" unverständlich, und ich glaube nicht, daß derselbe zu Bezeichnung der damaligen Zustände passend gewählt sei. Sie sagen, daß ich mit der „„Landgrafschaft"" auch die „„Landesherrlichkeit"" verknüpft habe; das habe ich meines Wissens nirgends ausgesprochen, wiewohl ich weiß, daß die Eidgenossen die Landgrafschaft in diesem Umfange angenommen haben. Vergleichen Sie den Thurgau seit 1460. Dann sagen Sie: „„überdieß bestand das ganze Wesen der Landgrafschaften in bloßer Uebung des königlichen Blutbannes in des Reiches Namen, ohne einige Landeshoheit oder Patrimonial-Herrschaft."" So etwas zu äußern, ist mir nicht von ferne eingefallen und ich weiß nicht, wie Sie die drei in diesem Satze genannten Dinge zusammenstellen können. Also nur der Blutbann wäre des Landgrafen? nicht auch das Mannschaftsrecht? nicht auch die Acht? nicht auch die Verjährung? nicht auch die Handhabung und Aufrechthaltung des Eigenthums und überhaupt alles dessen, was der Landfrieden zu leisten hatte? Wollen Sie Beweise? deren kann ich Ihnen zur Genüge geben, aber vor der Hand werden Sie schon bei Lüthy mehr finden, als Sie nur brauchen.

„Bei dem ganzen Streite sind drei Dinge wohl zu unterscheiden: 1. Twing und Bann, 2. Die Vogtei und 3. Die Grafschaftsrechte oder Landgrafschaft. Es ist mir augenblicklich nicht

[1]) Am 1. Jänner 1841.

in Erinnerung, ob Herr Heusler in seinem Uri diese drei Zustände gesondert habe; offenbar aber ist es in seiner Rechtsfrage von ihm nicht geschehen. Wer hat in Uri, wer in Schwiz und wer in Unterwalden Twing und Bann? oder das Eigenthum? Die Antwort auf diese Frage kann ich ruhig abwarten und zusehen, was für Beweise man vorbringen und welche Forderungen daraus ziehen will. Nur Eines sei mir erlaubt zu bemerken. Sie haben bewiesen, daß Sie über **Collaturen** viel Gründlicheres erforscht haben, als Herr Heusler in seiner Rechtsfrage. Wie kommt es, daß in Schwiz die Collaturen an Habsburg (oder an Einsiedeln) gehören? und erst im 15. Jahrhundert beim Reiche sich befinden?

„Wenn in Uri die Vogtei an das Reich gehört, ist darum schon bewiesen, daß die Vogtei über Schwiz und Unterwalden ebenfalls an das Reich gehören? Die Gründe hiefür will ich gern abwarten. Sie glauben, „„alle drei Länder unterlagen keiner Landgrafschaft, sondern höchstens amovibeln Reichsrichtern;““ Sie scheinen also die Vogtei, die an's Reich gehörte, der Landgrafschaft gleich zu setzen? Eine größere Bekanntschaft mit den Reichsurkunden wird Sie eines andern belehren. Aber auch zugegeben, daß der advocatus provincialis in einer bestimmten Zeit an die Stelle des comes provincialis trat: so bitte ich, bezeichnen Sie den Zeitpunkt, wo dieser Zustand für die drei Länder eingetreten ist. Und wie heißen denn diese Reichsrichter mit Namen; nennen Sie dieselben und bezeichnen Sie deren Aufeinanderfolge.

„In Bezug auf die Landgrafschaft hat, meines Wissens, Herr Heusler die Urkunde, 11. Augustmonat 1275 (siehe meine Urkunden S. 10), nach welcher der Freie Markward v. Wolhusen als Landrichter in Aargau und Zürichgau zu Altdorf ist, keineswegs gewürdigt. Wie wollen Sie dieselbe beseitigen? — Die Urkunden 30. Jänner 1282 und 30. März 1293 (siehe Urkunden S. 26 und 42) beweisen, daß Lucern unter dem Landrichter stand und die Landtage besuchen mußte. Mit Lucern kamen auch Stans, Alpenach und Gisewile an Oesterreich und zwar mit ganz gleichen Hofrechten: wie, Sie wollten nunmehr Unterwalden von dem Landgerichte freisprechen? Ja, wenn ich irgend etwas von Geschichte verstehe, so kann die Urkunde, 3. Brachmonat, 1309

(siehe Urkunden S. 103) gar nicht gehörig ausgelegt werden, wenn sie nicht von den Grafschaftsgerichten verstanden wird; denn der Lucelnburger ging doch nicht so weit, daß er den Herzogen von Oesterreich ihr Eigenthum in den Ländern abgesprochen hätte; ja selbst Ludwig mußte, **nebstdem** daß er ihre Höfe an das Reich zog, den drei Ländern noch insbesondere verbieten, vor Herzog Leopold oder dessen Richtern sich in's Recht zu stellen. Was sind das wohl für Gerichte? (s. Tschudi I. 300 b. **„adhuc volumus, ut — debeat stare Juri."**) — Wenn dann die drei Länder am 7. Weinmonat 1323 (s. Urkunden S. 137) dem Könige Ludwig als Beding ihrer Huldigung zumuthen dürfen, nicht an einen Landtag gezogen zu werden; wie, folgt wohl daraus, daß sie vorher die Landtage nicht besuchen mußten? oder folgt nicht vielmehr das Gegentheil? Auch Lucern, noch vor dem Bunde 1332 verbietet den Besuch der Landtage, und verbietet noch mehr: wie, folgt wohl daraus, daß die Bürger der Stadt vorher nicht an's Landgericht gehörten?

„Diese Andeutungen wünsche ich von Ihnen widerlegt zu sehen, und je stärker Sie und je schlagender es thun können, desto besser und mir lieber wird es sein. Wenn Sie dann einen Krieg der drei Reichsländer, um sie mit Ihnen so zu nennen, und des Hauses Oesterreich „„lediglich als das Ergebniß der Anerkennung Königs Ludwig"" durch die erstern betrachtet wissen wollen, so werden Sie leicht selbst finden, daß diese Annahme eher die Schwierigkeiten vermehrt, als vermindert. Mit Friedrichs Tode müßte ja dann aller Streit ein Ende genommen haben; aber Oesterreich, obwohl von der Reichskrone verdrängt, hörte nie auf zu behaupten, daß die Schwizer ungehorsame Unterthanen seien."

Man hört ihm in solchen Erörterungen gerne zu.

V.

Nach seiner Wienerreise wollte Kopp unaufhaltsam seine Ideale verwirklichen, aber es gab so manche Zögerung, ja selbst eine gefährliche Verlockung trat dem Hauptziele in den Weg.

Am 6. Juni 1836 eröffnete Antistes Friedrich Hurter in Schaffhausen an Kopp den Antrag für die bei Perthes erscheinende Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Ukert die Bearbeitung der Schweizergeschichte zu übernehmen. Die Verleger hatten früher ihr Augenmerk schon auf Jemanden geworfen, der aber hernach „jämmerlich umschlug", so daß der Gedanke völlig aufgegeben wurde. Die Bedenken, welche Kopp darüber hegte, suchte Hurter zu zerstreuen. „Stände ich," beginnt er am am 20. Juni 1836, „an der Spitze des Unternehmens, so würden mir gerade diese Bedenklichkeiten eine vollgültige Bürgschaft sein, in Ihnen den rechten Mann gefunden zu haben. Wessen Finger, gleich den Saugrüsseln der Insecten, alles angreifen, was ihnen in den Weg kommt, von dem erwarte ich nie viel; Sie haben gerade denjenigen genannt, der nichts verschont, worauf er etwa treffen mag und allfällige Lobpreisungen seiner Producte zeigen nur, mit welcher Kost das Publikum sich begnügt. Wo hingegen bei ernstem, wenn gleich langsam zu Resultaten führendem Forschen und einer uns Andern einleuchtenden Tüchtigkeit, eigener Zweifel und Scheu, mit etwas aufzutreten vorwaltet, in Besorgniß etwa aus der Hand zu geben, woran das Mögliche noch nicht gethan sei, von da läßt sich mit Zuversicht Befriedigendes erwarten. Die christliche und die historiographische Gewissenhaftigkeit scheinen mir nahe verwandt zu sein. Wer sich eine große Tugendhaftigkeit zutraut, der ist weit entfernt von der ächten Gottseligkeit und wer meint, sich jeden Stoffes bemeistern zu können, der wird nie irgend Eines wahrhaft Meister werden. Indeß führt gerade diese heilige Scheu dahin, wenn nicht sich selbst,

doch andere und zwar solche, die man für urtheilsbefähigt halten darf, zu befriedigen. Dieß wird gewiß bei Ihnen der Fall sein."

Um seiner Ermunterung noch mehr Gewicht zu geben, unterläßt Hurter nicht, über den Verleger sich zu äußern: „Wie ich Herrn Perthes kenne, so ist er ein Buchhändler, der sein Geschäft aus dem höhern Standpunkt seiner Verbindung mit der Förderung der Wissenschaft betrachtet. Diesen, glaube ich, läßt er über dem bloß commerciellen und lucrativen Theil nie aus dem Auge." Im Juli darauf erhielt Kopp einen Besuch von Andreas Perthes, wo man sich näher erklären konnte und am 22. desselben Monats erfolgte von Friedrich Perthes aus Hamburg das Anerbieten: Die Schweizergeschichte dürfe in zwei Bänden von je 30—40 Druckbogen ausgearbeitet werden; der erste Band habe in drei Jahren zu erscheinen. Das Honorar sei 15 preußische Thaler für den gedruckten Bogen, dazu werden 12 Freiexemplare der Abtheilung und 1 Exemplar des ganzen Werkes verabfolgt. Die Thatsachen, „so wie sie bis zu dieser Stunde kritisch erforscht sein mögen," wünschte man „in klarer, einfacher, natürlicher Erzählung, aus welcher die Resultate sich von selbst ergeben, obwohl freilich hier die Farbe der Ansichten und Ueberzeugungen des Historikers etwas hervortreten wird."

Das ist es, was wir eine Verlockung genannt haben; aber Kopp hatte die Kraft, dem einen Ziele zu Lieb und in weiser Berechnung des Maaßes, den Antrag aus dem Sinne zu schlagen. Er hatte ja für die „Schweizerbünde" Arbeit vollauf und wie viel Unvorgesehenes will mit in den Anschlag gebracht sein.

Vor Allem mußten nun die Archive von Colmar und Straßburg ausgebeutet werden, noch im Herbste 1836. Friedrich von Laßberg, damals in Interlaken, versah mit Empfehlungen an Schweighäuser. [1]) Wornach Kopp bis jetzt vergeblich geforscht hatte, war das Original oder ein vollständiges Exemplar vom österreichischen Urbar. Er hatte Wind bekommen, daß ein Theil davon in Bern liege und scherzt deshalb an St. Mathiastag 1837 mit Wurstemberger: „Den österreichischen Urbar haben Sie die Gefälligkeit mir lebend oder todt zu liefern." Endlich

1) Beilage 26.

kam Chmel der Sache auf die Spur. „Vor einigen Tagen erhielt ich vom Archivar Chmel aus Wien als Antwort auf einen Brief die Anzeige, daß er eine Entdeckung gemacht habe; es ist diese ein Theil des sogenannten österreichischen Urbars, welches Ding er jedoch nicht zu kennen scheint; die Auszüge, die er daraus mittheilt, treffen vollkommen ein." Um diese Zeit ermunterte Kopp seinen Schüler und Freund Professor Aebi, damals in Aarau, zu historischen Studien. Dieser dachte anfänglich daran, den Bund Berns vom Jahre 1353 historisch zu bearbeiten, kam jedoch wieder davon ab und Kopp nannte ihm andere Themate. Einige Frist darauf erschienen von jenem im Programm der Aargauischen Cantonsschule die „Bruchstücke aus dem österreichischen Urbar", hernach „Königin Agnes."

Ein anderes Hinausschieben wurde veranlaßt durch die Herausgabe der Chronik des Lucerners Melchior Ruß, wofür, besonders für den zweiten Theil, Kopp mannigfach in Anspruch genommen wurde. Eine Anregung zur Herausgabe vaterländischer Chroniken durch Gesellschaften hatte er schon 1826 gemacht und Einiges aus Ruß veröffentlicht.[1]) In der Correspondenz mit L. Wurstemberger vom Jahre 1837 ist davon viel die Rede. Im Frühling 1838 war Ruß gedruckt, damals vielleicht die beste Edition eines Chronisten.

Zudem mehrten sich jetzt die verschiedenen Anfragen von Fachgenossen über historische Zweifel. Unter diesen war Vuillemain, „der Enkel von Franz Willimann," dem er bereit ist zu dienen — „hanc veniam petimusque damusque vicissim. Man muß einander behülflich sein." Auch Hisely, damals Gymnasiums-Director in Biel, war darunter. Im Juli 1837 richtete derselbe „ein gar freundliches Briefchen an Kopp, „worin er seine bisherigen schriftstellerischen Leistungen[2]) aufzählte und weitere ankündigte, auch von seiner in die Waldstätte angetretenen, aber verhinderten Reise sprach." Hisely wünschte zumal über den Tell Mittheilungen; aber Kopp mußte auf sein künftiges Werk verweisen, wiewohl

---

[1]) Zuger-Zeitung Nr. 41.

[2]) Vrgl. Huber, Waldstätte, S. 12 ff.

ihn diese Episode weniger beschäftige, als die eigentliche Geschichte. Nach zehnjährigem, mühsamen Forschen und Sammeln könne er endlich an die Ausarbeitung schreiten. Jetzt würde ihm die Lösung der vorgelegten Frage Monate wegnehmen, Hisely möge darum sich gedulden. [1]) Wurstemberger empfahl hierauf den Mann bei Kopp, welcher am St. Verenentag 1837 entgegnete: „Es ist mir lieb, daß Sie Herrn Hisely von Biel ein so gutes Zeugniß ausgestellt haben." Dieser Gelehrte wurde in der Folge einer der aufrichtigsten Verehrer und Freunde Kopps.

Ebendamals sollte er dem Grafen von Bombelles Aufschluß über alte Burgen der Schweiz verschaffen.

Noch größern Unterbruch in der Darstellung der Geschichte der eidgenössischen Bünde verursachten die eidgenössischen Abschiede. Darüber wurde, Sonntag vor Valentini 1838, L. Wurstemberger um Rath gefragt: „Ich komme nun auf mein Geheimniß, wozu ich Ihres Rathes bedarf. Herr Canzler Amrhyn hat sich vom eidgenössischen Staatsrathe ermächtigen lassen, eine Probe eines Gesammt-Repertoriums der Abschiede zu bearbeiten, um sie zu leichterem Verständniß der Tagsatzung 1839 im Drucke vorzulegen. Vorher hatte er sich meiner Bereitwilligkeit versichert, die Bearbeitung zu übernehmen; und wirklich seit dem ersten dieses Monats benütze ich freie Augenblicke, stets jedoch nach meiner Geschichte, um etwas zu Tage zu fördern. In der Hauptsache der Ausführung ist der Herr Canzler, an welchen lediglich ich mich zu halten habe, mit mir einverstanden; auch ist er der Ansicht, wichtige Urkunden als Beilagen zu geben. Ueber das Einzelne jedoch erwartet er erst meine Vorschläge. Die Form wird sein, wie die der Regesten von Böhmer und Chmel. — Da die eigentlichen Abschiedsammlungen erst um 1411—1416 beginnen, so müssen meines Erachtens die Ergebnisse der frühern „Tage der Eidgenossen" hauptsächlich aus den Urkunden der verschiedenen Archive und aus den Rathsbüchern entnommen werden; zu dem Ende durchgehe ich bereits unsere Rathsbücher bis etwa 1440, da es ja nur auf ein Specimen abgesehen ist; nachher werde ich die Urkunden selbst nach meinen Sammlungen und

[1]) An Hisely, 31. Heumonat 1837.

nach den hiesigen Registern durchsehen. Dasselbe wird vorzüglich auch in Zürich und Bern geschehen müssen. Schon habe ich einen kleinen Fund gemacht. Auf einen nach Schwiz angesetzten Tag (23. Wintermonat 1411), an welchem Appencell eidg. Burg- und Landrecht erhielt, wird von Lucern gebracht **mentio ex parte Solodorensium qui supplicauerunt ut reciperentur in nostram ligam.** Ich hoffe, besonders in Zürich manches Wissenswerthe aufzufinden. Herr Canzler wird persönlich in Zürich und Bern Vorkehrungen treffen, daß ich Einsicht erhalte der Abschiede, der Rathsbücher und, wo es nothwendig wird, der Urkunden. Meine Herbstferien werden mir Zeit geben, beide Orte zu besuchen; also auch die Hoffnung, Sie längere Zeit zu sehen."

Der ausgezeichnete Versuch, die „Amtliche Sammlung der ältern, eidgenössischen Abschiede (1291—1420), mit den ewigen Bünden, den Friedbriefen und andern Hauptverträgen als Beilagen" ging wirklich 1839 im August zu Lucern aus der Meyer'schen Buchdruckerei in trefflicher Ausstattung hervor, aber Kopp war vom vielen Arbeiten erschöpft. „Die Abschiede haben meinen Kopf wüste gemacht."

Eine competente Autorität, Böhmer, that die Aeußerung:[1]) „Der Druck dieser Abschiede ist wirklich sehr schön; ja ich weiß kein neueres Druckwerk zu nennen, welches die Prachtausgabe überträfe. In der äußern Behandlung weichen unsere Grundsätze in Bezug auf die großen (Majuskel) Buchstaben etwas ab. Auch hätte ich die lateinischen Monatsnamen vorgezogen; ich gestehe, daß ich nicht weiß, was Brachmonat, Heumonat, Weinmonat ist. Die lateinischen Namen, die Jeder versteht, hätten es auch gestattet, die Zeitcolumnen um die Hälfte schmäler zu machen. Eine wesentlichere Bemerkung trifft die Haupteinrichtung. Wo die Columnen so oft leer laufen, S. 36, 37, 31, 87, 93, 98 ꝛc., oder auch nur e i n e Angabe enthalten, z. B. 80, 81, da scheinen sie mir überhaupt nicht gut angewendet: sie machen zu viel weißes Papier. In solchen Fällen möchte ich sie lieber als U e b e r s c h r i f t. In diesem Falle fällt auch aller Grund weg, die vollständigen Urkunden in einen Anhang zu weisen. Hat man

[1]) An Kopp; 30. August 1839.

demnach Alles beisammen, dann werden **kurze** Regesten, wie z. B. S. 30, Nr. 71, S. 22, Nr. 57 recht nützlich. Mit andern Worten, ich wünschte eine Scheidung: in 1) ganz kurze Uebersicht und 2) die vollständigen Acten, mithin eine Einrichtung, wie solche Pertz in den Bänden der Leges angenommen hat. — Möchte doch Ihre Tagsatzung sich ehren durch die Durchführung eines so trefflichen Werkes. Des Stoffes haben Sie nun schon reichlich zusammengebracht, gewiß läßt sich aber noch viel mehr finden, besonders auch in den Archiven der schwäbischen Städte, wo solche erhalten sind, in Straßburg, gewiß auch im hiesigen Stadtarchiv."

Auf einige Ergänzungen machte J. K. Zellweger aufmerksam.[1]) Die Tagsatzung vom 22. August ehrte sich selbst, indem sie den Verfassern den Dank und Kopp ein Honorar von 740 Franken decretirte, zugleich den Vorort Zürich ermächtigte, diese wichtige und interessante Arbeit fortsetzen zu lassen.[2]) In den Buchhandel kam sie nicht.

Im Briefe vom 21. Herbstmonat 1839 an Wurstemberger, ließ Kopp noch ein Wörtchen über die Abschiede fallen: „Ich lege für mich auf dieses Probeheft weiter keinen andern Werth, als das Verdienst des Angefangenseins und daß ich es, wie ich hoffe, vor künftiger Verpfuschung bewahrt habe. — Sie werden sehen, daß ich bei den Regesten Sachen eingeschmuggelt habe, die streng genommen nicht hinein gehörten. Aber wo sonst hin mit ihnen! und mittheilenswerth scheinen sie mir allerdings. So sehen Sie Zürichs Mahnung an Bern vor dem Sempacherstreite, die hartnäckige Stellung Lucerns zu Oesterreich nach demselben und die Zerwürfnisse zwischen Bern und Wallis wegen Rarons; dieser Theil ist wohl am ausführlichsten bedacht

---

1) Beilage 27. — Mit großer Anerkennung schrieb noch 1862 Professor *Rilliet-de-Candolle* in der Bibliothèque universelle darüber: „C'est en 1839 que le premier et le moins considérable volume de ce recueil fut mis au jour par M. Kopp, auquel le gouvernement fédéral avait confié la direction générale — — duquel *son érudition spéciale et ses hautes aptitudes historiques* le désignaient naturellement. C'est à lui que revient l'honneur d'en avoir posé les bases et dessiné, pour ainsi dire, la coupe et le plan."

2) Beilage 28.

und ich glaube, die Geschichte habe dadurch gewonnen. Vor allem glaubte ich Alles sagen zu müssen und zu dürfen."

Was aber Kopp damit besonders zu erreichen hoffte, das war ein „Urkundenbuch der Eidgenossenschaft", wonach er schon im Vorwort zu seinen „Urkunden" den Wunsch lebhaft ausgesprochen hat. Nun schien der Anlaß hiefür gekommen, weßhalb er an Wurstemberger die Worte richtete: „Was ich zu erreichen wünschte, wäre dieses: 1) „„Die Tage der Eidgenossen"" oder „„Amtliche Sammlung der eidgenössischen Abschiede"" und 2) „„Urkundenbuch der Eidgenossenschaft."" Eines würde das andere ergänzen, jegliches aber von dem andern unabhängig sein; statt daß die Beilagen etwas Unselbstständiges würden. Natürlich würden in das Urkundenbuch aufgenommen werden: Die Freiheiten der Kaiser und Könige, die Bünde der Eidgenossen unter sich, die Verträge mit Andern zu, Frieden, Krieg, Waffenstillstand, die Burg- und Landrechte überhaupt Alles, was auf den äußern politischen Zustand des Landes und der Orte Einfluß übte; dagegen müßten die innern Sachen (wenigstens in der spätern Zeit, wo die Urkunden sich mehren) den einzelnen Orten zur Herausgabe überlassen bleiben."

Diese Idee drang nicht durch und die Fortsetzung der eidgenössischen Abschiede wurde auf mehrere Jahre wieder verschoben. Später fand Kopp weder Zeit mehr noch Lust sich dafür hinzugeben.

Inzwischen hatte er sein Hauptwerk nicht vergessen und steuerte mit Riesenfleiß auf dessen Vollendung hin. Da stand er denn oft in der Fülle dringender Arbeiten von rechts und links „wie mit Hunden gehetzt;" so nämlich wurde die Noth dem Freunde in der Schoßhalden geklagt. Gut, daß Kopp da unentwegt festhielt an dem Vorsatze, seinen Gegnern nicht zu antworten. „Als ich meine Urkunden herausgab", versicherte er am 8. Januar 1838 den ihm wohlgewogenen Professor Hottinger, „wußte ich wohl was ich that." Eine bündige Widerlegung brauche geraume Zeit und er glaube diese besser zu benützen, wenn er in der Ausarbeitung der Geschichte fortfahre. Ohnehin werde, was der Beachtung werth sei, in der Geschichte selbst gebührende Berücksichtigung erfahren. Um Neujahr 1837 steckt er mitten und „mit

Eifer“ in der Ausarbeitung und hofft bis zum Herbste die Zeit des Königs Rudolf dargestellt zu haben, aber er „kommt nur äußerst langsam vorwärts.“ Daran hat er bereits seit 3 Monaten gearbeitet. „Das Ganze wird dreimal umgegossen und ich bin mit dem ersten Gusse kaum bis zur Hälfte fertig. O wie ist die Gründlichkeit doch ein schwerfälliges Ding“, seufzt er (Sonntag nach Pauli Bekehrung 1837) zur Schoßhalde hinauf. Und wieder vernimmt der redliche Freund am 28. August: „Eben bin ich mit den Freien (im Aargau und Zürichgau) beschäftigt und widme jedem nach Bedürfniß 30—40 Zeilen Schrifttext. Aehnliches werde ich den Rittern thun. Freilich bleibt alles sehr lückenhaft und ich hüte mich wohl es poetisch auszufüllen. Natürlich kann ich über die Persönlichkeit nichts sagen, wohl aber über Besitz und Stellung der Personen zum Könige oder zum Lande; und das ist immerhin etwas. Das eigentliche Thurgau und Burgund, mit geringen Ausnahmen, muß ich mich begnügen, nur im Zusammenhang mit dem Ganzen aufzufassen und das Einzelne Andern zu überlassen, damit ich nicht das Unmögliche zu leisten mir vornehme. Ich bitte Sie, mein Verfahren hierin durch Ihr Wort zu billigen oder zu tadeln, zu fernerer Richtschnur.“

Im Brief von „Mittwoch nach Verena Dult“ kömmt er schon wieder auf diesen Gegenstand zurück. „Sie wissen, daß mein ganzes Sinnen und Trachten darauf geht, eine zusammenhängende Geschichte zu geben, so weit das bei so vielen durch die Jahrhunderte gemachten Lücken noch möglich ist; nie noch habe ich Treibjagd angestellt nach allerlei Notizen, um da und dort einen Lappen herauszuhängen oder irgend Jemanden damit zu fuchsschwänzeln; bei allem hatte ich stets nur den Gedanken an meine Geschichte.“

Am 17. October 1837 heißt es: „Ich habe bis zum 8. Weinmonat kein Bein aus Lucern gesetzt und habe nun die Freude, den ersten Guß [1]) bis zum Jahre 1291 vor mir zu haben, freilich nur Text, ohne Feile, ohne Noten. In einigen Wochen mache ich mich an das Zwischenreich.“ Am 4. Juni

[1]) Dieser wurde begonnen am 1. Juni und beendigt am 6. October 1837. (Notiz im Msc.)

1838 fühlte sich Kopp vom vielen Arbeiten an der Brust angegriffen; doch wurde er im Herbste darauf mit König Albrecht fertig und „zimmerte seit dem 2. Wintermonat an König Heinrich. Ich werde trachten, die italienischen Sachen so gedrängt als möglich darzustellen; immer nur Reich und Kirche im Auge behaltend, die innere Geschichte einem italienischen Geschichtschreiber überlassend. — Bis Ostern sollte ich mit Heinrich zu Ende kommen. Aus Müller kann man denn doch auch gar nichts lernen; er ist dürftig bis zur Dürre"; dieß und anderes wird Wurstemberger am anderletzten Tage 1838 anvertraut, dem er den Neujahrsgruß lakonisch hingibt: „Zum neuen Jahre weiß ich Ihnen und mir nichts Besseres als — **semper in altis**." Dann, „an der alten Vasenacht 1839 hat der Geschichtschreiber den Heinrich „bereits zum Kaiser gekrönt" und schildert nun die Reichslage und „insbesondere die unsere von 1310 — 1313", wird aber noch mehrere Wochen dazu brauchen. Am 16. Brachmonat 1839 wurde Wurstemberger über einige Punkte berathen, besonders die Schlacht am Morgarten. „Ich werde die Schlacht nicht malen, aber die Richtigkeit der Hauptangaben wünschte ich zu kennen? — Das Zwischenreich ist geschlossen, zwei Könige sind gewählt, ich sah sie bei Speier einander gegenüber stehen und Friedrich hat bereits mit Herzog Leopold Hochzeit gemacht. Soweit bin ich. Jetzt wird im Aargau gerüstet um nach Schwaben und Baiern zu ziehen; dann schildere ich Ludwigen und mit ihm zugleich seine Verhältnisse mit dem Bruder Rudolf. Dann kehr' ich um und ziehe an den Morgarten; zu Ende dieses Monats hoffe ich, wenn nicht in der Schlacht, doch auf dem Zuge dahin zu sein. Sie dürfen versichert sein, die Schwizer gewinnen die Schlacht. Und nun Gott befohlen!" Endlich am Silvesterabend 1839 kann Kopp berichten: „Was ich durch Abfassung der Abschiede versäumt habe, nämlich die von mir vorgezeichnete Zeit bis zum Schlusse des letzten Schuljahres zu erreichen, habe ich in diesen Tagen mit großer Mühe eingeholt und ich habe mit der Schlacht von Mühldorf wieder eines meiner Bücher geschlossen." Nach einiger Zeit läßt Wurstemberger fragen, ob Kopp bald könne drucken lassen, und da eilt am 29. April 1840 ein Papier nach der Schoßhalde mit der Klage: „Du lieber

Gott! Niemand wünschte es mehr, als ich. Die Abschiede haben mich mindestens um zwei Monate verkürzt. Seit dem neuen Jahre bis jetzt habe ich von der Mühldorfer-Schlacht bis Ende 1326 ausgearbeitet, und damit fünf Bogen gefüllt, was im Drucke mindestens zehn ausmachen wird. Von jetzt bis in den Weinmonat hoffe ich die 3 Jahre 1327—1329 oder bis zu Ludwigs Rückkehr aus Italien und Friedrichs Tod bewältigen zu können — ein nach Innen und Außen ungemein reicher Stoff. Bin ich bis dahin gekommen, dann muß ich ausruhen; häufig ist mir jetzt Auge und Brust und vielfach der ganze Kopf angegriffen, und ich wünsche sehnlich, fertig zu sein. Gott befohlen."

Um jene Zeit that, wenn auch nicht öffentlich, doch im Freundeskreise Kopp hin und wieder einen „kritischen Gang." Solchen Anlaß bot 1839 Hisely's „Essai" im zweiten Bande der Mémoires et documents de la Société d'histoire dans la Suisse romande. „Der gute Mann hat viele Mühe gehabt, aus meinem Urkundenbüchlein alle Erläuterungen, Anmerkungen, sogar mit den Citaten aus Zellweger, Lüthy, selbst aus Thucides und dem ehrlichen frater Franciscus Bononiensis in's Französische zu übersetzen. Wenn er auch durch seine legitime Revolution die Schlüsse von der Hand weisen will, von welchen er glaubt, daß sie aus meinen Prämissen, die er fein säuberlich zugibt, gezogen werden müssen; so ist er bei allem Dem in seinen Folgerungen plus royaliste que moi. Ob Sie aber seiner Entdeckung, in dem Maier von Küssenach, dessen Bekanntschaft er in meinen Urkunden gemacht hat, den Hermann Geßler zu ertappen, une sérieuse attention zuwenden werden, bin ich sehr geneigt zu bezweifeln." — Der greise J. K. Zellweger brachte bei einem Besuche bei Kopp seine Zweifel vor. „Er ist" — hören wir von diesem — „auf die Reichsunmittelbarkeit von Schwiz und Unterwalden noch ganz versessen, bringt jedoch dafür ganz unhaltbaren Zeug vor. So zeigte er mir einen unumstößlichen Beweis, den ich ihm mit zwei Worten zertrümmerte; „„ja das ist etwas anderes."" [1])

---

[1]) An Wurstemberger; 29. April 1840.

Oft wurde Kopp von Freunden ermuntert, doch einmal mit seinen Forschungen aufzutreten. „Einmal muß es doch sein", sagte Pater U. Winistörfer — „Sie stehen hinter den festen Wällen der Urkunden sicher." Ueber sein langsames Vorrücken erklärte er sich an Chmel am 19. Jänner 1840. „Niemand besser als Sie begreift, daß ich bei der meinem Werke gegebenen breiten Grundlage nicht über Hals und Kopf eilen kann. Außer der innern Geschichte unsers Landes, von welcher noch Müller äußerst Weniges kannte und gab, habe ich dann ausführlich die Angelegenheiten des Reiches und die so folgenreichen Händel mit dem Papste darzustellen; ja ich bin umständlicher für Oesterreich als Kurz und Lichnowsky, umständlicher für Bayern als Buchner ist. So weit meine Forschungen reichen — leider kann ich hier in Lucern, und selbst in den größern Schweizerstädten, bei Weitem nicht alle Quellen auftreiben — soll nichts Wesentliches in meiner Geschichte vermißt werden." Neue Ermunterung empfing Kopp gegen Ende Juni von Böhmer durch unmittelbaren Verkehr, als derselbe von einer Urkundenreise aus Italien zurückgekehrt war. [1])

Doch die Vollendung des Hauptwerkes ward leider mehr und mehr in die Ferne gerückt, so daß es am 5. März 1842 hieß: „An eine Fortsetzung meiner historischen Darstellung kann ich vor der Hand nicht denken; dagegen bin ich entschlossen, das bereits Ausgearbeitete nochmals durchzusehen, und dann drucken zu lassen. Geschrieben ist: 1273—1298 (Band I), 1298—1313 (Band II) und 1313—1330 (Band III) [2]); diese Abtheilung muß ich machen, sonst gäbe es ein Ungeheuer von Bänden. Allein die Verleger! Bereits haben sich drei gemeldet, und versprechen mitunter goldene Berge; aber wenn man nur ein wenig auf den Busch klopft, so will kein todter Hund heraus. Reisen Sie doch nach Turin, und ziehen sich nicht ganz von den historischen Arbeiten zurück!" ermuntert er seinen Wurstemberger. Ursache, daß für Darstellung längst verrauschter Zeiten die Muße karg und karger wurde, war die Gegenwart. Wir müssen unsern Mann von einer neuen Seite kennen lernen.

---

1) Kopp an Wurstemberger, 29. Juli 1840.

2) Diese letzte Partie wurde vom 5. Jänner bis zum 18. Herbstmonat 1840 niedergeschrieben. (Notiz im Msc.)

VI.

„Ich bin Republikaner", schrieb Kopp in den Geschichtsblättern. Böhmer griff das auf, es war am 9. Mai 1856 und glossirte: „Besonders hat mich auch gefreut, daß sie sich einen Republikaner nennen. Ich fühle das mit, wenn auch nur auf die negativen Vortheile einer solchen Stellung hingewiesen. Es ist nicht ohne Folgen, wenn man von Jugend auf Recht zu nehmen wie zu geben gewohnt ist, dabei auch keinen andern Obern hat als solche, denen man nicht blos als Mensch, sondern auch als Bürger sich gleich weiß. Dies alles gewinnt an Bedeutung in einem Zeitalter, in dem auf den Fieberparoxismus die erbärmlichste Apathie gefolgt ist, in deren Sumpfluft nun der Bureaukratismus gedeiht, wie kaum jemals früher." Worte, die Kopp wie aus der Seele gelesen waren. „Ich bin Republikaner", darauf hielt er mit Recht große Stücke und mit Vorliebe wählte er unter den griechischen und lateinischen Classikern solche Partien aus, in welchen der Geist eines edlen Freiheitsstandes wehte. Großpolitischen Einblick bewies er im Vorwort zu den „Urkunden." Freiheit mit Gerechtigkeit, das war ihm ächter Republikanersinn und das der Maßstab, den er an die Schätzung der politischen Parteien legte. Mit allen edlen Naturen hatte er das gemein: Er konnte politischer Gegner sein; aber niemals Feind und niemals hätte er, um einen politischen Zweck zu erreichen, zu Mitteln greifen können, welche ihm sein Gewissen verboten. „Er wußte, schrieb einer seiner conservativen Collegen — sich mit politischer Feinheit zu benehmen und nahm große Rücksicht darauf, seine Gegner nicht unnöthig zu reizen. Er zeigte sich überhaupt fein gebildet im Umgange und verstand es, auch mit dem schlichtesten Bürger ein gutes Gespräch anzubinden. Obgleich unter verschiedenen Regierungen als Professor angestellt, hinderte es ihn nie, gleichviel,

welches System die jeweilige Regierung befolgte, in politischen Dingen nach seiner Ueberzeugung zu gehen und zu stimmen. Er fühlte sich als Mann und freier Bürger."

Kopp kann eigentlich, streng genommen, in keine der politischen Parteien Lucerns eingereiht werden, er stand über ihnen und war mit Ueberzeugung katholischer, allseitig streng gerechter Republikaner. Wer weiß, wenn nicht die Liebe zu weitgreifender historischer Forschung ihn so mächtig erfaßt hätte, wie tief in die politischen Bewegungen hinein ihn der Sinn für allgemeine Wohlfahrt und öffentliches Leben geführt haben würde.

An politischen Fragen begann Kopp unseres Wissens im Jahre 1826 einigen Antheil zu nehmen, wenigstens finden wir jetzt zum erstenmale seine Feder für die „Zuger-Zeitung" thätig und zwar in ritterlicher Weise zu Gunsten des im „Schweizerboten", den Heinrich Zschokke redigirte, wegen seiner Predigt an der Sempacher-Schlachtfeier angegriffenen Pfarrers Joseph Sigrist. Hier [1]) die Stelle: „Wer diese jüngste Zeit mit ungetrübtem, nur nicht gleichgültigem Auge betrachtet; wer sieht und hört, mit welcher Lust — um nichts Härteres zu sagen — überall über die wehrlose verhallte Predigt hergefallen wird, dem wird es bange in seinem vaterländischen Herzen, wohl um größerer Dinge willen. Haben die, die da so überlaut reden, aus ihrer Schulzeit nicht so viel Humanität in ihr Leben hinüber genommen, um zu fühlen, daß schonende Zurechtweisung den Irrthum bessert, aber Hohn des Tadels auf den zurückfällt, der ihn ausstößt? Friede, Eintracht und Ruhe hat uns Struthan (Arnold) von Winkelried durch seinen heldenmüthigen Tod bei Sempach errungen; aber wenn dieses Stören, Verhetzen, Durchziehen alles dessen, was nicht in gewissem Sinn ist, so fort und fort über die eidgenössische Treuherzigkeit hinauswuchert, dann thäte uns wieder ein Struthan von Winkelried noth, der, so sicher wie jener bei Oedweiler, den Lindwurm der selbstsüchtigen Partei erschlüge." Der schroffen, Unfrieden bringenden Sprache der gerade jetzt auflebenden schweizerischen Publicistik gegenüber, beruft er sich auf Johann Müller: „An diesen Unsterblichen und nicht an vergängliche, lieblose Zeitungsartikel, verweise

[1]) Nr. 32, S. 127.

ich die aufstrebenden Jünglinge, die noch keiner Sache angehören als der Sache des gemeinsamen Vaterlandes, auf daß sie durch diesen Sprecher der Eidgenossenschaft vernehmen sein erhabenes Wort über Freiheit, Tugend und Brudertreue eines Schweizers!"

Derselbe Anlaß mag die Einsendung: „Der Helden Todtenfeier" geschaffen haben, um dem Gedanken Flügel zu leihen: Das Andenken an Heldenahnen wird geziemender als durch steinerne Monumente, in Anstalten der Wohlthat und Frömmigkeit erhalten. Wie aufrichtig er den, nicht auf Religionsmengerei gebauten, sondern in gegenseitiger Achtung gründenden Frieden der Confessionen wünschte, bewiesen „die beiden Brüder", ein hübscher Dialog. Ergreifend ist sein gegen Müller von Friedberg gerichteter Monolog: „Der Heimathlose vor seinem neugebornen Sohne" [1]), über eine Frage, welche dazumal an der Tagsatzung in Lucern zur Behandlung kam und dadurch an Interesse und Romantik gewinnen mußte, daß gleichzeitig in Lucern zwei Heimathlose, Leodegar Arnold und Basil Herman enthauptet wurden, wobei Kopps Freund, Stadtpfarrer J. Waldis die Standrede hielt.

Nicht lange und wieder ein im Schweizerboten unbillig behandelter College, Professor Brandstätter, wurde in Schutz genommen im Artikel: [2]) „Ueber Oeffentlichkeit", welcher abschließt: „Es muß jeden Unbefangenen tief schmerzen, das, was der Oeffentlichkeit übergeben wird, so entstellt zu sehen: einmal ist jeder Mensch auch seinem Feinde Gerechtigkeit schuldig; alsdann frage man nicht mehr, woher die Entzweiung in unserm Vaterlande komme, wenn man solche Verfälschungen und Verhetzungen für Wahrheit ausgibt. Der Schweizerbot besonders, der in seinem Alter etwas leichtgläubig zu werden scheint, sollte doch fleißiger nachsehen, wer ihm etwas in seine Taschen steckt, bevor er sie in die Eidgenossenschaft ausleert!"

Nun erschien lange nur noch Historisches von Kopp in jenem Organe, an dessen Stelle 1828 in Lucern der Waldstätterbote trat, welchem Kopp hin und wieder eine Ein-

[1]) Beilage 14.
[2]) Nr. 36. 9. Herbstmonat.

sendung vermittelte; denn an ihn wandte sich Pfarrer Bock in Aarau, wenn er etwas mit Zschokke zu verrechnen hatte. Bruchstücke aus „König Manfred" wurden zuerst in diesem neuen Zeitblatte mitgetheilt und eben dieses wählte Anton Henne in St. Gallen, um in mehreren Artikeln „die Nothwendigkeit, Art und Weise einer neuen Schweizerchronik für's Volk" zu beweisen, ein Aufsatz, der ihm wegen seiner kirchlich conservativen Richtung bei Andersdenkenden Tadel bereitete.

Kopp wurde 1828 im Wahlkreise Münster in den großen Rath (Räthe und Hundert) gewählt. Er war aber Andern als „Aristokrat" verdächtig und ein Paragraph in der Verfassung wurde benützt, diese Wahl zu cassiren.[1]) Da erwarb er sich zum angebornen noch das Bürgerrecht der Gemeinde Marbach im Entlebuch, weil damit jenes durch das Gesetz interpretirte Wahlhinderniß wegfiel und zum zweiten Male ging er als Rathsherr aus der Urne hervor.

War diese Anfechtung verdrießlich, so mochte ihm dagegen ein Schreiben des Pädagogen Johann Niederer in Iferten, datirt vom 18. April 1829, Heiterkeit gewähren: „Ich kenne Sie nur aus der Zürcherzeitung vom 15. dieses, aber genug, um Sie als einen schweizerischen Staatsmann vom ersten Range zu verehren. Als solchem bin ich befugt, Ihnen das Werk meiner Frau anzubieten, das ich für den Staatsmann eben so wichtig halte, als für den Pädagogen. Mein Wunsch wird erfüllt sein, wenn Sie es aus dem Gesichtspunkte des Ersteren lesen und meine Ueberzeugung dann richtig finden. Darf ich eine Bitte hinzufügen, so ist es die: Ihre nähere Aufmerksamkeit auf das 4. Buch und darin die Capitel: Oeffentlichkeit, Feste, Freiheit, Vaterland zu richten. Es ist merkwürdig, daß die schweizerischen Publicisten bei ihren übrigens sehr lobpreisenden Anzeigen gerade diese Capitel, die politisch wichtigen, übersehen, wenigstens mit Stillschweigen übergangen haben; vermuthlich weil ihnen noch der Sinn für das Verhältniß der Pädagogik zur Politik mangelt."

---

[1]) Vrgl. Casimir Pfyffer, Geschichte des K. Luzern. II, 404 f.

Zur „Prüfung des Tagsatzungs-Gesandtschafts-Berichtes“ wurde 1828 eine Commission erwählt, welche dann an „Räth und Hundert der Stadt und Republik Lucern“ ihren Befund schriftlich vorzulegen hatte. — Der Entwurf dazu wurde von Kopp, dem Referenten, (Professor Joseph Ineichen war Correferent) verfaßt und darin Geist und Charakter der alten und neuen Eidgenossenschaft in körniger Weise besprochen. Das war von ihm ein erstes Aktenstück der Art und ein ausgezeichnetes. [1])

Da wird unter anderm in wenigen scharfen Zügen die Verfassungsgeschichte der Schweiz entworfen.

„Wie natürlich und unschuldig es ist, wenn Nachbaren zusammenstehen, um Druck, Uebervortheilung oder was immer für ein Unrecht von sich abzuweisen; eben so unschuldig und natürlich ist die Entstehung unserer Eidgenossenschaft: durch diese Gründung versündigten sich jene Stifter an dem teutschen Reiche, dessen Glieder sie waren, um so weniger, weil gerade die Schwäche und allmählige Auflösung des Reiches solche Bündnisse nothwendig machte. Die ersten Eidgenossen traten in den Bund, wie einzelne Familien: jeder Hausvater brachte und übte seine Rechte und Bräuche, Einrichtungen und Gewohnheiten und bekümmerte sich wenig oder nichts um den andern; mehr forderte man von einander nicht, als in den Zeiten der Noth Blut. Eine so einfache, kunstlose Bundesverfassung war so lange gut, als der Geist sie zusammenhielt, der sie erzeugt, und als lange an dem Eid, der das einzige Band war, nicht gedeutelt wurde. Aber die Verhältnisse änderten sich. Die Freiheit, mit welcher jedes Ort, unbekümmert um das andere, handelte, diente meistens nur dem Orte selbst, selten dem Bunde; die Unmacht des Reiches unterdrückte jeden Gedanken an Einheit: der Bund schien nur da zu sein, um in seinem Schutze jedes Ort thun zu lassen, was nur nicht dem andern geradezu entgegen war. Der Geist ward zum Buchstaben. Die Städte gaben ein Beispiel, das unabsehbare Folgen hatte. Man erwarb, kaufte, pfändete, eroberte, je nach besserer Gelegenheit; wer behender zugriff, der war der weisere; mehr und mehr zeigte sich, drohend und furchtbar, ein Mißverhältniß unter den

[1]) Ist abgedruckt im fünften Bande der „Helvetia“, S. 260—274.

Orten: es kam so weit, daß jene Väter des Bundes, welche für gleiche Rechte zusammengeschworen, wenn sie sich selbst, die allgemeine Freiheit und die Eidgenossenschaft retten wollten, gezwungen wurden, wie die Städte, ebenfalls Unterthanen zu machen. Die Verkehrheit, daß die Freigewordenen ohne Unterthanen nicht glaubten frei bleiben zu können, rächte sich an ihnen es erwachte, und stund auf, Mißtrauen und Streit, langjährige Bürgerkriege; die geweckte Eroberungslust fand Nahrung in den auswärtigen Kriegen und wiederholte sich sogar in den sogenannten Religionskriegen, seit welcher Zeit, als die äußern Staaten sich consolidirten, die getrennte Eidgenossenschaft mehr und mehr versank. So viele Gefahren belehrten die Eidgenossen nicht; was sie nicht mehr gegen Außen wirken konnten, das trieben sie im Innern fort, und nahmen und brachten an sich, was sich nur füglich thun ließ. Da ward aus der Nähe ein furchtbarer Donnerschlag vernommen.

„Dem Hochgewitter gleich, das auf seinem Zuge Vieles erschüttert, Manches niederschmettert, da und dort einen Strich verheerend überzieht, aber im Ganzen reinigende und heilsame Spuren zurückläßt; eben so war die Wirkung jener französischen Umwälzung. Die drohendsten und warnendsten Anzeichen waren nicht im Stande gewesen, in die veraltete Eidgenossenschaft jenen ursprünglichen ältesten Geist zurückzurufen; da kam der Weltsturm auch über sie, und sie stürzte in sich zusammen. Jahrhunderte lang hatte die Eidgenossenschaft nur auf dem Namen ihres Ansehens geruht; plötzlich war ihr Gewicht, als eines Staates, vernichtet, und eben nicht rühmlich stand sie vor den Augen der Welt: wer wird ihr jenes Gewicht wiedergeben? Das ist der einzige, wollte Gott! nicht unersetzliche Verlust, den sie erlitt. Die ehemaligen Regenten, welche Unterthanen verloren, wurden (freilich spät genug) erinnert an die Freiheiten und Rechte, welche sie ihren Angehörigen genommen oder vorenthalten; sie wurden erinnert, daß auch sie einst nicht alle frei gewesen, und wie zu ihrem eigenen Verderben sie die Geschichte vergessen, daß sich die Unterthänigkeit nicht verewigen lasse. Seitdem ist der Geist der drei Waldstädte, wenigstens als Grundsatz, zurückgekehrt; und dieser Grundsatz, mit mehr oder weniger Beschränkung, ist durch die gesammte Eidgenossenschaft anerkannt und feierlich aufgestellt.

Seit jenem Tage leben wir eine neue Geschichte: nicht eine Geschichte der Herren und Unterthanen, nicht der Städte und Länder, sondern die Geschichte eines freien, unter sich gleichen, Volkes; und Johannes Müller, der Geschichtschreiber der alten Eidgenossenschaft, wenn er wieder auferstünde, würde seine vortrefflichen Bücher jetzt anders, um vieles anders schreiben. Was werden wir hineinzeichnen?"

Wir begnügen uns, nur diese Stelle anzuführen, obwohl das Ganze jetzt noch lesenswerth ist. Im gleichen Referate forderte Kopp laut zu einer würdigen Gedächtnißfeier des Vierwaldstädter-Bundes auf. Die Eidgenossenschaft, behauptet er, hat zur Wiederbelebung nothwendig die Weckung und Bildung des öffentlichen Geistes, als der Stärke im Innern, wozu Nationalfeste nicht wenig beitragen. In dieser Hinsicht findet er die Freischießen wohlthätig und darum ist auch hochwillkommen die bevorstehende Feier des halbtausendjährigen Bundes zwischen Lucern und den übrigen Urcantonen. Dieser Zeitpunkt sei um so merkwürdiger, als sich im Jahre 1832 der Bundestag aller Eidgenossen in Lucern versammle. Zu diesem Commissionalantrage verfaßte Kopp dann noch folgende Scholie.

„Es giebt nicht wohl ein reichhaltigeres Capitel, als das der Volksfeste, und bei einem so schönen Anlasse könnte sich ein Professor der griechischen Sprache leicht versucht fühlen, sich darüber ausbreiten zu wollen. Ich nicht so: wiewohl ich überzeugt bin, daß wir Schweizer, die wir den Griechen in gar so vielen Dingen ähnlich sind, dieses Volk noch viel zu wenig studiren. In der Feier der Religion, in den Geschäften des Staates, in Kunst und Wissenschaft, kurz in der ganzen geistigen und körperlichen Bildung, hat bei ihnen eine solche Oeffentlichkeit und ein solches freudiges Volksleben vorgewaltet, daß nicht bald etwas für einen Republicaner so merkwürdig ist; ja, die Griechen haben auch alljährlich ihre Tagsatzung gehabt, an der es freilich manchmal auch gegangen ist, wie an der unsern. Was ihnen aber gefehlt hat, und was der Hauptgrund ist, warum sie gefallen sind; das ist, sie haben keinen ewigen Bund gehabt. Und diese Feier steht uns bevor: daran zu erinnern, habe ich lieber der Commission gönnen wollen, als mir selber. Der Bund der Vierwaldstädte

ist bei weitem der einfachste und schuldloseste von allen; die Eidgenossenschaft erscheint darin noch ganz unbefleckt. An den folgenden Bünden, besonders mit Zürich und Bern, hanget schon etwas, das nicht mehr Hauptsache ist; und man sieht, daß die beiden Städte, wenn ich so sagen darf, einen Stein im Brett haben. Es ist daher auch meine innerste Ueberzeugung, wenn wir Eidgenossen ferner etwas zu bedeuten haben wollen, so müssen wir gleichsam wieder ganz von vorne anfangen, so müssen wir zu dem Geist der allerältesten Bünde zurückkehren; und wenn wir dann durch die empfohlene halbtausendjährige Feier einen Schritt dazu thäten, so würde sich niemand glücklicher preisen, als ich mich selber."

Der damalige Große Rath hatte von 1829 — 1831 vorzüglich Verfassungsfragen zu behandeln, wo es denn an Reden nicht gebrach. [1]) Kopp, 1831 auch in den Verfassungsrath gewählt, trat ebenfalls mit einem gar fleißig ausgearbeiteten Vortrage auf. Er vertrat gewöhnlich das historische Moment und entrollte die Verfassungsgeschichte Lucerns in gedrängten klaren Zügen. [2]) Tiefe Betrübniß wandelt ihn an, wenn er im Vaterlande Zwietracht überhand nehmen sieht, wie dieß damals der Fall war und noch mehr um 1832. „Auch in unsere Berge ist der böse Geist der Zwietracht und des Haders eingedrungen; kaum aus den stillen Hütten unserer Thäler ist der Segen des Friedens nicht gewichen: wir, die alten Bekannten sind anders geworden, feindselig gegen einander und fremd. Der Bund der Eidgenossen — nicht jener beschworene, der auf dem Papiere steht; sondern der, welcher, wenn auch unbeschworen, in die Herzen der Bewohner aller Gaue mit flammender Schrift eingetragen sein muß — dieser Bund ist aufgelöst und zerfallen. — Wir stehen mitten im Gewitter."

Wären Kopps Briefe, die er zwischen 1827 — 1834 an Domherrn A. Bock geschrieben, uns erhalten, würden sie wohl einen Beitrag für seine politischen Anschauungen bieten, wie aus den Antworten hervorgeht. Bock selbst hat darin von sich

[1]) Die Ereignisse sind vom liberalen Standpunkt dargestellt im 7. Bande der „Helvetia", S. 493—640.

[2]) Beilage 29.

manchen interessanten Zug berichtet und seine schwierige Stellung, zumal bei der Reorganisation des Bisthums Basel auseinander gesetzt. Kopp und Professor Widmer leisteten ihm gute Dienste.

Wie ernst Großrath Kopp, meist im Kampf der Parteien eine vermittelnde Stellung einnehmend, sein Amt aufgefaßt habe, lehrt ein Blick auf die Papiere, welche seine damaligen vergleichenden Studien über die schweizerischen Verfassungen enthalten. Mit Wärme vertheidigte er einmal das Institut eines Rathsrichters [1]) und über die Stellung, welche nach der in Berathung stehenden Verfassung die Stadt Lucern erhalten sollte, ließ man ihn 1831 die Brochüre verfassen: „Was soll aus der Bürgerschaft der Stadt Lucern werden?" [2]) Herausgegeben wurde sie von einem Stadtbürger.

Indeß, diese Amtsdauer von 1828—1831 fiel gerade zusammen mit der Allgewalt, womit ihn der Sinn für geschichtliche Untersuchungen zu fesseln begann; zu fesseln, nicht wie eine Liebhaberei gewöhnlicher Sorte, sondern wie ein erkannter Beruf, wie ein Seherblick in die epochemachende Bedeutung einer Sache, die Kopf und Herz beschäftigend, eine volle Manneskraft in Anspruch nimmt. Gerade wie Kopp in das immer regere Parteileben seiner Heimath und Umgebung sollte mit fortgerissen werden, geschah es, daß er gleichsam divinatorisch die hohe Aufgabe der eidgenössischen Historik durchschaute und in dem mit diesem Erkennen verbundenen Antriebe eine Mahnung enthalten fand. Mit der Einsicht geht allzeit schwesterlich die Pflicht Hand in Hand. So trat denn der Geschichtsforscherberuf in gleichzeitiger Concurrenz mit dem statsmännischen an den Professor der Philologie heran und erhielt den Vorzug. Den Großrath konnten Andere ablösen, aber den Historiker hätte uns Niemand ersetzt. Im Frühjahr 1831 schied Kopp aus der politischen Laufbahn und betheiligte sich nur 1833 an der Zeitfrage durch die anonyme Volksschrift: „Gespräch zwischen Vater und Sohn über die Folgen der Annahme der Bundesrevision," welche nicht wenig zur Verwerfung beitrug und als Muster einer politischen Flugschrift gelten darf. Sein Genie würde

1) Beilage 29.

2) Daraus in Beilage 29.

ihm also auch auf diesem Felde der Literatur bei den Mitlebenden einen Namen verschafft haben, hätte er's nicht vorgezogen unbekannt zu bleiben. Nach der Verwerfung erschien ein zweiter gleichgut geschriebener Dialog: „Was erwartet das Volk nach Verwerfung des neuen Bundes? Zweites Gespräch zwischen einem Vater und seinem Sohne." [1])

Gleich ihm nahm in jenen Tagen, wo fast Jedermann in Politik machte, Oberst Wurstemberger einigen Antheil an der Bewegung in Schwiz und gab 1832 anonym heraus: „Schwiz, das altgefreite Land und die äußern Bezirke," worin er, der Protestant, besonders das Gotteshaus Einsiedeln in Schutz nahm: „Schon habt Ihr, Bewohner der Waldstadt Einsiedeln, Euch zu Anfeindungen dieses Klosters verleiten lassen, dessen älterm Dasein Euer Flecken sein jüngeres und Euere ganze Bevölkerung ihren Wohlstand, ja ihren Lebensunterhalt verdankt! Soll denn der neue Freistaat sein erstes Auftreten gleich mit Erpressungen bezeichnen? Wisset, Regierungen haben auf Besteurung geistlicher Stiftungen nicht größeres Recht, als auf jeden andern Bewohner des Landes, nach Verhältniß des Vermögens und jede Forderung willkührlicher Abgaben, die nicht alles übrige Gut mittragen hilft, ist Erpressung." [2]) Ebenso warm schrieb er später [3]) für die aufgehobenen Klöster des Aargau und bemerkte dazu, er hätte „lieber seinen alten Sarras, als den Gänsekiel" zur Hand genommen. [4])

Jahrelang focht nun die Politik den stillen Forscher Kopp wenig mehr an. Erst 1840 ward er wieder in die Brandung hineingezogen.

Am 31. Januar 1841 wählte man ihn zum zweitenmal in einen Verfassungsrath. Als er noch, ein Mitglied des friedlichen Professorenconvicts, im Jesuitengebäude wohnte, mochte er schwerlich daran denken, einst ebendort auf den grünen Sesseln Platz zu nehmen und schwere Regierungssorgen mitzumachen,

---

[1]) Die Gespräche erschienen 1833 als Beilagen zum Waldstätterboten.

[2]) Aehnlich wie früher Joh. Müller sich aussprach: Sämmtl. Werke VI, 370.

[3]) A. a. O. S. 16.

[4]) Wurstemberger an Kopp: Schoßhalde „an St. Peters Stuhlfeier: Indict. XIX" (1842).

noch weniger war eine Ahnung von dem Einfluß und den Erlebnissen vorhanden, welche in die Schicksalsbücher etlicher seiner damaligen Sympoten sollten eingetragen werden.

Die neue Verfassung, welche Kopp, am 22. März 1841 in die Commission des Verfassungsrathes gewählt, ausarbeiten half, erhielt einen der reinern Demokratie sich nähernden Zuschnitt und er schrieb dafür sogar apologetische Artikel in die Basler-Zeitung. Daniel Schenkel belobte sie. „Solche Worte, wenn sie auch nicht im zerfließenden Zeitungsstil, sondern in markigem antikem Schrote auftreten, können doch auch auf den gewöhnlichen Zeitungsleser ihre Wirkung nicht verfehlen. Sie haben mich dadurch sehr angeregt, Ihnen zu entgegnen und wahrscheinlich werde ich mir in einer unserer nächsten Nummern erlauben, dies, wenn auch nur kurz, zu thun. Ich verhehle es Ihnen nicht: ich bin kein Freund der reinen Demokratie, die mir nur unter patriarchalischen Zuständen möglich, fortschreitender Bildung immer hinderlich scheint. Man citire hier nicht die alten Republiken, wo im Sclavenstande ein wohlthätiger Abzugskanal für die Hefe der Gesellschaft vorhanden war. Aber dennoch gebe ich Ihnen recht, die Sache ist jetzt soweit auf die Spitze getrieben, daß man auch noch den fünften Akt ausspielen muß.“

Am 31. Mai darauf wurde Kopp zum Regierungsrath erwählt und eine seiner ersten amtlichen Handlungen war am 25. Juli die Wiedereinführung des Pfarrers Anton Huber in Ufikon, bei welchem Anlasse er über das Verhältniß von Staat und Kirche sprach. Die Rede ist gedruckt. Er preist darin den in der neuen Verfassung wehenden Geist der Versöhnung und des Friedens mit Allen, vorab zwischen Staat und Kirche. „Was die katholische Kirche nach ihrer göttlichen Einsetzung nunmehr thut und thun wird, das ist der Unterstützung von Seite des Staates sicher; hinwieder ist der kirchlichen Segnungen voraus gewiß, was die christliche Obrigkeit zum Wohle ihrer Bürger verfügt oder verfügen wird. Dieser Gottesfriede ist die Grundlage unseres neuen Staatsgesetzes und kann demselben zu keiner Zeit mehr entzogen werden, ohne das ganze Gebäude der Verfassung über den Haufen zu werfen. — Der durch die Verfassung gebotene und von den Landesbehörden für den Staat beschworene

Gottesfriede muß, wenn er wahrhaft segenreich werden soll, in Gemeinde und Haus dringen und darin lebendig werden; und hier sind es vorzüglich die geistlichen und weltlichen Vorsteher, sowie das Volk selbst, deren vom Geiste der Eintracht beseelte Wirksamkeit, in Anspruch genommen wird. Jede Mißhelligkeit, welche die Eintracht zu stören vermöchte, muß durch die Liebe im Keime erstickt, jeder Grund zu Beschwerden durch Duldung entfernt und jeglicher Vorwand durch gegenseitiges Entgegenkommen unmöglich gemacht werden. Fürwahr, es ist ein herrliches Schauspiel der Anblick einer wahrhaft christlichen Gemeinde: wo der geistliche Hirt allen seinen Schäflein in Christo dieselbe Obsorge zuwendet, sie alle mit gleicher Liebe umfängt und wo diese der Stimme ihres Hirten zu folgen zu jeder Stunde bereit sind."

In gleicher Eigenschaft sprach Kopp am 17. October 1841 zu Ballwil, bei der Installation seines Mitbürgers und ehemaligen Schülers, des seither als Volksschriftsteller bekannten Pfarrers X. Herzog. Von drei Seiten war hier das Collaturrecht angesprochen, aber ein gütlicher Vergleich dadurch erzielt worden, daß man auf die Empfehlung der Gemeinde Rücksicht nahm. Solches setzte der Redner auseinander und fuhr dann, an den neuen Seelsorger sich wendend, fort: „Hierdurch, hochwürdiger Herr Pfarrer, ist Ihre Wahl möglich geworden; dadurch sind Sie der Kirchgemeinde Ballwil zum Unterpfande des Friedens gegeben und recht eigentlich ihr zum Friedensboten gesendet. Dieses heil. Amt, dieser erhabene Beruf wird Ihnen nicht durch ein weltliches Gesetz auferlegt, wird Ihnen durch keine Regierungsverordnung befohlen; aber wenn Sie den Frieden der Kirche, welchen Christus der Herr seinen Jüngern gegeben und zurückgelassen und den Sie Ihrerseits durch die apostolische Sendung des Bischofs empfangen, ebenso in der Ihrer Seelsorge anvertrauten Gemeinde zu pflanzen und zu erhalten, auszubreiten und zu befestigen bemüht sind, so werden Sie in steter Erinnerung an den heutigen Tag niemals vergessen, daß Sie auch von weltlicher Seite zu dem edlen Friedenswerke auserkoren worden. — Mögen Sie, hochwürdiger Herr Pfarrer, und ihr, werthe Pfarrangehörige von Ballwil, vor den Augen der Welt das schöne Bild erneuern

jener ersten, in Eintracht und Liebe glücklichen christlichen Gemeinde!"

Denselben Geist des Friedens und der Milde athmete die bei der Einführung des Pfarrers in Zell, den 19. März 1844 gesprochene Anrede; auch historisch gehaltvoll war jene, als am 1. September 1842 Professor und Canonicus Jos. Widmer, der berühmte Sailerschüler, an der Stift Beromünster feierlich als Propst eingesetzt wurde.

Die neue Verfassung hat man auf Kopps Antrag mit einem von ihm in schönem Latein abgefaßten Begleitschreiben auch dem Papste mitgetheilt, worauf derselbe in seiner Antwort freimüthig hervorhob, was er an der Constitution noch auszustellen fand.

Für den feierlichen Empfang des päpstlichen Nuntius, als dieser seine Residenz wieder von Schwiz nach Lucern verlegte, wurde nebst Andern Kopp erwählt, und bei der Conferenz wegen der Klosterangelegenheit, 1841, war er Repräsentant des Standes Lucern. In dieser Noth der aargauischen Gotteshäuser schrieb ihm Wurstemberger manch' ein herzhaftes Wort: „Parcere subjectis et debellare superbos", das möchte er, ermangelt indeß bei alledem nicht, seinen Freund an die Geschichte zu ermahnen. „Wie geht es mit Ihrer Arbeit? Sollen wir durch die Veränderung Ihrer Laufbahn ganz darum gebracht werden? *Μὴ γένοιτο.* So viele Zeit, Mühe und Kosten sollen doch nicht umsonst darauf verwendet worden sein. Bei mir ist diesen Augenblick historische Windstille: im Frühjahr oder Sommer aber denke ich einen Kreuzzug in's Turinerarchiv zu unternehmen, wohin ich von angesehener Seite eingeladen worden bin, und auf interessante Mittheilungen rechnen darf."

Am 24. Juni 1841 wurde Kopp auch in den Erziehungsrath gewählt, und als Präsident an die Spitze dieser Behörde gestellt. Da war Professor Burkard Leu, den er als Knaben in Schongau so scharf in's Examen genommen, waren Joseph Mohr, Schultheiß Sigwart-Müller, Dr. Scherer, Propst Waldis, auch sein Freund, der Stadtpfarrer Georg Sigrist, Propst Widmer

und Melchior Kaufmann, der ihm 1815 den Weg zur Professur versperrt hatte, seine Collegen. Sigwart, obwohl zum Theil sein Gegner, gibt ihm doch das unparteiische und competente Zeugniß [1]), er habe gewandt präsidirt.

Bald kamen im Schooße der obersten administrativen und erziehenden Behörden schwierige Fragen zur Behandlung, besonders der Antrag vom 9. December 1841, die höhern Schulen Lucern's, wenigstens theilweise, den Jesuiten zu übergeben.

Kopp brachte am 10. Christmonat eine warm geschriebene Entgegnung zu Papier, worin er den Beweis leistete, diese Berufung sei weder nothwendig, noch erleuchtet und gedeihlich. Man dürfe den neuen Behörden nicht Schwierigkeiten bereiten, die zum Unheil ausschlagen würden und das Mißtrauen in den guten Willen derselben, wirklichen Uebelständen abzuhelfen, sei völlig ungerecht. Obwohl erst seit sechs Monaten in Thätigkeit, hätten dieselben doch besonders im Erziehungswesen schon Vieles gethan. „Für die Volksschulen ist die Lehrerbildungsanstalt in St. Urban neugegründet, für die Erziehung überhaupt ein Gesetz erlassen und die Vollziehung desselben bereits berathen; ein guter Saame ist ausgestreut, Gott gebe seinen Segen dazu. Wirft man einen Blick auf die höhere Lehranstalt in Lucern, so ist bereits an derselben mehr gethan worden, als ein billig Denkender nur verlangen konnte", was nun Alles im Einzelnen erhärtet wird.

Als Erziehungsrath unterzeichnete Kopp mit Widmer, Waldis und Mohr ein Gutachten über die Jesuitenfrage im verneinenden Sinne, und blieb dabei nicht stehen, sondern überreichte als Präsident am 15. August 1842 eine solche Vorstellungsschrift auch „an Schultheiß und Regierungsrath zu Handen des hohen Großen Rathes." Die frühere Blüthezeit der Lehranstalt Lucerns tritt darin lebhaft vor die Erinnerung.

„Der Große Rath hat den Unterzeichneten zum Mitgliede des Erziehungsrathes und hierauf zum Präsidenten desselben er-

---

[1]) C. Sigwart-Müller, Rathsherr Joseph Leu von Ebersoll. Altdorf, 1863, S. 251.

nannt. Je ehrenvoller diese Wahl an sich war, um so beschämender wurde sie für mich, da ich mich, gern gesteh' ich es, kenntnißreichern, fähigern, gewandtern Männern vorgezogen sah. Wenn ich jedoch bedachte, daß ich zu meiner Bildung an der hiesigen höhern Lehranstalt den Grund legte; wenn ich erwog, daß ich bis zu meiner Ernennung in den Erziehungsrath zwei- und zwanzig Jahre der Anstalt als öffentlicher Lehrer am Lyceum gedient hatte; wenn ich mir die Männer vergegenwärtigte, namentlich den jetzigen hochwürdigen Herrn Bischof von Solothurn und den Herrn Domherrn Widmer und die seitdem verstorbenen Herren Propst Füglistaller und die Chorherren Lottenbach und Gügler, unter welchen unsere höhere Lehranstalt an Anzahl und Tüchtigkeit der Schüler, an Wissenschaftlichkeit und Gehalt der Lehre eine solche Stellung einnahm, wie selbe unter den Jesuiten früher niemals behauptete; wenn ich endlich nicht vergaß, daß auch ich während einer langjährigen Zeitdauer als Schüler und als Mitlehrer der genannten ausgezeichneten Männer, mit ihnen auf denselben Zweck hin arbeitete: so mußte ich wohl die auf mich gefallene Wahl nicht als eine Anerkennung meiner eigenen geringen Verdienste betrachten, sondern als eine unwillkürliche und um so erfreulichere Huldigung, welche der Große Rath der Wissenschaft und der Lehranstalt selbst darbrachte, und in diesem Sinne nahm ich die beiden Stellen an." Diese Stellen wollte nun Kopp, dessen Ansicht in der Jesuitenfrage auch Wurstemberger billigte [1]), niederlegen, mußte aber einstweilen noch aushalten; hingegen einem Versuche, ihn für die Berufung der Jesuiten umzustimmen, widerstand er beharrlich, und als während seiner drei Wochen langen Abwesenheit im Erziehungsrathe die Mehrheit für die Vocation stimmte, da schloß er sich am 13. October 1843 dem Minderheits-Gutachten an mit der Versicherung: „Ich fühle mich gedrungen, mich mit voller Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß ich eine ganze oder theilweise Uebergabe unserer höhern Lehranstalt an die Jesuiten für den Anfang eines nicht zu berechnenden Unglücks für den Canton Lucern betrachte."

---

[1]) Schoßhalde, fer. 7. post. omnes S. S. 1842.

Seine Ansicht über die wissenschaftliche Bedeutung der Jesuiten zu bekennen, ward Kopp im December 1842 auch von Dr. Ernst Jarcke, k. k. Staatskanzleirath in Wien veranlaßt. Nach empfangener Antwort pflichtete Jarcke im Schreiben vom 14. März 1843 mit den Worten bei: „Mein vorneherein feststehendes Urtheil ist dadurch nur befestiget worden. So wenig ich glaube, daß die heutigen Jesuiten die von Gott berufenen Werkzeuge zur Restauration der Wissenschaft sind, — und so sehr ich es beklagen würde, wenn denselben irgendwo in Deutschland die Erziehung, zumal die höhere, als Monopol verliehen würde, — so hoch schlage ich anderseits die seelsorgerliche und auf das Volk wirkende, praktische Thätigkeit der Jesuiten an. — Leider bin ich durch diese Ansicht der Dinge nicht nur der Antipode der gewöhnlichen Meinung, kraft welcher die Moral der Jesuiten beargwohnt, ihre Wissenschaftlichkeit aber hochgepriesen wird, sondern ich bin auch den beiden Extremen des Urtheils über diesen Orden in dem Maße fremd, daß ich (namentlich hier zu Lande) mit meinem unvorgreiflichen Dafürhalten ziemlich allein stehe. Und dennoch ist mir blindes Parteinehmen für oder wider in dieser Sache nicht möglich, — das erstere nicht, weil ich für die, auch von Ihnen sehr richtig hervorgehobenen, wissenschaftlichen Schwächen der Jesuiten weder blind sein kann, noch mag, das letztere nicht, weil ich aus eigener Anschauung und Erfahrung diese Seite der Wirksamkeit der Gesellschaft kennen und überaus hochschätzen gelernt habe. Dieß ist auch die vollkommen richtige Seite der Volksmeinung, welche die Jesuiten herbeiwünscht. — Eine vernünftige Mitte schiene mir also, in besonderm Bezug auf Lucern, darin zu liegen: daß die Missionen der Jesuiten gestattet blieben, während anderseits das Lyceum in seinem bisherigen Stande und Wesen conservirt würde. — Die Ueberschätzung des Einflusses der Jesuiten auf die Erziehung ist ein Mißgriff, in welchen auch hier die rechtlichsten und frömmsten Personen fallen. Manche scheinen zu glauben, daß die Jesuiten das Geheimniß eines Mechanismus besäßen, kraft dessen der Jugend des 19. Jahrhunderts gleichsam von außen her Tugend und Wissenschaft mitzutheilen wären. — Abgesehen von der Ueberschätzung der Methode der Jesuiten, liegt in dieser Anschauungsweise unbewußt ein tüchtiges

Stück Bonapartismus. Man vertraut einem Mechanismus und vergißt die Freiheit des lebendigen Menschen, der sich für oder gegen die Lehre entscheiden kann, welche die Erziehung an ihn bringt. Nach meinem Dafürhalten ist dieser Irrthum ein fundamentaler und zieht, weil er viele der besten und wohlgesinntesten Pädagogen beherrscht, eine Menge der traurigsten Folgen nach sich. — Man will die zu erziehenden Knaben und Jünglinge nicht als lebendige, sittlichfreie Wesen, sondern als einen Teig behandeln, der willenlos in eine bestimmte Form geknettet werden soll. — Ich fühle lebhaft, daß ich, nach dieser Methode erzogen, ein determinirter Atheist und Jacobiner geworden wäre, während ich jetzt, wo mich Niemand auf der Welt zur Frömmigkeit oder politischen Correctheit hat pressen wollen, bekanntlich aus freien Stücken einen entgegengesetzten Weg genommen habe."

Durch solche Bekenntnisse mußte Kopp mächtig in seiner Ueberzeugung befestigt werden; er führte daher mit um so größerer Unlust die Feder, als er am 12. Herbstmonat 1844 als Regierungsrath und Präsident des Erziehungsraths den Vertrag mit der Gesellschaft Jesu zu unterzeichnen hatte. Gottlob lief diese Amtsdauer bald zu Ende, das Gelüsten nach den grünen Sesseln war „gebüßt." Aber es waren vorher noch ein paar ernste Stunden im Locale der Regierung zu verleben. Die Nacht des 31. März 1845 war kummervoll hereingebrochen. Bis hart an die Stadt Lucern heran drangen die Freischaaren vor, und schon erklärte General Sonnenberg im Rathsaale, er könne die Stadt kaum eine Viertelstunde noch halten. Man dürfte wetten, Kopp dachte damals an seine Warnung: „er sehe den Anfang eines nicht zu berechnenden Unglücks." Er war in jener denkwürdigen Nachtwache mit sich völlig im Reinen und konnte, während die Collegen angstvoll rathschlagten was zu thun, ruhig an einem Druckbogen corrigiren — ein Seitenstück zum Archimedischen: „Störe mir meine Figuren nicht."

Der Staatsmann hatte schon wieder vollständig dem Historiker Platz gemacht. Mit der nächsten Wahlperiode im Mai 1845 trat Kopp in's Privatleben zurück und war, was vorher, einfacher Lycealprofessor und Geschichtforscher.

Seine Freunde und Bekannten konnten ihm dazu nur Glück wünschen, oder vielmehr er kam ihnen darin noch zuvor, wie im Briefe vom 6. Juli an Böhmer: „Glücklich ist seit dem 31. Mai meine Regierungszeit hinter mir; 5 Wochen sind vorüber und noch keinen Augenblick habe ich an meinen Sitz zurückgedacht; alles ist bis auf die Erinnerung verschwunden. Darum die freundliche Bitte: lassen Sie inskünftig den „„Altregierungsrath““ weg.“

Indem Rector Rauchenstein (30. Nov. 1845) ihm für den Rücktritt von den Regierungsgeschäften gratulirt, weil er nun mehr Muße habe, für das mit „bereits so viel Anerkennung“ angebaute Feld der Geschichte, fährt er fort: „So ausgezeichnet gediegene Arbeiten bringen dem Vaterland auch Ehre und bleibendern Nutzen als die Abmühung in öffentlichen Geschäften zu einer Zeit, wo man es mit dem besten Willen und mit Verwendung der besten Kräfte Niemanden recht machen kann und die Resultate langer Anstrengung von Unverstand und Mißverstand im Nu über den Haufen geworfen sehen muß. Man nimmt auch in solcher Zurückgezogenheit im Herzen doch Antheil und hat es nicht wie jener bei Lucretius: **suave mari magno turbantibus æquora ventis e terra magnum alterius spectare laborem.**“

Von jeglichen politischen Actionen hielt er sich nun gründlich ferne und übernahm höchstens im Vorbeigehen in Wien oder Turin aus Gefälligkeit einen Auftrag zu besorgen.

Seine letzte Handlung von etwas entfernt politischer Färbung war — Wohlthun. Nach den letzten Ereignissen des Jahres 1847 verwendete sich Kopp für die vom Unglück am schwersten getroffenen Familien bei seinen Freunden und Bekannten in Basel, Bern und Zürich und erhielt freundliche Zusicherungen vom Schultheiß Rechberg, Hottinger und Heusler.

Einen Beweis von der stillen Theilnahme, womit Kopp fortan die nahen und fernen politischen Vorgänge und Zeitwenden begleitete, liest man hie und da in einer kurz hingeworfenen Aeußerung in seinen Briefen, oder in einer Sentenz, die er anderswo gefunden und dann notirt hatte, wie aus der von ihm fleißig

gelesenen Allgemeinen Zeitung (1850, 19. Mai, Beilage S. 2219): „Drei Dinge gehören zum wahren Bundesstaat: gesetzliche Form, damit der Bund nicht bloße Form ist für die Unterwerfung der Schwächern; rechtliche Freiheit und Schutz vor jeder Willkür und völlige staatliche Unabhängigkeit."

In seinem Gefühle für Recht und Billigkeit blieb Kopp sich immer gleich und treu. „Ich bin Katholik", versichert er am 12. April 1855 einen Freund in Zürich — „aber ich lasse (in den Geschichtsblättern) das confessionelle Feld nie so betreten, daß ein Nichtkatholik dadurch verletzt werden könnte. Nur die Thatsachen finden ihre Darstellung, aber das Subjectivisiren ist untersagt. Ich bin Katholik und der Strengkirchliche darf seine Sache so gut verfechten, ohne daß ein Seitenblick auf denjenigen falle, der auch die staatlichen Rechte in Schutz nimmt. Ich bin Conservativer, aber auch der Liberale soll die Zeitschrift nicht anstößig finden. Das ist mein Bestreben; ob ich es aber stets durchzuführen vermöge, das mögen andere beurtheilen; denn es gibt nach Horatius Fehler, quos aut incuria facit aut humana parum cavit natura."

Die Ereignisse des Jahres 1848 gaben öftern Anlaß in der Correspondenz mit Böhmer zu politisiren. „Mich kümmert die Lage Teutschlands sehr und ich wünsche, daß der heutige Tag in Frankfurt einen guten Grund gelegt habe. [1]) —

„Die Lage Teutschlands ist freilich jetzt im Argen; aber noch tröstet mich eines: ich hoffe, die Fürsten werden endlich einsehen, daß sie von ihrer angemaßten Höhe herunter steigen müßen und so sehe ich die gegenwärtige Zeit für besonders günstig an, die Reichsgewalt zu verstärken; oder sollten die Fürsten Lust haben, einen republikanischen Sturm zu gewärtigen und dann zu ihrem Absolutismus zurückkehren zu wollen. Hoffentlich nicht!" [2]) Seinen Abscheu vor Krieg und Blutvergießen bekannte er schon im „König Albrecht:"

„Hätt' die Herrschsucht Recht und wär's
Des Menschen Aufgab', Menschen zu erwürgen,
Die Ehre möcht ich nicht, sein Gott zu sein."

---

[1]) An Böhmer; 31. März 1848.

[2]) An denselben; 19. Oktober 1848.

Jedermann wird leicht errathen, daß Kopp in seinen politischen Sympathien nach Deutschland, Großdeutschland hinüber neigte, da er selber den deutschen Typus so ausgeprägt in seiner Individualität darstellte. Seinen Kindern wählte er mit der gleichen Vorliebe deutsche Namen, einzig der Mutter zu Lieb, fand der Name Sabina Genehmigung; sonst ließ er seine Kinder auf Otto, Albrecht, Bertha, Minna und Hildegard taufen und selbst wenn der Tod einen Namen auslöschte, der Vater gab nicht sobald nach, beharrte ein drittes und viertes Mal dabei. Seine drei Albrechte fanden, wie der König, vor der Zeit ihr Ende und von den Ottonen blieb nur der vierte am Leben.

Deutschland, statt in Einigkeit in bitterm Hader zu wissen, das that ihm wehe noch in den letzten Tagen seines Lebens. Selbst eine durch und durch friedliche, schlichte, anspruchslose Seele, vermißte er diese Eigenschaften auch an Andern und besonders im öffentlichen Leben, nur höchst ungerne, weil Ehrgeiz und Streitsucht es gewöhnlich sind, die Unheil von Oben herab auf die Menge bringen. Zu Frieden und Versöhnung rief er daher vor allem gerne entzweite Mitbürger auf und darauf war es besonders in seinem kleinen Drama „Roth und Schwarz“ abgesehen.

„Nach Dem nur, was du leistest, sei geehrt!
Kein Bürger dünk' sich besser als der andre,
Wo Jeder steht, erfüll' er seinen Raum,
Macht ihr Gesetz und Ordnung, sei's für Alle,
Dem einen nicht zu lieb, zu leid dem andern;
Wetteifer treib' euch Alle, nicht Verfolgung!“

Drittes Buch.

„Herzlich habe ich mich gefreut, und freue mich fortwährend, daß die historische Wahrheit mich zum Werkzeug wählte, verkannte, ehrenhafte Größen vom Schmutze zu reinigen, welchen Leidenschaft und Parteihaß auf sie geworfen hat."

Kopp an Feil, den 3. Juli 1856.

I.

Nicht alle seine Energie ließ Kopp von 1840 bis 1845 in der Philologie und Politik aufgehen; es ward immer noch ein guter Theil davon an die Geschichte abgegeben und hier ist es vorab seine Betheiligung an historischen Vereinen, der wir begegnen.

Als er seine historischen Studien begann, gab es in der Schweiz nur zwei geschichtforschende Vereine; einmal die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz, 1811 gestiftet von Altschultheiß Friedrich von Mülinen, dessen Leben L. Wurstemberger so trefflich beschrieb, daß Böhmer erklärte, noch kein deutscher Staatsmann [1]) habe einen Biographen gefunden, wie ihn Reinhard und von Mülinen erhalten. Die Nachricht vom Tode des Letztern begleitete Wurstemberger mit folgenden Worten an Kopp: „Die Geschichte hat in diesem Manne einen unersetzlichen Verlust erlitten: er war selbst ein unermüdeter Sammler und Forscher, ermunterte alles was ihn umgab zum arbeiten und forschen, ließ sich selbst weder Mühe noch Kosten reuen, um seine wissenschaftlichen Schätze, sowie seine eigenen Kenntnisse zu vermehren und war dabei von einer unerschöpflichen Gefälligkeit und Liberalität in Mittheilung der einen wie der andern. Ueberdieß war sein persönlicher Umgang von der höchsten denkbaren Liebenswürdigkeit. Seine Bibliothek bildete

---

[1]) Pertz', Freiherr von Stein ist erst seither gedruckt.

ein herrliches Ganzes; seit dem Verkaufe seines Landsitzes bei Thun, hat sie sein Sohn in Bern neu und die Helvetica nach Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte geordnet. Auch alle übrigen Staaten haben ihre Laden, sehr wohl versehen. An Handschriften und Miscellen jeder Art aber ist ein beinahe unerschöpflicher Vorrath da, aus welchen die seltensten und wichtigsten Notizen über unsere gesammteidgenössische Geschichte, besonders vom 12. Seculo abwärts, geschöpft werden können." Die Hoffnung, seinen Freund Kopp nächstens in diese eben jetzt gepriesenen Räume einführen zu dürfen, gewährte Würstemberger im Hornung 1833 „im Voraus einen wahren Lebensgenuß."

Außerdem bestand noch in Zürich seit 1818 die vaterländisch historische Gesellschaft,[1]) die von 1827 — 1829 von H. Escher und J. J. Hottinger das „Archiv für schweizerische Geschichte und Landeskunde" in 2 Bänden besorgen ließ und als neuestes Lebenszeichen „die ältesten Denkmale der Zürcher Literatur" durch M. Büdinger und Emil Grunauer herausgab. — Im Ganzen war noch zu wenig Regsamkeit.

Für das Organ der erstern Gesellschaft erhielt Kopp von Amtschreiber Segesser in Lucern die älteste Handschrift der Chronik von Ruß, den Wurstemberger im 10. Band des „Geschichtsforschers" herausgab, begleitet mit Urkunden und vielen Anmerkungen von Kopp und J. Schneller.[2]) Da Wurstemberger dieser Zeitschrift eine große Aufmerksamkeit schenkte und für den 11. Band seine treffliche Arbeit „Buchegg, die reichsfreie Herrschaft", bearbeitete, ermangelte auch Kopp nicht, historische Notizen und Belege, wenn er solche fand, seinem Freunde mitzutheilen. Die Zeitschrift schien neu aufzuleben, so daß Böhmer, 5. März 1839, schreiben kann: „Mit Freuden bemerke ich, daß der schweizerische Geschichtsforscher wieder etwas in Gang kommt; aber welche Confusion auf den Umschlägen! Ich bin nicht im Stande zu ermitteln, ob Mülinens Leben einen Band für sich allein bildet, oder was

---

[1]) Bericht über dieselbe im Archiv für schweizerische Geschichte. II. S. XI. f. und Adolf Schmidt, Allgem. Zeitschrift für Gesch. VI, 566.

[2]) Vrgl. die günstige Beurtheilung in Sinners Bibliographie, S. 186.

noch dazu gehört. Solche Nachlässigkeiten sind mir gar sehr zuwider. Ihnen gewiß nicht minder, da Sie druckfehlerfreie Drucksachen zu liefern wissen. Hottingers Museum kam mir nur einmal und zwar das Heft mit Heuslers Arbeit zu Gesicht. Das Gemisch von antiker und germanischer Geschichte gefiel mir nicht." Kopp erwiederte: „Ihre Freude über das Wiederaufleben des schweizerischen Geschichtsforschers dürfte, selbst nach dem Zeugniß von dessen eifrigstem Beförderer, vielleicht nur von kurzer Dauer sein; die Gesellschaft hängt nur schwach zusammen. Die von Ihnen gerügte Verwirrung hat auch mich angesteckt; denn eben rügte Zellweger an mir, daß ich den IX. Band citirt habe, anstatt den X. anzuführen. Uebrigens werden Sie meinen Aerger mit mir empfinden, daß ich in meinen Abschieden einen so lumpigen Druckfehler anzeigen mußte. Von Hottingers Museum habe ich noch nichts weiteres gesehen, das Sie sonderlich ansprechen könnte; ich weiß auch nicht, ob Gerold Meyer von Knonau das druckfertige Manuscript (der Regesten) nicht abgibt, oder der Verleger es nicht nimmt: denn auch hier, wie beim Geschichtsforscher, spielt das Geld die Hauptrolle."

Ein bedeutendes Hinderniß für das Organ der alten geschichtforschenden Gesellschaft lag zum Leidwesen aller Unbetheiligten in „der traurigen Zerrissenheit zwischen den Alt- und Neubernern. Wurstemberger ist nicht zu bewegen, daß er bei einem Neuberner um den Zutritt in's Archiv einkäme, ohne welches er seine Geschichte nicht vollenden kann." [1])

Bei solchen Verhältnissen zog sich, wie das immer geht, das Leben aus dem Ganzen in die Theile zurück, es entstanden historische Sondergesellschaften, was übrigens hier nur zum Vortheile war. Böhmer freilich, der, wie Wattenbach sagt, „allein mehr gewirkt hat, wie die meisten geschichtforschenden Vereine", war gewohnt, das Verdienst der historischen Vereinsschriften nicht hoch anzuschlagen und sprach sogar vom „Maculaturdrucken." Allein hierin schien er einseitig zu urtheilen. Es ist wohl gewiß, wenn überall an der Spitze solcher Gesellschaften die rechten Männer walteten und sie, mit gehörigen Mitteln ausgerüstet,

---

[1]) An Böhmer; 21. August 1839.

freie Hand hätten; wenn über diesen vielen Vereinen ein System einsichtsvoller Kritik und einheitlicher Leitung, wenn möglich zwanglos, stände und Anerkennung gewänne: so würde zum Frommen des Ganzen unvergleichlich mehr geschehen können, als jetzt geschieht. Aber so lange eine solche taktvolle, auf der Höhe der Wissenschaft stehende, den Organismus der Wissenschaften durchschauende Direction nicht da, oder geradezu unmöglich ist, muß man froh sein, wenn nur gearbeitet wird, ob man uns dann auch das wirklich Brauchbare im überflüssigen Ballast von Löschpapier übersende.

Uebrigens werden nicht selten gerade ausgezeichnete Fachmänner in ihren Anforderungen an historische Vereine einseitig und ungerecht, indem, beispielsweise, ein Böhmer oder Kopp, was ihnen nicht gerade für die Regestenzwecke oder für das 13. und 14. Jahrhundert dient, als Maculatur betrachten, ohne zu bedenken, daß in dem Verschätzten ein Jacob Grimm, und wer seine Bahnen in Sprach- und Alterthumskunde wandelt, ein Franz Pfeiffer, Adalbert Kuhn, Frommann, Schmeller, E. Förstemann, Pott, Heffner v. Alteneck, Schnaase, Uhland, Manhardt, und wer immer die Freuden und Leiden einer Specialforschung übernommen, vielleicht neue Gesichtspunkte erschaut und erst noch Bahn zu brechen hat: daß diese große achtbare Masse von Gelehrten so oft in scheinbar unnützem Kram Goldkörner und Bausteine, oder verlorne Ringe einer längst zerrissenen Kette findet und zu überraschenden Inductionen berechtigt wird. Nur wo uns die Blätter historischer Vereine etwas bieten, das für gar keinen, der in ihren Vertretern angedeuteten Zweige wissenschaftlicher Forschung irgend einen Vorschub gewährt, da ist Maculatur gedruckt worden.

Die Schweiz sah im Lauf der Dreißigerjahre in mehrern Cantonen solche historische Gesellschaften entstehen. Nach Zeit und Leistungen den ersten Rang nimmt hier ein die 1832 gegründete „Antiquarische Gesellschaft in Zürich", deren „Mittheilungen" jedoch erst 1841 beginnen. Man braucht nur an die unsterbliche Entdeckung Dr. Ferdinand Kellers zu erinnern und

einen Blick in die Publicationen zu thun, um zu wissen, wie wenige historische Societäten mit dieser sich messen können. Kopp wurde 1843 Ehrenmitglied derselben; ihr Vorstand erwies ihm manchen Dienst und wollte noch um 1857 ihn zur Ausführung einer Arbeit über das Closter Königsfelden bewegen, was wohl nur an der Last der Arbeit und Jahre, unter denen Kopp erseufzte, ein Hinderniß fand. Für die Abhandlungen über die Siegel zog ihn F. Schultheß-Schultheß häufig zu Rathe.

Mit dem 30. September 1836 datirt die „historische Gesellschaft zu Basel" ihre Tage, deren Arbeiten, von 1839 an veröffentlicht, das Lob wohl verdienen, das ihnen gespendet wurde.[1]) Böhmer wohnte im December 1846 gerade jener Sitzung bei, da Hagenbach seine im 4. Bande gedruckte Vorlesung über J. Sarassin, den Freund Lavaters, Pfeffels, Schlossers hielt. „Sie war aus den ächtesten Quellen geschöpft und sehr hübsch. Merkwürdig ist doch die größere geistige Erregtheit, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Schweizern herrschte, im Vergleich gegen uns — ja noch im Vergleich gegen jetzt. Wo vermöchte ich jetzt hier einen Kreis von Menschen aufzufinden, unter denen so viel höhere Interessen in lebendiger Bearbeitung wären, als damals bei Jacob Sarassin? Dieser hat denn unter anderm auch die Bandmanufactur in Basel eingeführt; sein Enkel ist jetzt Rathsherr daselbst. Da Professor Hagenbach seine Sachen gewöhnlich drucken läßt, so kommt Ihnen diese Vorlesung wohl gelegentlich zu Gesicht und ist dann von mir empfohlen. Am Schluße hatte ich Gelegenheit noch ein paar Worte mit dem Herrn Wackernagel und Heusler zu sprechen, dessen treffliche Artikel in der Basler-Zeitung ich seit meiner Rückkehr wieder lese. Wir haben hier seit dem Tode unsers Bürgermeisters Thomas (der allerdings wohl noch mehr war) keinen Mann wie Heusler und ich darf doch unterstellen, daß er nicht der einzige seiner Art in Basel ist. An eines solchen

[1]) Sinner, Bibliogr. S. 196, und Archiv f. schw. Gesch. II. S. XIII f. Besonders G. W. Heß, Geschichte der histor. Gesellsch. in den Beiträgen VIII. Bd. (1866).

Seite zu stehen, wenn auch nur im Privatleben, wäre mir Genüge und Lust. Die Tüchtigkeit, die sich auch im practischen Leben bewährt, die pro aris et focis steht, die lobe ich."

Das Jahr 1837 sah in der Schweiz wieder zwei rüstige Vereine entstehen, den der romanischen Schweiz in Lausanne, durch Friedrich de Gingins-la-Sarra in's Leben gerufen und die Société d'histoire et d'archéologie de Genève, beide nannten ihre Zeitschrift: Mémoires et Documents.

Zu diesen zwei Gesellschaften der romanischen Schweiz traten 1840 noch die historische des Cantons Freiburg, [1]) welche die Archives herausgibt, und 1849 die Société Jurassienne d'émulation, deren Coup-d'Oeil in Pruntrut erscheint.

Auf die Ehrenlisten der Gesellschaften in Lausanne und Genf wurde Kopp 1846 und 1854 gestellt, indem vor Allen Hisely, dann Matile, Fr. de Gingins, Vulliemin und Eduard Mallet im literarischem Verkehre mit ihm standen.

Professor Hisely in Lausanne, „vollkommener bilinguis," galt bei Kopp als durchaus geeignet, „das Alemannische mit dem Burgundischen zu vermitteln,"[2]) war er doch ganz einverstanden mit dem Wunsche, es möchten die Forscher der französischen Schweiz für die wissenschaftlichen Ergebnisse der Deutschen offeneres Auge haben.[3])

---

[1]) Ueber die Gesellschaften in der romanischen Schweiz vrgl. Archiv. a. a. O. S. XXIII f.

[2]) An Hisely, 27. Herbstmonat 1854. — 10. Januar 1852. (Beilage 30.)

[3]) Hisely an Kopp; Lausanne, 26. Christmonat 1851. — 1. Febr. 1852. 7. Januar 1854. — 10. Febr. 1855. (Beilage 31.)

II.

Gleicher Wetteifer rief in der deutschen Schweiz frische Geschichtsvereine in's Leben, vorab 1840 die neue geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz.

Nachdem Altschultheiß v. Mülinen in Bern, Stifter und Seele des ersten historischen Vereins in der Schweiz, 1833 gestorben, und einige Erschlaffung eingetreten war, wurde das Bedürfniß immer lebhafter gefühlt, daß der Gesellschaft neues Leben eingehaucht werden müsse. Sie übertrug jetzt das Präsidium an den fleißigen Geschichtschreiber Appencells, der bei seiner völlig unabhängigen Lage und Begeisterung für Geschichte ganz dazu geeignet schien. Man hoffte so, wie die Basler Zeitung sich ausdrückte, daß die Gesellschaft aus einer Berner eine schweizerisch geschichtforschende werde.

Noch war damals Kopp, im Juni 1840, kein großer Freund solcher Vereine und flüsterte darüber Wurstemberger in's Ohr: „Zu einem Präsidenten dünkt mich Zellweger bei aller seiner Ehrenhaftigkeit zu alt und zu gebrechlich. Doch was soll eigentlich der Präsident? was will überhaupt die Gesellschaft? und bleibt es bei den ursprünglichen Stiftungssatzungen? Ich gestehe, ich habe keinen Sinn für gesellschaftliche Vereine und kann mir auch gar nicht denken, was eine zahlreiche Gesellschaft für Geschichte zu thun im Stande sei. In den Sitzungen? gewiß nicht, und die wenigsten werden erscheinen können; oder sollen sie Aufsätze liefern? so etwas läßt sich nicht vorschreiben und ausgearbeitete Aufsätze sollten nicht im Geschichtforscher erscheinen, sonst versperren sie den Quellen den Weg.

„Meines Bedünkens sollte die Zeitschrift hauptsächlich, außer einem Anzeiger der neuesten Erscheinungen, zwei Dinge im Auge haben: Quellen (alte und neue, eigentliche Urkunden, Chroniken, Auszüge aus Rathsbüchern, Denkschriften u. s. w.)

und Kritik (nicht eben nur der jüngsten Erscheinungen, sondern Aelteres im Zusammenhange oder Einzelnen.) Zur Herausgabe der Quellen möchten meinetwegen die Mitglieder in Bern ihren Sitz haben; die für Kritik müßte man nehmen, wo man sie findet. Dann aber sollte man noch Mitglieder haben, die nur lesen, seien es einzelne Geschichtfreunde oder Gesellschaften, z. B. Bibliotheken und Archive; hätte man etwa hundert, und verpflichtete sich jedes Mitglied zu acht Franken des Jahres, so dürfte man mit 50 Dublonen schon etwas drucken können. Sagen Sie mir doch, was Sie mit der Gesellschaft vorhaben!"

Nach wenigen Monaten, am 30. September 1840, waren in Baden aus eilf Cantonen Geschichtfreunde zur Berathung versammelt, darunter nebst Zellweger, Staatsrath Dr. Bluntschli, Dr. Heinrich Meyer, Dr. Ferdinand Keller, Junker Staatsarchivar Meyer von Knonau, Conrad Ott, Heinrich Vögelin, die Brüder Junker Fr. und Georg von Wyß aus Zürich, E. v. Rodt, R. Wurstemberger-Steiger, Fr. v. Mülinen aus Bern; Pater Gall Morel aus Einsiedeln; Professor W. Vischer, Rathsherr Heusler, Dr. Aug. Burckhardt aus Basel; Kirchenrath M. Kirchhofer in Stein; Landesstatthalter Th. v. Mohr aus Cur; Professor Aebi; Fröhlich und Reding aus dem Aargau; Vulliemin, Monnard und Matile aus der französischen Schweiz. Lucern war nur durch Kopp und Archivar Joseph Schneller vertreten. Alles wohlbekannte Namen auf dem Felde der vaterländischen historischen Forschung. Hier geschah es auch, daß Heusler und Kopp zum ersten Male sich sahen und schätzen lernten. „Die Erinnerung an jene Zusammenkunft, versicherte der erstere, wird mir immer sehr angenehm bleiben, und besonders gewährte mir Freude, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. — Der Streit, wenn er fortgesetzt wird, wird in Zukunft nur noch ein freundlicher, friedsamer Streit sein. Kann ich Ihnen ferner bei Ihren Forschungen irgend einen Dienst erweisen, so wird es mit lebhafter Freude geschehen; daß gerade die erste Anfrage, die Sie an mich gerichtet, so unbefriedigend beantwortet werden mußte, thut mir sehr leid." Bald wiederholte Heusler diese

Versicherung in einem zweiten Briefe.[1]) In Baden wurde eine Reorganisation der allgemeinen schweizerischen, historischen Gesellschaft beschlossen, und dann durch das provisorische Comite eine Redactionscommission gewählt, in welcher neben Professor Hottinger, Gerold Meyer und Hunziker-Schinz unser Kopp nicht fehlte. Noch zweifelte er Anfangs am Gedeihen des Vereins: „Von der neuen historischen Gesellschaft erwarte ich nichts als Geldbeiträge zur Begründung einer umfassendern Zeitschrift. Ich erwarte das erste Erscheinen derselben, um zu sehen, ob sie großentheils Quellenwerk sein wolle; ist dieses nicht, so trete ich wieder ab."[2]) Ja er war jetzt auch entschlossen, zur Bildung eines fünförtigen Vereins Hand zu bieten, wozu Zellweger in Baden angeregt hatte.[3]) Dieser äußerte darüber in seinen Zeilen vom 2. Juni 1841 lebhafte Freude: „Es hat mich ungemein gefreut, daß Sie die Stelle in der Redactionscommission angenommen haben, und, wie ich von allen Seiten vernehme, Ihre erste Zusammenkunft so freundlich und Ihre Berathungen so einstimmig waren, wie von Männern Ihrer Bildung und liebevollen Sinnes zu erwarten war. Ich bin beauftragt, in den Cantonen, welche keine Gesellschaft haben, Correspondenten aufzusuchen, da Sie nun aber trachten wollen, die Freunde der Geschichte aus den V Orten in eine Gesellschaft zu verbinden, so will ich Sie bitten, aus der Mitte dieser Gesellschaft ein Mitglied als Correspondent zu wählen, an welches beide Commissionen der Gesellschaft sich wenden können."

Bald darauf versandte Privatdocent Conrad Ott in Zürich, als Secretär des provisorischen Vorstandes, die Einladung zur Hauptversammlung in Bern, die am 24. Herbstmonat sollte eröffnet werden. Ein solches Circular schickte Kopp am 14. August an Pater Gall Morel, und setzte bei: „Herr Präsident Zellweger hat den (wie mir scheint) sehr glücklichen Gedanken, es möchten sich die drei Waldstätte mit Lucern und Zug zu einer besondern Gesellschaft verbinden. Es wird mich freuen, wenn dieser Gedanke

---

1) Beilage 32.

2) An Wurstemberger; 1. Januar 1841.

3) Geschichtsfreund I. S. XXXI.

Ihren Beifall erhalten sollte.“ Pater Gall wird nun ersucht, die Correspondenz für die Bildung einer solchen Gesellschaft zu übernehmen.

Die in Baden provisorisch geschlossene Verbindung schweizerischer Geschichtsforscher deutscher und französischer Zunge erhielt in Bern förmlich Gestalt und Leben. Böhmer wohnte der Versammlung bei, und schilderte nachher in einem Briefe den Eindruck, welchen die hervorragenden Persönlichkeiten auf ihn gemacht hatten.[1])

Der greise Zellweger präsidirte, erklärte aber schon in der Eröffnungsrede, den 15. Herbstmonat 1841, er trage die Lasten des Alters so merklich, daß er den Rathsherrn Heusler von Basel bitten müsse, die Leitung der Geschäfte zu übernehmen. Die Gegenwart hat für den betagten Mann, wenn er sie bloß vom irdischen Standpunkt auffaßt, wenig Werth mehr, denn ihm ist sie nicht mehr die Schöpferin seiner Zukunft; er fühlt, daß er raschen Schrittes einer höhern Zukunft entgegen eilt, und seine Kräfte immer vollständiger der Ewigkeit schuldig ist. — Dennoch ist es dem edlen Greisen „wahre Wonne“, diese Blüthe vaterländischer Forscher zu einem gemeinsamen Bunde vereint zu erblicken, und er darf nun die Frage nicht umgehen, „warum die frühere Gesellschaft den Ansichten ihres Stifters nicht entsprochen habe. Sehe ich richtig, so bestehen diese Ursachen in dem Mangel an einem bestimmten Plane, und an Mitarbeitern aus allen Theilen der Eidgenossenschaft, sowie in der etwas einseitigen Beschränkung, daß die meisten Forschungen den hiesigen Canton (Bern) betreffen. Durch diese Fehler werden wir belehrt, was wir den Cantonalvereinen und was diese hinwieder uns überlassen sollten, damit unsere Arbeiten sich nicht durchkreuzen, und die Einen von den Andern gehemmt werden.“

Das Bild von der Vertheilung der Arbeit, wie es Zellwegern vorschwebte, zeichnete er in allgemeinen Umrissen. Wenn auch die Genealogie der großen Dynasten in das Feld der allgemeinen Gesellschaft gehöre, so müßten doch die Genealogien derjenigen

[1]) Joh. Janssen, Joh Fr. Böhmer's Leben, Briefe und kleine Schriften. Freiburg, Herder. 1867. II, 326 f.

Familien, die nicht über einen Canton hinaus greifen, den engern Vereinen anheim fallen. Die gleiche Bemerkung gelte der ältern und neuern Geographie, der Statistik, den Rechtsformen, der Sittengeschichte, den Schulen, der Kirche und überhaupt allen innern Verhältnissen der Einzelgebiete. Alle Ereignisse von übercantonaler Bedeutung und besonders alle, welche der Bildung der Cantone vorangingen oder wo der Canton nach Innen oder Außen als Glied der Eidgenossenschaft gehandelt habe, seien Gegenstand der allgemeinen Gesellschaft. Derselben eignet Zellweger vorzüglich die Regesten zu, weil zu der Herausgabe von Urkunden entweder die Unterstützung der Regierungen oder aber die vereinigten Kräfte Vieler nöthig seien und weil erst dann, wenn die Regesten aus allen Cantonen gesammelt worden, ein Urtheil möglich werde, „welche Urkunden nun zur vollständigen Beleuchtung der Geschichte zu drucken wären. Würden die Cantone vereinzelt ihre Regesten oder sogar die Urkunden selbst der Presse übergeben, so müßte daraus eine Wiederholung der nämlichen oder auch solcher Urkunden hervorgehen, welche wenigstens das bereits Gesagte über Rechtsame, Rechtsformen, Sitten und Gebräuche enthielten. Einerseits würden also die Kosten unnöthig vermehrt, anderseits aber, beim Mangel eines umfassenden Planes, wichtige Acten unberücksichtigt bleiben und unwichtigere vorgezogen werden. Jedenfalls müßten die Urkunden der meisten Cantone unbekannt bleiben und nie könnte ein Ganzes erscheinen.“ Daher sei es sehr zu wünschen, „daß auch solche Cantone, welche ihre Regesten oder Urkunden selbst und auf eigene Kosten veröffentlichen wollen, sich doch mit der allgemeinen Redactionscommission verständigen möchten,“ um unnöthige Wiederholung zu vermeiden. Auf geschichtliche Ausarbeitungen wolle man verzichten, nicht aber auf Erörterungen zweifelhafter Ereignisse. Ueber den Geist, die Tendenz des Vereines sprach der Präsident, wie es sich einem Ehrenmanne geziemt. „Wahrheit werden wir alle als unsere höchste Aufgabe betrachten. Indem wir die ungleichen Ansichten gleichzeitiger Staatsmänner oder Behörden bekannt machen und die Aeußerungen von Männern der verschiedensten Parteien über den nämlichen Gegenstand aus den Schachten der Vorzeit hervorheben werden, so wird schon ein Wesentliches geschehen, die verschiedenen

Beweggründe der handelnden Personen zu erkennen und den Geist der Wahrheit in unsere Geschichte zu bringen. Der Geschichtschreiber soll vor Allem Priester der Wahrheit sein. Dann nur wird sein Werk ein wahrer Spiegel der Vergangenheit werden, in dem jeder weise Staatsmann die Regel seines Verfahrens und dessen Wirkung in der dunklen Zukunft zu erschauen vermag. Was hilft es, wenn dort einer aus einseitigen Berichten eine Geschichte zusammenträgt, und was, wenn ein anderer der Geschichte die Beweise für seine Theorien abfoltert? Wozu nützt es, wenn jener bloß die schönen Momente der Geschichte aussucht und durch glänzende Gemälde die Leser bestechen will, oder wenn dieser jene bedeutenden Nebenumstände übersieht, die dem Ganzen seine eigenthümliche Färbung geben? Wie unwahr endlich wird der Geschichtschreiber, wie verwirrt er den ungeübten Leser, wenn er die Vergangenheit aus dem falschen Standpunkte der Gegenwart beurtheilen und die Thaten der Väter in das trügerische Zwielicht seiner individuellen Ansicht stellen will. Sie alle versündigen sich an der Wahrheit, und eine ernste Verantwortung vor Gott muß auf sie warten, wenn sie muthwillig falsche Ansichten verbreitet und durch dieselben auch falsche Maßregeln veranlaßt haben." — Der ehrwürdige Redner berührte dann auch die Frage, „ob es Pflicht des Geschichtschreibers sei, alle Fehler und Schwachheiten der Personen an's Licht zu ziehen." Und er antwortet: „Ich sehe darin eine heilige Pflicht desselben, so schwer sie ihm auch fallen mag, in so fern nämlich fehlbare Handlungen einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse hatten. Die Geschichte muß dem Bösen zeigen, daß irgendwann auch seine Missethat an den Tag kommt." — Ueber das Verhältniß von Mythe, Sage und Geschichtschreibung bekennt sich der Redner zur Ansicht: wo die Mythe durch bestimmte Wahrheit ersetzt werden könne, habe sie zu weichen. Anders, wo man nur Vermuthungen zu bringen wisse. „Da wage man es nicht, die Mythe zu beseitigen, oder auch nur zu ändern, denn eben ihre ursprüngliche Darstellung leitet auf die sichersten Spuren richtiger Deutung." Die ernste Stimmung des Präsidirenden erhebt sich schließlich zur religiösen Weihe. Der eidgenössische Geschichtschreiber soll ihm „besonders jene Grundsätze der Väter her-

vorheben, mit denen sie furchtlos dem überlegenen Feinde sich entgegenstürzten. Es waren der feste Glaube, daß Gott dem Recht helfe; und daß sein Schutz den Muthigen nie verlasse, es war die Zuversicht, daß der Herr der Heerschaaren das Gebet der Gerechten erhöre." Der Verfall der alten Republiken ging Hand in Hand mit dem Verfall des religiösen Glaubens. „Sobald der Mensch sich selber über Gott erhebt und lieber seinem Verstande als der Stimme des Gottähnlichen horcht, das er in sich trägt, werden auch alle großen Gedanken in ihm ersterben. Er verliert sich in seinem so kleinen Individuum; zur Liebe des Nächsten vermag er sich nicht mehr zu erheben, viel weniger also zur Liebe Gottes, und diese Beiden sind es allein, die ihn zur Aufopferung für Andere ohne alle Nebenabsichten zu begeistern die Gewalt haben."

So sprach und schloß Zellweger, nach Böhmers Ausdruck „ein kindlich wohlwollender Greis, der wahre Ehrfurcht einflößte und die Herzen gewann," der wie ein Lykurg der historischen Gesellschaft der Schweiz ihr Sollen proklamirte. [1])

III.

Die Gesellschaft beschloß die Herausgabe einer periodischen Vereinsschrift, welche den Namen „Archiv" führen und nicht so fast „die Zahl gelehrter Arbeiten vermehren, als den Freunden der vaterländischen Geschichte die Materialien zur eigenen Forschung näher bringen" sollte. Die Herausgeber „wünschen ihr Vaterland und seine Geschichte weder bedeutender noch unbedeutender dargestellt, als sie es in der Wirklichkeit sind und werden, daher mit gleicher Gewissenhaftigkeit das Tadelnswerthe wie das

[1]) Archiv f. schweiz. Gesch. I. S. IX f.

Rühmliche mittheilen. — Arbeiten, die den Charakter politischer oder confessioneller Polemik tragen, müssen gänzlich ausgeschlossen bleiben." Das Archiv soll in 5 Abtheilungen Originalabhandlungen, Regesten, Mittheilungen aus dem Gebiet der Landeskunde ältester und mittlerer Zeit, Denkwürdigkeiten und Actenstücke des 16.—18. Jahrhunderts und endlich eine möglichst vollständige Anzeige der Literatur für schweizerische Geschichte und Landeskunde je eines Jahres enthalten.

Unter den 5 Mitgliedern der Redactionscommission war das Regestenwesen besonders Kopp zugedacht. Allein schon im ersten Bande des Archivs, der 1843 bei Meyer und Zeller in Zürich erschien, mußte J. J. Hottinger, der Präsident der Commission, in seinem Berichte das Bedauern aussprechen, daß jener „wegen anderer Geschäfte sich zurückziehen mußte." Doch theilte er für diesen ersten Band eine interessante Urkunde Herzog Johanns von Oesterreich, ausgestellt im fünften Altersjahre (1294) aus dem Archiv des Chorherrenstifts in Zurzach, sammt kurzer historischer Erläuterung mit. Ueber den ersten Archivband äußerte er sich 1844 an Wurstemberger, es seien darin bona mixta malis, es sei wirklich Gutes darin, er weist aber auch Verstöße nach. [1])

Auf dem zweiten Tage der Gesellschaft, den 20. Herbstmonat 1844 in Basel, trat Zellweger vom Präsidium zurück und übernahm Rathsherr Heusler die Leitung der Geschäfte; zu Ehrenmitgliedern wurden nebst Andern Jacob Grimm und Böhmer aufgenommen. Damals faßte man den Entschluß, ein besonderes umfassendes Regestenwerk über sämmtliche schweizerische Archive bis 1520 herauszugeben. Der Arbeitsplan ist im 2. Bande des Archiv gedruckt. Schon dieser gleiche Band enthielt die Regesten der Stadt Baden, aber Böhmer taxirte sie (30. April 1844) „geringen Werthes" und die neuern Acten, meinte er, „hätten ungedruckt bleiben können, wenn man eine Relation daraus gab." Noch Anderes mehr fand er tadelhaft. [2])

Vor der dritten, den 24. Herbstmonat 1845 in Zürich unter Dr. Heuslers Präsidium versammelten Gesellschaft konnte Bun-

[1]) Z. B. an Hottinger; 5. Weinmonat 1842. (Beilage 33.)
[2]) Beilage 34.

desstatthalter Theodor v. Mohr aus Cur im Referat über das Regestenwerk bereits dem Verlangen nach einem ersten Band nicht allzuferne Genugthuung in Aussicht stellen.

Dem Regestenwesen hingegen konnte Kopp, wie er sich ausdrückte, „nimmer hold sein, selbst dem Böhmer'schen nur dann, wenn er uns eine möglichst genaue Chronologie der Reichsoberhäupter gibt; eine solche Einheit der Persönlichkeit ist unsern (den schweizerischen) Regesten nicht möglich. Gäbe man doch, statt dieser Arbeit alexandrinischen Gelehrten-Stückwerkes, die vollständigen Urkunden in einem Codex diplomaticus! doch wozu die unnützen Klagen?" Diese waren ihm entschlüpft dem Herausgeber Theodor v. Mohr gegenüber. [1]) Gleichwohl ertheilte er über das Regestverfassen manchen guten Wink, besonders über die Anordnung derselben für einzelne Cantone. [2])

Kopps weitere Beiträge für's Archiv beschränkten sich auf zwei im 5. Bande 1847 gedruckte Urkunden in den Jahren 1230 und 1244 ausgestellt vom Grafen Hartmann dem ältern v. Kiburg, ohne Commentar, weil ihm die Muße fehlte. „Allerdings erforderten eigentlich die Statuten des Archivs einen, wenn auch noch so kurzen Commentar dazu; Sie aber sind von dem Gesetze dispensirt. Wir fühlen uns beehrt, wenn auch nur eine kurze Mittheilung unter Ihrem Namen erscheint." So lauten Hottingers Worte vom 2. Februar 1847. Im folgenden Herbste wollte die Gesellschaft in Lucern tagen und Kopp dachte auf die nöthigen Vorbereitungen, worüber er von Hottinger sich Winke erbat und dann gelegentlich eine von den Zeitläufen abgedrungene Bemerkung machte und Entgegnungen veranlaßte, wie folgende: „Sie haben Recht, unser eidgenössisches historisches Leben hat einen leisen Pulsschlag, nicht aber das locale oder cantonale; denn hier geschieht, wenn man die bewegten Zeiten ins Auge faßt, verhältnißmäßig immer noch Vieles; allerdings fehlt aber für alle diese gesonderten, zum Theil sogar auseinanderführenden Bestrebungen der sammelnde, sichtende, nach allen Seiten sie anregende Vereinspunkt. Er wird sich finden, so wie man sich

1) Bad Pfäffers, 21. Augustmonat 1847.
2) Beilage 39 zu Seite 215.

über die Hauptgrundsätze des eidgenössischen Staatslebens wieder besser verstehen lernt. Urkundliche Darstellung unserer ältern Zustände kann hiezu Vieles beitragen, doch nicht Alles. Die eigene Erfahrung muß hinzukommen. Möchten wir ihre ernste Schule bald durchgemacht haben! Sie fragen mich, was das Minimum des Anstandes sei, das bei Versammlungen der Gesellschaft billiger Weise erwartet werden dürfe? Ich bin in einiger Verlegenheit hier zu antworten. In Trogen wurde seiner Zeit die gemeinnützige Gesellschaft auf dem Gäbris mit Nideln aus hölzernen Löffeln gespeist. Alles war seelenvergnügt und lobte den guten Einfall. Ländlich sittlich ist hier wohl der beste Rath und an einen noch so einfachen Empfang, sobald er aus freundlichen Herzen kömmt, knüpft sich immer der Anstand. Champagner und Trüffelpasteten sollen verpönt sein. Vor Allem aber wird es sich fragen, ob bis im September der Nothstand aus dem Vaterlande gewichen sei? Wäre dieses nicht der Fall, so würden wir das Reisegeld besser in Brod für die Armen verwandeln." Etwas später, am 10. Juli, war der 5. Band des Archivs gedruckt und befand sich auch schon der erste Band des Regestenwerkes unter der Presse. Hottinger fügte dieser Nachricht bei: „Ihrem Wunsche eines Urkundenbuches wird wenigstens hier in Zürich Rechnung getragen werden. Im Jahre 1853 sind 1000 Jahre verflossen, seit der Stiftung unserer Frauenmünsterabtei. Die antiquarische Gesellschaft will eine Säcularfeier veranstalten und für dieselbe wird jetzt schon an einem Codex diplomaticus der sämmtlichen Urkunden des Stifts und zwar von mehreren dem Geschäfte gewachsenen Mitgliedern der Gesellschaft vorbereitet. Vielleicht ließe sich Veranstaltung treffen für übereinstimmende Form der Erscheinung dieses Werkes und anderer ähnlicher.

„Für Ausführung Ihres zweiten seiner Zeit mir mitgetheilten Gedankens hingegen, der Herausgabe einer historischen Zeitung, fand die im Mai hier versammelte Vorsteherschaft der Gesellschaft die Zeit noch nicht reif, so viel Ansprechendes auch dieser hatte. Wissen wir doch zur Stunde noch nicht, ob wir im Laufe dieses Jahres zusammentreten können. Wir wollen es hoffen, beschlossen auch damals unserseits das Nöthige dafür zu thun und vereinigten uns vorläufig auf die Zeit unmittelbar vor oder nach der deut-

schen Philologenversammlung in Basel, die auf die letzten Tage des September und die ersten zwei Tage des Octobers fallen wird. Bis dann wird die Tagsatzung auseinander gegangen sein und wir werden erfahren, ob die Langmuth der Vorsehung, die uns in schwierigen Tagen so oft schon geschützt und auf unvorhergesehene Weise gerettet hat, unserm Vaterlande auch ferner den Frieden erhalten will, für den leider so Weniges von der Weisheit seiner Führer zu erwarten ist. Wenn indessen überall in der Schweiz so wenig Kriegsbegier und so wenige Kriegsrüstungen sich bemerklich machen, als zur Stunde noch in hiesigem Canton, so scheint die Gefahr einstweilen nicht so nahe, und wir können noch ruhig nach Lucern reisen."

Es kam aber anders und die nächste, vierte Versammlung konnte erst den 10. October 1848 in Baden stattfinden. Die Statuten wurden revidirt und zum Präsidenten gewählt der gewesene eidgenössische Canzler Amrhyn, den jedoch der Tod dahinraffte, bevor die nächste Versammlung, im October 1849, wieder in Baden [1]) zusammentrat, wo sie Hottinger mit einer gehaltvollen Rede begrüßte. Hier wurde Kopps Antrag, eine historische Zeitung zu begründen angeregt, [2]) noch ohne Erfolg.

Die Bedenken, welche man seinem Antrage gegenüber erhob, waren nicht geeignet, den ohnehin mit den Leistungen der Gesellschaft nicht völlig Zufriedenen günstiger zu stimmen. Auch einige hingeworfene Aeußerungen Böhmers mochten beitragen, ihm die Theilnahme zu verleiden, so wenn er am 22. August 1847 schrieb: „Möge doch Ihr Werk Leute erziehen, welche auch die urkundlichen Quellen jener Gegenden treu und vollständig sammeln. Wie erleichtert könnte dadurch das Studium werden. Wie viel könnte in so viel Bänden, als jetzt das neue schweizerische Archiv zählt, [3]) gegeben sein? Aber man thut lieber das Unnöthige, als das Wesentliche. Wunderbar, daß die Menschen so viel lieber

[1]) Kopp an Hisely, 5. August 1849. Beilage 35.

[2]) Historische Zeitung. Herausgegeben v. d. schweizer. geschichtf. Gesellschaft. I. Jahrg. 1853, Bern, Probeblatt S. 1.

[3]) Der 5. Band war erschienen.

Gekochtes aufkochen, als Thaten thun, die dann für immer gethan bleiben. Man sollte meinen, daß nicht Eitelkeit allein, sondern auch die Rechenschaft von seinem Thun, die man sich im stillen Kämmerlein gibt, zum Bessern drängen müßten." So etwas von Böhmer faßte bei Kopp Feuer. Seine Mißstimmung, durch andere Zufälle noch genährt, scheint ihm bereits den Gedanken zum Austritt eingeflößt zu haben. Wenigstens als am 30. Juni 1850 Vulliemin, jetzt Präsident, die Einladung zur Versammlung nach Murten erließ, bat er Kopp, doch nicht den Verein aufgeben zu wollen, vielmehr möge er Hand bieten, ihn mehr zu beleben: „Venez et nous donnez vos conseils. On m'a dit que vous songiez à vous retirer de la Société. Hisely avait ici la même pensée."

Kopp wartete noch zu. Sein Vorschlag für eine historische Zeitung wurde zu Murten der Commission zum Erdauern überwiesen, aber „gut Ding braucht Weile." In seinen Briefen kam er wiederholt darauf zu sprechen. „Ich halte fortwährend an dem Gedanken fest, daß uns wesentlich ein wöchentlicher „Sprechsaal" mangle, der uns verbinde und näher bringt, mag man dann das Blatt „historische Zeitung" nennen oder wie man will; ich bin mit allem zufrieden, wenn es nur zu Stande kömmt und als Hauptgrundsatz „Ausschließung der Polemik" angenommen wird, wodurch Berichtigungen keineswegs fern gehalten werden sollen, vielmehr wünschenswerth sind." [1]) Die nächste Versammlung fand statt am 11. September 1851 in Beggenried, unter der Leitung des Herren v. Mohr. Die Stimme, daß man sich ermannen möge, erscholl von Neuem. Böhmer war anwesend, er hat gewiß secundirt und mit Beifall angehört, was Kopp über Pfeiffers Verdienste um das österreichische Urbarbuch und worin nun die weitere Aufgabe bestehe vorgetragen hat. [2]) Der Wunsch nach einer historischen Zeitung blieb noch immer unerfüllt. Die schweizerischen Regesten, von denen bis jetzt mehrere Hefte erschienen waren, befriedigten, weil die rechte Anlage mangelte, ebenfalls nicht ganz, so daß Kopp am 8. März 1851 sich äußerte: „Von

---

[1]) An Th. v. Mohr; Lucern, 19. August 1851.

[2]) Beilage 36.

unsern Regesten habe ich seit langem nichts angerührt. Am meisten war an jenen, die den Canton Bern betrafen, auszusetzen, mit Ausnahme der von J. J Amiet sehr fleißig und mit Sachverständniß ausgearbeiteten Regesten des Closters Fraubrunnen [1]) und auch von diesen klagte der Verfasser, daß ihm die vielen Druckfehler die Lust an seiner eigenen Arbeit verleidet hätten. „Meine Fraubrunnenregesten sind mir zu erbärmlich verpfuscht worden," äußerte Amiet am 6. Juni 1853. „Ich habe einen solchen Ekel davor, daß ich nicht einmal mehr die versprochene und angezeigte Vorrede nachliefern mag." [2])

Kopps Ausstellungen galten nicht den Hauptredactoren der Regesten, und als er Miene machte, der Versammlung in Beggenried fern zu bleiben, drang Herr von Mohr selbst in ihn, ja doch zu kommen: „Auch dem lieben Dr. Kirchhofer werde ich noch besonders schreiben und an Herrn Dr. Böhmer habe ich ebenfalls eine Einladung erlassen. Ich hatte eine Zeitlang gehofft, es würden Herr G. von Wyß und dessen Freunde sich entschließen, die historische Zeitung herauszugeben. Seither ist wieder Alles still geworden." Ja er räumte sogar ein: „Daß in unsere historische Gesellschaft neues Leben und ein neuer Geist gebracht werde, ist gewiß Bedürfniß und auch mein Wunsch, den zu verwirklichen ich gerne mit meinen Kräften mich bestreben werde. Ich gewärtige, daß Herr Nationalrath Segesser diesen Gegenstand in Anregung bringe und will, wenn nöthig, einer dießfälligen Conferenz mich nicht entziehen." [3])

Das Alles gab reichen Stoff für die nächste, im Herbst 1852 nach Rapperswil berufene, von Ph. A. von Segesser aus Lucern geleitete Versammlung. Was immer Kopp in Betreff derselben auf dem Herzen hatte: die historische Zeitung, Modification der Statuten, das Archiv, die Regesten, der eidgenössische Codex diplomaticus, die Fontes zur Geschichte der Schweiz, Alles ward vom 13. bis zum 17. Herbstmonat 1852 sorgfältig

[1]) Recension v. Fetscherin, in der hist. Zeitung 1853. S. 12.

[2]) Vrgl. J. J. Amiet, Zur Geschichte des Klosters Fraubrunnen. Solothurn, 1864. Vorbemerkung.

[3]) An Kopp, 12. December 1851.

zu einer Rede verwendet, die dann am 23. in „Raprechtswile" wirklich vorgetragen wurde. [1]) Herr von Mohr unterstützte ihn. Die Statutenabänderung ward beschlossen; der Präsident erhielt den Auftrag, für eine historische Zeitung einen Redactor und Verleger zu suchen, die übrigen Punkte wurden an eine Commission gewiesen und schließlich, da Segesser sich die Wiederwahl verbat, Kopp zum Präsidenten für die folgende Amtsdauer ernannt. Allein er war zur Annahme nicht zu bewegen. Nicht das war es, was er suchte, es wäre ihm vielmehr hindernd zwischen seine Arbeiten getreten. Da wurde Altregierungsrath Fetscherin von Bern gewählt, der dann auch mit Neujahr die historische Zeitung zu Stande [2]) brachte.

Kopp blieb nach der Versammlung nicht müßig und stattete am 23. Jänner 1853 an Böhmer Rechenschaft ab, über das, was er inzwischen gethan habe. „Das Ueberweisen an eine Commission bei einer Gesellschaft, die wieder nach allen vier Winden auseinandergeht, um über's Jahr wieder zusammenzutreten, vielleicht mit kaum der Hälfte der vorjährigen Mitglieder, hat sich bis dahin als das sicherste Mittel bewährt, eine Sache für immer schlafen zu legen.

„Daß dieses nicht auch in dieser Angelegenheit eintrete, glaubte ich der Commission, die begreiflich erst in Solothurn zusammentreten und inzwischen gar nichts thun wird, wenigstens in etwas vorarbeiten zu sollen und ergriff daher die Initiative, es dann dem Eifer einzelner Mitglieder überlassend oder auch der bisher so mächtigen vis inertiae, um, wenn nichts geschehen sollte, meine Hände mit Pontius in Unschuld zu waschen." Kopp wünschte der nächsten Versammlung Specimina der nöthigen Vorarbeiten, der genauen Verzeichnung sämmtlicher Urkunden nach seiner Eintheilung vorlegen zu können und bildete zunächst für diesen Zweck in Lucern eine Gesellschaft jüngerer Kräfte, um sie „für das Urkundliche zu gewinnen und die Aeltern etwas

---

[1]) Beilage 37. Kopp, Geschichtsblätter aus der Schweiz I, 63 f.

[2]) Näheres darüber: Histor. Zeitung, Bern, 1853. Probeblatt und S. 104. — 1854, S. 1. 98. Anzeiger für schweiz. Gesch. und Alterthumskunde, Zürich. 1855. S. 1.

in Athem zu erhalten.“ Unter die Vorträge, die er in diesen abendlichen Versammlungen hielt, gehört der Aufsatz über „Urkunde und Regest.“ [1])

Zu demselben Zwecke ward in Cur für Bünden Theodor v. Mohr, für St. Gallen und Thurgau Professor Joseph Hardegger, [2]) für Schaffhausen Kirchhofer, für Zürich G. von Wyß und Gerold Meyer, für den Aargau, Bern und Solothurn J. J. Amiet in Solothurn angeregt. „An alle diese Herren wurde eine gleichlautende Abschrift der dem hiesigen Vereine mitgetheilten Skizze übermittelt. Herr Kirchhofer hat zugesagt, [3]) Herr Wyß billigt, [4]) ist jedoch überhäuft, glaubt aber Gerold (Meyer von Knonau) werde sich damit befassen; von den andern Herren habe ich noch keine Antwort. Kommt nichts zu Stande bis zur nächsten Zusammenkunft in Solothurn, dann (wie gesagt) wasche ich meine Hände in Unschuld, nehme meinen Hut und lasse fürderhin die Gesellschaft Gesellschaft sein.“ Böhmers Antwort, die er den 20. April 1853 ertheilte, war sehr lehrreich. Er freut sich, Kopp für historische Zwecke wieder in fördernder Thätigkeit zu wissen und wünscht, es möge gelingen, die Geschichtsfreunde zu planmäßigen Leistungen zu einigen. „In der Schweiz sollte dies leichter sein als anderwärts, wo sachverständige Männer minder zahlreich bei einander sind.“ Doch verkennt er nicht, wie schwer es sei, viele Köpfe zu einem Sinne zu einigen. „Groß schien mir immer der Uebelstand, daß seit die Archive sich öffneten und seit die neue Geschichtsbearbeitung begann, der gute Wille thätiger war als Einsicht und Uebersicht. Gerade da, wo die Aufgabe groß ist und wo Viele zusammenwirken sollen, bedarf es am meisten der Methodik und Hodegetik.“

Doch, lesen wir uns lieber den etwas langen Brief unter den Beilagen zu Ende. [5])

---

[1]) Beilage 38.
[2]) Beilage 39.
[3]) Beilage 40.
[4]) Beilage 41.
[5]) Beilage 42.

Auch die beiden jungen Männer J. J. Amiet in Solothurn und J. Hardegger, Professor an der katholischen Cantonsschule in St. Gallen, blieben ihre Antwort nicht schuldig. Wie sollten sie es gekonnt haben, die so gut den Werth und die Ideen ihres Meisters und Vorbildes erfaßten und festhielten. Leider waren auch sie von allzuvieler, unabweislicher Arbeit geplagt, um so recht die zugemuthete Aufgabe zu lösen, aber die Versicherung, das Mögliche zu thun, war aufrichtig gemeint.

Hardegger, früher Kopps Schüler in der Philologie, zeigte sich bereit, nach den gegebenen Winken [1]) den Küchemeister abzuschreiben und äußerte besondere Freude für den angeregten **Codex diplomaticus**, sowie des Regestenwerk, weßhalb ihm Kopp am 15. Hornung 1853 noch mehrere belehrende Winke ertheilte. [2])

Amiet erklärte, einstweilen nur für den Canton Solothurn das gewünschte Urkundenverzeichniß herstellen zu können, Kirchhofer hingegen wurde am 13. Februar 1853 vom Tode nach kurzem Krankenlager dahin gerafft. [3])

Im Ganzen schien Erfolg zu winken. Besonders freute sich Kopp daß Böhmer mit ihm „über die Krankheit der geschichtforschenden Gesellschaft einverstanden" sei, so wie im Allgemeinen über die Art das Uebel zu heilen. Durch die vielen Hände wolle er noch keine Regesten, sondern nur die Uebersicht gewinnen, was an Urkunden noch vorhanden sei; erst auf dieses sollten Beschlüsse der Gesellschaft erfolgen. Nur Theodor von Mohr fand die Schwierigkeiten etwas größer. Man werde allenfalls Einzelne finden, die irgend ein ihnen näher liegendes oder sie besonders interessirendes Archiv vollständig registriren; aber kaum Jemanden, der ohne Entschädigung sich dazu hergebe, Clöster, Stifte, Städte und Gemeinden zu bereisen, um deren Archive, wenn man sie auch öffne, zu untersuchen, bis zum Jahre 1273 zu registriren. Dazu habe man weder Geld noch Leute. „Wenn je, so ist es hier der Fall, daß das Bessere ein Feind des Guten

---

1) Beilage 43.

2) Beilage 44.

3) Nekrolog in der hist. Zeitung 1853. S. 19.

ist, indem ich vollkommen überzeugt bin, daß mit der Adoption Ihres unzweifelhaft bessern Arbeitsplanes das schweizerische Regestenwerk als geschlossen betrachtet werden kann." [1]) Kopp wies in der Antwort auf dasjenige hin, was ihm ganz allein möglich gewesen sei.

„Als ich den Lucerner Bund von 1332 schildern wollte und mein Plan sich allmälig erweiterte, verwendete ich wiederholt meine ganze Ferienzeit zur Bereisung der Archive der drei Länder und Zugs, sowie derjenigen zu St. Gallen, Zürich, Aarau, Basel, Solothurn und Bern; ich besuchte den Elsaß und Karlsruhe, reisete nach Turin und Insbruck, ging zweimal nach München und Wien. Wen habe ich für alle diese in's Große gehenden Auslagen um einen Pfennig angesprochen? wer hat mir auch nur den letzten Rappen zu vergüten sich erboten? Niemand und ich sah auch nicht den entferntesten Grund dazu; alles habe ich meinem eigenen Leibe abgebrochen. —

— — Die Herausgabe des ersten Urkundenbändchens überließ ich (1835) dem Verleger auf Gnade und Ungnade und bedung mir nur ein Dutzend Freiabdrücke. Erst im Jahre 1845, nach fast zwanzigjähriger Forschung, erschien mein erster Geschichtsband und bei Bestimmung des Honorars hatte ich weder Reisekosten noch auch die kräftigsten Jahre meines Lebens in Berechnung gebracht. Sollte ich der letzte sein, der so zu handeln vermochte? Absit!

Ja, könnte ich von meinen sechzig Jahren nur etwas abgeben, ich wollte mich anheischig machen, spätestens in zwei Jahren sämmtliche Benedictiner-Regesten der alemannischen Schweiz bis 1273 Ihnen oder der Gesellschaft vorzulegen, unbekümmert ob oder in welchem Maße ich für Zeit und Mühe entschädigt würde. An das erste Heft oder den ersten Band würden sich in kurzer Zeit die andern organisch anreihen; und jetzt, was einer nicht allein zu thun vermag, dafür müßten sich doch mehrere jüngere Kräfte finden lassen.

Doch vor der Hand, nach meiner frühern Angabe an Sie, handelt es sich noch nicht um die Regesten selbst, sondern lediger-

---

[1]) Th. v. Mohr an Kopp; 27. Febr. 1853.

dinge um ein Verzeichniß des vorhandenen Urkundenvorrathes und ihrer Fundorte, also um eine Vorarbeit, die, wie ich ausdrücklich bemerkte, auch dem bisherigen Regestenwerke zu Nutzen kommen müßte. Der biedere Kirchhofer, der uns leider zu früh entrissen wurde, hat mir noch zum Neujahre 1853 seine Theilnahme mit Freuden zugesagt; auch Georg v. Wyß hat den Plan vollständig gebilligt. Haben Sie dagegen Bedenken, so thun Sie gut, den Präsidenten davon zu unterrichten; ich meinerseits habe ihn schon vor Ihrem Briefchen von unserm Zwölfervereine und was er beabsichtige, in Kenntniß gesetzt.

An der nächsten Versammlung der Gesellschaft, an welcher ich (so Gott will) erscheinen werde, mag dann der Grundsatz besprochen und darüber entschieden werden." [1])

So rückte unter verschiedenen Vorarbeiten die Zeit heran, da sich der Verein in Solothurn wieder fand, gegen Ende September. Kopp mangelte nicht, brachte seine Anträge mündlich und schriftlich vor und — sah sie an eine neuerdings ganz andere Commission verwiesen. [2]) Er mochte darin die Absicht vermuthen, die Fragen ad calendas græcas zu verschieben, er hielt also Wort, verweigerte die Annahme des „Archivs" und trat aus der Gesellschaft, über deren Organ er sich überdieß beschwerte, daß es habe dazu dienen müssen, Verunglimpfungen gegen ihn zu verbreiten. [3]) So verstimmt war er über den Verlauf, daß Böhmer zu hören bekam: „In Solothurn war es geistig öde in der Versammlung, in welcher der Bund mich verkehrtes Zeug sagen läßt." [4])

Ohne Frucht blieben indessen seine Anregungen nicht. Man ließ zwar das Regestenwerk gänzlich fallen, aber griff besonders den Gedanken auf, den er, nur in viel engerm Maßstabe, für die Vorarbeiten empfohlen hatte, man beschloß nämlich 1855 in Solothurn, entgegen einem von Archivar J. J. Amiet für Herausgabe eines Codex diplomaticus gestellten Antrag, die

---

[1]) An Hrn. v. Mohr; Lucern, 10. März 1853.

[2]) Archiv f. schweiz. Gesch. X. S. III ff.

[3]) Kopp an Fetscherin, Präsidenten d. allgemeinen geschichtforsch. Gesellschaft. 1. Brachmonat 1854.

[4]) An Böhmer, 18. Weinmonat 1853.

Erstellung eines schweizerischen Urkundenregisters, das einstweilen bis 1353 gehen soll.[1]) Nach 8 Jahren, am 10. November 1863, hatte Kopp das Vergnügen, das erste Heft des schweizerischen Urkundenregisters vom Verfasser desselben, Dr. B. Hidber in Bern, zu erhalten, mit den begleitenden Worten: „Aus besonderer Hochachtung für Ihre bekanntlich ausgezeichneten Forschungen auf dem Gebiete unserer vaterländischen Geschichte, sowie aus persönlicher Verehrung erlaube ich mir, Ihnen das erste Heft des schweizerischen Urkundenregisters zu überreichen. Erlauben Sie mir jedoch gütigst die Bitte, dasselbe mit Nachsicht aufnehmen zu wollen. Wie Manches hatte ich nicht dabei zu lernen. Sehr erwünscht wäre mir dabei Ihre freundliche Belehrung, für welche ich Ihnen von Herzen dankbar sein würde." Solche Aufmerksamkeit war gewiß um so eher am Platze, als der Anstoß für das Unternehmen Kopp zu verdanken ist.

Er hatte es mit Hebung der Gesellschaft ernstlich genommen und faßte ihr Bedürfniß in jeder Hinsicht in's Auge, so daß er sie auch für die Schriften der Wiener Akademie empfahl.[2])

Die Fortsetzung des Regestenwerkes erlitt durch den am 1. Juni 1854 erfolgten Tod des biedern und rastlosen Theodor von Mohr den letzten Stoß.

Zum Glücke fand die Gesellschaft an ihrem Präsidenten Georg v. Wyß einen Mann, der, ohne den Partialvereinen wehe zu thun, den Allgemeinen seiner Bestimmung gemäß hebt und leitet, geliebt und hochgeachtet von Allen. Mit ungewöhnlicher Hingebung wird seither das treffliche Unternehmen, die zum „Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde" umgestaltete historische Zeitung fortgeführt, werden, außer dem „Archiv", unsere ältern Urkunden verzeichnet und die gewichtigsten Zeitbücher nach und nach Jedermann in die Hand gegeben, worin Herr von Wyß selbst, nachdem die „Geschichte der Abtei Zürich" freie Hände ließ, mit seinem Vitoduranus vorangegangen ist. Böhmer lernte ihn am 4. September 1857 „erst recht kennen", wobei er ihm „ungemein werth wurde. Ich sah —

[1]) Archiv, XI. Bd. S. VIII f.

[2]) An Chmel, 23. August 1851.

meldet er an Kopp — seine trefflichen Vorarbeiten für Schweizer-Geschichte, namentlich seine genealogischen Tafeln der Grafenhäuser mit Einfügung der wichtigsten Urkundenextracte, ganz so wie ich mir gedacht hatte, daß man dergleichen machen müßte." [1]) Herr von Wyß wäre der Mann, für die Schweizer-Geschichte Dasjenige zu thun, was Stälin für die Würtembergische geleistet hat.

IV.

Zellwegers Wunsch, es möchten neben der allgemeinen historischen Gesellschaft im Vaterlande noch Localvereine die Fackel emporhalten, war Vielen aus dem Herzen gesprochen.

So entstand 1842 in Basel eine zweite Verbindung, mit vorwiegend antiquarischer Richtung. [2]) Der 10. Januar 1843 sah in Lucern den historischen Verein der fünf Orte Lucern, Uri, Schwiz, Unterwalden und Zug entstehen. Oberst Wurstemberger war darüber hoch erfreut und wünschte recht genauen Bericht, welchen Kopp, soweit es möglich war noch vor Abschluß desselben Monats ertheilte. „Unser historische Verein ist vorerst nur noch auf dem Papier und der erwählte Ausschuß (Bannwart, Schneller und ich) sind noch in den Einleitungen begriffen. Ich lege Ihnen „Bericht" und „Grundlagen" bei, damit Sie ungefähr dem Kinde die Nativität stellen können. — Unsere Absicht kann nicht sein, den Verein irgend zum Knecht einer Regierung zu machen; aber wir sehen den Eintritt von Regierungsmitgliedern gern, um stetsfort bei den Regierungen in freundlichen Beziehungen zu stehen und nöthigenfalls in Schutz

[1]) An Kopp, 3. December 1857.

[2]) Sinner a. a. O. S. 197. Archiv, II. S. IV. und ff.

genommen zu werden. Eine Zeitschrift soll begründet werden, sobald der Ausschuß über einige Geldkräfte gebieten kann; vor der Hand wurde an den Eintritt noch keine Leistung eines Beitrages geknüpft und der nächsten Versammlung sind Bestimmungen der Art vorbehalten. Da wir Correspondenten bedürfen, so haben wir für den Canton Bern unser besonderes Augenmerk auf Sie gerichtet; ein eigenes Schreiben wird nächstens an Sie abgehen." Bald darauf ersuchte Kopp denselben nothfesten Freund, ihm aus Glafei jene Urkunden zu copiren, welche den Reichszoll in Flüelen betreffen, denn er war jetzt im besten Zuge das erste Heft des Geschichtsfreundes auszuarbeiten, um solches schon gedruckt der ersten ordentlichen Versammlung des fünförtigen Vereins, die am 29. August 1843 in Lucern stattfinden sollte, vorzulegen. Das Meiste lag auf seinen Schultern. Vorwort und Bericht im ersten Bande des Geschichtsfreundes (1843 und 1844) zeigen hinlänglich wie Kopp der eigentliche Gründer des Vereins war. Meisterhaft war das in so kurzer Zeit entstandene erste Heft der Vereinsschrift ausgeführt. Er übersandte am 30. August 1843 an Böhmer ein Exemplar, dabei scherzend: „Sie sehen aus Mitkommendem, daß ich einem neuen Geisteskinde zu Gevatter stand und dasselbe habe „Geschichtfreund" taufen lassen. Es würde mich sehr freuen, wofern Sie, wenn Sie ein Spartaner wären, wirklich finden sollten, daß das Kindlein des Aufhebens werth sei. In diesem Falle bitte ich Sie, ein Winkelchen Ihres Bücherschrankes dem armen Dinge anzuweisen und lassen Sie den zweiten Abdruck, unter Empfehlung des Quasi-Papa, an Herrn Bibliothekar Pertz nach Berlin wandern. Sieht das Geschöpf auch noch ziemlich nüchtern und jugendlich aus, immerhin haben die Herren Verleger nichts gescheut, um dasselbe auf ansprechende Weise auszustatten." Böhmer zeichnete den 23. November 1843 dessen Werth so treffend mit den Worten, der Geschichtsfreund trage vestigia leonis an sich. Dann fährt er fort: „Auch wenn die Einsiedler Annalen nur Compilation sein sollten, wie Stälin glaubt, muß man für deren Mittheilung dankbar sein. Kurze Ueberschriften über den vollständig mitgetheilten Urkunden und die Beschränkung der großen Buchstaben auf Namen und den Anfang von Sätzen, wäre mir doch willkommen gewesen. Ich habe dieses Heft in Wien ganz

durchgegangen. Chmel gab es mir dort. Ich lege es jetzt wieder neben mich, um einige Bemerkungen daran zu knüpfen. S. VI. Constanzer Bisthum: Mit Regesten der Bischöfe wäre wohl zu beginnen. Wenn man solche ganz nach den meinigen, welche Sie ja freundlich gutheißen, drucken ließe, so könnte allmählig ein großes deutsches Regestenwerk erwachsen, für dessen einzelne Abtheilungen eo ipso eine bestimmte Abnahme gesichert wäre. Können Sie dorten Niemanden zu solchen Constanzer Regesten ermuntern? S. VII. Solothurner Wochenblatt. Wenn doch die allgemeine schweizerische Geschichtsgesellschaft sich entschließen wollte, statt Acten drucken zu lassen, die einer oder keiner liest, Urkundenregesten dieses Wochenblatts zu veröffentlichen, die meines Wissens in Bern schon gemacht sind. — S. VIII. Regesten in der Urkundensprache. Warum soll man sie nicht deutsch machen dürfen? Freilich muß sie jemand machen, der die Urkunden versteht. Ich halte doch sehr viel darauf, daß gerade der Regestenmacher, soweit es angeht, zum Erklärer der Urkunde werde, aus deren Formalismus sich mancher neuere Geschichtsfreund schwerer heraushilft. Dazu ist aber die deutsche Sprache geeigneter." Im gleichen Schreiben berichtete Böhmer über einen höchst wünschenswerthen Gedanken. „Viel besprochen wurde der Gedanke einer allgemeinen Zusammenkunft deutscher Historiker. Die Sache gut geleitet, wurde gut befunden. Die Zusammenkunft soll nicht jedes Jahr sein, Geschichtsforscher und Geschichtsliebhaber sollen etwas auseinander gehalten werden, bestimmte Zwecke sollen vorschweben. Als solche sind zunächst vorgeschlagen: 1. Oeffentliche Erörterung der Nothwendigkeit, daß die Kataloge aller Handschriftensammlungen, zunächst zu München, Wien, und Wolfenbüttel gedruckt werden. 2. Aufstellung bestimmter Aufgaben für die historischen Vereine, nämlich Regesten aller Bischöfe und der wichtigern weltlichen Herren. Diese soll wo möglich immer nur Einer machen, der dann etwas dabei lernen wird. Was sagen Sie dazu?" — Auf den Empfang des 2. Heftes bemerkte Böhmer (am 27. December 1844): „Die Pietät gefällt mir, mit der die Lucerner nach ihrer alten Herrin, der Abtei Murbach sich umgesehen haben. — Damit daß bei den Urkundenabdrücken die Unregelmäßigkeiten der Originalien in Bezug auf große und kleine Buch-

staben beibehalten werden, bin ich nicht einverstanden, ebenso wenig mit der mangelhaften Interpunction. Warum dem Leser durch solche Mängel das Benützte noch erschweren? — Auch vermisse ich kurze Ueberschriften mit dem ausgerechneten Datum über den Urkunden." Beim Erscheinen des zweiten Bandes, 1845, freute sich Böhmer „daß den Zeiten zum Trotz dieser Band zu Stande gebracht wurde." Fürwahr, es bedurfte eiserner Beharrlichkeit um bei jenen Wirren alle Jahre einen neuen Band Geschichtsfreund zuzurüsten.

Nachdem Kopp den Verein gesichert sah und seine Richtschnur mit Meisterhand im Vorwort zur ersten Lieferung auf dreißig Seiten vorgezeichnet hatte, zog er sich von der Geschäftsleitung zurück und beschränkte sich auf die Kritik der ersten paar Bände, denn es wollte vor allen sein eigenes Werk vorwärts kommen. In diesem Sinne drückte er sich im Briefe vom 22. März an Wurstemberger aus. „Was den fünförtlichen Verein betrifft, so stehe ich mit demselben in keiner andern Verbindung, als wie ein einfaches Mitglied stehen kann. Um meine Vorstandschaft los zu werden, besuchte ich den Ausschuß nicht mehr; so gewann ich Zeit für meine eigene Arbeit. Ich hatte für das erste Heft alle Muße von mehr als vier Monaten aufgeopfert; nun mußte ich gewaltsam weg und es geschah."

Seine Sympathien für historische Vereine waren überhaupt nicht mehr groß, wie sich aus einem Brief vom 16. Mai 1848 an Böhmer ergibt: „Ich weiß nicht recht, was und wie viel an solchen Vereinen geleistet werden kann, wenigstens ist mir die Sache nicht klar geworden, seitdem ich an unserm Vereine der fünf Orte und an dem allgemein schweizerischen Antheil genommen habe. Auch ist meine persönliche Theilnahme an solchen Gesellschaften stets nur eine leidende, um Eindrücke zu empfangen und keineswegs zu machen, d. i. ich befinde mich lieber und behaglicher unter den Zuhörenden, als unter den Mithandelnden." Gleichwohl hätte er es gerne gesehen, wenn damals das Project, das geschichtforschende Deutschland zu einem Bunde zu gewinnen, gelungen wäre. Ich wünsche, daß Norddeutschland und Süddeutschland, daß Protestanten und Katholiken sich nähern und mindestens in der gegenseitigen Behandlung ein freundlicheres

Vernehmen einträte. — Die Grundansichten müssen darum, einem andern zu lieb, nicht aufgegeben werden; aber wenn schon in Behauptung derselben die schroffe Außenseite wegfiele, ich möchte diesen Verlust nicht bedauern."

Inzwischen trieb in der Eidgenossenschaft die einmal erwachte Lust an historischer Forschung immer neue Blüthen, rief noch manchen regen Verein in's Leben.

Nach der fünförtigen Gesellschaft entstand im Juni 1846 der „historische Verein des Cantons Bern," [1]) in dessen zuerst „Abhandlungen," später „Archiv" genanntem Organe Fetscherin schon im ersten Hefte des zweiten Jahrgangs eine ganz auf Kopp gründende Arbeit veröffentlicht hat. Dankbar bekannte er dieses mit Zuschrift vom 4. März 1851: „Sie haben, wie ich zufällig vernommen, bezweifelt, daß Manche Ihr gediegenes Werk durchlesen werden, das freilich für die heutigen Eintagsgewürme, die sich nur mit den Tagesereignissen auffüttern, nicht geschrieben ist: jedenfalls darf ich keinen Augenblick zweifeln, daß Sie dem Verfasser beiliegender Probe das Zeugniß der fleißigen Lectüre nicht versagen werden. — Aus Ihren folgenden Bänden werde ich ohne Zweifel Vieles berichtigen, Vieles beifügen können."

Seit 1848 bestand auch schon der historische Verein in Cur,[2]) wo Theodor v. Mohr, die Seele des Ganzen, der sowohl mit Böhmer als Kopp in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, Mittheilungen gab und empfing, immer offene Rechnung führend über die von jenen erhaltenen Berichtigungen.[3]) Das „Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden," herausgegeben von Th. v. Mohr, hernach von seinem Sohne Conradin (Chur, Hitz), hat seit 1849 seine Stelle ehrenvoll ausgefüllt, besonders auf dem Urkundengebiete durch den „Codex diplomaticus ad historiam Ræticam."

Bald darauf, 1851, trat in den Kranz der vaterländischen geschichtsforschenden Vereine die Anfangs nur kleine, aber aus-

---

[1]) Vrgl. Abhandlungen des histor. Vereins des C. Bern. 1848. I, 1. S. 1. ff. Archiv f. schw. Gesch. VI. S. XXII. f.

[2]) Cf. Archiv f. schw. Gesch. VIII. S. XV.

[3]) Codex diplomaticus zur Geschichte Cur-Rätiens in den „Zusätzen" zum 1. und 2. Bde.

erlesene Gesellschaft von Solothurn mit ihrem „Urkundio." Als Kopp im Sommer 1849 in Solothurn war und aus dem Munde des jungen strebsamen, in Sachen der Geschichtsforschung schon damals einsichtsvollen und für den scharfsinnigen Forscher begeisterten [1]) J. J. Amiet vernahm, daß daselbst immer noch kein historischer Verein zu Stande gekommen sei, verwunderte er sich hoch darüber [2]) und munterte warm dafür auf. Daran erinnerte Amiet am 5. Februar 1851 als er nach Lucern die frohe Neuigkeit berichtete: „Am vergangenen Niklaus-Abend haben unser fünf Geschichtsfreunde bei den Vätern Capucinern bei Solothurn uns zusammenbefunden und einen historischen Verein gegründet, zugleich die Herausgabe einer Zeitschrift beschlossen." Es waren diese Stifter, nebst Amiet, Professor Brosi, Pfarrer Fiala, Wallier von Wendelstorf und Pater Winistörfer aus St. Urban, denen sich noch Pater Anselm Dietler von Mariastein anschloß. Die Abhandlungen in der Zeitschrift, „der weniger wichtige Theil, sollen sich nicht allein auf urkundliche Zusammenstellungen über einzelne historische Facta, Familien, Clöster 2c. erstrecken, sondern auch Aufsätze über Geschichtsforschung enthalten, z. B. System über Bearbeitung von Regesten, Plan und Vorschlag zur Herausgabe eines schweizerischen Codex diplomaticus, über die verschiedenen Datirungsmethoden nach dem Jahranfange — burgundischer und deutscher Styl u. s. f. — Die Zeitschrift soll ferner enthalten: Urkunden, Jahrzeitbücher, Urbarien, Briefe merkwürdiger Männer, z. B. von Johannes v. Müller, Robert Glutz und endlich Miscellen (Alterthümer 2c.). Die Urkunden sind unser Hauptaugenmerk. Und zwar sollen unsere Forschungen nicht durch die Grenzen unseres Cantons abgeschnitten werden, sondern sie sollen sich auch über unsere Nachbarkantone, ja vielleicht über die ganze Schweiz ausdehnen." Nun wünschte Amiet urkundliche Beiträge von Kopp zu erhalten. „Ich gestehe, es geschieht aus zwei Gründen, daß ich gerne etwas von Ihnen hätte: erstlich wegen den Urkunden selber, dann aber vorzüglich

[1]) J. J. Amiet an Kopp; Solothurn, 6. Juli 1849.

[2]) Ueber die frühere, so bedeutsame, geschichtforschende Thätigkeit in Solothurn, vrgl. Fiala im Urkundio I, 167 f.

wegen Ihres Namens. Eine Mittheilung von Ihnen würde unsere Zeitschrift ganz besonders empfehlen. Ich weiß aber wohl, daß, wenn Sie uns mit Ihrer geschätzten Unterstützung beehren wollen, Sie auch mit der Einrichtung der Zeitschrift zufrieden sein sollen. Daher habe ich Ihnen dieselbe summarisch angezeigt in Erwartung, Ihren Rath und Ihre Meinung hierüber zu vernehmen. Es ist eben noch nichts so fest gesetzt, daß nicht eine Abänderung möglich wäre. Ich ersuche Sie daher auch höflichst um Ihren Rath, denn auf Ihr Wort legen wir in dieser Beziehung am meisten Gewicht."

Solch ein Unternehmen konnte Kopp nur erfreuen, um so mehr, da er die Sache in so guten Händen wußte. Dem Philosophiecandidaten Amiet aber, der mit seltenem Opfermuth der Geschichtforschung sich weihte, wünschte Kopp eine Zukunft zu verschaffen, denn er kannte seine Leute bald. Er machte ihm den Vorschlag über die Kiburger eine Monographie auszuarbeiten, da Pipiz lange nicht genügte. Amiet ging auf den Plan ein und unternahm im Juli 1851 eine „archivalische Reise." Zu diesem Behelfe legte er vorerst ein zweifaches Urkundenregister an, „ein geographisches und ein chronologisches: ersteres enthält die Urkunden nach den verschiedenen Archiven geordnet, in denen sie liegen; es sind darin über 20 Archive angeführt. Das chronologische Register hat einen doppelten Vortheil: einmal gewährt es einen klaren Ueberblick, was über den bewußten Gegenstand bis jetzt geleistet worden (ich habe alle mir zugänglichen gedruckten Bücher durchgegangen) und dann in den Archiven kann ich darin schnell mich überzeugen, ob diese oder jene Urkunde gedruckt oder noch ungedruckt ist, um im erstern Falle, wenn immer möglich beim Copiren sogleich den Abdruck mit dem Originale vergleichen zu können. Ich habe mir bis heute dreihundert und einige dreißig Kiburger-Urkunden angemerkt und habe hiebei — ich denke Ihre Billigung zu finden — die beiden Gräfinen Elisabeth und Anna als die letzten, directen, weiblichen Sprößlinge von Kiburg bis zu deren Ende verfolgt." Dann erbat er sich in diesem Brief vom 16. Juli 1851 noch Empfehlungen und Räthe von Kopp. Die Antwort ward schon am

folgenden Tage ertheilt: — „Einen Brief von mir als Dietrich zu betrachten, um alle Archive zu öffnen, ist mir in meinem Leben noch nie eingefallen, vielmehr als mich auszudehnen, ziehe ich mich zusammen und werde ordentlich wieder was ich in der Jugend war, menschenscheu. — Als ich Urkunden bettelnd herumging, quærens quem devorem, hatte ich eben auch nichts als mich selbst und damals (wofern ich jetzt etwas bin) war ich noch erst so zu sagen nichts. Sie haben doch schon Regesten gemacht; lassen Sie sich über diese Regesten von Herrn v. Mohr, dem diesjährigen Präsidenten, ein Zeugniß ausstellen: das wird urkundlich wirken."

Amiet besuchte die Versammlung der schweizerischen Historiker in Beggenried und begab sich hierauf nach Aarau und Zürich, über Thun und Treiben fleißig Bericht erstattend. Urkunden über die Zürcherische Ritterfamilie Mülner, die er in Aarau fand, brachten ihn auf den Gedanken einer Monographie. „Ein junger Mann muß sich eben auf eine solche Weise einen Weg bahnen." Darauf Kopp am 28. November 1851: „Ich habe gegen Ihre Mülner nichts einzuwenden; aber sehen Sie zu, daß Sie sich damit nicht verrennen. Wenn selbstständige Werke heutzutage Mühe haben, einen Verleger zu finden, (denken Sie an Wurstembergers Peter von Savoien!) wer wird eine Einzelschrift über die Mülner übernehmen? Zeitschriften haben wir in der Schweiz keine und in's Ausland geht dieser Artikel nicht. Also wenn Sie in Zürich selbst nicht damit ankommen, ziehen Sie die Segel bei Zeiten ein!" [1])

Kopp lag indeß immer daran, dem jungen Manne eine seiner Neigung entsprechende Anstellung zu verschaffen und war gesonnen, deßhalb auch an den Bibliothekar Dr. Franz Pfeiffer in Stuttgart zu schreiben. Dieser vernahm das von Brosi und erwiederte, als Amiet selbst sich an ihn wandte, daß in Stuttgart es kaum möglich wäre, an der Bibliothek oder am Archiv eine Stelle zu erhalten, da das Personal schon überzählig und im Fall einer Vacatur einheimische Leute zu Dutzenden vorhanden

[1]) Ueber die Mülner hat dann 1853 Georg v. Wyß in die histor. Zeitung, S. 57 f. Stammtafel und Erörterung eingerückt.

seien, die Ansprüche auf Anstellung erheben werden. Wenn irgend einer — meinte Pfeiffer — etwas für Amiet thun könne, sei es Kopp. „Ihm sollte es nicht schwer fallen, durch eine nachdrückliche Empfehlung an seinen Freund, den Archivdirector Chmel in Wien, Ihnen durch diesen dort ein Unterkommen zu verschaffen. Die historischen und archivalischen Studien haben dort seit ein paar Jahren einen ungeheuren Aufschwung genommen, wie in keinem andern deutschen Staate und man muß staunen über die vielen, zum theil höchst schwierigen Arbeiten, die dort bereits in Angriff genommen sind.“ Vom 7. Juni 1851 ist der Brief datirt. Kopp verwendete sich in der That bei Chmel für Amiet und suchte zunächst den „Codex diplomaticus Kiburgensis“ mit seinem eigenen dritten, in Aussicht stehenden, Urkundenbändchen unter die Druckschriften der Wiener Akademie zu bringen, wofür wirklich die Zusage erfolgte, doch sollte man noch einige Zeit Geduld haben. So standen die Sachen am 28. November 1851. Mit einer Anstellung hatte es auch in Wien seine guten Schwierigkeiten. Doch ist es nicht zu bedauern, daß Amiet dem Vaterland erhalten blieb und Solothurn endlich [1]) selbst dessen Talent und Fleiße den rechten Posten gewährte.

Leider war die Vollendung und Drucklegung des Kiburgschen Urkundenwerkes durch andere Arbeiten des rastlosen Sammlers, von dem man noch manch Gediegenes erwarten darf, hinausgeschoben. [2])

Der geschichtforschende Verein in Solothurn, Dank den Bemühungen seines Vorstandes (Fiala und Amiet) hat zu einem schönen und wichtigen Forschergebiet die würdigen Kräfte, er hat sich tüchtig emporgerungen, aber sein literarisches Organ, der „Urkundio“ leidet an einem Hauptfehler — er erscheint zu selten.

Schaffhausen fühlte, daß die Vaterstadt Johann Müllers in dem allgemeinen Wetteifer auf geschichtlichem Felde nicht zurückbleiben dürfe und schuf sich 1856 seinen historisch-antiquarischen Verein, doch erschien das erste Heft der „Beiträge zur vaterländischen Geschichte“ erst 1864.

---

[1]) J. J. Amiet an Kopp; Solothurn, 5. April 1854.

[2]) An Kopp, 28. Mai 1853.

Im Besitz eines reichen Materials, schöner Hülfsmittel, und gewandter Arbeiter, sammelte endlich 1859 auch der Aargau seine Geschichtsfreunde zu einem Bunde und zur Herausgabe der Argovia durch Schröter und Rochholz.

Die Einleitungen, womit in der Argovia der Inhalt jeden Bandes erörtert wird, versuchen den Leser ungefähr zu orientiren, wie solches Kopp im ersten Bande des Geschichtsfreundes so einsichtsvoll gethan hatte. Dazu kommen die sachverständig angelegten Register und der Sinn für Rechtsalterthümer, Sitte und Sage, welche die Argovia wohlthätig beleben und brauchbar machen. Von den Regesten würde Böhmer wohl bemerken, was er über jene im zweiten Bande des Geschichtsfreundes schrieb, daß sie, tabellarisch angeordnet, um Vieles den Gebrauch erleichtern würden, was auch beim Octavformat (wie in Fickers Reinald von Dassel) möglich sei.

Fast gleichzeitig wie der Aargau, trat 1859 unter Puppikofers Anführung der Thurgau mit einem Verein und „Beiträgen zur vaterländischen Geschichte" auf die Arena.

Aber auch St. Gallen, günstig gestellt wie wenige Orte, zögerte nicht länger und entschloß sich in eben demselben Jahre den alten Sinn und Ruhm auf historischem Felde wieder zu beleben. Seitdem sind, nebst einigen Neujahrsblättern, 3 Hefte „Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte" ausgegeben worden, deren erstes gleich den „Küchemeister" enthielt, wodurch ein vieljähriger Wunsch von Kopp in Erfüllung ging.

Er erhielt von den St. Gallern noch sonst Beweise von achtungsvoller Aufmerksamkeit und Verehrung, man erwählte ihn zum Ehrenmitgliede und nach Uebersendung seines „Albrecht" sprach ein Empfangsschreiben „vollste Anerkennung seiner bahnbrechenden Verdienste um die schweizerische Geschichtsforschung" aus. [1])

Aus seinen Verbindungen mit gelehrten Gesellschaften leitete übrigens Kopp so wenig Ehrentitel ab, daß er es sogar an Andern ungerne sah, wenn sie es thaten, wie er denn einst Je-

[1]) An Kopp; 6. December 1862; unterzeichnet von Dr. Fr. von Tschudi und Dr. H. Wartmann.

manden schrieb: „Warum lassen Sie, der einfache schlichte Mann, nicht lieber alle Titel weg? Glauben Sie mir, man wird Ihre Schriften nicht darum in die Hand nehmen, weil Sie Mitglied dieser oder jener Gesellschaft, sondern weil Sie.... und kein anderer sind. So denke mindestens ich."

Das jüngste Glied im rührigen Kreise der schweizerischen historischen Vereine bildete sich in Tschudis Heimath unter den Auspicien des Rechtshistorikers Blumer in Glarus 1863. Der „historische Verein des Cantons Glarus" gibt ein Jahrbuch bei Meyer und Zeller in Zürich heraus, in dem der eine Theil mit Abhandlungen und der andere mit Urkunden selbstständige Paginatur haben. Die Urkunden sind hier sehr zweckmäßig als fortlaufende Belege „zur Geschichte des Cantons Glarus" zusammengestellt und so musterhaft erklärt, daß man dabei an Kopps Urkunden erinnert wird. Bis jetzt (1867) sind in allen 3 Heften zusammen 93 Nummern publicirt und erörtert.

Für den Canton Wallis schuf ein armer Sohn des hl. Franciscus, Pater Sigismund Furrer, Geschichte und Urkundenbuch, wie denn überhaupt sein Orden durch die Väter Alexander Schmidt, Gotthard Boog und Andere das Feld der Historie fleißig und mit Erfolg angebaut hat.

Die kleine Schweiz hat somit bis jetzt nicht weniger als 18 historische Vereine, von deren Zeitschriften 4 auf die romanische, alle andern auf die deutsche Zunge fallen. Nur Tessin hätte noch sich aufzuraffen, damit überall die Arbeit in vollem Gange wäre. Rechnet man hinzu, was alljährlich von Einzelnen an den Tag gefördert wird, hinzu die Neujahrsblätter und Jahrbücher, so darf wohl behauptet werden, daß auch auf diesem Boden die Schweiz, jeden Vergleich aushaltet. Freilich kann man den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte systematischer verfahren, es möchte die älteste und ältere Zeit noch fleißiger durchforscht werden; man muß zugeben, daß bei dem zufälligen Herausgreifen des Stoffes wirklich oft das Gute zum Feind des Bessern wird, aber besser dieß als nichts. Denn es ist auch wahr, daß nur das unbehinderte, eigenmächtige, in vielen engern Gränzen sich nach Belieben ergehende

Forschen es ist, welches uns diesen Reichthum zum Gemeingut gegeben hat.

Wollte man die Geschichte des historischen Forschens in der Schweiz vergleichen mit jener des Vaterlandes selbst, so könnte man sagen, die cantonalen Gesellschaften haben jetzt noch jene Mission und Bedeutung zu erfüllen, wie sie vor 1848 politisch den einzelnen Cantonen zugestanden ist. Denn, etwa Italien ausgenommen, wohl in keinem Lande Europas ist die Forschung so schwierig, weil nach allen Richtungen ausgreifend.

Es wird aber eine Zeit kommen, wo, wenigstens für das Mittelalter, die einzelnen Archive erschöpft sind, wo dann das Zerstreute gesammelt, wo ein großes monumentales Werk begonnen und vor allem auch die Anschaffung historischer Quellenwerke für den Einzelnen wesentlich muß erleichtert werden. Von Bundeswegen sind außer den Unterstützungen an einzelne Gesellschaften bis jetzt die eidgenössischen Abschiede in Behandlung gekommen. Hoffen wir, Anderes werde folgen und der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz die Herausgabe unserer Geschichtsquellen noch mehr erleichtert werden.

Zur Wohlfahrt der historischen Vereine in Deutschland und der Schweiz möchte gewiß vieles beitragen, wenn ein Berufener es einmal übernähme, nicht bloß eine Geschichte und kritische Beurtheilung ihrer Leistungen — wie man einzelne Anfänge dafür besitzt [1]) — zu schreiben, sondern auch über den Arbeitsplan, die Auswahl des Stoffes und die Methode, besonders die Urkundenedition, wozu Anfänge da sind, [2]) lichtvolle Winke zu geben. Hoffen wir von Sickel und Stumpf in Verbindung mit Gleichstrebenden! Dann wäre es unendlich dankenswerth, wenn Fürsten und Akademien die Herausgabe historischer Quellen und kritisch diplomatischer Hilfsmittel so unterstützten, daß ihre Anschaffung um viele Procente leichter würde.

Einstweilen möchte ein durch alle Kräfte Deutschlands getragenes Centralorgan, das billig zu haben wäre, überbrücken.

---

[1]) A. Schmidt, Allg. Zeitschrift f. Geschichte. Bd. 3 und ff. Jetzt v. Sybels Zeitschrift. Dazu Walther's und Koners Repertorien.

[2]) Von G. Waitz, Roth von Schreckenstein, Mone und Stumpf.

V.

Segen der Arbeit! Wer möchte nicht so rufen, beim Hinblick auf Kopps historische Werke. Wir wissen aber auch, wie er in den Jahren von 1836 bis 1842 unter der Last der Arbeit fast erlag, da bei einer Unzahl anderer Geschäfte die Geschichte der eidgenössischen Bünde zum erstenmale niedergeschrieben und mit Wurstemberger und Böhmer so emsiger Briefwechsel gepflogen wurde. Und wie billig, war es besonders der „Canzler des heiligen römischen Reichs im neunzehnten Jahrhundert" dem aus der werdenden „Reichsgeschichte" der erste Vortheil erschoß, als wohlgebührender Dank für seine Großmuth gegen den Verfasser. Was jeder besaß und entdeckte, war unter ihnen, wie wir wissen, „Theil und Gemein" und Böhmer versicherte: er wüßte keinen Einzelnen für welchen er sein historisches Material lieber „zusammengescharrt" haben möchte, als für Kopp. Belehrung und Kritik übten beide mit der Offenheit aufrichtiger Freunde, weßhalb diese Briefe wie nichts Anderes einen Blick gewähren in die Entstehungsgeschichte ihrer Werke. Wo Kopp irgend eine Ausstellung anbrachte, einen Zweifel äußerte, schrieb Böhmer meistens das Resultat, wie er's dann gefunden, hinzu und mitunter heißt es: „Kopp hat vollkommen recht;" oder etwas Aehnliches. [1])

Die Noth der Zeit und der Arbeit, durch die Verwicklungen in politische Aemter fast unerträglich erhöht, wurde dem Freunde nicht selten geklagt. In dieser Zeit, 1841, da ihm nicht die nöthige Geistesruhe gegönnt war, um das letzte Buch von 1330 bis 1336 niederzuschreiben, fiel er auf den Gedanken, „das bisher Ausgearbeitete einer neuen Durchsicht zu unterwerfen und dasselbe buchweise sofort dem Drucke zu übergeben." Der Plan wurde Chmel [2]) und Böhmer [3]) vollständig dargelegt und sein

[1]) Beilage 45.
[2]) Beilage 46.
[3]) Beilage 45.

Rath erbeten. Dessen Ansicht konnte nicht zweifelhaft sein, da er schon in seinem damals erschienenen ersten Ergänzungsheft der Reichsregesten öffentlich an Kopp seinen Dank für die erhaltenen Mittheilungen ausgesprochen und den Wunsch hinzugefügt hatte: „Möge dieser Meister uns nicht mehr lange auf sein großes Geschichtswerk über den Verfall der Reichsverfassung und die Stiftung eidgenössischer Bünde im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert warten lassen. Ich wüßte nicht, welches Andere ich freudiger begrüßen sollte, wann es endlich kommt." Aber auch diese Umarbeitung ging nur langsam von Statten und war zu Ende Novembers 1843 erst bis zum 26. August 1278 vorgerückt, 75 Seiten Text umfassend. „Wo soll das enden?" fragt er besorgt.[1]) Doch es hatte ja inzwischen auch die Constituirung des fünförtigen Vereins stattgefunden und war die gediegene Einleitung in den Geschichtsfreund abgefaßt und gedruckt worden. In den Ferien hatte Kopp seinen Freund in Frankfurt vergebens aufgesucht, weshalb Böhmer, von Wien heimgekehrt, versicherte: „Wie leid es mir gewesen ist, Sie hier versäumt zu haben, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Unterdessen haben Sie nun die Leichtigkeit dieser Reise erprobt und machen Sie vielleicht einst zu längerem Aufenthalt, um eine Bibliothek zu benutzen, in welcher schwerlich etwas fehlen wird, was Sie verlangen möchten."

Am Jahresschlusse von 1843 war gegen das Opfer aller Muße der „Rudolf" bis Seite 92 Text der Handschrift, Seite 316 des Druckes, vorgerückt. Noch war so viel zu thun, daß der Verfasser am 28. Christmonat 1843 an Böhmer scherzt: „Ertheilen Sie mir aus der Ferne ihren historischen Segen, damit ich nicht ermatte!" Der Segen folgte mit der Antwort vom 19. Februar 1844. „Ihr gütiges Schreiben, welches ich zu guter Vorbedeutung gerade am Neujahrsmorgen erhielt, hat mir die größte Freude gemacht. Besonders deshalb, weil ich sie nun wieder thätig bei der Geschichtsarbeit weiß und weil ich mir dabei baldige Herausgabe als Ihre Absicht denken darf. Jene Gewißheit und diese Hoffnung schweben mir ermunternd bei

---

[1]) Beilage 45.

meiner Arbeit vor, und ich zähle die Wochen, bis ich Ihnen etwas davon vorlegen kann." Dann theilt ihm Böhmer mit, wie weit er in den Regesten vorgerückt sei und sagt unter Anderm: „Am meisten hat aber Albrecht gewonnen, in dessen Beurtheilung ich übrigens mehr Ihr Schüler, als ein selbstständiger Finder bin. — Nun ist aber auch meine dringendste Bitte, daß Sie die von mir bei Ihnen vermuthete Absicht zum Vollzug bringen und so bald als möglich einen ersten Band Ihres Werkes erscheinen lassen. Melden Sie mir doch, wenn Sie — etwa nach dem Empfang der Aushängebogen — mir wieder schreiben, ob Sie einen Verleger haben oder noch suchen. Es ist auch sonst aus ganz äußerlichen Rücksichten wünschenswerth, daß Sie bald hervortreten." Böhmer nannte hier verschiedene Versuche, die ungefähr dem gleichen Gegenstand gegolten und räumt ein: „In Hinsicht auf den Gehalt sind das freilich keine Rivalen für Sie, aber diese Werke, die mittelmäßigen wie die schlechten, überführen doch den Markt und hindern dadurch die Verbreitung des Aechteren. Darum erhören Sie meine Bitte und treten Sie bald hervor!"

Ohne noch eine Antwort abzuwarten, wiederholte Böhmer solche Bitte am 30. April darauf, als er Kopp von seinen neuen Rudolf'schen Regesten Aushängebogen übersandte: „Ich habe doch eine stille Hoffnung, daß Ihnen meine Arbeit willkommen sein werde und bitte nur, solche nach dem Maßstabe dessen zu messen was bisher vorhanden war, nicht aber nach demjenigen dessen, was Sie uns bringen und was ich, gerade durch diese Uebersendung, um so eher herauslocken möchte. Fugit tempus! Zögern Sie nicht länger! Um ein Werk zu fördern ist nichts besser, als daß nur einmal der Druck begonnen habe. Wenn dann die Setzer nach Manuscript schreien, muß der Autor schon voran machen. Wenn Sie mit Hurter nicht einig werden können, so möchte ich zu einem Versuch mit Cotta rathen. Dieser hat so viel leichte Waare, daß er nothwendig auch auf Gewichtigeres sehen muß, wenn sein Lager nicht endlich Veraltetes enthalten soll. Ich bin hinsichtlich der Fontes mit dem Benehmen der Cotta'schen Buchhandlung zufrieden. Sonst könnte man auch einen Versuch in Leipzig machen. Weigel, bei dem das Serapeum

herauskommt, hat sich erboten, solche Geschäfte zu vermitteln und ist wie ich nicht anders weiß, ein ordentlicher Mann. Schreiben Sie mir doch ein Wort darüber, wie weit Sie in dieser Hinsicht sind."

Es waren schon 1841 Unterhandlungen mit Hurter in Schaffhausen angehoben, dessen Antwort lautete: „Mit allen Freuden nehme ich Ihre Geschichte in Verlag." Aber weil Kopp darauf bestand, daß das Buch in Lucern unter seinen Augen gedruckt werden müße, zerschlug sich der Handel.

Um diese Zeit machte der eidgenössische Staatskanzler Amrhyn von Lucern eine Reise nach Frankfurt und Kopp gab ihm in der Eile ein kurzes Briefchen an Böhmer mit, der sofort am 19. Juni erwiederte: „Ich stimme Ihnen ganz bei, daß Sie wohlthun, zunächst an dem Leipziger Verleger zu halten. In Leipzig versteht man, was so wichtig ist, das Versenden am besten. Aber nur voran! Ich leide sehr an Krankheit des Blutes und der Blutgefäße, besonders des Herzens und möchte doch von Ihrer Arbeit noch etwas erleben!" —

Diese drei letzten Briefe Böhmers entlockten endlich eine lange inhaltsvolle Antwort, wo Kopp wieder einmal dastand, Freund gegen Freund, wie er innen und außen leibte und lebte. Möge sie der freundliche Leser unter den Beilagen [1]) eines Blickes würdigen. Böhmer, wie er am 4. August zurückschrieb, empfand daran sehr große Freude und dankte herzlich dafür. Er suchte Kopps Arbeiten in allen Theilen zu fördern, kaufte sogar Bücher und schenkte sie in Rücksicht auf seinen Freund an die Cantonsbibliothek in Lucern. Dann führte er ihm neue Freunde zu, deren Bekanntschaft nützlich sein konnte, so damals den Oberbibliothekar Christoph Friedrich von Stälin, „den Sie dereinst noch persönlich kennen lernen müssen und dann doppelt schätzen werden." Mit dem Plane des Werkes war er so völlig einverstanden, daß dadurch seine Sehnsucht nach dem Buche nur vermehrt wurde, wie er sich ausdrückte. Ja er möchte nicht einmal, daß Kopp

[1]) Brief vom 25. Juni 1844. Beilage 47.

durch lange Briefe an ihn, so lieb sonst solche seien, in der Arbeit aufgehalten würde, und seiner Zuschrift vom 4. August 1844 gibt er den Schluß: „Seit Ihrem letzten Briefe sind fünf Wochen verflossen. Möchten Sie unterdessen in Ihrer Arbeit recht freudig vorgeschritten sein!"

Kopp, vom Uebermaße der Arbeit erschöpft, wurde in der That für einige Zeit etwas schweigsamer. Dagegen machte ihm Böhmer einen Besuch in Lucern, wohl keiner mußte erwünschter sein. Und kaum ist dieser in Frankfurt wieder eingezogen, fliegt gleich ein Brief nach Lucern, aus dem neuerdings jene Sehnsucht ruft: „Möchten Sie doch bald mir, wenn auch nur mit zwei Worten sagen können, daß Sie mit dem Verlagscontract im Reinen sind, und daß der Druck Ihres Werkes begonnen hat. Der Tag ist mir ein Fest, wo ich das erfahre!" Es sollte ihm die Freude bald zu Theil werden, daß Kopp ihm schrieb, das Buch werde nächstens unter Presse kommen, und von Aushängebogen, die er senden werde, sprach. Böhmer versichert, er werde sie wie eine Zeitung aus dem 13. und 14. Jahrhundert lesen.

Wenn man bedenkt, wie schwer die Wucht der Regierungssorgen während jenen Tagen in Lucern niederdrücken mußte, welche Aufregung, wie viel Aerger, überhaupt wie schwerathmig die Luft auf allen Verhältnissen und Schichten lastete, so darf man sich wahrlich hoch verwundern, wie Kopp nur seinen ersten Band druckfertig legen konnte.

Am 11. Jänner 1845 war die Handschrift des ersten Bandes geschlossen, und machte er sich sogleich wieder an die ersten Bogen, um neuerdings die bessernde und ergänzende Hand anzulegen. „Dieses gibt mir viel zu schaffen" — gestand er am 30. Januar an Böhmer; „denn den alten Guß kann ich nun einmal nicht ändern, und muß nur trachten, das so wohlfeil (durch Böhmer's Mittheilungen) erworbene Gut bestmöglich unterzubringen: daß dadurch Flickerei entsteht, sehen Sie besser als ich es zu sagen weiß; übrigens tröste ich mich damit, daß die Flickerei niemand merkt, als Sie, daß Sie aber meine Noth

nicht in Argem ausdeuten werden. So wird es nun noch fortgehen, bis ich den alten Rudolf wieder aus Wien herausbringe. — Mit dem Leipziger Verleger hat es nun seine volle Richtigkeit; mein Urkunden-Drucker hier wird nun auch meine Geschichte drucken. — Der Setzer, oder vielmehr die Setzer (denn es arbeiten zwei) haben bereits begonnen, und der erste Bogen ist von mir gemustert. — Nach Ihrem Wunsche werde ich Ihnen die Bogen abschnittweise schicken."

Merkwürdig, die Geschichte der eidgenössischen Bünde, sollte bei demselben Verleger, Weidmann in Leipzig, jetzt Weidmann in Berlin (Reimer) erscheinen, unter dessen Patronat einst Johann v. Müllers Schweizergeschichte aus dem Hafen lief.

Es ist ein bleibendes Verdienst der Weidmann'schen Verlagshandlung dies neue historische Werk in so geschmackvoller Ausstattung in die Oeffentlichkeit eingeführt zu haben. An diesem Ruhme haben einen guten Antheil Bibliothekar Horner in Zürich und Salomon Hirzel, Geschäftsführer der genannten Firma insofern jener zum Verlag ermuntert und dieser, die edelste Seite seines Berufes erfassend, das Mögliche that um das Buch in einer dessen würdigen Weise herzustellen. Mit welcher Loyalität er Kopp entgegenkam, beweist sein Brief [1]) vom 10. December 1844, oder besser, beweisen alle seine Briefe. Nach Empfang der ersten sechs Druckbogen äußerte sich Hirzel, daß der Druck seine Erwartungen in jeder Beziehung vollständig befriedigt hätte. Ein sehr glücklicher Einfall seien die bescheidenen Ziffern, welche im Text auf die Noten verweisen. Denn leicht hätte die große Anzahl, in der sie vorkommen, auf andere Weise den Text verunstalten können. „Was den Inhalt betrifft," fährt Hirzel im Schreiben vom 19. März 1845 bescheiden fort — „so würde es mir übel anstehen, Ihnen gegenüber ein Urtheil auszusprechen. Aber ich darf doch sagen, daß ich die sechs Bogen mit steigendem Interesse in einem Zuge gelesen und bedauert habe, daß ich plötz-

[1]) Beilage 48.

lich nicht weiter konnte. Ich freue mich des Tages, wo ich meinen Freund Horner bat, zu Ihnen nach Lucern zu reisen. Da ich kürzlich in Berlin war, frug mich Jacob Grimm mit großer Theilnahme nach der Fortsetzung des Geschichtsfreundes und nach Ihrem Rudolf von Habsburg. Ueber den letztern konnte ich ja glücklicherweise Auskunft geben."

Wider Lucern wurde um jene Zeit der Freischaarenzug organisirt und es gehörte keine gewöhnliche Energie dazu, um mitten im Gedränge, wie Kopp als Regierungsmitglied es war, ein Werk wie den „König Adolf" durchzusetzen. Daher war Hirzel nicht wenig verwundert, als er am 2. Mai mehr Bogen erhielt, als er sonst erwartet hatte. In gleicher Weise folgte Böhmer „mit der innigsten Theilnahme" jenen öffentlichen Ereignissen und fand sich freudigst überrascht durch die ununterbrochen und regelmäßig einlaufenden Aushängebogen. Schon nachdem er am 30. Januar „mit der größten Freude" vernommen hatte, daß der Druck begonnen habe, schrieb er: [1]) „Ach lassen Sie mich doch nicht zu lange auf die erste Probe warten" und wiederholte den früheren Ausdruck: „Wenn ich es bruchstückweise erhalte, so ist es mir eine Zeitung aus dem Mittelalter. Auf Abschnitte kommt nichts an, da ich den Verlauf im Rohen doch kenne. Man könnte in der Druckerei meine Adresse drucken und der Factor könnte die Streifchen um die Bogen machen und solche auf die Post werfen; dann sind Sie gar nicht behelligt. Ich vergüte jenem die Mühe mit größter Freude. Ich lebe nur in diesen Sachen und bin sonst einsam. Sie können sich daher kaum denken, was mir diese Sendungen für Unterhaltung gewähren. Sie sind der einzige Mensch, mit dem ich von diesen Sachen, die mich so lange beschäftigen, sprechen kann, denn Sie allein wissen etwas davon und mehr als ich. Wie nichts die Andern wissen, zeigen die Briefe, die ich über die verschenkten Exemplare erhalte. Lauter allgemeine Redensarten.

„Auch Wurstemberger hat mir nur sehr allgemein, aber auch sehr

---

[1]) An Kopp; 5. Februar 1845.

freundlich geschrieben. Auf diesen habe ich noch Vertrauen.“ Am 7. April hat Böhmer die ersten 13 Bogen wiederholt durchgelesen und bemerkt: „Meine durch eine ganz flüchtige Ansicht von Seite 29. f. entstandene Besorgniß, der geschichtliche Faden möge durch eine allzusehr in's Einzelne gehende Aufnahme des Inhaltes der Urkunden zu sehr unterbrochen werden, ist beseitigt, dagegen habe ich überall die erfreulichste Belehrung gefunden. Ihre Darstellung der Verhandlungen mit Ottocar, inmitten welcher die mir gesendeten Bogen abbrechen, hat mich überrascht, ich finde sie aber den feststehenden Thatsachen sehr anpassend und bin ganz geneigt, solche für die richtige zu halten. Der Gedanke, den am 12. September 1277 zu Prag abgeschlossenen Vertrag nur als einen Vorschlag Ottocars anzusehen, der anderntheils nicht acceptirt wurde, ist gewiß äußerst scharfsinnig und von Ihnen durch ein genaueres Zusehen auf den Inhalt vielfach unterstützt. Die Geschichtsforscher werden jetzt anfangen müssen, die erhaltenen Acta publica genauer zu studiren als früher geschah. Durch Ihre Anmerkungen zu den eidgenössischen Urkunden mußte man sich angetrieben fühlen nach einer Auffassung der Verhältnisse der Waldstätte im Ganzen zu streben. Dieses neue Werk gibt gewissermaßen den umgekehrten Antrieb zur Erörterung jener Einzelheiten, welche die Quellen dunkel lassen. Ich habe mir mehreres darüber aufgezeichnet, ich will Sie aber jetzt nicht damit behelligen, da ich mir wohl vorstellen kann, daß Sie jetzt nicht Zeit und Lust haben, dergleichen zu lesen, was sich vielleicht überhaupt mehr zu mündlicher Besprechung eignet.“ Wo Böhmer an der Arbeit oder an dem Drucke etwas nicht einleuchtete, da machte er seine Bemerkungen mit der gleichen freundschaftlichen Offenheit, als auch Kopp seinerseits Ausstellungen nicht verschwieg. Hinsichtlich der Druckeinrichtung wünschte er, „daß die Stichwörter der Citationen undurchschossen wären. Die nothwendige Ungleichheit der Absätze, dann der halbdeutsche halblateinische Druck machen die Noten schon unruhig genug. Das hätte, wie mir scheint, nicht noch weiter gesteigert werden sollen.“ Sonst ist Böhmer der Meinung, „daß sich nur alle Geschichtsliebende vor

diesen Blättern versammeln und daraus lernen mögen," und dankt „von Herzen," daß Kopp seine Unaufmerksamkeit so mild gerügt habe. „Ich werde mich nun an's Verbessern und Ergänzen meiner Regesten nach Ihren Winken machen und damit das gründlichste Studium Ihrer Arbeit verbinden. Beim ersten Durchblicken fiel mir auf, daß Sie Pertzens Abdruck des Testamentes Friedrichs II. und die versetzte Erörterung über dessen Todestag nicht citirt haben. Es freut mich, daß auch Sie die Schwägerschaft zwischen Rudolf und dem Burggrafen unerwiesen finden; ich halte mich überzeugt, daß gar nichts daran ist. Was Sie gegen Palacky sagen, finde ich schlagend. S. 92, Note 3 ist schöne Bereicherung des geschichtlichen Materials." Aber auf solche Artigkeiten hat Kopp gleich die Antwort: „Man gibt sich in der Druckerei alle mögliche Mühe, um das Aeußere des Werkes so empfehlenswerth zu machen, als man billiger Weise fordern kann, daß das Innere nicht ganz leer aussieht, dafür haben Sie am besten gesorgt. Ich begreife, warum so Viele Ihre reichen Forschungen eben nicht zu würdigen verstehen; es wäre mir lieb, wenn ich durch die fortlaufende Benützung Ihrer Regesten dazu beitragen könnte, daß dieselben besser verstanden würden. Ich denke mir nämlich die Sache so: künftighin werden Forscher des 13. Jahrhunderts Ihre Regesten und meine Geschichte nebeneinander aufgeschlagen haben müssen, als Fundgruben, wenn selbe nichts Besseres daraus machen wollen; auf diese Kameradschaft auf Gelehrten-Pulten freue ich mich herzlich. — Was meine Druckeinrichtung betrifft, so will ich mich nicht rechtfertigen, sondern nur erklären. Da ich sehr kurzsichtig bin, und daher auch klein schreibe, so ist es für mich ein wahres Bedürfniß, Namen und Sachen, auf welche ich besonders achten muß, zu unterstreichen; dieses habe ich nun, wenigstens was die Quellennamen betrifft, auch für den Druck beibehalten. Jüngere Leser dürften dadurch ebenfalls aufmerksam gemacht werden und mir Dank wissen. Ebenso ist ein großer Theil der Anmerkungen nicht für die Gelehrten, sondern für die jüngere historische Welt bestimmt; viele auch, sowie manches im Texte, nur (möchte ich sagen) für mich, um selbst in folgenden Bänden mich darauf berufen zu können. — Ich denke,

wir Beide wollen die Wahrheit, liege sie dann links oder rechts; nun halte ich es für Pflicht, namentlich bei Schriftstellern von Gewicht, Fehler, die sich eingeschlichen haben mögen, anzuzeigen. Ich werde es Ihnen Dank wissen, wenn Sie mir gleiche Ehre erweisen und ähnliche Unaufmerksamkeiten, quas aut incuria fecit aut humana natura parum cavit, rügen wollen; Gelegenheit dazu kann nie fehlen bei einer Geschichtsdarstellung, wo man wie mit Mosaiksteinchen verfährt oder verfahren muß. — In den (beigelegten) Bogen finden Sie den Anfang einer Erklärung der drei Urkunden vom 6. Mai, 12. Herbstmonat und 31. Weinmonat 1277, welche wenigstens neu ist und mir als durchaus wahr erscheint; es wird mich freuen, wenn Sie einmal auch Ottokars Brief vom 31. Weinmonat 1277 erhalten (in der nächsten Sendung) und dannzumal mir Ihre Ansicht darüber sagen wollen; freilich habe ich mir ebenfalls eine Rüge gegen Sie erlaubt, aber den Palacky habe ich in naturalibus hinstellen müssen." Allein so viel Arbeit und unter den damaligen Umständen übte ihren ermüdenden Einfluß selbst auf einen Kopp. Als, um Mitte April, der 25. Bogen gedruckt war, beklagte er sich, daß sein Kopf, alle Politica abgerechnet, eingenommen sei, Brust und Augen leiden. „Ich wünsche mich aus dem Regierungssessel und aus der Presse baldmöglichst heraus, nur damit ich dann einige Wochen rein nichts thun könne." Unter die schwierigsten Partien seiner Aufgabe rechnet Kopp neuerdings die Schlachten. An Müller ist ihm nichts so zuwider, wie seine Darstellung der Schlachten, an denen kaum ein wahres Wort sein möge; diese Schwierigkeit habe er beim Studium der Schlacht auf dem Marchfelde erst so recht empfunden. Man könne einzelne Züge beweisen, aber als Ganzes bleibe die Schilderung nur Conjectur. Dann erneuert er die Bitte, Böhmer möge ihm nur den Tadel nicht aufsparen. „Sie verstehen mich auf ein halbes Wort und so halte ich es auch am liebsten mit Ihnen; jetzt noch versteht mich kein Mensch, selbst hier hat keine Seele die mindeste Kenntniß oder Ahnung von dem was ich schreibe: mit wem sollte ich mich also unterhalten können? Daß Sie von Seite 29 an Besorgnisse hegten für die Darstellung, begreife ich nun. Mir thut (nicht für die Sache, sondern) für gewöhnliche Leser wirklich leid, daß Rudolfs

Reichsverwaltung während der drei Jahre so viel Raum einnimmt (dieser Reichthum jedoch ist größtentheils nur Ausbeute Ihrer Regesten); aber in künstlerischer Hinsicht (verzeihen Sie mir diesen unbescheidenen Ausdruck für das, was lediglich Anordnung und Stellung des Stoffes ist) mußte ich dieses Bild oder diese Züge zu einem Bilde vorausschicken, damit einerseits Rudolf sogleich gekannt sei und mit ihm das deutsche Reich und anderseits ihm nichts mehr im Wege stehe zur Lösung der wichtigern Fragen. Auch dürften zwei Bogen unter mindestens fünfzig (nur des ersten Bandes) eben kein übertrieben verschwendeter Raum sein." Sehr beruhigend, fährt er fort, sei es für ihn, daß auch der Herr Verleger sich nicht getäuscht finde, ein wahrer Stein sei ihm ab dem Herzen gewälzt, seit er das wisse. Etwas zu spät bekam Kopp den von Böhmer an die Cantonsbibliothek geschenkten Codex Lubecensis und bedauerte es sehr, als er, Präsident der Bibliothekscommission, den Empfang der Geschenke meldete. „Ich weiß wohl, daß die von Ihnen geschenkten Bücher niemand so sehr zu Statten kommen werden als mir und ich nehme auch das Geschenk, als sei es mir selbst gemacht, dankbarlich an. Sie haben zu vielen frühern nun auch diese neue Verpflichtung gefügt." So der Inhalt seiner Zuschriften vom 28. Februar, 14. März, 14. April und 12. Mai 1845. Böhmer erhielt die Bogen 14—25 am Vorabend seines Geburtstages, „als das liebste Angebinde" und freute sich am 30. Juni 1845, daß Kopp inzwischen seine politischen Aemter los geworden sei. „Genehmigen Sie meinen Glückwunsch zur Rückkehr in's Privatleben und zur ungestörten Lösung der großen Aufgabe bei der Sie kein Anderer ersetzen kann." In diesem Briefe, den der Empfänger ein „liebes Schreiben" nannte, entfaltete Böhmer eine genaue Kritik. [1]) Er war in jener Zeit ganz unwohl und Kopp rief ihm nicht ohne Kummer zu: „Erhalten Sie uns Ihre theure Gesundheit, schonen und pflegen Sie sich! Sie waren letztes Jahr wiederum so jugendlich kräftig, daß ich an eine Verüblung Ihrer Gesundheit im Ernste nicht glauben mag. Immerhin tragen Sie alle Sorge und ermuntern Sie sich mit mir;

[1]) Beilage 49.

denn auch mir gehen oft und wiederholt trübe Gedanken durch den Kopf. Und wo sollte ich mir für den zweiten und namentlich für den dritten Band (Adolf und Albrecht) Raths und Trostes erholen können, wenn Sie jetzt schon die Feder niederlegen wollten!"

So trat endlich der „Rudolf" am 15. Juli, nachdem der Autor den Tag vorher noch einige lehrhafte Zeilen von Frankfurt erhalten hatte, [1]) unter manigfachem Wechsel von Freud und Leid in die Vollendung, innen und außen mit dem Gepräge liebevollster Sorgfalt, so daß Salomon Hirzel höchst zufrieden war. „Von Anfang an habe ich" — lauten seine Worte — „mit Erstaunen die Correctheit des Werkes bemerkt. Die alte, sonst viel bewährte Behauptung, daß der Autor der schlechteste Corrector seines Werkes sei, wird durch Sie förmlich lügen gestraft. Möchten Sie sich jetzt rechte Erholung gönnen und nun an einem ersten Endpuncte der vertrauensvoll eingegangenen Verbindung mit dem Ihnen unbekannten Verleger froh sein dürfen." Das Honorar hatte sich auf mehr denn 2800 Schweizerfranken belaufen. Hirzel bezweifelte, „daß so bald eine gewichtige Stimme (über das Werk) sich vernehmen lassen werde. Diese machen sich nur selten laut und die Recensenten von Profession werden sich schwerlich an ein so imponirendes Werk wagen." Er sandte unter Andern an Pertz, Leo, Luden Exemplare; aber vor Allen wurde billigerweise Böhmer bedacht, dem der Verfasser schließlich noch über einige Punkte Rechenschaft ablegte. [2])

Die Entstehungsgeschichte des Buches ward im Wesentlichen durch das Vorwort beleuchtet.

VI.

Für den Geschichtschreiber und Ehrenretter des großen Königs Rudolf von Habsburg war nunmehr nichts so nothwendig als Erholung und am liebsten eine solche, welche das Angenehme

---

[1]) Böhmer an Kopp, 14. Juli 1845.

[2]) Beilage 50.

mit dem Nützlichen, ja Nothwendigen verband. „Für meinen zweiten Band muß ich noch auf Stoff ausgehen," schrieb Kopp am 6. Juli nach Frankfurt. „Sobald meine Ferien eingetreten sind (und ich denke, bis spätestens zum 15. Augustmonat in St. Gallen einzutreffen) verreise ich: vorerst nach Insbruck, wo zu erwarten steht, daß ich für unsere obern Lande noch Manches finden werde; dann nach Wien, um Nachlese zu halten, und wahrscheinlich über München zurück. Wie? machen Sie keinen Ausflug und können unsere Bahnen nicht zusammenlaufen?"

Für seine Arbeiten hatte Kopp schon zu Ende 1842 aus Wien durch E. Jarkes Vermittlung einen auf Befehl Metternichs eigens für ihn „in Rücksicht auf seine großen Verdienste um die Geschichte" auf Kosten der Staatskanzlei angefertigten und vidimirten Copienband erhalten. Ein Theil des Insbrucker Archivs, wurde zugleich berichtet, sei nach Wien gewandert. Jarke bemerkte, am 14. Mai 1843, bei seiner zweiten Sendung von Urkunden: „Es hat mich wahrhaft gefreut, die Wünsche Euer Hochwohlgeboren erfüllen zu können, — und dieß um so mehr, da alle hiesigen Behörden, deren Mitwirkung ich in Anspruch nehmen mußte, sich in Anerkennung Ihrer rühmlichst bekannten Verdienste um die Geschichte des Hauses Oesterreich mit einer in andern Ländern beinahe unerhörten Liberalität beeifert haben, Ihren und meinen Wünschen zu entsprechen." Nun die „beinah unerhörte Liberalität" war hier gewiß am Platze.

Aus seinen umständlichen Reiseberichten an Frau und Kinder ließe sich über diese Wienerreise die genaueste Schilderung entwerfen. In Zürich schrieb Kopp am 10. August bei Professor Orelli eine Urkunde ab; 76 wurden bis zum 13. in St. Gallen excerpirt.

Nach Insbruck gelangte der Forscher am 14., Nachts, und begann, durch den Vicepräsidenten Baron v. Bentz (Graf v. Brandis war abwesend) und den Registratur-Director und Archivar Joseph Röggl freundlich empfangen und unterstützt, am 16. die Arbeiten im Schatzarchiv, wo er täglich von 9—12 und 3—6 Uhr verweilte, so bis zum 21. August. An diesem Tage, Abends 10 Uhr, verließ Kopp mit guter Beute den Hauptort Tirols. Ueber

Salzburg und Linz erreichte er am 24. Abends 5 Uhr die Kaiserstadt, das Ziel seiner Reise, die köstliche Fundgrube eines reichen urkundlichen Materials, das Kopp vom 27. an auf der Hofbibliothek und dem geheimen Hausarchiv täglich von 8 oder 9 Uhr Morgens ununterbrochen bis 2 Uhr Nachmittags enthob. Das dauerte bis zum 4. October. Die übrigen Stunden des Nachmittags wurden im Kreise von Freunden und Bekannten gemüthlich verlebt, besonders mit Theodor v. Karajan, Chmel, Kaltenbäck, v. Beyer, Bergmann, Feil, Diemer, Birk, Fik und dem Schweizer Oberstlieutenant Ritter Gustav v. Schultheß-Rechberg. Oefter ward er auch vom päpstlichen Nuntius Viale Prela, der jetzt in Wien lebte und seinem Sprachlehrer mit bleibender Freundschaft lohnte, zur Tafel geladen und wie bei Schultheß-Rechberg, von dessen „Thaler-Cabinet" damals des zweiten Bandes erste Abtheilung erschien, als Hausfreund betrachtet. Wer in Lucern gewöhnt war, den Professor Kopp Nachmittag um 4 Uhr stets mit irgend einem Freund auf einem Spaziergang begriffen zu sehen, der hätte ihn jetzt in Wien um dieselbe Zeit diese liebe Gewohnheit in Gesellschaft des Herrn Schultheß-Rechberg ausübend angetroffen. Jarke war abwesend, Passy meistens krank. Ausflüge nach Heiligenkreuz und Kloster-Neuburg brachten Abwechslung in das einförmige Gelehrtenleben und groß war besonders die Ueberraschung, als eines Morgens um 9 Uhr auf dem Archiv „eine bekannte Stimme nach dem kaiserlichen Rathe Chmel fragte. Es war Böhmer. Er ist über Würzburg, Bamberg und Eger nach Prag gereiset und von dort mit der Eisenbahn nach Wien; in Prag hat er Palacky gesprochen, der weder mit ihm noch vielweniger mit mir zufrieden sei; er werde sich vertheidigen, und (versteht sich) mir den Text lesen." So schrieb Kopp am 22. Herbstmonat aus Wien. Im Auftrage, wie es scheint, der Regierung von Lucern, hatte er am 29. September beim Fürsten Metternich eine Unterredung und am 4. October eine solche mit Baron Werner.

Dienstag den 7. October fuhr Kopp von Wien ab, um am 10. in München zu sein. Dort gab es auf der Hofbibliothek noch einige Urkunden abzuschreiben, was am 12. geschehen war. In Constanz mußte er noch im Auftrage der Regierung eine An-

gelegenheit in's Reine bringen und endlich langte der Professor wieder eben recht bei Eröffnung des neuen Jahrescurses um Mitte October zu Hause in der Morgenfrühe an; da wird ihm der Caffee mit Kartoffeln, den er sich schon von Wien aus bestellt hatte, im gewohnten Kreise der Seinigen recht gut geschmeckt haben.

Das war seine Ferienerholung vom Herbste 1845; Erholungen wie sie die Biene genießt, wenn sie über blühende Gefilde fliegt, hie und da verweilt und dann zufrieden eine Beute heimwärts bringt, die sofort fleißige Kräfte verwerthen. Die Erinnerungen an Wien gehörten für Kopp zu den angenehmsten seines Lebens und vorzüglich mit den Beamten und Angestellten der Hofbibliothek und des Archivs war er sehr zufrieden, wie auch Böhmer, der fragte: „Wo findet man so viele kenntnißreiche, muntere, freundliche Männer beisammen, als dort an der Hofbibliothek und dem Hofarchiv?"

Nun aber sind die Stimmen über den „Rudolf" anzuhören.

„Wie ich vorausgesagt, die Wortführer in den öffentlichen Blättern sind nicht die Männer, die Ihr Werk zu beurtheilen vermöchten und die letztern sind gar zu schwer zu bewegen, sich in öffentlichen Blättern vernehmen zu lassen," äußerte sich Salomon Hirzel, als er am 3. Februar 1846 anfragte, ob der zweite Band bald folgen werde. So habe auch Jacob Grimm gefragt. Im Anschlusse citirte Hirzel eine Stelle aus dem von Gustav Schwab und K. Klüpfel redigirten „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen," wo es (S. 329) von Kopps Geschichte heiße: „Ein sehr tüchtiges, auf die gründlichsten Forschungen gestütztes Werk, das, wenn es vollendet sein wird, eine der wichtigsten Perioden der deutschen Geschichte gründlicher darstellen wird, als bis jetzt irgend eine andere Periode derselben behandelt ist."

In diesen Gedanken und Ausdrücken ist so ziemlich Alles angedeutet, was in kurzen oder langen Besprechungen sofort über den „Rudolf" vorgebracht wurde: „Wahrhaft erstaunlicher Fleiß„ — „gründliche Quellenforschung" — „tüchtige Grundsteinlegung deutscher Geschichte, wie sie nur der seltenste, mit der erforderlichen Sachkenntniß und Kritik verbundene Fleiß herzustellen

vermochte" — „seltene Gewissenhaftigkeit" — „mühsame Ermittelung und Feststellung quellenmäßiger Thatsachen, welche den König Rudolf Schritt für Schritt und Tag für Tag verfolgt und nachweist, was über seine Vornahmen zu jeder Zeit aus sichern Quellen feststeht" — „zahlreiche Berichtigungen geschichtlicher Irrthümer und eine Masse von Licht für damalige Zustände und Regierungsweise" — „ein Werk, das schlicht und prunklos mit derselben Treue auf das große Ganze des römisch-deutschen Reiches, wie auf seine kleinsten Bestandtheile eingeht und beredter durch objective Anschaulichkeit des Thatsächlichen als durch beirrende Resonnements subjectiver Auffassung über den Charakter des Jahrhunderts aufklärt;" — dann das Bemerkenswerthe, „daß ein Schweizer, ein abgetrenntes und doch getreues Kind des großen Gesammtvaterlandes, sich solches hohe Verdienst um Teutschlands Geschichte erworben" — die „Aufforderung, das patriotische Streben durch dankbare und lohnende Aufnahme eines für die Forscher und alles ernstere Geschichtsstudium ohnedies unentbehrlichen Werkes" zu unterstützen — ferner die Frage, „wie weit sich dieser mächtige Bau der Forschung noch erstrecken mag" — eine Ermunterung an den „verdienstvollen" Verfasser und der fromme Wunsch, „daß ihm der Himmel Leben und Kraft und muthigen Frieden genug erhalte, um den Gedanken in all dem Umfange, in dem er ihn in seinem Geiste erfaßt haben mag, bis an's Ende durchzuführen" — endlich eine mehr oder weniger ausführliche Darstellung des Inhalts: das sind die Schlagwörter und Gemeinplätze deren sich die meisten dieser Anzeigen bedienten, wie sie in den „Neuen Jahrbüchern der Geschichte und Politik" von Pölitz und Bülau (1848 März) in der „Allgemeinen Zeitung," in den Wiener „Jahrbüchern für Literatur," (Band CXII. und CXIII.) oder in den „Historisch-politischen Blättern" (Band XVI.) erschienen. Am wenigstens wurde der Autor im eigenen Vaterland mit Lob verwöhnt, wie namentlich etwa 3 in Zürich erschienene Producte beweisen, aber dafür hatte er denn auch wieder ein Document von Professor Hottinger in Händen, das Genugthuung gab. [1])

[1]) An Kopp, 20. März 1846, bei Uebersendung der „Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der schweizerischen Eidgenossenschaft der dreizehn Orte und die Umbildung derselben in eine helv. Republik." (Beilage 51.)

Die Wiener „Jahrbücher der Literatur" widmeten dem Werke „das nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe beurtheilt oder nach dem ersten Eindrucke aufgefaßt sein will" eine Abhandlung von fast fünf Druckbogen. Diese Anzeige enthielt manchen glücklichen Gedanken und Kopp fand sie nur zu wohlwollend. Da liest man unter Anderm: „Er hat eben so viel Ausdauer in der Aufsuchung neuer Geschichtsquellen, als Nüchternheit in der Benutzung der vorhandenen gezeigt, wie sie bei seinem anerkannten innern Berufe für historische Arbeiten nur immer möglich war. Mit wenigen Ausnahmen, welche äußern Umständen, nicht ihm zur Last fallen, schließt sein Buch die Hauptsumme unseres historischen Wissens über eine Zeit in sich, welche für die Schöpfung eines neuen Organismus, für die Begründung neuer Rechtszustände im deutschen Reiche von unläugbarer Wichtigkeit ist." Der Recensent zog hierauf eine glückliche Parallele zwischen dem „Rudolf" und der Fluth fader Erzeugnisse der Presse. „Je mehr sich in dem Drange der gegenwärtigen Tagesereignisse die Literatur von der wissenschaftlichen Originalität oder Tiefe zu entfernen, je mehr sie sich in eine fast unübersehbare Masse von parteidienerischen Tageblättern oder ephemeren Flugschriften zu verflachen droht, welche, für die Wissenschaft ohne tiefere Bedeutung, kaum einen andern Gewinn tragen, als daß sie über die Zeichen der Zeit, über die wirklichen oder geträumten Bedürfnisse des Augenblickes aufklären: desto bedenklicher müßten diese Erscheinungen für wissenschaftliche Productivität sowohl, als für die sie unterstützende Theilnahme des Publicums sein, wenn nicht auch Männer voll des bessern Geistes, voll Beruf und Weihe sich dem Dienste der Wissenschaft widmen, und als solche der bedrohlichen Ueberfluthung einen Damm entgegensetzen möchten." Solche Worte waren damals gewiß von der Zeit abgedrungen. Recht muß dem Recensenten vorzüglich gegeben werden, wo er von Kopps Buch behauptet, es verschaffe dem denkenden Leser die interessantesten Aufschlüsse und die lichtvollsten Anhaltspunkte zu weiteren Forschungen und Combinationen. Und wenn dann der Referirende die Furcht nicht verhehlt, „daß ein so großartiges Unternehmen die Kräfte, oder gar die Lebensgränze eines Einzelnen leicht übersteigen könnte, zumal da hier Forschung und Darstellung in einer Person sich

vereinige," so hat leider die Zeit diese Besorgniß gerechtfertigt. Treffend ist die Bemerkung, Kopp habe beide Fürsten, Rudolf und Ottocar in ihre „geschichtlichen Rechte wieder eingesetzt;" er habe der Geschichte Rudolfs und seiner Zeit eine Tiefe, eine Vielseitigkeit und Vollständigkeit abgewonnen, wie sie bis auf diesen Augenblick dem wissenschaftlichen Publicum noch nicht geboten war und auch nicht geboten werden konnte, weil keinem frühern Bearbeiter eine solche Menge des Stoffes zugänglich war." An diesem Kritiker gefiel Kopp, daß derselbe, was ihm „als Zweck der Darstellung vorschwebte, mit sicherm Blick herausgefunden." Im Allgemeinen hielt er dafür, das Publicum werde am besten bedient und gewinne am meisten dabei, wenn man ihm einfach sage, was es in einem Werke erwarten dürfe, als wenn man den Verfasser lobhudle oder ihn heruntermache. [1])

In einem gutgeschriebenen Aufsatz über neuere deutsche Geschichtschreiber in der allgemeinen Zeitung sprach Professor Häusser voll Anerkennung über Kopp und rief sich eine Controverse mit Palacky, dem böhmischen Historiker, hervor, [2]) über welche sein bündiges Urtheil abzugeben Böhmer nicht ermangelte. [3])

„Gegen Palacky" — ergänzte sich Böhmer am 10. Juli. — „hat sich Häusser sehr gut gewahrt dadurch, daß er sich überall auf Sie bezieht. Bei eigener Forschung wäre es ihm wohl sauer geworden. Uebrigens war Palacky vor kurzem hier (in Frankfurt) auf einer Sammelreise für den Hussitenkrieg. Wir haben auf gutem Fuße mit einander verkehrt und zuletzt auch die Streitpunkte besprochen. Palacky gibt zu, daß die gedruckten Urkunden über Böhmens Chur, die von Rudolf nämlich, verunächtet sein dürften. Ohne Zweifel wird er künftig vorsichtiger sein. Jene Erklärung in der allgemeinen Zeitung hatten ihm, wie er sagte, die Leute in Prag abgedrungen."

Von seiner gar nicht persönlich gehaltenen Opposition gegen den Geschichtschreiber Ottocars, den er „von seinem einseitigen böhmischen Standpunkt auf den allgemeinen des römischen Reichs

---

1) An Böhmer, 31. Heumonat 1845.
2) Allgemeine Zeitung 1846, 28. März und 3. Mai.
3) An Kopp, 10. Mai 1846. Abgedruckt bei Janssen, Böhmer II, 436 f.

gewiesen[1]) legte, der Historiograph Rudolfs, der von Böhmer zum Gelehrten-Congreß nach Frankfurt eingeladen war, schon im Schreiben vom 16. Mai 1846 einen Beweis in dem Satze nieder: „ich wüßte nicht warum mir nicht selbst Palacky willkommen sein sollte.“

Willkommene Winke über sein Buch erhielt Kopp von Böhmer, der solche seinen Briefen vom 28. December 1845, 29. März 1846 geschickt einzustreuen wußte. Man liest: „Von Ihrem Buche wurde allenthalben mit der größten Achtung gesprochen, aber einige äußerten dabei den Wunsch, Sie möchten etwas weniger Detail aufgenommen haben. — Ihr Recensent in den Wiener Jahrbüchern, den ich gleich als den Stälins wiedererkannte, hat zwar gebildete Auffassung und selbst feinen Sinn. Aber er ist nur zu wortreich. Wer aber könnte Ihren Rudolf eigentlich recensiren? Die gleichen oder gar größeren Kenntnisse dieser Periode hat ja Niemand. Ach es sieht mit den eigentlichen K e n n t n i s s e n in deutscher Geschichte überhaupt schlecht aus, nicht bloß bei den Laien, auch bei den Doctoren und Professoren. Den verwirrenden Doppeltitel, dessen einer nur aus der Vorrede zu den eidgenössischen Urkunden verstanden wird, kann man tadeln, oder mag sich, wie ich und die Stadtbibliothek, ganz einfach „Reichsgeschichte“ auf den Rücken schreiben wie auch auf jedem Bogen steht: was geht das aber das Buch an? Nun bleibt noch der Plan nach dem gearbeitet würde, den alle sich etwas enger gehalten wünschen. Damit sind wir am Ende. Der Inhalt bleibt unberührt. — Gewiß haben Sie recht, statt aller Discussion der seit Ihrer Eidgenössischen Urkunden geäußerten Ansichten Anderer I h r e Resultate hinzustellen. An diese wird man sich dann halten.“ Die „Palackiade“ in der Allgemeinen Zeitung machte auf Kopp „keinen sonderlichen Eindruck.“ Ich will geduldig warten, was er etwa noch weiter zur Entkräftung meiner Darstellung vorbringen mag; dann kann ich es in meinem zweiten Band unter die Nachträge und Berichtigungen aufnehmen, wofern er etwas bringt, was mir stichhaltig scheint. „Ob Sie“ (es gilt Böhmer, am 16. Mai 1846) „etwas antworten sollen? ich glaube kaum,

[1]) Kopp an Chmel, 27. November 1844.

es sei denn ein einfaches Vorhalten der neu von ihm begangenen Schnitzer; doch lassen wir vorerst den ritterlichen Pfälzer mit dem Czechen in die Schranken treten." Den Werth des Rudolf hat, nach seiner Art, Wurstemberger treffend taxirt: „Es wäre wohl leichter einen Band Lebensgeschichte eines Ochsenstein oder Schweppermann zusammenzutreiben, als einen neuen ganz plagiatfreien Rudolf von Habsburg zu Tage zu fördern." [1])

Die erste bedeutendere Anerkennung kam jedoch von einer Seite her, von der es Kopp nicht erwartet hatte — von der Berliner-Akademie, welche im Mai 1846 ihm das Diplom eines correspondirenden Mitgliedes der philosophisch-historischen Classe der k. pr. Akademie der Wissenschaften zuerkannte. Pertz und Jacob Grimm begleiteten Kopps Forschungen mit vielem Interesse. Der erstere übersandte am 28. April das Diplom mit den Worten: „Die Beilage möge Ihnen, hochgeehrtester Freund, ein Beweis sein, daß wir hier Ihre großen und verdienstvollen Arbeiten mit lebhafter Theilnahme verfolgen; mögen Sie fortfahren in voller Gesundheit und Kraft die Aufgabe, welche Sie sich gesetzt haben zu erfüllen. Hoffentlich sehen wir uns in Frankfurt am 21. September d. J. bei der Vereinigung der deutschen Geschichtforscher, wozu ich Sie hiermit förmlich einlade." Als Kopp bei dieser Versammlung nicht erschien, sprach Pertz in seiner Eröffnungsrede sein Bedauern aus.

„Soll ich die Annahme" (dieser akademischen Auszeichnung) „erklären," fragte hierauf der in solchen Förmlichkeiten unerfahrene Professor seinen Böhmer? „Sie wissen, daß ich keinerlei Auszeichnung suche und daß ich im Grunde auch nichts damit anzufangen weiß; allein hier kömmt nicht der Empfänger in Betracht, sondern der Geber." Am 20. Herbst 1846 hatte er die Antwort nach Berlin noch nicht ertheilt und wartete überhaupt damit, bis vom zweiten Bande eine Abtheilung fertig war.

Dagegen war jene erwähnte wohlwollende Besprechung aber auch die einzige Anerkennung, die dem Verfasser jetzt noch aus Oesterreich gespendet wurde. Noch auf des zweiten Bandes ersten Theil, also 1847, keine Miene der Huld. Er war gewiß nicht

[1]) An Kopp, 3. December 1856.

„an Oesterreich verkauft“ und um so reiner seine Ueberzeugung, wie er sie an Böhmer äußerte:[1]) „Seit Jahrhunderten lastet auf Oesterreich, durch Tschudi begründet und durch Müller in die Welt eingeschwärzt, der historische Schweizerfluch; niemand außer mir (ich darf das wohl sagen) vermag diesen Fluch wahrheitsgemäß zu heben und er ist bereits durch meine Urkunden 1835 im Grundsatze weggebannt und im Jahre 1848 zur ersten Ausführung gekommen; ich will von meinem Buche als einer Geschichte Rudolfs sogar nicht reden.“ Ihm hätte wohl bei der Gründung der Wiener Akademie der Wissenschaften jene Ehre gebührt, die ihm Berlin, wo einzig nur Achtung vor dem Verdienste um die Wissenschaft das Motiv sein konnte, schon gewährt hatte.

Eine seltsame, bezeichnende und den Verfasser gewiß erheiternde Ehre wurde dem ersten Bande im Ministerium zu Paris erwiesen — er wurde dem Herrn Minister Salvandi gestohlen.[2])

VII.

Inzwischen hatte Kopp schon ein gutes Stück des zweiten Bandes umgewendet, allein mit großer Mühe. Denn, klagte er am 17. März 1846 seinem Herzensfreunde in Frankfurt, „so wohl ich mich befunden während den Ferien, so übel war ich geplagt den Winter hindurch. Bedeutende Gliederschmerzen (Rheumatismen) stellten sich ein, die sich noch nicht ganz verloren haben und eine Nervenschwäche, die sich zeigte, machte mich oft besorglich und mißmuthig; doch auch dieses legt sich allmählig wieder und hoffentlich gewinne ich meine frühere Stärke wieder. Uebrigens habe

[1]) Lucern, den 31. März 1848.

[2]) L. Sinner an Kopp; Bern, 9. October 1847.

ich von Allerheiligen 1845 bis jetzt unausgesetzt gearbeitet und ein Theil des zweiten Bandes ist gänzlich umgearbeitet, aber der bei weitem größere Theil ist noch zurück: der Himmel gebe, daß ich vollenden könne! Ich hoffe, daß Sie die Heiterkeit und Gesundheit, die Sie zu Wien zeigten, seitdem fortwährend behaupten. — Hätte ich nur meine fünf Bände in die Welt gesetzt und wären meine Jüngsten herangewachsen, wahrhaftig dann fühlte ich die Bande allmählig lockerer und lockerer werden, die mich bisher an's Leben fesselten; so bin ich nun fast ausschließlich auf meine Arbeit verwiesen, und nur diese allein gibt mir Beruhigung, wogegen auch bei dieser (und vom zweiten Bande mehr und mehr) Tschudi und Müller mir Verdruß und Aerger genug machen. Sie mit ausdrücklichen Worten widerlegen mag und kann ich nicht, sonst wird das Buch noch einmal so dick, aber unangefragt sie durch das offene Thor passiren lassen, werde ich auch nicht und soll jeder sein Visum erhalten, jedoch cum grano salis; die Widerlegung selbst soll aber in meiner Darstellung liegen. Dagegen die übrigen Kläffer, die sich seit meinen Urkunden erhoben haben, werde ich keines einzigen Wortes würdigen und mit deren Namen nicht meine Arbeit bemängeln."

In solcher gedrückten Stimmung empfand Kopp doppelt das Bedürfniß durch seinen Freund gehoben zu werden und fügte darum die Bitte hinzu: „Lassen Sie es mich nicht entgelten, daß ich so lange nicht schrieb; vielmehr gönnen Sie mir bald wieder einige Zeilen. Schreiben Sie mir was Sie wollen, wenn es nur etwas ist." Dieser Trübsinn war am 16. Mai noch nicht ganz weg. Er hat kaum Einen, der ihn so ganz verstände; von gegenseitigem Austausch sei keine Rede und andern sein Bischen Weisheit eindoctriniren falle ihm gar nicht ein. „So bleib ich die ganze Woche auf meiner Stube und ein kleiner Ausflug im Herbste wird mir zum Bedürfniß; mit meiner Gesundheit will ich gerne zufrieden sein, wenn es nur nicht schlimmer wird, wiewohl non sum qualis eram. Dazu kommt, daß ich jetzt in Zuständen arbeite, wo ich lediglich auf mich angewiesen bin und aus Ihren Regesten nur selten Rath und Hülfe schöpfen kann; diese obern Lande bringen mich fast um." Schon gleich die ersten Bogen des zweiten Bandes haben viele Mühe verursacht, die

Schilderung Zürichs, nämlich unter König Rudolf, und es war ihm am letzten Tag des Jahres 1845 „ein schwerer Stein ab dem Herzen," als er damit und zumal mit dem alten Richtebrief zu Ende kam.

Für die Reise nach Frankfurt konnte sich Kopp, der früher dazu geneigt schien [1]) doch nicht entschließen, laut seinem Schreiben vom 20. September an Böhmer. „So gern hätte ich Sie und Pertz wieder gesehen, so gern hätte ich Stälin und andere Männer kennen gelernt, auch vier oder fünf Besuche bei Bekannten in Frankfurt gern gemacht; die Versammlung als solche zog mich weniger an, ich nehme sprechend an keiner Gesellschaft Antheil und wäre allerdings nur ad audiendum gekommen. — Ich bin mit meinem zweiten Bande noch nicht so weit, als ich zu kommen dachte und mein Herr Verleger wünschte; das ist der eine Grund, warum ich dableiben und unausgesetzt arbeiten muß. Ich hätte keine heitere Stimmung mitgebracht und wäre ohnehin nicht lange geblieben." Zum Entschlusse daheim zu bleiben, half noch mit, daß Kopp aus einer frühern Aeußerung Böhmers vermuthete, dieser sei mit der Versammlung nicht ganz einverstanden. „So dachte ich mir die Möglichkeit, daß, während ich an den Verein ginge, Sie zu Hause blieben: wahrlich ich bin seit langem zu sehr genöthigt, mit Ihnen in allem Wesentlichen gleich zu denken und zu fühlen, als daß ich den Weg nach Frankfurt hätte machen mögen, um eine Meinungsverschiedenheit unter uns an den Tag treten zu lassen! Nun in Ihrem Schreiben von heute (das Kopp am 23. empfing) sprechen Sie von dem Zusammentritte in einer Weise, wie ich sie schon früher hatte, und melden mir von Pertz und Stälin so Liebes, daß, hätte ich dieses am 6. d. ahnen können, ich über alle Bedenklichkeiten Herr geworden und unfehlbar nach Frankfurt gekommen wäre. Nehmen Sie dieses nicht für einen Vorwurf, vielmehr für einen Beweis, daß jeder Mißlaut, den Sie anschlagen, vielleicht nur zu sehr in mir wiedertönt." Daß dem also war, zeigte sich in der That in manchen Stücken. In der Versammlung des schweizerisch-historischen Vereins zu Beggenried hatte Böhmer gegen eine gewisse Persön-

[1]) An Chmel, 21. Mai 1846. Beilage 5 1.

lichkeit, die sich etwas drollig geberdete, Widerwillen gefaßt; Kopp theilte gleich diese Abneigung. Wer ihn recht in der Gewalt hatte, der vermochte die eigenen Sympathien und Antipathien auch auf ihn überzupfropfen. Nur in gewissen, einmal gefaßten Ansichten oder Uebungen vermochte Niemand ihn umzustimmen. „Bieten Sie," — fuhr er im Briefchen vom 23. September fort, — „den beiden Herrn unter Ihrem gastlichen Dache das Beste von mir, was Sie wissen, und seien Sie überzeugt, daß, worüber Sie Drei einverstanden sind, ich herzlich gern unterschreibe, wofern an meiner Meinung etwas gelegen ist. Nur in Kleinigkeiten, wie z. B., daß ich mit Ihnen und J. Grimm alle Hauptwörter klein und meine liebe gute deutsche Muttersprache mit lateinischen (nun einmal von den unsrigen verschiedenen) Buchstaben schreiben soll, werde ich nie über mich vermögen; nicht in einem einzigen Buchstaben möchte ich den Schein haben, als hätte ich einige Aehnlichkeit mit unsern Nachbaren, den Franzmännern! — Mittlerweile, während Sie an der Verwirklichung schöner Ideen arbeiten, beschäftigen mich die kleinsten Kleinigkeiten einer längst entschwundenen Zeit; aber es ist doch so viel Wahres und so vieles noch in uns Wurzelndes darin, daß ich mir nicht versagen kann, von unsern alten Zuständen aufzunehmen, was wenigstens mir bedeutsam oder doch wissenswerth vorkommt. — Erst vor 14 Tagen habe ich Stälins ersten Band gelesen (früher besaßen wir ihn nicht); der tiefe Ernst für Wahrheit hat mich ungemein angesprochen und ich habe mich (möcht ich sagen) an dem Buche recht eigentlich aufgerichtet."

Die Reue wegen Frankfurt wurde gesteigert durch die Schilderung, welche Böhmer am 4. October 1845 gab, [1]) mit dem Beisatze: „In der trefflichen Rede, welche Pertz als Präsident der geschichtlichen Abtheilung hielt, hat er auch ganz besonders Sie als einen derjenigen genannt, dessen Anwesenheit vermißt werde."

Böhmers herzliche Freundschaft wußte hingegen auch für diese Wunde einen Balsam, er raffte noch um Mitte October sich auf und suchte durch seine persönliche Anwesenheit die Melancholie seines Freundes zu zerstreuen. „Freund Böhmer war in Lucern

[1]) Janssen, Böhmer II, 455.

am 18., 19. und 20. Weinmonat 1846; Ankunft am 17., Abfahrt am 21., von und nach Basel," notirte Kopp auf dessen Brief vom 4. October 1846, den er zur Beantwortung nun noch eine gute Weile bei Seite legte. Denn er gab sich jetzt wieder aus vollen Kräften und mit Vermeidung jeder Zeitzersplitterung seinem Schmerzenreich, dem zweiten Bande hin. „Ihr reichhaltiges Schreiben vom 27. Christmonat 1846," [1]) erwiederte Kopp erst am 25. März 1847 an Böhmer, „ist mir noch am 30. desselben Monats zugekommen; aber ich war noch mit dem Schlusse meiner neuen Arbeit so sehr beschäftigt, daß ich den Kopf nicht frei genug hatte, um Ihnen mit voller Ruhe antworten zu können. Endlich war ich am 20. abhin druckfertig, nur mußte ich noch eilig Bogen für Bogen, Text und Anmerkungen, der letzten Durchsicht unterwerfen, um allfällig gelassene Lücken auszufüllen, einzelne Citate nachzutragen und insbesondere die Ziffern der angerufenen Beilagen einzusetzen, damit ich auf diese Weise den beiden Setzern für Text und Noten mindestens für mehrere Bogen einen sichern Vorsprung abgewinne. — Am 21. März gingen die ersten 12 Aushängebogen an den Verleger ab. Ich hatte ihm vorgestellt, daß der erste allzudicke und darum auch so theure Band besonders in der Schweiz die Anschaffung erschwert habe und darum ihm vorgeschlagen: 1) Den neuen Band in zwei ungefähr gleichen Hälften auszugeben, um den Preis jeder Lieferung, die höchstens 24 Bogen enthalten werden, nicht höher als zu 36 Batzen anzusetzen; 2) um dieses zu vermöglichen, wolle ich gerne von meinem ursprünglichen Honorar zurückgehen und mich mit einem bescheidenern begnügen. In diese Anträge ging nun mein Verleger ein. [2]) — Werden Sie nun von den Einzelheiten der Freien, Ritter, der Gotteshäuser und Städte nicht sonderlich angesprochen werden, so rechne ich doch darauf, daß die Darstellung der verschiedenen getrennten und endlich unter Rudolf vereinigten Herrschaften im Aargau und Thurgau Sie nicht ganz unbefriedigt lassen werde."

Der Gedanke war gut, in einer Zeit wo öffentliche Noth,

---

[1]) Bei Janssen, Böhmer II, 459 f.

[2]) Hirzel an Kopp, 10. Juni 1846. Beilage 52.

Besorgnisse und Unruhen, besonders in der Schweiz sich täglich mehrten, den großen starken Band in Lieferungen auszugeben. Der Verfasser gewann damit zugleich an Ruhe und Rast, er konnte so theils die eigenen, theils die fremdem unausgesetzten Forschungen, welche damals besonders für die burgundischen Lande von L. Wurstemberger und Matile in Neuenburg so ausgiebig betrieben wurden, in seine unter den Händen stets wachsende Darstellung verweben. Ihm widerfährt zuweilen, „daß ein neuer Fund Verlegenheiten macht; nicht daß er das Gesagte stürzt, sondern daß er sich so ganz unbequem ins Satzgefüge einzwängen will. Solche Aenderungen — fügt Kopp bei — nehme ich stets nur höchst ungern vor und doch muß es sein; denn während des Druckes plage ich meine Setzer nicht weiter damit."

Am 24. April 1847 konnte er die erste Lieferung nach Frankfurt senden und hoffte dabei, Böhmer werde nicht unzufrieden sein mit dem, was er über Friedrichs II. Brief vor Faenza für Schwiz („denn Uri und Unterwalden haben keinen solchen Brief") gesagt finde.

Die zweite Lieferung ließ der wunderfleißige Mann am 2. August seinem Freunde zugehen, der in zwei sehr gehaltvollen, interessanten Antworten vom 4. Juni und 22. August seine Ansichten über das empfangene Geschenk entwickelte. [1])

Kopp wollte in den Herbstferien auf neue Sammlungen für das Burgundische ausgehen, mußte aber vorher einige Zeit in Bad Pfäfers zubringen, „um für Störungen im Unterleibe und gegen Schwächung der Nerven Ausgleichung und Stärkung zu suchen."

Sonst waren die Absichten für dießmal auf Turin gerichtet, ungeachtet einer freundlich verlockenden Einladung Böhmers nach Frankfurt. [2])

Am 7. September trat Kopp die Reise an und besuchte zunächst in Bern seinen historischen Collegen Wurstemberger, der schon in Turin gewesen, dort wohl bekannt war und besonders mit Cavaliere Cibrario auf gutem Fuße stand. Von ihm schrieb

---

[1]) Bei Janssen, Böhmer II, 489 f. und 499 f.

[2]) Der Brief steht bei Janssen a. a. O. II, 498.

unser Forscher am 19. Herbstmonat von Turin aus nach Hause. „Er ist stets derselbe, treu und bieder aber wie abgeschlossen von der Welt." Während diesem Aufenthalte zu Bern war es, daß Kopp an Staatsschreiber Moriz von Stürler einen Freund gewann, der würdig einem Wurstemberger zur Seite trat. In Lausanne und Genf bezeigten Hisely und Mallet freundliche Aufmerksamkeit. „Mallet war unermüdlich mich zu unterrichten über alles, was mir in Turin nöthig sei, über die Post, über die Preise da und im Gasthofe, über die Archive, wo er bereits zweimal gearbeitet hat, über die Straßen, durch welche ich gehen müsse, er kritzelte mir sogar mit Bleistift einen Plan auf ein Blatt; später ging er mit mir durch die Stadt, zeigte mir alles Merkwürdige, wo wir durchkamen." Ein deutsches Wort, das er hie und da in Welschland hörte, klang ihm jedesmal wie Musik. Gegen Mitternacht am 17. September langte der Postwagen in Turin an. Schon am folgenden Tage um 11 Uhr begann Kopp mit seinen Arbeiten auf dem Archiv und hatte bis 4 Uhr bereits 5 Briefe abgeschrieben. So brachte er täglich bis zum 29. des Monats von 10 bis 4 Uhr ununterbrochen die Stunden auf dem Archive zu. Am Abende führte Remigius Spichtig von Sachseln in Obwalden, Guardia-Portone am königlichen Schlosse seinen gelehrten Landsmann durch die Stadt, so daß er keine Langeweile bekam. Kopp hat in Turin ungefähr 70 Urkunden ausgezogen, die meisten jedoch ganz abgeschrieben, darunter 26 großentheils von den beiden Grafen Hartmann von Kiburg, von Bischöfen von Straßburg und Constanz, alle noch ungedruckt, die meisten von wirklichem Belange, neues Licht auf die Verhältnisse zwischen Kiburg, Savoien und Habsburg werfend. Er war mit seinem Funde wohl zufrieden.

Glücklich über Mailand heimgekehrt, theilt der Treue schon am 21. October von seiner Ausbeute Mehreres an Böhmer mit und bringt triumphirend die Frage an den Mann: „Was sagen Sie dazu? Ich glaube nunmehr im Stande zu sein, das Dunkel verschwinden zu lassen, welches auf den Friedensunterhandlungen (zwischen König Rudolf und Philipp) selbst nach Cibrario, wie Sie richtig bemerken, noch liegt. Uebrigens wird meine Turiner

Reise nicht den von Ihnen besorgten Erfolg haben, mein nächstes Buch über Gebühr anzuschwellen, wohl aber unnütze Vermuthungen, die unvermeidlich gewesen wären, wegzulassen und dafür möglichst Zuverlässiges in Text und Noten zu setzen. — Der Cavaliere Cibrario ist ein sehr liebenswürdiger Mann und war äußerst gefällig. Auch der Vorstand des Hofarchivs Graf Cussiglio war ungemein freundlich und sprach sich sehr anerkennend über urkundliche Geschichtschreibung gegenüber französischer Schönschreiberei aus; ganz bereitwillig war auch der Archivar Advocat Combetti. Wenn unsere kriegerischbewegte Zeit es immer gestattet, denke ich mit Allerheiligen auch allgemach mich an die Ausarbeitung des nächstfolgenden Bandes zu machen; den meisten Stoff habe ich beisammen, was mir etwa noch fehlt suche ich aufzutreiben und auch vor Ihrer Thüre erscheine ich mit dem Bettelsack."

Böhmer hatte wenige Tage vorher, am 12., sich hören lassen, keineswegs im Frohsinn, wie schon der Anfang seines Briefes zeigt: „Nun habe ich seit dem 31. März bis 15. April nichts mehr von Ihnen gehört, und doch ist in diesen drangvollen Zeiten jeder Freundesgruß im Werthe gestiegen, auch bei solchen, die ihn schon früher zu schätzen wußten." Schon am 19. März hatte er über Isolirtheit geklagt,[1]) und sich mit dem Gedanken getröstet: Jede Nation habe immer nur eine kleine Anzahl Menschen, deren Neigung auf geschichtliche Dinge gehe, die es für einen Beruf hielten, gewissermaßen das Gedächtniß für die Gesammtheit zu sein. Genügend sei es, wenn auch nur etwas geleistet und die Spanne Zeit, welche uns gegeben ist, mit dem Gebrauch der Kräfte, die wir haben, ausgefüllt werde. Im October 1848 gerieth Böhmer sogar auf den Punkt nachzudenken, wo noch ein sicherer Winkel auf der Erde sein möge und wie er dahin fliehen könne mit dem Reste seines Wohlstandes. „Schweiz, Belgien, England kamen in Erwägung; ja übers Meer schweiften die Gedanken. Man dachte mit Schiller: Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit sich ein Zufluchsort? — Daß ich an einem schönen oder auch häßlichen Morgen einmal in Ihr Zimmer

[1]) Bei Janssen, Böhmer II, 475.

träte, wäre gerade nicht unmöglich, obwohl ich der Schweiz auch nicht den ewigen Frieden garantire." [1])

Bald erwiederte ein treues Echo von Lucern herüber.

VIII.

Wir müssen nun auf kurze Zeit vom Historiker absehen und nur noch auf den Vater blicken, den tiefer Kummer quält.

Böhmer hatte beim Ausbruch des Krieges in der Schweiz Kopp und den Seinigen eine Zuflucht bei sich anerboten. [2]) Dieser, dadurch gerührt, verhehlte dem Freunde seine Sorgen nicht. Es hieß, die neuen Behörden gedächten eine Sichtung unter den Professoren vorzunehmen. „Ob dieses Geschick auch mich treffen werde? Ich besorge es nicht. Seit 29 Jahren verwalte ich meine Lehrstelle (ich bin Senior unter den hiesigen ordentlichen Professoren), ohne daß ich je nur von einer Behörde mir einen Vorwurf zugezogen habe; ich habe noch gegen keine Regierung conspirirt und lasse jeden gern gewähren, wenn man mich nur auch in Ruhe läßt; wenn ich mich auch zu conservativen Grundsätzen bekenne, so lehrte mich doch auch hinwieder die Geschichte, daß man mit der Zeit fortschreiten müsse; für diesen vernunftgemäßen Fortschritt war ich stets und bin es noch." Mit diesen und andern Gründen argumentirt Kopp um sich den Zweifel an eine Wiederwahl aus dem Sinn zu schlagen und ein triftiger Grund war ihm dieser. „Mehrere Schüler von mir sind nunmehr an der neuen (seit 1819 der vierten) Regierung, so daß ich nicht glauben kann, daß sie einer Gewalthandlung gegen mich fähig sein könnten. Gleichwohl kann ich einen freilich unfrucht-

[1]) Bei Janssen II, 519.

[2]) Der Brief vom 7. November 1847, bei Janssen II, 503.

baren Wunsch nicht unterdrücken. — Dieser ewige Wechsel, dieses Unstäte in unsern Zuständen, diese Wandelbarkeit in der Volksgunst, mag dann Furcht oder Hoffnung die Ursache sein, hat für jeden ruhigen Bürger etwas Unheimliches, etwas Abschreckendes. Zwar liegt dieser Krankheitsstoff, scheint es, in allen Gemüthern unsers Jahrhunderts; aber peinlicher ist es, diese Fieberbewegungen an Ort und Stelle zu beobachten, wo man nicht bloß mitzuleiden, sondern mitzuhandeln berufen sein sollte. Darum habe ich seit Jahren den freilich unfruchtbaren Wunsch, daß ich mich statt zu einem Lycealprofessor, vielmehr zu einem akademischen Lehrer ausgebildet haben möchte, damit ich, fern von allem politischen Treiben, mich einzig hätte der Wissenschaft widmen können. Aber das Unfruchtbare liegt schon darin, daß mir meine 54½ Jahre nicht mehr die Schwungkraft des Geistes, die jugendliche Regsamkeit, die Fähigkeit, sich in neue Bahnen zu finden übrig gelassen haben, um an so etwas zu denken.

„Auch kann ich von Jahr zu Jahr minder vergessen, daß ich als Schweizer geboren bin, und daß mich (lachen Sie mich aus, wenn Sie wollen) das Heimweh schwerlich lange von Lucern abwesend sein ließe, wenn ich auch mit niemand Umgang habe, als mit meinen Classikern in der Schule, mit meinen Urkunden auf meiner Stube und mit der herrlichen Natur, die mich stets umgibt, mögen auch die Menschen sein, wie sie wollen. So ungern ich daher von je an eine Entsagung dachte, so wurde mir doch dieser Gedanke von den Meinigen selbst aufgedrungen; denn auch in meinem häuslichen Leben habe ich Kummer genug: schon im Jahre 1844 habe ich meinen achtjährigen hoffnungsvollen zweiten Knaben verloren und gegenwärtig liegt meine älteste Tochter, die Krone meiner Kinder an Geist und Gemüth, so krank zu Bette, daß sie schwerlich ihr einundzwanzigstes Jahr am 12. Brachmonat 1848 erleben wird.“ Diese Tochter Sabina, mit dem Kosenamen Bina, hatte am Herzen des Vaters die Stelle jenes ersten geliebten Kindes eingenommen und lag jetzt an der Auszehrung hoffnungslos darnieder. Einer edlen, nun auch verstorbenen Freundin der Familie Kopp, der braven Jungfer Hanauer von Baden, erzählte später der Vater Tag für Tag die Krankheitsgeschichte Binas, die am 6. Hornung 1848 starb. Er hatte jetzt

schon das siebente Kind im Grabe und war von einer jener Stimmungen beherrscht, welche er mit dem Ausdruck zu bezeichnen pflegte: „Mein Kopf ist wüste und mein Herz ist leer.“ Er fühlte Erleichterung seines Schmerzens darin, daß er alle die vortheilhaften Züge ihres Charakterbildes zusammenstellte. Die Worte die das „gute Kind“ unter Weinen hervorbrachte: „Vater muß ich denn von Euch? Ach wie gern würde ich bei Euch bleiben,“ kann er nicht mehr aus dem Gedächtniß bringen und wenn Bina fürchtet, die neue Tapete im Zimmer werde den Vater gewiß wieder viel kosten, da bemerkt er dazu: „Ach, das gute Kind wußte nicht, aber es fühlte es wohl, daß ich gern sein Leben mit meinem Hunger erkauft haben würde.“ Sie war in ihrem gesetzten, verständigen, sorglichen Wesen sein treues Ebenbild. Noch heute kann man nicht ohne Mitgefühl die Schilderung des besorgten Vaters über die letzten Stunden seiner Tochter lesen, deren Werth er zuletzt in die Worte zusammenfaßte: „Sie sprach geläufig französisch, sie verstand recht brav englisch und fing es an zu sprechen; in ihren letzten Schuljahren und noch seitdem hatte sie nicht ohne Geschick gezeichnet und gemalt; sie übte sich mit Fertigkeit und Geschmack in allen weiblichen Arbeiten; damit verband sie eine reine Seele, ein reiches Gemüth, einen ernsten Charakter und einen fast männlichen Geist, so daß ich in ihr nicht nur eine liebende Tochter besaß, sondern auch eine edle Freundin, die in allen meinen Lagen mit mir dachte und mit mir fühlte. Dieses alles ist für mich unwiderbringlich verloren und ich weiß, diesen meinen Verlust, liebe Freundin, fühlen Sie mit mir, wenn ich ihn auch nicht in weitern Worten ausdrücke. Gedenken Sie zuweilen der Hingeschiedenen,[1]) der Sie so theuer waren.“

Mit welcher psychologischen Beobachtung das Auge des Vaters über seinem Kinde gewacht hatte, beweist ein Vorfall aus Sabinas frühestem Jugendleben, den Kopp in seiner Geschichte derselben selbst erzählt. „Jüngst — im März 1830 — kamen Peterli und Pauli, Söhne des Herrn Möhrenwirths Schlapfer

---

[1]) Johannes Müller ließ für die „Ruhe der Seele des verstorbenen jungen Wessely eine Anzahl Seelenmessen halten,“ wie er in dem schönen Trostbrief an dessen Vater erzählt. Sämmtliche Werke XVII, 17.

und einst Gespanen des lieben Otto ins Haus; man rief den Peterli herein und das Mädchen sprach den ganzen Tag von ihm. Es war um den 12. d. Monats (also 1/4 Jahr bevor Bina dreijährig wird), als man sie zum Ausgehen ankleidete und ihr die „„Chrüseli““ (Locken) zurecht machte. „„Peterli wird lugen,““ bemerkte die kleine Gefallsüchtige auf einmal, ohne daß im Mindesten davon die Rede gewesen wäre. Liegt also hier die Erbsünde?“ Gerade wie Sabina als Leiche dalag, kam Pater Gall Morel zu Kopp auf Besuch. „„Sie kommen eben recht, — sprach er — meine älteste Tochter, mein liebstes Kind liegt todt im Hause.““ Dann führte er mich, erzählt uns der Pater, zu Sabinas Leiche. Er sprach wenig, aber sein tiefer männlicher Schmerz rührte mich mehr als alle Thränen. Lange standen wir vor dem offenen Sarge. Der alte Schwegler zeichnete eben das Bild der Todten, er hätte auch das des Vaters dazu malen sollen.“ [1])

Vielleicht ist nichts so geeignet, uns in das kindlich fromme Gemüthsleben der guten kranken Tochter einen Blick zu gewähren, als jene Gebetworte, welche sie auf die unbeschriebene Seite des Briefes von Professor Hug [2]) aufgezeichnet hat: „Ich, Sabina Kopp, bitte dich o Maria, meine Mutter, du wollest mir durch deine heilige Fürbitte meine Gesundheit erlangen, wenn es zur Verherrlichung deines Sohnes Jesus und zur Stärkung unseres Glaubens und Vertrauens auf ihn gereicht. Ich gelobe alljährlich einem armen Kinde an dem Tage meiner Heilung Kleidungsstücke nach meinem Vermögen zu geben und an diesem Tage in der Capelle eine heilige Messe für die Abgestorbenen lesen zu lassen. Maria, laß dir diese Gelübde wohlgefällig sein. Dich, o heiliger Schutzengel, bitte ich, du wollest Maria an meiner Stelle meine Bitte vortragen.“ Das war ganz ein Spiegel ihres Wesens, dessen allseitige Bildung zu des Vaters ersten Sorgen gehörte.

Davon, wie er den Kindern Ehrfurcht vor den Aeltern einflößte, war die Rede. [3])

Der individuellen Neigung der Heranwachsenden wurde die

---

1) An den Verfasser, 29. November 1866.

2) Oben S. 89.

3) Oben S. 38.

gerechte Würdigung gewissenhaft zu Theil; der Vater wollte es nicht erzwingen, daß der Sohn studire, sondern achtete ebenso die Wahl des ehrsamen Handwerkes. Die Hauptsache war ihm nur die, daß sie ehrlich durch das Leben kämen und dafür that er alles Mögliche, nicht am wenigsten durch sein eigenes Beispiel sparsamen, in Allem weises Maß haltenden Sinnes und frohmüthiger Selbstbeschränkung. Davon legte der Hausvater den Seinen rührende Proben ab, er mochte zu Hause sein oder auf Reisen. Denn im letztern Falle gab er von jedem Kreuzer Rechenschaft. Vor jeder unnützen Ausgabe hütete er sich fein säuberlich, lebte fast bis zum Hungerdulden mäßig, sowie er denn in Turin, eingedenk der Theurung daheim, nur einmal des Tages speiste. Fleißig und sehr ausführlich schrieb er seine Briefe nach Hause, so daß sie dort bald Alles wußten, was der Vater Stund für Stund gethan oder was ihm Liebes oder Widriges geschehen war. Der Vater vergaß in der Ferne draußen seine Lieben zu Hause keinen Augenblick, sein Herz war stets bei ihnen, schlug nur für sie und wollte möglichst auch dort die Genüsse mit Frau und Kindern theilen und Familienfeste gleichzeitig feiern. So hat er am 29. August 1845 in Wien „etwas besser gegessen und auch etwas getrunken; es war ja der Mutter Namenstag. Hoffentlich hat sie auch einen Schluck genommen; wäre ich in Lucern gewesen, ich hätte ihr selber eingeschenkt. Als ich vor zehn Jahren aus Wien nach Hause schrieb, schrieb ich ihr, sie solle dem Buben Albrecht, den ich ganz bestimmt erwartete und den sie noch unterm Herzen trug, auch Gesundheit trinken; leider haben wir den lieben Buben nicht mehr!" Ob auch die Kleinen fleißig nach dem Vater fragen, das wundert ihn und er befiehlt, denselben etwas zu schenken, mit dem Bemerken, „das sei vom Vater."

Und zu Hause, wie „hat er sich oft um der Familie willen den so nothwendigen Tropfen Wein versagt!" [1]) Seine Erholungen suchte er meist nur des Abends nach 4 Uhr in einem stärkenden Spaziergange in freier Luft; diese schönen Umgebungen Lucerns übten bei ihm Wunder aus, und schon war er todkrank, als er noch sang:

---

[1]) Zeugniß der Seinen.

„Ihr seht vor euch das freundliche Lucern
Auftauchend gleichsam aus dem Wasserspiegel
Und hingelehnt am thurmbekränzten Hügel;
Aus ihrer Mitte (wollt ihr freudigern Genuß?)
Strömt lebensfroh der kristallhelle Fluß."

Nicht ohne Segen auf seine beständige Umgebung konnte die wanklose Treue gegen Gott und Menschen, die unverbrüchliche Rechtschaffenheit bleiben, welche Kopp allseitig übte. Eine, was immer für welche Pflichtverletzung sahen seine Kinder an ihrem Vater nie, wohl aber war er ihnen ein Muster von Gewissenhaftigkeit. Er selbst führte sie schon sehr jung sonntäglich in den Gottesdienst, in der Charwoche hielt er besonders darauf.

Durch siebenmalige Sterbefälle war im Februar 1848 die Zahl seiner Kinder auf vier (einen Sohn und drei Töchter) herabgeschmolzen. Die Vermögensverhältnisse aber waren nur sehr bescheiden. Mit Anspielung auf den Namen seiner Frau machte Kopp bei heiterer Laune nicht ungern den Witz: „Obschon eine Sabina, habe ich doch kein Sabinum." [1]) Aber es gab Zeiten, wo er nicht scherzte, sondern die Frage nach der Versorgung seiner Kinder schwerer aufnahm. So gerade in jenem Uebergang aus dem ereignißvollen Jahre 1847 in das nächstfolgende. Niemanden hätte er seinen Kummer verrathen können, der ihn theilnahmsvoller angehört, als Böhmer, der noch am 31. December 1847 die Briefschuld abträgt und herzlich wegen des häuslichen Kummers tröstet. [2]) „Ich erkenne darin einen Beweis Ihrer Freundschaft, daß Sie mich zu dessen Mitwisser gemacht haben. Leider kann ich nichts besseres sagen, als: Sursum corda! Wenn das Wetter einigermaßen günstig ist, sollten Sie Ihre Frühjahrsferien hier bei mir zubringen, um sich in anderer Umgebung neue Kraft zu sammeln, was dann auch wieder den Ihrigen zu Gute kommt." Böhmer warf bei diesem Anlaß einen prüfenden Blick auf jene deutschen Asyle der Wissenschaft, wo Kopp eine Zierde gewesen wäre, und wurde mit Bitterkeit über die Art und Weise erfüllt, womit man damals Anstellungen vergab und entzog. „Eine

[1]) J. B. an Böhmer, März 1851.
[2]) Bei Janssen II, 507 f.

für Sie durchaus passende Stellung wäre eigentlich zu Freiburg im Breisgau gewesen und es ist mir bekannt, daß Jemand, welcher deshalb von bedeutender Seite zu Rathe gezogen worden war, sich alle Mühe gegeben hat, auf Sie aufmerksam zu machen." Darauf, am 21. März 1848, Kopp: „Sie sind so gütig zu glauben, daß eine für mich „„durchaus passende Stellung zu Freiburg im Breisgau"" gewesen wäre; ich glaube auch zu verstehen, was sie sonst darüber schreiben. Vor bald zwei Jahren war Professor Gelzer aus Berlin, den ich vor mehreren Jahren in Bern bei Wurstemberger kennen gelernt hatte, hier in Lucern und gab mir zu verstehen, daß es gegenwärtig sich um meine Berufung nach Freiburg handle. Ich wiederholte ihm, was er schon von Bern aus von mir wußte: daß ich eigentlich nie Geschichte gelernt habe und daß ich überhaupt kein akademisches Maulwerk besitze und daß ich mich nie entschließen könnte, in diesen meinen Jahren eine historische Lehrstelle, sei es wo immer, anzunehmen. Ob Herr Gelzer von diesen meinen Aeußerungen Gebrauch gemacht habe oder gar, ob er eine Art Auftrag hatte, mich auszufragen, weiß ich nicht und habe mich auch seither nicht darum bekümmert; weitere Schritte sind bei mir keine gethan worden. Wirklich könnte ich weder zu Freiburg noch anderswo ein historisches Lehramt annehmen oder suchen, es wäre denn, daß ich gewaltsam von hier vertrieben würde; aber ich glaube, an einem andern Orte würde mich das Heimweh bald aufreiben. Sie haben daher von mir eine zu gute Meinung, die ich nicht verdiene. — Daß ich Sie in meinem letzten Schreiben mit meinem häuslichen Kummer behelligte, werden Sie mir verzeihen; Sie werden mir auch verzeihen, wenn ich heute noch etwas beifüge. Mein vortreffliches Kind Sabina, geboren am 12. Brachmonat 1827, ist uns am 6. Hornung 1848 für immer entrissen worden. Glauben Sie nicht, daß dieses mit der Geschichte nichts gemein habe. Als ich am 16. Christmonat 1825 mein erstes und damals einziges Kind, ebenfalls Sabina genannt, durch Verwahrlosung des Arztes plötzlich verlor, wandte ich mich schwerbetrübt weg von meinen bisherigen dramatischen Arbeiten und suchte Zerstreuung, Arbeit, Vergessen bei Müller und Tschudi; dieses führte mich nach und nach zu den Quellen; bald glaubte ich zu entdecken, daß beide auf hohlem Boden stehen

und so suchte ich das gewonnene Besondere unserer Lande durch das Allgemeine im Reiche zu bekräftigen. So hat mich der Tod meines ersten Kindes und nichts anderes zum Historiker gemacht; und an diesem meinem Forschen und Arbeiten nahm meine Tochter Sabina einen ihrem Geschlechte entsprechenden Antheil: wirklich ist mir auch, seit ich sie verlor, die mich als jüngere Freundin mehr als mein Kind so gut verstand, als habe ich meine Schwungkraft verloren. Sie werden mir diese Zeilen nicht verübeln; denn so trocken meine Außenseite auch erscheint, lebe ich und zehre doch ganz vom Gemüthe."

Der gütigen Einladung, im Frühling in Frankfurt die Ferien zu verleben, konnte er nicht Folge leisten: Denn einmal werden dieselben kürzer sein und ohnehin sei durch die dreimonatlichen Einquartirungen der Geldbeutel so ziemlich erschöpft. „Wäre dieses nicht, so würde ich Sie auf die Mitte Augustmonats für etwa 14 Tage ins Bad Pfäfers einladen, was Ihnen gewiß sehr wohl bekommen würde; nur weiß ich noch nicht, ob ich bestimmt dahin gehen werde."

Von dem manigfaltigen Ungemach und den Besorgnissen, welche jene Zeitläufte im Allgemeinen in sich hatten, blieb aber selbst ein Mann von so unabhängiger Stellung, wie Böhmer, nicht verschont, und seine Briefe [1]) trugen wiederholt seine bitteren Klagen nach Lucern, mitunter um den Freund zu trösten: „In der Schweiz haben Sie es doch noch viel besser als wir, denen ein ganzes Bündel Schwerter über dem Scheitel schwebt."

IX.

Böhmer schrieb sich die nagenden Sorgen des Freundes in's Gedächtniß, aber in den Briefen ließ er dieß weniger laut werden, kehrte vielmehr wieder die fröhlichere Seite vor und ermunterte

---

[1]) Bei Janssen II, 510. 513. 519.

zum Ausarbeiten des Gesammelten: „Machen Sie nur, daß Sie endlich aus den Buchten wieder auf's hohe Meer kommen, mit der Geschichte nämlich, dann geht es, denke ich, rasch voran." So am 31. December 1847. Solche Worte waren nicht ohne Wirkung und Kopp ging, so gut es damals möglich war, neuerdings an die Arbeit, über welche er schon am 5. September 1847 an Böhmer folgende Aufklärungen gegeben hatte: „Es war von jeher mein unerläßlicher Plan, wie die drei Länder und Lucern (als Habsburgs erste Gegner) so den ganzen Aargau (als die Grundmacht Habsburgs) möglichst genau darzustellen: die Freien und die Ritter wurden schon 1837 fast wörtlich so geschrieben, die Städte und die Gotteshäuser erhielten damals schon die Grundzüge; nur die „„Herrschaft"" konnte erst nach vollendeten Forschungen so geschrieben werden, wie sie jetzt ist (St. Gallen zum Theil ausgenommen). Thurgau dagegen, über dessen Stellung im Allgemeinen kein Zweifel waltete, konnte und sollte nur kurz berührt werden, obwohl eine einläßliche Schilderung noch Manches zu Tage fördern würde.

„Meine nächste Arbeit, voraus die burgundischen Lande, lassen ebenfalls eine kürzere Darstellung zu; ich meine nämlich, daß ich nur einzelne Freie, Ritter und Gotteshäuser und zwar nicht einläßlich darzustellen brauche.[1]) Umständlicher sind dagegen die verschiedenen Grafen (theils als Grundeigenthümer, theils als Träger der Reichsgewalt) zu behandeln, ebenso die Städte Solothurn, Freiburg, Bern und Basel; bei allem die Rücksicht auf das Reich und namentlich Rudolfs Kriege als Grafen und als König. Ich sehe vor, an manchen Stellen werde ich den Schutt wegräumen müssen (Müllers Darstellung ist im Ganzen nichtssagend) und ich freue mich darauf. Dann kommen noch die italischen Sachen und was ich bereits im ersten Bande versprochen habe; endlich ein Rückblick auf Rudolf und sein Haus und des Königs Tod. Sind wieder zwei Jahre um und, so Gott will, meines zweiten Bandes zweite Hälfte geschrieben und gedruckt, so führen mich dann Adolf und Albrecht nach Wien und zu Ihnen."

---

[1]) Vrgl. Geschichte d. eidgenöss. B. II, 2 S. 5. Anm. 3.

Bevor Kopp an dies vierte Buch schritt, las er, die Feder in der Hand, Böhmers Regesten über Kaiser Friedrich II. und schrieb dann am 26. Christmonat an den Verfasser: „Sie sind wohl hauptsächlich Schuld daran, wenn man das Bischen Liebe (wenn ich es so nennen darf), das ich sonst noch für ihn hatte, unter dem Lesen einbüßt. Hätte ich diesen Stoff früher so beisammen gehabt, wer weiß, ob ich nicht die Zeit Friedrichs so zu bearbeiten gesucht hätte, wie Rudolfs; aber ich muß gestehen, daß mich sein Sohn Heinrich mehr anspricht, ich meine (und dieses wäre meine Absicht bei der Arbeit gewesen) Heinrichs Urkunden bieten für das Aufblühen der Städte viel mehr Gehalt als die Friedrichs, der über seinen Plänen in Italien unser Deutschland so ganz vergißt."

Seit November hatte Kopp wirklich seine Darstellung wieder aufgenommen, aber die Arbeit ging nur sehr langsam von Statten, schon weil er das Tageslicht für seine blöden Augen nur kurze Zeit benützen konnte. Am 10. Januar 1848 waren die Neuenburger im Allgemeinen, die Herren von Nidau, Straßberg und Aarberg behandelt und, wie er zu Wurstemberger scherzte, „der historischen Mühle drohte das Wasser auszugehen," als zur rechten Zeit aus der Schoßhalde Matiles **Monuments de l'histoire de Neuchâtel** neuen Zufluß für das Specielle der Neuenburger brachte. Am letzten Tage des ersten Monats vom Jahre 1848 war auch diese Quelle ausgebeutet, „aber erschöpfen," bemerkte Kopp, „konnte und wollte ich nicht, wiewohl schon Manchem was ich gebe zu viel sein wird." Matile selbst kam bei dem Anlasse nicht ganz heil vom Platze, indem — vor Wurstemberger blos — die Kritik meistert: „1) sind einige Daten verschrieben, so wenn er z. B. 24. April für 24. Augustmonat, oder sonst im Monatstage irrt, was freilich nur Nebensache ist und ich daher auch nicht weiter rügen will; 2) weiß er **feria quarta** oder **sexta** nicht zu berechnen, indem er nicht zu wissen scheint, daß dieses Mittwoch und Freitag ist (Beweis seine Urkundenüberschriften), indem er nach dem angegebenen Feste noch vier oder sechs Tage fortzählt; 3) setzt er St. Benedicts Tage in den Heumonat, da er doch am 21. März ist (hat denn Matile kein **Martyrologium Romanum** oder mindestens ein altes **Calendarium**?); 4) setzt er eine Ur-

kunde Königs Heinrich, Sohn Friedrichs des zweiten, aus Aachen 29. März 1227 (wie sie Böhmer in seinen neuen Regesten richtig verzeichnet) ins Jahr 1197, als wäre Heinrich der Sechste wenige Monate vor seinem Tode in Aachen gewesen und hätte sich König und nicht Kaiser genannt (warum doch sich solche Schnitzer erlauben?); 5) schreibt er eine Urkunde von Papst Clemens Laterani 2. März, pontific. nri. a. 4, sofort dem fünften Clemens zu und setzt sie daher in's Jahr 1309; allein Clemens der Fünfte hat als Papst den Lateran nie gesehen und ist im Jänner 1309 zu Toulouse und langt mit dem Frühjahr 1309 in Avignon an. War Matile nicht durch Frédric de Chambrier verführt? Aber auch Clemens der Vierte urkundet nicht aus dem Lateran; gehen wir daher zum dritten Clemens zurück und siehe Wunder! Der Brief mit pontific. n. a. *quarto* fällt in's Jahr 1191, wo Ulrich von Neuenburg, der Stifter der Kirche Neuenburg, noch lebt (s. in seiner Urk. 1191, wo er selbst sagt: Clemente III. papante). Bis daher Gegenbeweise eintreten, setze ich die päpstliche Bestätigung in den 2. März 1191. In meiner Geschichte erlaube ich mir, diese Fehler nicht zu rügen, wohl aber zu verbessern; und wenn Sie es für angemessen erachten, so ist es mir selbst lieb, wenn Sie Matile bei Gelegenheit darauf aufmerksam machen wollen.“ So übte Kopp sein Professorat durch die ganze Schweiz hinweg.

Bis am St. Ludwigstage, da er an Wurstemberger ein Lebenszeichen gab, waren die kiburgisch-savoischen Zustände nach den Turiner Urkunden bis 1264 dargestellt.

In die Herbstferien begab sich unser Forscher nach der westlichen Schweiz. Unter den in Solothurn gesammelten Notizen steht angemerkt: „Abgeschrieben im Rathsarchiv zu Solothurn am 30. Herbstmonat 1848 und am ersten Weinmonat abgeschrieben in der Krone Zimmer Nr. 9.“ So war er präcis bis in's Kleinste. Besonders ward in Bern Nachlese gehalten. Er bekannte übrigens am 19. Oktober an Böhmer, den er zur großen Freude an der Arbeit weiß: „Was mich betrifft, so bin ich dieses Jahr, obwohl nie müßig, doch bedeutend läßiger als bisher. Machen es die zunehmenden Jahre? der häusliche Verlust? oder die Aufregung der Zeit, bei welcher ich auch nicht gleichgültig bleibe.

„Mein dritter Band oder eigentlich II, 2, wird zwei Bücher enthalten. Das erste oder der Reihe nach das vierte, ist (so rechne ich) zu guter Hälfte geschrieben und Winter und Frühjahr werden hoffentlich die andere Hälfte zu Papier bringen (die burgundische Zeit); das fünfte Buch, die Reichsverhältnisse in Italien unter Rudolf und dieses Königs Haus und letzte Tage werden daher erst 1850 vollendet werden können. So rücke ich um ein Jahr weiter hinaus, als ich wünschte; aber ich sehe wohl, ich kann es nicht ändern. Auch muß ich dann noch zufrieden sein, wenn mein Herr Verleger wieder Lust hat; daß sie ihm unter den obwaltenden Umständen vergangen ist, ist etwas ganz natürliches."

Von dem hier genannten Plane wich Kopp insofern ab, als er beschloß, einstweilen nur das vierte Buch herauszugeben, das fünfte dagegen bis nach einer Romfahrt zu verschieben. Der Verleger wagte es, trotz der Zeit, den Druck zu veranstalten und am 15. Herbstmonat 1849 (Böhmer schrieb sich „September" darüber) hatte Kopp das Vergnügen, das vierte Buch der Frankfurterpost zu vertrauen, indem er commentirt: es sei dieses in seiner größern Hälfte bereits Geschichte, was er von den losen alemannischen Bruchtheilen im dritten Buche nicht habe sagen können. Im dritten sei mehr Forschung, im vierten Forschung und Geschichte mannigfach vereinigt. Er hofft, auch Böhmern werde doch noch einiges als neu erscheinen. Durch das strenge Arbeiten fühlt er sich wieder ganz ermattet und will für drei Wochen auf's Nichtsthun sich verlegen, so nennt er eine Reise nach Aarau, Rheinfelden, Basel, Liestal, Solothurn und Bern, wo er überall nach Archivalien ausgehen soll. Am 4. Weinmonat (Böhmer schrieb constant die lateinischen Monatsnamen auf die von Kopp hartnäckig gebrauchten schweizerdeutschen) wollte Kopp in Baden eintreffen, um der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft beizuwohnen. Seine Ansichten über das neue Buch wird Böhmer bald darauf mündlich eröffnet haben, da er im gleichen Herbste nach Lucern kam.

Einen großen Antheil an der Entstehung des vierten Buches hatte L. Wurstemberger, mit dem daher um jene Zeit ein reger Briefwechsel unterhalten wurde, wobei Kopp gab und empfing,

besonders aus den Turiner Sachen, worin sie sich gegenseitig ergänzten. „Es ist auffallend,“ schreibt jener am 27. April 1848, „daß Sie in Turin die Rechnungen der savoischen Landvögte, aller Nachfrage ungeachtet, nicht zu Gesichte bekommen konnten. Sie liegen im Palazzo del Senato, Camera dei Conti; es sind theilweise ungeheure, viele Ellen lange Pergamentrollen und verdienten schon für die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts ausgezogen zu werden, da sie für Bewaffnung und Ausrüstung allerlei Aufschlüsse ertheilen.“ Wurstemberger wollte, da sein Peter von Savoien erst in unbestimmter Zeit erscheinen könne, Kopp erlauben, die mitgetheilten Urkunden ganz abdrucken zu lassen, was dieser nicht annahm: „Sie sollen nicht darunter leiden: was ich nicht zuerst dachte, oder nicht früher wußte, kurz, was ich als Eigenthum von Ihnen habe, sei es Urkunde oder Ansicht, das belege ich, wofern ich davon Gebrauch mache, mit Ihrem eigenen Namen.“ Als das vierte Buch aus der Presse war und den 15. September 1849 nach der Schoßhalde ein Exemplar abging, lauteten die Begleitworte: „An diesem meinem jüngsten Kinde, mag es nun übel gerathen sein oder leidlich, hat, (was seine etwaigen Vorzüge betrifft), Niemand ein größeres Recht als Sie; Sie sind demselben gleichsam zu Gevater gestanden und für dasselbe haben Sie mehr beigetragen, als Sie vielleicht nur ahnen. Wollen Sie daher über dem Guten, was es vorzüglich durch Sie besitzt, anderweitige Schwächen oder Untugenden nicht zu haarscharf nehmen.“ Für die Geschichte Burgunds im 13. Jahrhundert sind fortan Kopp und Wurstemberger, wie sie Hand in Hand gearbeitet, auch beide vereinigt, als Autoritäten zu nennen und zu gebrauchen.[1]) In der romanischen Schweiz hat vor allen Hisely die neuen Resultate verwerthet.[2]) Sowohl für den Büchermarkt, als größere literarische Besprechungen war damals die Zeit nicht angethan, kaum daß etwa in der Allgemeinen Zeitung das Wort geführt wurde, oder in Adolf Schmids Zeitschrift für Geschichte. Ueber die letztere äußerte sich Kopp am 31. März 1848 (nach

---

[1]) Ed. v. Wattenwyl v. Diesbach, Geschichte der Stadt und Landschaft Bern. I. Bd. Vorw. S. II.

[2]) Kopp an Hisely, 27. Heum. 1854. Beilage 30.

Erscheinen des zweiten Bandes): „Der hat offenbar das Buch nicht gelesen. Ich beschwere mich gar nicht über irgend welchen Tadel, auch nicht über den ärgsten; aber erwarten darf man doch wohl auf das Wenigste, daß der Inhalt eines Buches angegeben würde, und diesen hat er nicht mit einer einzigen Silbe berührt. Resultate seien keine darin! Er lese nur Unterwalden und Schwiz und er wird finden, daß die Grundlagen gelegt sind zu ganz neuem Aufbau der Entstehung der Eidgenossenschaft; er lese dort und bei der Abtheilung „Herrschaft" und er wird finden, daß die Glaubwürdigkeit Tschudis und Müllers über das 13. Jahrhundert vernichtet ist."

Durch Kopps Forschungen wurde die gelehrte Welt mehr und mehr aufgeklärt über den Werth der Urkunden gegenüber den Chroniken. „Es ist kaum ein Werk in neuerer Zeit erschienen, welches für die Beurtheilung des Verhältnisses von Chronik und Urkunde, wie es sich im 13. und 14. Jahrhundert feststellt, so entscheidende Aufschlüsse geben würde, wie Kopps Geschichte der eidgenössischen Bünde. Die Sache ist die, daß vor ihm der praktische Beweis nicht geliefert war, daß die wahre Geschichte schon im 13. und 14. Jahrhundert fast ausschließlich auf urkundliches Material gestützt werden müsse und daß die Chroniken daneben nur die untergeordnetste Bedeutung haben. Besonders für die Schweizer-Geschichte ist dieser Grundsatz epochemachend geworden, weil die Chroniken hier so zahlreich aber spät und sehr geschwätzig sind." [1])

Mehr Urtheile als die Zeitschriften enthalten einzelne Briefe von und an Kopp, welcher hier Gelegenheit fand bald sich zu vertheidigen, bald zu erklären. So unterm 27. Juni 1847 an Josef Bergmann in Wien: „Es konnte nicht fehlen, ich mußte mich in Einzelheiten einlassen, die mancher vielleicht für überflüssig halten wird; aber ohne diese Einzelheiten konnte ich Gliederung und Zusammenhang nicht finden und um nur eines zu nennen, unser Rudolf wird nunmehr als Graf und als König von St. Gallen bis Straßburg in ein so natürliches als neues

[1]) O. Lorenz, Leopold III. S. 31.

Licht treten, daß was bisher als Rauferei und muthwillige Fehde erschien, durch mein Buch (ich glaube zum ersten Male) Sinn und Bedeutsamkeit erhält. Dieses Wenige über den reichen Stoff; aber auch das Aesthetische, die Form, hoffe ich nicht vernachlässigt zu haben. Alles läuft am Ende in dem Einen Rudolf zusammen, der nicht nur der Träger der Macht ist, sondern auch der gesetzlichen Freiheit."

Die Ueberfülle von Einzelheiten des zweiten Bandes sucht der Verfasser mit Schreiben vom 17. Jänner 1849 an Professor Georg v. Wyß in Zürich durch Gründe dieser Art in Schutz zu nehmen: „Allgemeine Geschichten können nur wahr sein, wenn die besonderen genugsam erforscht werden; und wie kann letzteres möglich sein, wenn man ohne Kenntniß des Einzelnen nur oben abschöpfen muß? Dazu kommt, daß der allgemeine Darsteller oft genug zu thun hat, wenn er den öffentlichen Lauf der Dinge, wenn er das Thatsächliche bemerkt: für Darstellung von Recht, Sitte, überhaupt die häusliche Seite (die vielfältig ansprechender ist) bleibt ihm weder Zeit noch Ort. — Um ein Wort zu sagen von mir selbst (sit venia verbis) ich erkenne meine Aufgabe darin, eine neue Begründung längst in die Geschichte aufgenommener Thatsachen vorzunehmen, ich bin daher an die Geschichtforschung unabweisbar hingewiesen. Aber mein natürlicher Drang und das Gefühl, das Bedürfniß der Forschung Geltung zu verschaffen durch Darstellung, zieht mich (vielleicht ist es eine Frucht oder Folge des classischen Studiums) unablässig zur Geschichtschreibung hin. Andere mögen beurtheilen, was ich in dem einen oder dem andern Fache geleistet habe; mir genügt die Ueberzeugung beides als meine Aufgabe mir vorgesetzt zu sehen." Dazu tritt ergänzend was früher zu Hottinger [1]) gesagt wurde: „Jeder Schriftsteller und jeder Mensch gibt sich wie er ist und wie er will, das ist eben seine Individualität und einen Dritten geht das nichts an. — Eine objective Schilderung wird stets ihren Werth behaupten."

Kopp protestirte, wenn man der Geschichtschreibung gegenüber die Forschung an Rang tiefer stellen wollte. Im Vorworte zu

---

1) Kopp an Hottinger, 18. April 1846.

seinem Codex für die Geschichte Graubündens hatte Theodor v. Mohr seine Urkundenarbeit bescheiden dem Handlangerdienst verglichen. Unser Professor hielt ihm darüber eine Lection: [1])

„Endlich möchte ich gegen die auf Seite IV. im Vorworte zum Codex gebrauchten Ausdrücke „„Meister"" und „„Handlanger,"" insofern Sie den Geschichtschreiber und den Geschichtforscher bezeichnen wollten, im Namen der Wissenschaft feierlich Verwahrung einlegen. Der Beruf des Geschichtforschers ist nicht minder ehrwürdig als der des Geschichtschreibers, wenn dieser schon mehr glänzt; ja auf dem heutigen Standpunkte der Geschichte ist Darstellung gar nicht mehr denkbar ohne Forschung und diese ist ein so selbstständiger Zweig geworden als jene.

„Nehmen Sie gerade unsern Müller. Er ist ein Geschichtenmaler gleich einem Schlachtenmaler, das Bild, das er sich von einem Manne, einer Stadt, einem Lande gemacht hat, weiß er mit allen zu seinem Zweck dienenden Zügen auszustaffiren und dann gibt er es uns für Wirklichkeit; aber Müller ist kein Geschichtforscher (darum stimmte ich in Basel nicht für seinen Kopf als Siegel der Gesellschaft), er ist kein Kritiker. Nehmen Sie — ich werde nicht roth, wenn ich Ihnen dieses niederschreibe — nehmen Sie mein viertes Buch „„die burgundischen Lande"" zur Hand, nicht um in eine Würdigung der einfachen Darstellung einzugehen, sondern um den Gang zu verfolgen, welchen eine unbefangene, gewissenhafte Forschung (diese doppelte Eigenschaft nehme ich für mich in Anspruch) eingeschlagen hat, um zu den Ergebnissen (z. B. bei Solothurn, Freiburg, Bern) zu gelangen, die sich naturgemäß dem ungetrübten Auge aufdringen mußten: was bleibt noch von Müllers Darstellung? und was helfen die schönen Worte, wo der Inhalt fehlt? Gern lasse ich ihm die Meisterschaft der Darstellung, aber Forschung und Kritik fordere ich für mich.

„Es sind dieses, wenn Sie wollen, stolze Worte; aber sie kommen aus dem Gefühle, daß der Geschichtforscher kein Handlanger ist. Auch Sie, mit Ihren Eurer Urkunden, sind kein

[1]) Lucern, am 10. Weinmonat 1849 an Theodor v. Mohr.

Handlanger und es wird lediglich von Ihnen abhangen, ob Sie mit der Forschung auch die Darstellung verbinden wollen. —

„Also wenn Sie einen Band abschließen, wo eine bestimmte Periode sich schließt oder ein Jahrhundert (das ist auch Böhmers Ansicht, der mit Stälin am 7. d. bei mir über Mittag war), dann stellen Sie die Ergebnisse Ihrer Forschungen, wie selbe aus den von Ihnen herausgegebenen Urkunden hervorgehen, in geschichtlicher Uebersicht zusammen und lassen Sie durch Umdruck des Vorwortes den Handlanger aus demselben verschwinden; den Meister werden wir dann schon selber finden."

Das vierte Buch mußte vermöge seines Inhaltes den Forschern der französischen Schweiz nahe gehen. Hisely ließ sich beifällig hören:[1]) „Ihr viertes Buch ist ein höchst schätzbares Werk, eine sehr wichtige wohlgelungene Arbeit, die eine große Lücke ausfüllt und verdient, allgemein, besonders von den Romanen oder Wälschen gekannt zu sein. Ich habe daraus Manches gelernt, was mir zu Statten kommt." Hisely arbeitete damals an seinen „Grafen von Greiers."

J. J. Amiet sammelte 1851 über die Kiburger in schweizerischen Archiven und gedruckten Werken. Da war Gelegenheit zu erfahren, wie fleißig Kopp seine Lese gehalten hatte. „Bei dieser Arbeit bin ich zur Ueberzeugung gelangt, daß Sie, wie über die andern Theile unserer Geschichte, auch über das Haus Kiburg weitaus das Gründlichste und Vollständigste geschrieben haben; die Andern verdienen keine Vergleichung damit. Ich begreife daher schwer, wie nach dem Erscheinen Ihres vierten Buches ein so alter Geschichtforscher, der mit diesem speciellen Gegenstande so vertraut sein sollte, noch behaupten konnte, das Büchlein von Pipitz sei das Beste, was über die Grafen von Kiburg bis jetzt erschienen. — Unter den dreihundert und dreißig Urkunden, die ich mir notirt habe, sind nur sehr wenige, die Sie nicht benutzt haben, wie viele aber, die sonst in keinem Quellenwerke zu finden! Und die bereits gedruckten haben Sie fast alle im Originale gesehen. Wahrlich aus den Urkunden, die bei Ihnen

[1]) An Kopp, Lausanne, 27. März 1850.

enthalten sind, könnte man schon eine treffliche Geschichte des Hauses Kiburg schreiben.“ [1])

Aehnliche Geständnisse erhielt der Verfasser, der sein viertes Buch als die Grundlage für die Geschichte der burgundischen Schweiz betrachtete, [2]) vom Inlande her manche, wir begnügen uns Dr. Blumer in Glarus, der gerade mit seiner Rechtsgeschichte beschäftigt war, Moriz v. Stürler in Bern [3]) und die Staatskanzlei Zürich zu nennen. [4])

Besonders freuen mochte es ihn, daß nach Empfang des zweiten Bandes ihm Propst und Capitel von Beromünster gelobten, den von ihm angeregten **Codex diplomaticus Beronensis** nach seinem Plane zu erstellen. [5])

Bei Uebersendung des Honorars für das vierte Buch, das für den Druckbogen blos 16 Franken, um die Hälfte weniger als für das dritte und nur ein Drittheil des ersten betrug, schrieb der Verleger, [6]) er wisse in Deutschland außer einigen, wohlwollenden, banalen Phrasen bei Bülau, noch um keine Recension. „Für ein Werk wie das Ihrige, dessen Beurtheilung selbst wieder Studien erfordert, sind heut zu Tage die Recensenten nicht vorhanden und wo sie es wären, finden sie von den Pforten, die ihnen sonst offen standen, eine nach der andern verschlossen.“ Vom ersten Bande waren 1250, vom Zweiten nur 750 Exemplare gedruckt worden.

Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit sprach Gfrörer in Freiburg schriftlich an Kopp und mündlich gegen Dritte, Unbetheiligte, seine Bewunderung aus. [7])

Am schönsten aber und ehrenvollsten bleiben doch immer die dankbaren Zeugnisse wiedererstatteter Ehre, etwa wie eines aus Einsiedeln kam. „Das Stift wäre undankbar, wollte es nicht anerkennen, was Sie in Bezug auf den wichtigsten Theil seiner

---

1) An Kopp, Solothurn, den 16 Juli 1851.
2) An J. J. Amiet, Lucern, 17. Heumonat 1851.
3) Beilage 53.
4) Beilage 54.
5) An Kopp, 15. Herbstmonat 1847.
6) Leipzig, 12. Februar 1850.
7) Beilage 55.

alten Geschichte, der so lange zum Nachtheil unserer Ehre aufgefaßt war, geleistet haben. In meinem Auge wenigstens hat Ihre Darstellung den wärmsten Dank verdient. Doch nicht einmal hievon sei hier die Rede, sondern nur von dem, was Sie der Wissenschaft überhaupt leisteten und was wir Ihrem Charakter schulden." [1])

Jetzt fand es auch die Akademie in Wien an der Zeit, am 29. Mai 1859 Kopps Namen in das Album ihrer auswärtigen Mitglieder einzutragen. Ein Freund aus Deutschland meinte: man hätte ihn freilich schon bei der Gründung nicht übergehen sollen, doch seien vielleicht die slavischen Einflüsse zu mächtig gewesen. [2])

---

[1]) Pater Gall Morel an Kopp, 7. Christmonat 1858.

[2]) An Kopp, L., 11. September 1849.

Viertes Buch.

Gott weiß, ich habe mich mein ganzes Leben unabhängig erhalten.

Kopp an Böhmer, den 24. Juli 1851.

Hätte ich keine einzige der Eigenschaften, die dem Historiker nothwendig sind, eine mindestens ist von meinem Vater auf mich übergegangen, die, nicht zu lügen; an dieser Wahrheitsliebe hielt ich mich bei allen Verunglimpfungen stets aufrecht, aber auch als Warnung vor Eigenliebe.

An Denselben, 9. Juni 1856.

I.

Die goldene Frucht des Herbstes 1849 war das vierte Buch. Bis wieder etwas von der Geschichte der eidgenössischen Bünde erschien, verliefen vier Jahre und darüber, meist unfreiwilliger Zögerung.

Der Vertrag mit Weidmann war zunächst nur für die ersten zwei Bände getroffen, zu denen jetzt nur noch das fünfte Buch: Rudolfs Walten in Italien und der Abschluß seines Lebens mit einer Charakteristik der großen Gestalt mangelte. Dieser Theil sollte auf neuen Forschungen, die nur der Vatican gewähren konnte, beruhen, darauf setzte der Verleger viel Gewicht, der Verfasser nicht minder und er hatte Ursache genug, den gerechten Wunsch des erstern zu erfüllen, denn das Unternehmen hatte bis zur Stunde die Kosten nicht gedeckt. Die Herstellung des ersten Bandes allein verschlang 5000 (alte) Schweizerfranken, während bis zum 8. Juni 1847 erst 300 Exemplare verkauft wurden, „obgleich das Werk nach allen Gegenden Deutschlands, nach Holland, Rußland, England, Frankreich ausgesandt worden." Namentlich in der Schweiz war der Absatz weit unter der Erwartung.[1]) Freilich die öffentlichen Zustände waren auch darnach. Vom zweiten Bande wurde daher die Auflage kleiner, das Honorar geringer. Das fünfte Buch, reichlich mit neuen Docu-

---

[1]) Hirzel an Kopp, 8. Jänner 1857.

menten und einem ausführlichen Register über das Ganze versehen, konnte den Absatz um Vieles erhöhen, daher die Romfahrt so erwünscht.

Im Sommer 1848 starb in Wien der junge, vielversprechende Gelehrte und Archivbeamte Baumgartner in Folge übergroßer Anstrengung. Der Held, dem seine Studien galten, war kein anderer als König Rudolf selbst. Sein Arbeitsplan vertrug sich mit demjenigen Kopps gar wohl, sie konnten sich ergänzen. Schon war Fürst Metternich thätig, um dem angehenden Historiker für seine Forschungen eine Sendung nach Rom auszuwirken, als 1848 die Märzereignisse, dann der Tod dazwischen traten. Niemand war in der Nähe, „der — wie Chmel am 1. November 1849 schrieb — seine Aufgabe aufnehmen und lösen wollte oder konnte." Somit lag es ganz auf der Hand jetzt an jenen Schweizer zu denken, der sich den Gegenstand zur Lebensaufgabe gewählt und schon so glänzend und gerecht bewährt hatte. Seit 1835 blickte Kopp voll Sehnsucht nach der ewigen Stadt. „Von dort — glaubt er [1]) — sind noch die allerwichtigsten Aufschlüsse der kirchlich-politischen Stellung des römischen Reichs zu erwarten, — Aufschlüsse, die wohl erst gegeben werden können, wenn meine Arbeit beendigt ist. Sie wird daher, nebst der jeder historischen Arbeit unvermeidlich anklebenden Unvollkommenheit noch so viele Mängel an sich tragen, die man nicht heben kann, wenn man auch fühlt, daß sie gehoben werden könnten und sollten."

Zum fünften Buche war der bis jetzt erreichbare Stoff bis auf Weniges zwar geordnet, aber an die Umarbeitung zu gehen konnte er sich nicht entschließen, bis die Romfrage gelöst war. [2]) Von Wien herüber wehte guter Wind, Chmel zweifelte nicht an der nahen Sendung Kopps durch die Akademie, indem er ihm gleichzeitig einen die Sache fördernden Vorschlag machte. Von vielerlei Arbeiten gedrängt, war es ihm fast unmöglich ein begonnenes Diplomatar König Rudolfs für die „Fontes" herzustellen und so muthete er denn Kopp die Ausführung zu: „Sie erhalten von unserer Akademie alle Ihnen nöthige Unterstützung. Schrei-

---

1) An Professor Hottinger in Zürich, 27. Herbstmonat 1837.

2) An Pater Gall Morel, October 1850, und an Böhmer, 17. Juli 1850.

ben Sie mir alsbald über diesen Antrag. Eine Reise nach Rom und die Benutzung des vaticanischen Archivs wird dann im Interesse des Diplomatariums ohne Weiteres bewilligt werden. Wann wollen Sie reisen, wie lange können Sie verweilen, was für einen Reisekosten-Beitrag sprechen Sie an? Ich werde dann über Ihre Aeußerung Bericht erstatten und zweifle nicht, daß sich die k. Akademie sowohl für Sie (respective unser Diplomatar) um die Erlaubniß auf diplomatischem Wege bewerben wird, als auch den Reisebetrag bewilligen dürfte. Sie sind ja in jeglicher Beziehung für diese Aufgabe der geeigneteste unter allen Gelehrten. Ich sage das im Namen der Classe! Also bitte ich nächstens um Ihre Erklärung. Ich bin beauftragt über Ihr Werk und den uns ebenfalls zukommenden Geschichtsfreund Bericht zu erstatten. Das werde ich bald thun und con amore." [1])

Die Antwort, ertheilt am 9. „Wintermonat" 1849, verrieth wieder den Meister und rief dem Schreiben aus Wien vom letzten Tage desselben Jahres. [2]) Schon versicherte sich Kopp bei seinen Behörden eines halbjährigen Urlaubes, [3]) den man ihm ohne Gehaltabzug gewährte.

Es war große Freude in Kopps Hause, als einmal an einem schönen Sommertage 1850 Chmel leibhaft vor der Thüre stand und dann einige Tage der herrlichen Umgebung, voraus dem Rigi widmete, worauf ihm Kopp bis zum Vaterorte Bero-Münster das Geleit gab. Da ward Manches besprochen, aber die Hauptsache drehte sich um die Romfahrt. Chmel versprach neuerdings in Wien das Mögliche zu thun. Die diplomatischen Unterhandlungen wurden angehoben und wie Kopp es wünschte, um eine für seinen Plan „möglichst umfassende Benutzung des Archivs (d. i. der Originalien; nicht bloß der Regesta Pontificum,

---

[1]) Chmel an Kopp; 1. November 1849.

[2]) Beilage 56.

[3]) Auszug aus dem Verhandlungsprotocoll des Regierungsrathes vom 3. April 1850, worin steht: „In der Absicht, dem Herrn Bittsteller ein Zeichen der Anerkennung für seine bereits einunddreißigjährige treue Dienstleistung an der hiesigen höhern Lehranstalt zu geben und seine mühsamen Arbeiten auf dem Gebiete der schweiz. Geschichtforschung in etwas zu unterstützen — — erkennt" u. s. f.

sondern der nach Rom gerichteten Urkunden) um (mindestens 5) tägliche Arbeitsstunden, sowie um ein ungestörtes Local" [1]) gebeten. Pater Gall, der 1850 seine Schulferien in Oesterreich, besonders in Wien verlebte, zweifelte bei seiner Heimkehr nicht an der nahen Ausführung des Vorhabens, das ihn „entzückte."

Allein Mitte des Aprils 1851 war da und immer noch nichts entschieden, ja es traf bald ein Schreiben [2]) ein, welches das Ziel für ein ganzes Jahr hinausschob, sogar mehr und mehr die befriedigende Lösung der Frage in Zweifel stellte. Ist es Kopp zu verargen, wenn er bisweilen mißmuthig ward und auf andere Mittel sann, die Herausgabe seines Werkes zu ermöglichen, wenn er sagte: „Mein Geschichtswerk, wozu natürlich die „„Urkunden"" voraus gehören, ist eine wahrheitsgetreue Ehrenrettung der Könige Rudolf und Albrecht und ihrer Söhne der Herzoge. Sollte dem jetzigen Oesterreich nichts daran liegen? Durfte man, ich will sagen, dürfte ich von der Akademie nicht billigerweise erwarten, daß sie, um die Herausgabe meiner bereits geschriebenen Geschichte von 1291 bis 1330 zu ermöglichen, während ich noch lebe (denn nach meinem Tode wird es und kann es niemand thun, da viele Beweise nur erst in meinem Kopfe niedergeschrieben sind), für jedes Erscheinen der einzelnen Abtheilungen des Werkes eine bestimmte Anzahl abnähme. — Die Auslagen, etwa alle zwei Jahre, wären unbedeutend und wenn ich dem Herrn Verleger diese Zusicherung geben könnte, so würde er zur Fortsetzung um so eher ermuthigt." [3]) Das lange Wartenmüssen auf den Entscheid war eine peinvolle Geduldprobe für den arbeitseligen Mann. Ueber diese Verlegenheit wurde niemand so sehr in's Vertrauen gezogen als wie Böhmer: [4]) „Wohl haben Sie recht, ich sollte mich nicht von der Hülfe anderer abhängig machen; Gott weiß, ich habe mich mein ganzes Leben unabhängig erhalten. Aber wie soll ich nach Rom kommen, wenn es die Akademie nicht

---

[1]) Kopp an Chmel, 6. Wintermonat 1850.

[2]) Beilage 57. Chmel, 18. April 1851.

[3]) An Chmel, 22. August 1851.

[4]) Vergl. dessen Brief an Kopp vom 13. Juli 1851 und vom 28. December 1852 bei Janssen.

vermag? und dieses ist seit 1835 mein ersehntes Ziel! Bald zwei Jahre lungere ich auf den Augenblick und habe meine Arbeiten wie eingestellt und noch weiß ich nicht woran ich bin. Oder soll ich Rom fahren lassen und mit dem wenigen vorlieb nehmen, was man über Italien unter Rudolf weiß? Dann sind freilich zwei Jahre meines Lebens unnütz vorüber gegangen. — Freilich spüre ich wohl, mein Augennerv nimmt zusehends ab und oft wird mir bange; — es wird mir oft für längeres Leben unheimlich und es schwebt mir vor, wenn auch nicht im Sinne des Dichters, **plurima mortis imago**. Ich bin mit einem Worte körpermüde und darum wohl auch mißmuthig; Entwürfe und Pläne habe ich wohl, aber wie soll ich sie ausführen, wenn keine Aufmunterung, keine Anerkennung lohnt?" [1]) Böhmer kam im Herbste nach Lucern und tröstete persönlich. Bald darauf im November entschied sich die Akademie dahin: unter den obwaltenden Verhältnissen sei die angeregte Reise nach Rom nicht rathsam; wenn Kopp aber auf eigenes Wagniß dahin zu gehen geneigt sei, wolle man eine Unterstützung aufs beste beantworten. [2])

War es höherm Einfluß nicht gelungen in Rom die gewünschten Vergünstigungen zu erlangen, wie sollte der einfache Gelehrte es noch einmal wagen? Wenn er Alles überlegte kam er zu dem Facit: „Bei mir ist es eine ausgemachte Sache, aus Rom wird nichts." [3]) Freilich, der Wunsch war so dringend, der Gedanke so lieb geworden, daß Kopp ihn nicht mit vollem Ernst fallen lassen konnte, sondern ihn so oft wieder aufnahm, als ein leiser Strahl der Hoffnung aufleuchtete, wie im October 1852 als ein Freund längere Zeit in Rom verweilte. Kopp ließ ihm ein Promemoria mit vollständiger Darstellung der Sachlage zugehen, bezeichnete seine Wünsche im allerbescheidensten Maße und ersuchte um vertrauliche Verwendung bei P. Theiner. Die Antwort [4]) bestätigte „in so niederschlagender Weise" alles, was Böhmer in der Vorrede zum ersten Ergänzungshefte Ludwigs

[1]) An Böhmer, 24. Heumonat 1851.

[2]) An Kopp, vom 18. November 1851. Beilage 58.

[3]) An Böhmer, 27. Christmonat 1851.

[4]) Beilage 59.

von Baiern gesagt hatte, daß Kopp neuerdings den Muth verlor.

Den besten Rath in der Sache, der ihm einleuchtete und den er später befolgte, gab der hierin wohlerfahrene Gelehrte Dr. Karl Greith, Domdecan (jetzt Bischof) in St. Gallen, unter Kopps ältesten Schüler stets einer der dankbarsten. „Wer in der Vaticana oder in den päpstlichen Archiven zu seinem Zwecke gelangen will, muß nicht die diplomatischen, sondern die einfachsten Wege einschlagen. Der Oratorianer, Herr Augustin Theiner, mein Freund, ist ein Mitglied des Oratoriums s. Philippi Nerii alla chiesa nuova in Rom und Unterarchivar der päpstlichen Archive. Dieser kennt Ihre Geschichtswerke, wenden Sie sich einfach mit einem Gruße von mir an diesen; durch Herrn Rector Brühwiler von hier, der nach Rom in 14 Tagen verreist, werde ich ihn davon präveniren und so werden Sie Ihr Ziel erreichen.“ [1])

Wäre dieser Weg gleich anfangs eingeschlagen worden, man hätte viel Mühe und Verdruß umgangen und den Zweck auf dem nächsten besten Pfad eingeholt.

So aber, wie viel Aerger. Die Geschichtsblätter wußten davon zu erzählen. [2]) Wir begreifen, daß das römische Weltarchiv in gewisser Hinsicht in ausnahmsweiser Stellung sich befindet; aber dem redlichen und befähigten Forscher sollte der Zutritt minder schwierig und minder kostspielig sein. Es wäre mindestens zu wünschen, daß etwa mit Geldzuschüssen anderer Staaten, Rom durch tüchtige und gewissenhafte Männer nach und nach die dortigen Geschichtsquellen zum Gemeingut werden ließe.

Die Wunden wegen Rom suchte Böhmer bisweilen dadurch zu lindern, daß er nachwies, es sei Andern und ihm selber auch nicht viel besser gelungen.

War nun in der That die Zeit von 1849 bis Ende 1852 für historisches Schaffen ganz verloren und was wird er fortan beginnen? Jene drei Jahre blieben keineswegs ohne schöne Früchte, sei es, daß die Arbeiten Anderer liebevoll gefördert, oder eigene ausgeführt wurden.

---

1) An Kopp, St. Gallen, 22. September 1853.

2) Geschichtsbl. I, 136. Note und im Vorworte.

Schlagen wir unter den werthvollen Publicationen des literarischen Vereins zu Stuttgart vom Jahre 1850 das Habsburg-Oesterreichische Urbarbuch auf, so sehen wir das köstliche Buch vom Herausgeber Dr. Franz Pfeiffer unter drei Andern auch Kopp geweiht. Er war, so viel uns bekannt, der Erste, welcher auf dessen Entdeckung ausgegangen ist und bereits 1841 zum Drucke eines Theiles desselben Veranlassung wurde. „Daß die Bruchstücke des Oesterreichischen Urbars in den Archiven zu Zürich, Zug, Lucern, Aarau und Bern liegen, habe ich entdeckt oder wieder aufgefunden; auch Ihr Gerold — die Worte sind an Hottinger in Zürich gerichtet — wußte anfänglich nichts darum, bis ich ihn ersuchte nachzusehen und siehe! er fand. Das hat nun auch Herr Aebi benutzt, Herr Bronner, der mir das Ding in Aarau zeigte, wußte nichts damit anzufangen. Mehr noch: ich machte Herrn Aebi aufmerksam auf Königin Agnes und zeigte ihm, wie arg diese Fürstin verleumdet sei; ich rieth ihm zu einem Programme, aber mehr die politische Seite der Königin hervorzuheben, als die ascetische." [1]) — Von einer ältern Handschrift der Berner Stadtbibliothek ertheilte 1848 der Entdecker, Altlehenscommissär Rudolf Wyß gefällige Notiz. Schon um 1843 hatte Kopp dem im vierten Jahre bestehenden literarischen Vereine in Stuttgart die Herausgabe empfohlen und 1847 beschloß man dieselbe. Angefragt, bemerkte Kopp, daß er sich dabei nicht anders betheiligen könne, als etwa durch Rath. Die Sache kam indeß in die besten Hände. Was Kopp mit den Archivaren Dr. Krütli und Moriz v. Stürler für das Werk beigetragen, ist vom Herausgeber hinlänglich anerkannt worden: „Durch Ihre über alles Erwarten reiche Sendung haben Sie mich aufs freudigste überrascht und — darf ich wohl hinzufügen — beschämt, indem ich nicht weiß, wie ich so viel Güte und Freundschaft erwidern und vergelten soll. — Wie sehr Ihre Mittheilungen meiner Arbeit zu statten gekommen sind und sie gefördert haben, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Eine Menge in der Raiser'schen Abschrift verderbte Stellen, über die ich mir schon vergebens den Kopf zerbrochen hatte, haben aus Ihren Original-

---

[1]) An Professor Hottinger, 6. Januar 1847.

rödeln und der Vergleichung der Lucerner Handschrift die erwünschte Besserung erfahren." [1]) Und noch am Schlusse des lehrreichen Vorwortes wiederholt er seinen Dank „vor allen dem Herrn Professor Kopp in Lucern für die warme Theilnahme und Unterstützung, die er diesem Buche, wozu er die erste Anregung gab und dessen Zustandekommen hauptsächlich sein Verdienst ist, durch Rath und That zu erweisen nicht müde wurde. Daß die Bearbeitung und Einrichtung seinen Ansprüchen und Erwartungen entsprechen möchte, ist mein lebhaftester Wunsch."

Kopp wußte an der gelungenen Ausgabe nichts von Bedeutung auszusetzen, wünschte dem literarischen Vereine und besonders Dr. Pfeiffer Glück zu dem guten Wurfe. Die historische Gesellschaft der Schweiz ertheilte darauf 1851 dem gelehrten Landsmanne in Stuttgart auf Kopps, mit vortrefflichen Winken begleiteten Antrag einstimmig die Ehrenmitgliedschaft. Kaiser Franz Joseph übersandte ihm eine goldene Medaille.

Für diese Arbeit mußte vorzüglich der zweite Band der Geschichte der eidgenössischen Bünde zu Rathe gezogen werden, denn er ist, wie Pfeiffer glücklich sagt, ein Commentar zum Urbarbuche. „Ich gestehe Ihnen gerne, daß mich diese Arbeit mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Sie muß als Muster gewissenhafter, besonnener Geschichtforschung gelten und Sie haben sich damit ein unvergängliches Verdienst um unser schweizerisches Vaterland erworben. So viel Glück wie J. Müller und andere werden Sie indessen mit Ihrem Werke kaum machen, fehlen doch darin die pikanten Geschichtchen, Anekdoten und Phantasiestücke, die geeignet waren dem krankhaften und verdorbenen Geschmacke unserer sogenannten Gebildeten zuzusagen. Sie dürfen sich jedoch darüber trösten: ist Ihnen doch der Beifall und die Anerkennung derer gewiß, die heutzutage überhaupt ein ernstes Geschichtswerk zu würdigen verstehen. Ihr Buch, in welchem kein Wort steht ohne Beleg, wird in alle Zukunft die quellenmäßige Grundlage bilden für die Geschichte der Schweiz. Es würde mich freuen, wenn Sie diese meine Außerungen für mehr als bloße Redensarten nähmen: für den Ausdruck meiner lebendigsten Ueberzeu-

[1]) Franz Pfeiffer an Kopp, 23. März 1850.

gung und der wärmsten Bewunderung und Verehrung. Auch Stälin ist voll Lobes über Ihre Arbeit."

Bald nach dem Erscheinen des Urbars kam 1851 in Bern Ludwig v. Sinners Bibliographie der Schweizergeschichte heraus, wozu wiederum Kopp den Anstoß gegeben hatte, wie der Verfasser im Vorworte selbst erzählt. „Den Rath aber — endlich einmal im Schweizerischen Vaterlande ein nützliches Buch auszuarbeiten und drucken zu lassen, verdanke ich meinem hochverehrten Freund Herrn Professor J. E. Kopp." [1]) Diesem blieben freilich die Mängel der Arbeit nicht verborgen.

Seiner eigenen Thätigkeit verdanken wir die zweite Urkundenlese und mehrere dramatische Gedichte.

Am 6. October 1849 ward Kopp von zwei lieben Freunden besucht, von Böhmer und Stälin. Sie riethen ihm, „der ausgearbeiteten Geschichte eine neue Folge von Urkunden vorangehen zu lassen." [2]) Schon am 10. Juni 1851, als ihm Böhmer „so unerwartet als freundlich einen bedeutsamen Beitrag zu dieser Sammlung überbrachte," [3]) konnte ihm Kopp den nahen Schluß derselben anzeigen. Darauf am 9. Juli erfreut ihn mit seinem Besuche der vieljährige Freund Archivdirector Chmel aus Wien, wie schon gemeldet worden. Er wünschte von Kopp als correspondirendem Mitgliede der kaiserlichen Akademie irgend einen historischen Aufsatz für das „Archiv."

„Kaum eben" — berichtet der Letztere — „hatte ich die neue Sammlung beendigt und anderes mitzutheilen hatte ich nicht: Chmel drang auf das freundlichste in mich, ich gab seiner Forderung nach. So wanderten diese Urkunden, die gleich dem ersten Bändchen in Lucern herausgegeben werden sollten, zur Aufnahme unter die akademischen Druckschriften nach Wien."

Ueber diese Angelegenheit theilte Kopp „seine geheimsten

---

1) Mit Mehrerm in Sinners Bibliographie, S. VII.

2) Vorrede S. IX. zum 2. Bande der „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde. Wien 1851.

3) Am 22. September 1851 war Böhmer mit Aschbach in Genf. Am 24. Abends traf er wieder in Lucern ein und verreiste am 27. Vormittag nach Zürich.

Gedanken" an Böhmer mit, [1]) der „solche (Sammlung) am liebsten als Fortsetzung der eidgenössischen Urkunden gesehen hätte. [2])

Wie sehr Chmel die Mittheilung zu schätzen wußte, bezeugt sein Schreiben [3]) vom 24. August 1850, das uns noch über einen andern Punct aufklären wird. Einige der folgenden herbstlichen Ferientage verlebte Kopp bei Böhmer in Frankfurt. Das neue Urkundenbändchen, besorgte er, werde „ohne Zweifel Aergerniß erregen und Anfechtungen erleiden." [4]) Die Furcht war dießmal eine leere, vielmehr wurde das Werk überall mit der verdienten Anerkennung aufgenommen. Hören wir einzelne Stimmen.

„Sie haben sich durch Ihre vortrefflichen Forschungen um die vaterländische Geschichte leuchtende und unvergängliche Verdienste erworben, die Ihnen weder Neid noch Mißgunst, noch falscher Patriotismus zu schmälern im Stande sein wird und die, wenn auch langsam, doch sicher die verdiente Anerkennung in den weitesten Kreisen finden werden. Vergessen Sie nicht, daß Sie jahrhundertalte Irrthümer und Vorurtheile zerstören, die sich in Kopf und Herz eines ganzen Volkes festgenistet haben. Hier muß die Zeit wenigstens ebenso viel thun, als die Wucht der Gründe, denn während die Lüge mit Sturmeseile durch das Land fliegt, bricht sich die Wahrheit immer nur langsam Bahn. Die Geschichtschreiber anderer Länder sind in einer viel günstigeren Lage als Sie. Wenn diese die alten Fabeln zerstören, so sind es doch nur einzelne Stücke und Steine eines Gebäudes, durch deren Ausbrechen das Ganze keine Noth leidet und niemand verletzt wird. Bei Ihnen ist es anders. Sie mußten das Fundament angreifen, auf dem sich der stolze Bau schweizerischer Freiheit erhoben hat und zu dessen Ausschmückung glänzende Geister mitgewirkt haben. Ihre Aufgabe ist da nun eine viel schwierigere und für den Augenblick vielleicht eine undankbare, aber wenn die Zeit kommt (und sie kommt gewiß!), wo die Vorurtheile zu verschwinden

---

[1]) Beilage 60. Brief vom 17. Heum. 1850.

[2]) Brief vom 25. Aug. 1850.

[3]) Beilage 61.

[4]) Brief an Dr. Franz Pfeiffer, 18. August 1851.

anfangen, eine um so viel dankbarere und lohnendere. Dies lassen Sie vorerst Ihren Trost sein." [1])

Nur Beifall konnte von Böhmer, Stälin, Stürler kommen [2]) und die Allgemeine Zeitung ließ sich diesmal (durch Manuel in Bern) ebenso nur mit Wahrheit bedienen. [3])

Dr. Blumer: „Durch den eisernen Fleiß, mit dem Sie diese Urkunden in nahen und fernen Archiven zusammensuchten und abschrieben, haben Sie sich um die Wissenschaft und, sofern jedem Staate eine genaue Kenntniß seiner Geschichte wahrhaftes Bedürfniß ist, auch um das Vaterland wahrhaft verdient gemacht. Nicht weniger sind auch Ihre einleitenden Bemerkungen zu den Urkunden, welche von so umfassender Vertrautheit mit dem behandelten Stoffe zeugen, geeignet, neues Licht über einzelne Partien der Entstehungsgeschichte der Eidgenossenschaft zu verbreiten." [4])

Das Lehrsame der neuen Urkundenerörterungen für den aufstrebenden Nachwuchs fühlte J. J. Amiet auf's Tiefste: „Die gerechte Würdigung Ihres Buches und Ihrer Forschung überhaupt in einer frühern Nummer der Allgemeinen Zeitung wird Ihnen wohl auch bekannt sein. Auch in dem schweizerischen Athen hörte ich schon mit dem größten Interesse davon sprechen. Was mich betrifft, so sind mir über die Grundzüge unserer vaterländischen Geschichte erst jetzt die Augen recht aufgegangen. So Manches, das ich früher nicht begreifen konnte, ist mir jetzt klar. Auch sehe ich erst jetzt recht deutlich, was die Urkunden demjenigen sind, an dem als einem Berufenen der Geist der alten Jahrhunderte nicht, wie Hamlets Geist, ohne ihm Antwort zu geben, spurlos vorübergegangen." [5])

---

[1]) Dr. Franz Pfeiffer an Kopp; Stuttgart, 6. Nov. 1851.
[2]) Beilage 62.
[3]) Allgem. Zeitg. 1851, Nr. 286.
[4]) An Kopp, Glarus 13. Sept. 1851.
[5]) An Kopp, Zürich 27. Nov. 1851.

II.

Während Kopp, sich in der süßen Hoffnung wiegend, bald in Rom neue Documente zu finden, die Feder des Geschichtschreibers niederlegte, ließ ihm sein König Rudolf keine Ruhe, nur daß nun der Historiker sein Amt dem Dichter übertrug. Es entstand, statt der auf ungewisse Zeit suspendirten Geschichte, jetzt ein Drama, „die Königswahl", von welcher das Vorwort selbst erzählt: Das Lager vor Basel oder die Königswahl sei die erste wieder aufgenommene Dichtung, nachdem alles dichterische Schaffen länger als zwanzig Jahre historischer Thätigkeit gewichen war und sei entstanden in den fünf Wochen vom 11. Wintermonat bis 15. Christmonat 1850. „Entworfen und theilweise ausgeführt ward das Bühnenstück unter dem Eindrucke jener trüben Tage, in denen das einzige, ohnehin lockere Band, welches Teutschland als Ganzes zusammenhält, durch das Schwert der Teutschen selbst zerschnitten oder vielleicht straffer angezogen zu werden drohte." Chmel war der Erste, dem zum Neujahr 1850 das Stück zur Durchschau gesandt wurde. „Als ich vor mehr als zwanzig Jahren noch dramatisirte, kannte ich meinen Sophokles und Shakspeare gut genug, um zu wissen, ob ein Stück wirklich dramatisch sei; auch seitdem hat mich die historische Prosa genugsam abgekühlt, um mich in meiner eigenen Schätzung als Dramatiker nicht zu täuschen. Was ich aber mir nicht sagen konnte und was ich im Jahr 1821 durch mehrwöchentliches Sitzen vor der Münchener Hofbühne nicht lernen konnte, war und ist noch: ob ein Stück darstellbar oder theatralisch sei. Das ist nun die Frage, die ich an unsern Freund Chmel richtete, der mein Büchlein einem tüchtigen Dramaturgen zur Einsicht und Prüfung übergab." [1]) Böhmer, an den diese Mittheilung gerichtet war und der auch eine Abschrift der „Königswahl" erhielt, sprach sich im Ganzen wohl zufrieden aus. [2]) Hier die Stelle aus dem Briefe:

---

[1]) An Böhmer, 22. Hornung 1851.

[2]) An Kopp, 2. März 1851.

„Franzosen und Italiener haben schon früher einerseits Geschichte und andererseits durch Dichtung erwärmtere und abgerundetere Darstellung mit einander zu verbinden gesucht. Diesen Weg betreten nun auch Sie; dramatisch wie Nicolini, aber wie es dem deutschen und tieferen Forscher geziemt, ernster und reiner. Das ist eine treffliche Beilage zu Ihrer für das große Publicum zu dickleibig gewordenen Reichsgeschichte. Es ist etwa so, wie man gelehrte Ausgaben der Classiker und wieder daraus einen bloßen Abdruck des Textes, ohne die Noten, für die Schulen hat.

„Dramatisch aufführbar, woran Sie gedacht zu haben scheinen, ist dieses Stück allerdings. Warum nicht? Andrerseits aber hat es in dieser Hinsicht auch wieder namhafte Mängel, denn es fehlt in der Darlegung der Lage des Reiches, die ganz dem Rudolf in den Mund gelegt ist, an Handlung. Diese Zustände müßten vor unsern Augen selbst vorübergehen. Der Krieg gegen Basel genügt nicht dazu. Ohnedieß ist Alles (ganz richtig!) gleichsam abthuend, erledigend behandelt, um zu einem weiteren vorzuschreiten. Es ist gleichsam nur Wallensteins Lager; nicht der Wallenstein.

„Das Weitere wäre nun die Marchfeldschlacht und den Schluß bildete der Grabesritt. Mit diesen beiden zusammen ist die Trilogie vollendet, und durch die beiden letzten bekommt das erste Stück erst die rechte Stellung.

„In diesem ersten ist die Unterlage: Rudolfs Person und Verhältnisse geschildert.

„In dem zweiten müßte nun das schlechte Gegenwirkende dargelegt werden und dessen Besiegung. Viele hatten sich doch auch wohl in Rudolf geirrt. Sie wollten in ihm, was Wilhelm einst war, was Adolf später ward. Wie er nun fester auftritt, und namentlich gegen Otakar die Lebensfrage für Deutschland zur Entscheidung bringen will, fallen sie ab: der Erzbischof von Cöln und Heinrich von Niederbaiern. Rudolf aber läßt sich nicht irre machen. In dieser Lage, wie sie das **Chron. Salisb. ap. Pez.** bes. 1, 377 und in Bezug auf das Militärische das **Chron. Colm. ap. Böhmer** 2, 60 (nach Cunrad Wernhers von Hattstadt Mittheilungen?) schildern, wagt er und vollbringt er siegreich eine der allergrößten Waffenthaten aller Zeiten. Das ist nun sein Höhe-

punct. Dieser Abschnitt bietet nun Behandlung genug und ist durch das erste fertige Stück sehr gut vorbereitet.

„Den Schluß bildete der Frankfurter Reichstag Mai 1291 und der Grabesritt. Rudolf hat nun den Landfrieden verkündet; aber während er durch den Zustand des römischen Stuhls von der Romfahrt abgehalten wird, häufen sich seiner abnehmenden Kraft gegenüber die Schwierigkeiten in Deutschland. Sein Ende fühlend, versucht er noch das letzte, was er vermag, auf diesem Reichstag. Aber verlassen von den Fürsten und verrathen, namentlich von Mainz, wendet er sich nun ab von Deutschland, um zu enden wie sich's ihm geziemt. Hier müßte nun aber, um doch nicht ganz trostlos zu enden, mit großem Nachdruck auf die Bestimmung hingewiesen werden, welche das durch Rudolf für Deutschland wieder gewonnene Oestreich unter seinen Nachkommen für das Reich gehabt und erfüllt hat.

„Da Sie nun Lust und Geschick zu dergleichen haben, warum sollten Sie diese oder ähnliche Fortsetzungen nicht liefern wollen? In Deutschland wird das dann entstehende Büchlein das allergrößte Aufsehen machen, weil es etwas ganz unerwartetes ist, und es würde auch auf den Absatz des Hauptwerkes, auf welches in einer Einleitung hinzuweisen wäre, auf's vortheilhafteste zurückwirken.

„Es wäre nur die Frage, ob der erste Abschnitt nicht schon gleich zu drucken wäre. Er überschreitet nur wenig zwei Bogen. Aber bei dem Verleger des Hauptwerks müßte alles erscheinen, so weit es für's Publicum erscheinen soll, damit es in Deutschland bekannt werde.

„Die Königswahl kann so, wie sie ist, gedruckt werden; es ist eigentlich gleichgültig, ob die paar Kleinigkeiten (ein zu nahe wiederholtes Wort, ein hapernder Jambus) corrigirt werden oder nicht. In der Hauptauffassung bemerke ich nur, daß Sie Rudolfs spätere erzstaufische (und dafür auch belohnte) Stellung nicht gezeichnet haben. Sie lassen ihn schon nach dem Ausspruch des Astrologen von dem Kaiser sich abwenden, und doch war er noch eine Hauptstütze Conrads IV., Conradins. Dann gebrauchen Sie ein- oder zweimal das Wort Freiheit so, daß es mit dem neuen Begriff von Unkundigen verwechselt werden könnte. Damals hieß

Freiheit eigentlich doch nur Reichsunmittelbarkeit; man sprach aber lieber von Freiheiten."

Im nächsten Schreiben kam Böhmer wieder darauf zurück: „Von welchen Gesichtspunkten wir sie (die Königswahl) auch betrachten mögen, eines steht fest: sie ist geschrieben, sie ist eine sehr treue und immerhin lebhafter als ein Geschichtsbuch — auch wenn es nicht mit Noten und dergleichen durchspickt ist — uns entgegentretende Darstellung und sollte daher gedruckt werden. [1])"

Darauf der Dichter: „**Albi nostrorum candide index** würde ich Ihnen zurufen, wenn Sie mein Tibullus sein wollten und ich Ihr Horatius wäre. „Die Darlegung Rudolfs ist es eigentlich und einzig, was ich wollte; alles vorausgehende, selbst Klingens Traum, sollte nur als Folie dienen: darum ist auch kein Widerstreit der Meinungen sichtbar, keine Handlung. Alles sollte in 4 bis 5 Wochen abgethan sein, und darum konnte nur ein Act werden, darum auch war kein Raum für eigentliche Handlung. Aber an Wallenstein und dessen Prolog habe ich nicht gedacht.

„Freilich könnte die „„Königswahl,"" wie Sie richtig bemerken, zum Prologe werden; die zwei Theile „„König Rudolf"" gehen mir seit langem im Kopf herum. — Aber — und das ist es, was bisher meine Hand lähmte: finden Sie in der Königswahl etwas, das aus einer poetischen Ader flösse? glauben Sie an mein Vermögen, Charaktere zu schaffen? überhaupt, daß etwas Darstellbares von mir erreicht werden könnte? Zwar ein „„Grabesritt"" Rudolfs, wie Sie ihn zu wünschen scheinen und wie ich ihn mir denke, würde wahrscheinlich auf keinem deutschen Theater zugelassen werden; und wie dann? — Doch zu viel, nur zu viel von dieser allerdings mir liebgewordenen Kleinigkeit und ich würde Ihnen nicht davon gesprochen haben, wäre sie nicht mit meinen historischen Arbeiten verwachsen, ja aus diesen herausgewachsen. Sie ist ein Traum, aber fürwahr in diesen Tagen meiner Ungewißheit lebe ich nur in Träumen. — Ich homunico bin freilich kein Herkules, aber gleichwohl stehe ich auf dem Scheidewege, wo mir zwar nicht *ἀρετή* und *κακία* entgegentreten, sondern zwei ebenbürtige

---

[1]) An Kopp, Frankfurt 13. April 1851.

hehre Göttinnen, Geschichte und Poesie: ob ich mit meinen 58 Jahren noch beiden werde dienen können?" [1])

In jenen Tagen des Hangens und Verlangens, wo Kopp sich nicht aufgelegt fühlte, in den Forschungen einen Sprung machend, eine spätere Partie herauszugreifen, da das Gemüth doch nur mit Rudolf beschäftigt war, da entstand auch die Doppeldichtung „König Rudolf; erster und zweiter Theil," in je fünf Aufzügen, der gegen Ende des Frühlings 1852 die Verherrlichung der Gründungssage Beromünsters wenigstens im ersten Entwurfe beigesellt ward. „Das Schauspiel Graf Bero v. Lenzburg oder die Gründung von Bero-Münster wurde in den ersten Tagen des Brachmonats 1852 entworfen, hierauf der erste Aufzug am 13. Brachmonat begonnen und am 16. Heumonat beendigt; so jedoch daß ich, vom 10—12 Heumonat drei herrliche Tage auf dem Rigi sorglos verlebte. Während den Schulprüfungen und den darauf folgenden Herbstferien ruhte alles Schaffen. Aber am 1. Wintermonat 1852 wurde mit dem zweiten Aufzuge die Arbeit wieder aufgenommen, dann ununterbrochen fortgesetzt und heute am 8. Hornung 1853 die letzte Zeile des fünften Aufzugs niedergeschrieben." So führte der Dichter das Tagebuch seiner Geisteskinder, damit im Kleinsten der Historiker sein Recht behaupte. Diese vier Bühnenstücke erschienen 1855 und 1856 zu Lucern in der Stocker'schen Buchhandlung. Wie innig von nun an Kopp die beiden hehren Musen, Poesie und Geschichte, pflegt, beide an der Hand führt und so von ihnen begleitet den noch übrigen Lebensweg zurücklegt, davon ist gleich die Vorrede „zum ersten Bändchen seiner dramatischen Gedichte" ein Beleg. Sie zeigt mit wenig Worten, aber hinreichenden Gründen, daß Beromünsters Anfang nicht schon auf 720, sondern erst in die zweite Hälfte des zehnten Jahrhunderts angesetzt werden dürfe. Um die Fortdauer der edlen Schöpfung war ihm bange, denn es wurden damals, 1851, Stimmen laut, Stift Beromünster sollte aufgelöst werden. Das hätte der dankbaren Seele Kopps wehe gethan und leise, aber verständlich sprach er in der genannten Vorrede sein Bekenntniß aus: „Den Schirm und die Unantastbarkeit des Stifts-

[1]) An Böhmer, März 1851.

gutes empfahl Graf Ulrich von Lenzburg dem Kastvogte Münsters aus seinem Geschlechte mit solchem Nachdruck, daß der Bischof von Constanz einen Dawiderhandelnden, auf die Klage der Chorherren, zurechtweisen und, wenn er nicht genug thue, von der Vogtei entfernen solle; würde der Bischof selbst oder ein von ihm eingesetzter Vogt saumselig sein oder sich Uebergriffe erlauben, so übertrug der Stifter die Verpflichtung zum Schirme auf den Kaiser, der dann für sein Thun sich am Tage des Gerichtes vor Gott zu verantworten habe.

„Es ist wahr: um Erhaltung und Ausbreitung des Glaubenslichtes, um des Geistes Zierden in Wissenschaft und Kunst, um Urbarmachung des Bodens und Gesittung des Landes haben sich die alten Gotteshäuser und Stiftungen die größten Verdienste erworben und die Nachkommen sind ihnen, wie ihren Vätern, um Anbahnung und allmähliges Aufleben der bürgerlichen Freiheit, immerwährenden Dank schuldig. — Seit der Verfasser der vorliegenden Bühnendichtung mit Ernst und Eifer seine geschichtlichen Forschungen begonnen, sind die Gotteshäuser der Benedictiner zu Muri wie der Cistercer zu Wettingen den Schlägen äußerer Gewalt erlegen; seit er ihren Ursprung oder Bestand, seit er im zweiten Bande seines Geschichtswerkes das erste Jahrhundert der Cistercer zu St. Urban dargestellt, ist diese schöne Abtei mit den so ganz und gar harmlosen Frauen desselben Ordens zu Rathausen ebenfalls untergegangen! Wer will es verargen, wenn dieser dreifache Verlust (zahlreiche fernere Unfälle nicht gerechnet) dem Gemüthe des Historikers, dem Herzen des Katholiken nahe geht.“ — So ließ Kopp im sechszigsten Lebensjahre sein erstes Bändchen dramatischer Poesien in die Welt gleich einer Noahstaube im Februar 1855 den Flug versuchen, um „dem theuren Heimatorte Münster in anspruchloser Dichtung ein Andenken der Liebe zu weihen!“

Eine unter Kopp's Papieren vorhandene Beurtheilung über den ersten Theil des „König Rudolf“ hat nicht Unrecht, wenn sie hervorhebt, dieses Schauspiel sei historisches Drama und Tendenzstück zugleich. Dem Dichter sei mehr daran gelegen, treue Spieglung der Geschichte als dramatischen Effect zu erreichen, woraus sich erkläre, warum das Drama ungewöhnlich zwei He-

bungen und zwei Senkungen enthalte, den ersten und zweiten Fall Ottokars. Die Charaktere seien mit historischer Treue und psychologisch consequent entwickelt, aber Nuancirungen angebracht, die, obwohl geschichtlich gegründet, für den Gang des Drama keinen Werth hätten, wie das leise angedeutete Verhältniß der böhmischen Königin mit Zawitsch; dagegen sei die Episode mit Merenberg trefflich benutzt. Im Ganzen ruhe etwas Kälte auf Personen nnd Handlung und erst vom Moment der Wiener Verschwörung an bis zum Tode des böhmischen Königs steigere sich das Pathos zu einer wohlthätigen Wärme. In formellsprachlicher Beziehung finde sich manches Schwere, was beim mündlichen Vortrage des Drama's sich leicht zur Unverständlichkeit steigern, anderseits aber wieder durch eine einfache Wendung, durch ein anderes Wort, verbessert werden könnte. Doch sei im Ganzen die Sprache angemessen, körnig, fest, nur vielleicht zu wenig „Ausdrucksunterschied" unter den verschiedenen Personen. Der Gesammteindruck bleibe ein großartiger, denn Jeder fühle heraus, daß es sich um großartige Interessen handle und mit ächtem Künstlergeiste lasse der Verfasser aus der Entfaltung der damaligen Zustände eine bedeutende Zukunft herausblicken.

Den jugendlichen Schwung, die Leichtigkeit, wie Viele würden sie nach so langem Ruhen poetischen Schaffens und nach so anstrengenden Arbeiten bei schon vorgerückten Jahren ungeschwächt behaupten können?

Bevor Kopp seine poetischen Producte drucken ließ, las er sie gewöhnlich Jemanden vor. In dieser Absicht kündete er sich im August 1852 einmal bei Gerold Meyer von Knonau in Zürich mit launiger Zuschrift an und ebendemselben gestand er am 5. September 1855 von seinem Drama: „Ich rechne auf keine (theatralische) Darstellung und bin zufrieden, wenn mein Herr Verleger für seine Kosten so weit gedeckt wird, daß er Muth bekommt für ein zweites Bändchen. Diese zwei Stücke (Rudolf) sind der subjective Commentar zur objectiven Reichsgeschichte des großen Königs. Der Commentar ist geschrieben im großteutschen Sinne, d. h. getragen von der heiligen Idee eines einigen Teutschlands. Das Programm dazu — besser könnte ich es nicht machen — ist die Königswahl. — Graf Bero ist allerdings local,

aber er ist mit der deutschen Geschichte durch Ernst von Schwaben und Werner von Kiburg verschwistert; das Stück durchspielt mannigfach die Tonleiter der Affecte und auf solche Dinge nehmen wohl Directoren Rücksicht. Diese Bühnendichtung ist nach Anlage und Umfang aufführbar; ob jemand dereinst den Gedanken fassen wird, wer weiß es! Aber an die beiden „König Rudolf", sollten sie das Licht der Welt erblicken, wird schwerlich des Aufführens wegen jemand denken, sie sind an Personen und Wechsel der Scenen zu reich." Der „Rudolf" war schon im Manuscript durch Joseph Feil in Wien der Direction des k. k. Burgtheaters vorgelegt worden, aber Heinrich Laube glaubte „davon keinen Gebrauch machen zu können, weil die Stücke für die Darstellung auf dieser Bühne nicht geeignet erscheinen." Diesen Entscheid hellte Chmel am 20. Jänner 1851 mit den Worten auf: „Der Aufführung steht entgegen, daß man alles vermeiden will, was den argwöhnischen und eifersüchtigen Gemüthern in Deutschland anstößig sein könnte." — Nach dem Drucke wurde die Aufführung in München angeregt, wo der Hoftheater-Intendant am 5. März 1856 den Bescheid ertheilte: „Beide Dichtungen (Bero und das Lager von Basel) sind nach sorgfältiger Prüfung, obwohl an einzelnen Vorzügen und Schönheiten reich und in der Lectüre ansprechend, doch zur Annahme und Darstellung auf hiesiger Hofbühne den gegebenen Personal- und Repertoire-Verhältnissen gemäß, nicht geeignet befunden worden." Ueber die „schöne Diction" sprach im October 1841 auch Salomon Hirzel seine „Bewunderung" aus. „Nichts konnte mir überraschender kommen, als Sie mit einem Mal als dramatischer Dichter vor mir zu sehen." Ein Recensent der zwei Bändchen in der Wiener Literaturzeitung [1]) gesteht dem Verfasser zu, er habe „seine poetische Begabung glänzend bewährt."

Nicht nur, daß Kopp seinen Helden Rudolf historisch kannte, wie kein Zweiter, er hatte sich auch umgeschaut, was auf diesem Felde die dramatische Literatur aufzuweisen habe und über Grillparzers Drama ward eine förmliche Recension zu Papier gebracht. Ein Dichter, der in ernster Geschichtforschung zwanzig Jahre

[1]) Nr. 23, 1857.

verlebt hat, wird später kaum wieder mit ungetheiltem Herzen als solcher auftreten. Kopp wenigstens hat es nicht verwunden, überall geschichtlichen Goldgrund, der alle andern Farben durchleuchtet, niederzulegen. Zum „Lager vor Basel" hat er in seinem Manuscripte die Quellencitate wirklich angeführt.[1]) Das Vorwort ist zum Voraus immer historisch gehalten. Sehr gelungen war die Einleitung zum Drama „Rudolf". Von hoher Seite herab hätte sie wohl mit Gold aufgewogen werden dürfen. Ein sinniger Gedanke liegt in der Anlage des Rudolf verborgen. Kopp sagte nie ein Wörtchen davon, aber Böhmer fand ihn heraus. Dem Gründer von Beromünster stehen liebend Radebot von Habsburg und Ida von Lothringen zur Seite, sie nehmen innigsten Antheil an der tiefen Wunde, die ihm der Tod seines Sohnes und Erben schlägt. Nun in demselben Beromünster stand nach neunhundert Jahren die Wiege jenes Mannes, der den langen Bannfluch der Schmähung entzaubert, der durch die gemachte Geschichtserzählung auf Habsburg-Oesterreich lastete.

Die Beispiele sind wohl höchst selten, wo Urkundenmann und Poet, Geschichtschreiber und Dramatiker, im ehrlichen Bunde der Selbstständigkeit stehen, denn gewöhnlich wird der eine vom andern verdrängt oder verschlungen, wie bei Schiller.[2]) In der Schweiz ist es bis jetzt in kurzer Zeit dreimal vorgekommen, daß Einer dichtete und Urkundenstudien trieb, ohne die Geschichte in Dichtung aufgehen zu lassen. Wie Kopp, ebenso innig war Lüthy ein Freund der Poesie und drinnen „im finstern Wald", wie sinnig, bieder und rein hält nicht Pater Gall Morel mit der einen Hand die Fakel der historischen Muse hoch und schürt mit der andern das heilige Vestafeuer der poetischen.

---

[1]) Zu Vers 307—405: Chron. Colmar. apud Urstis. German. historicor. II, 40, 8—12 oder Böhmer Fontes II, 49. — Zu VV. 411—457: Albert. Argent. ap. Urstis. ibid. 97, 26—34 Anonym. Leob. ap. H. Pez Script. rer. Austr. I, 838 CD. — Zu VV. 488—498. Vitodur. Chron. p. 7. im Thesaur. hist. helv. Anonym. Leob. ap. H. Pez, I. 838 Tschudi, Chron. I, 166. b. — Zu VV. 506—516: Albert Arg. ap. Urstis. 100, 10—15. — Zu VV. 958—989. Joh. Victoriens. bei Böhmer, Fontes I, 300.

[2]) Schillers Selbstgeständnisse bei Janssen, Schiller als Historiker. S. 8. ff.

Den Dichter in Kopp zu würdigen und die Bedeutung der Rudolfinischen Trilogie herauszufinden, hat vortrefflich Böhmer verstanden.

„Sie wollen Grillparzers und Halms Urtheil; aber meines Erachtens haben Sie mit diesen lyrischen Rhetoren oder rhetorischen Lyrikern gar nichts zu schaffen und sind diese als Richter über Ihre Arbeit gar nicht competent. Ihre Arbeit ist eine dramatische Geschichtserzählung, die nur etwa so zur Poesie gehört, wie der historische Roman. Das was dessen meist mißglücktes oder auch mißbrauchtes Wesen und Ziel ist, haben Sie in der dramatischen Form sich zur Aufgabe gemacht. Nicht ein Ideal oder eine idealisirte Wirklichkeit haben Sie darstellen, nicht den Beifall der Menge haben Sie gewinnen wollen — darum auch kein Max und keine Thekla, darum auch nicht etwa wie zwischen Lionell und der Jungfrau eine Liebschaft zwischen Rudolf und Otakars Kunigund — sondern Sie wollten die Wahrheit geben. Sie sind Historiker geblieben und haben nur eine andere Form gewählt, in der wir nun finden, was die Meisten in Ihrer Geschichte von der Wiederherstellung ꝛc. vergeblich suchen: eine Geschichte König Rudolfs. Damit spreche ich Ihnen den Lorbeerkranz keineswegs ab. Auch der Historiker soll ein Dichter sein, aber nicht erlogener Geschichten, wie die Poeten der späteren Perioden, sondern ein Wahrheitsdichter wie die alten Epiker. Die Kunst liegt dann im Gruppiren und im Ausdruck. Ich sehe Ihre Trilogie als die Ergänzung Ihrer Geschichte Rudolfs an. — Ob nun solche Wahrheitsdramen zum Aufführen sind auf unsern Bühnen voll Schminke und falschem Glanz? daran zweifle ich sehr; eher wohl noch im Ammergau, wo in der freien Luft auch ein anderes Publicum steht, als das verwöhnte und blasirte der Großstadt. Ich würde Ihrer Trilogie den Titel geben: Die Geschichte König Rudolfs v. Habsburg, dramatisch dargestellt von K., daß man doch ja gleich wisse, was es ist, da es so wichtig ist, daß jedes Kind den rechten Namen habe." [1])

Böhmer vertrat die gewiß richtige Ansicht, Kopp hätte die Trilogie in einem Bändchen, nicht getheilt, herausgeben und im

[1]) An Kopp, 9. August 1852.

Geiste der jetzigen Vorworte mit einer Einleitung begleiten sollen, worin seinem bisherigen, dem historischen Publicum gesagt worden wäre, daß er im Allgemeinen die geschichtliche Treue zu wahren beabsichtigt, sodann dem nicht historischen, wie sehr dieß im Einzelnen geschehen, z. B. in Bezug auf den Traum wegen Rudolfs Königswahl. [1])

Das Drama schließt mit des sterbenden König Rudolfs Worten:

„Das Reich der Teutschen hat sich ausgelebt:
Einhauchen wollt' ich ihm den alten Geist;
Nicht mehr erträgt es ihn. Die Zeiten ändern —
Dorthin den Blick! aus dem vereinten Oestreich
Wird schöner euch die Zukunft neugeboren;
Aus deinem Schoose, Tochter, sproßt der Retter,
Deß Heldenbanner einst aus allen Gauen
Die deutschen Söhn' um sich versammeln wird. —
Und wie wir heut' erlebt den Tag des Herrn,
Zu freud'ger Feier seiner Auferstehung;
So wird dereinst, wenn die Verblendung weicht,
Aus seiner Schmach auch Teutschland auferstehen.
Ja, kommen wird des Reiches Ostertag;
Nur Muth, scheint trüb auch noch die Nacht und trüber!
Lebt wohl! ich nehme diesen Trost hinüber."

Dazu Böhmer: „Ich selbst bin von den letzten Worten Rudolfs wieder tief ergriffen worden, wie einst in Lucern, mehr als ich sage. Nun lese ich von vornen mit Gemächlichkeit und freue mich so manches, was wie zufällig aussieht, als Ueberlieferung zu erkennen. Ich wüßte nicht, in welchem unserer Geschichtsbücher mehr wirkliche monographische Geschichte Rudolfs wäre, als in Ihrem Drama. Wären die Leute nur nicht zu sehr verwöhnt durch lügengewürzte Lyrik." [2])

Doch mahnte Böhmer bei aller Anerkennung für diese poetischen Producte immer wieder zur Pflege der Geschichte, für deren Begabung Kopp ja bald nach dem Erscheinen des vierten Buches einen neuen glänzenden Beweis gegeben hatte.

Vom Herausgeber der „Bibliothek vaterländischer Schauspiele" wurde Kopp 1863 ersucht, „den Rudolf von Habsburg" zu einem Volksschauspiel umzugestalten. „Als Dichtung ist er sehr

[1]) An Kopp, 24. August 1855.
[2]) An denselben, 28. Nov. 1856.

gut, für die Volksbühne aber nicht aufführbar.“ In dieselbe Sammlung wurde „die Gründung Beromünsters“ aufgenommen.

Mit Böhmer traf Hisely im Urtheil zusammen: „Ihr König Rudolf ist ein Kunstwerk, in dem ein poetischer Schwung, eine treue Darstellung der damaligen Zeitumstände (wer kennt diese besser als Sie?), der Charaktere, der Triebfedern, kurz des damaligen politischen Lebens nicht zu verkennen sind. Irre ich nicht, so hat Ihr Drama das seltene Verdienst, Dichtung und Geschichte zu vereinigen, wodurch es den Menschen und seine Gedanken, wie seine Handlungen kennen lehrt. Sie führen den Leser und Zuschauer in jene verhängnißvollen Zeiten und machen ihm dieselben so anschaulich, wie kein Historiker es gethan. Wer sich von jenen Zeiten einen richtigen Begriff machen will, der lese den König Rudolf.“ [1])

Populär sind diese Dichtungen nie geworden und sind auch nicht dazu gegossen. Jener Fluß, jenes leichte Verständniß und jener fesselnde Zauber, wie der große Leserkreis ihn liebt und verlangt, kurz der auf die Menge berechnete dramatische Effect geht ihnen ab, wenn auch dramatische Kunst darin nicht zu verkennen ist. [2])

Damals las Kopp zur Erholung auch neuere belletristische Erscheinungen, wozu Edmund Dorrer's Johannes Secundus und vorzüglich die „Studien“ von Adalbert Stifter gehörten. „Das muß selbst ein guter Mensch sein, der so edle Charaktere zu zeichnen versteht,“ urtheilte er aus dessen Schriften und gerne, wenn sich Gelegenheit geboten, hätte er auf seiner Reise nach Wien seine Bekanntschaft gemacht.

III.

So lange noch die nahe Hoffnung lachte, Rom zu grüßen, erhielt in Kopp die Sangeslust sich aufrecht; als aber das schöne Ziel neuerdings in nebelgraue Ferne gerückt ward, verging sie wieder,

---

[1]) An Kopp, Lausanne, 7. Christm. 1856.

[2]) Mit Rölly, im Katalog, S. 33.

ja es schien in trüben Augenblicken, als wolle damit auch alle Liebe zur Geschichte scheiden.

Am 11. August 1852 dictirte der Verdruß folgende Aeußerungen an den „historischen Reichscanzler": „Ueber 20 Jahre habe ich ausschließlich der Geschichte meine Muße gewidmet; nicht länger mehr, ich bin es müde. Der Stoff für Darstellung der Reichsverhältnisse in Italien unter Rudolf, so gut als er mir erreichbar war, ist gesammelt; ein erklecklicher Schluß würde sich wohl auch finden; allein ohne dazu aufgefordert zu werden, werde ich keinen Finger rühren. Die ursprüngliche Ausarbeitung von 1291—1330 mag denn ruhen bis nach meinem Tode und sollte sie stetsfort nur Handschrift bleiben. — Wäre ich ganz gewiß, daß von meiner Geschichte nichts mehr gedruckt würde, so dächte ich bei einem künftigen (dritten) Urkundenhefte, wofern noch eines erscheinen sollte, in die Erläuterungen einige Hauptpunkte umständlicher aufzunehmen; so lange ich aber noch im Zweifel bin, mag ich an dieses leidige Geschäft nicht gehen."

Diese Verstimmungen zogen glücklich vorüber, Kopp ging auf einen Gedanken ein, den er schon am 8. März 1851 seinem Böhmer anvertraut hatte. „Fände sich ein hiesiger Buchhändler bereit (ich kann mich aber von vieren nur an einen einzigen wenden), so wollte ich eine Art Zeitschrift oder Neujahrsblatt, oder wie man es nennen möchte, auch ohne oder mit geringem Honorar anfangen; außer einzelnen Lucernensia, die ich aufnehmen müßte, dächte ich meine erste Arbeit, ohne einen Umguß abzuwarten, zu veröffentlichen und zwar namentlich von 1308 bis 1330, denn soweit ist Alles geschrieben, freilich bona mixta malis. — Warum ich das wollte, ist dieses: mich plagt gar oft der Gedanke eines nicht entfernten Todes und ich möchte nur vor dem Eintritte desselben wenigstens mit dem Geschriebenen aufräumen; denn wer wollte sich nach meinem Hinscheiden mit meinem Nachlasse abgeben und theilweise abgeben können, da oft nur noch das mündliche Wort den Schlüssel zu vielen Anmerkungen geben kann. Darum habe ich mich auch zu einem zweiten Urkundenbändchen verstanden, um der eigentlichen Geschichtsdarstellung vorgreifen zu können und so bereite ich auch noch ein drittes vor, um „die Vögte und den Tell" anzufügen. Aber dieses

Vereinzelen genügt mir nicht und ich möchte lieber die Erzählung im Zusammenhang geben."

Ein glücklicher Ausweg wurde 1853 betreten. Um seinem an der Versammlung der geschichtforschenden Gesellschaft in Rapperswil vorgetragenen Ansinnen zur Herausgabe der ältesten Zeitbücher, des schweizerischen Codex diplomaticus und zu mehr Gleichartigkeit und Gleichzeitigkeit der Regesten, um diesem einer Commission überwiesenen Ansinnen Nachdruck zu geben, ward ein Arbeitsplan entworfen und unter jüngere Geschichtsfreunde vertheilt. In Lucern selbst bildete Kopp ein Kränzchen. Um die zwölf Mitglieder zu bethätigen, entwarf der Meister eine kleine Skizze, durch welche Umfang und Gränzen der Aufgabe bezeichnet und jedem Einzelnen eine ihm entsprechende und zunächstliegende Arbeit zugemuthet wurde. Wie gediegen und belehrend er in diesem Kreise seines Amtes waltete, zeigt uns seine schon erwähnte gedrängte Darstellung über „Urkunde und Regest." [1]) Die Sache war im guten Gange, als im April 1853 jene Nachricht des Freundes aus Rom alle Hoffnung auf das vaticanische Archiv für lange raubte. Von dem, was jetzt geschah, gab Kopp am 25. April ansprechenden und traulichen Aufschluß an Böhmer.

„Was war zu thun? men' mutire nefas? nunquamne reponam? Und wollte und konnte ich auch mit Persius und Juvenalis nicht satyrisiren, sollte ich denn auf ehrenvoller Schriftstellerlaufbahn (denn dieser Täuschung, wenn es eine ist, wiesen mich auch die Münchener zu durch ihren Spruch: ob artem, quam in historia gentis tuae indaganda et perscribenda exhibuisti insignem), sollte (fragte ich mich) ich nun auf einmal und für immer verstummen? Nach langem Hin- und Hersinnen ging ich, ohne noch unserm Zwölferverein als solchem Eröffnungen zu machen, vertraulich zu Rathe mit den Herren Nationalrath Segesser, dem Verfasser von Lucerns Rechtsgeschichte, mit Dr. Liebenau und Professor Aebi (seit 1852 wieder in Lucern).

„Wir kamen nun — und mögen Sie mit unserm Beginnen

---

[1]) Beilage 38.

nicht zürnen, vielmehr es begünstigen! — folgender Dinge überein: Wir vier begründen eine historische Zeitschrift, unter dem anspruchslosen Titel „Geschichtsblätter;“ je von 4 zu 4 Monaten soll ein Heft von ungefähr 8 Druckbogen erscheinen und das erste noch vor dem Zusammentritte der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft ausgegeben werden.

„Ein hiesiger Verleger hat sich gefunden und der Vertrag ist bereits abgeschlossen; als Herausgeber soll, nach dem Wunsche der drei Herren wie des Verlegers (Stocker) ich mich nennen; sie glauben damit etwas Wind zu machen und den Absatz eher zu sichern. Obgleich die Geschichtschreibung selbst, wie Sie in Ihrem letzten ganz richtig bemerken, nicht eigentlich in eine Zeitschrift gehört, so glauben Mitarbeiter und Verleger gleichwohl in unserer Lage von diesem Grundsatze abgehen zu müssen. Es soll nämlich meine Geschichtsdarstellung der Jahre 1308—1330, vielleicht noch etwas weiter, nach dem ersten Gusse in den Jahren 1839—40 und nur mit den nothwendigsten Belegen die Grundlage der Zeitschrift bilden; so nämlich, daß die Erzählung fortlaufend durch alle Hefte sich bewege und etwa die Hälfte eines Heftes ausmache. Jeder der drei andern Herren verpflichtet sich, wenigstens für das erste Auftreten, zu ungefähr einem Druckbogen; was dann etwa noch fehlte an der in Aussicht genommenen Bogenzahl, gedenke ich durch Varia auszufüllen. Wenn Sie bedenken, daß ich heute mein sechzigstes Lebensjahr vollende und nicht säumen darf, wenn ich aus meinem historischen Vorrathe etwa das Bessere noch zu Markte bringen will, so werden Sie (hoffen wir) unserm Unternehmen nicht zürnen; vielmehr rufe ich Sie, im Namen meiner Mitarbeiter, zur freundschaftlichen Theilnahme auf und lade Sie auf das herzlichste dazu ein.“ Böhmer äußerte Bedenken, [1]) über die Kopp leichter hinwegschritt.

Das erste Heft der Geschichtsblätter, im Verlag bei Stocker, gedruckt von Meyer, erschien im Sommer 1853. Im Vorworte gab Kopp eine kurze Rechenschaft über seine historiographischen Erfahrungen und konnte es nicht verwinden, jene Schwierigkeiten zu

---

[1]) Beilage 63. Schreiben vom 31. Mai 1853.

bedauern, wodurch ihm bis jetzt der Zutritt zum römischen Archive war vereitelt worden. Was ihm jener Freund aus Rom geschrieben hatte, wurde hier gehörig verwerthet. Von ihrem Anfange bis zum Aufhören im Jahre 1856 erschien die Zeitschrift in eilf Heften, zusammen zwei Bände bildend. Der erste enthielt das neunte Buch der „Geschichte der eidgenössischen Bünde," oder die Geschichte Heinrichs VII. Eine für dieses Werk projectirte Reise nach Pisa unterblieb, weil Dr. Julius Ficker großmüthig entgegenkam und ein junger Philolog aus Lucern, Franz Joseph Düret, mit vielem Geschicke und dankbarem Gemüthe für seinen ehemaligen Lehrer Urkunden copirte. Der hoffnungsvolle Mann starb leider so bald schon im Jahre 1855 zu Lucern.

Statt nach Pisa, wallte nun Kopp mit seinem Freunde Rector und Chorherr Ignaz Rölly noch einmal nach Wien. Da die Reise über Basel, Frankfurt, Leipzig, Dresden und Prag nach der kaiserlichen Capitale gehen sollte, flogen die Brieftauben zu Böhmer, Chmel und v. Karajan voraus.

Von der Freude, womit Kopp überall bei seinen Bekannten begrüßt wurde, gab der Gefährte in seinem Nachruf [1]) lautes Zeugniß. „Es kann nichts innigeres, aufrichtigeres und ehrenvolleres geben, als die Art und Weise, wie alle diese Männer Kopp behandelten. — Böhmer ermangelte nicht, durch Telegraph und Eisenbahnen einige gleichgesinnte Geschichtsforscher und Freunde nach Frankfurt einzuladen, um einen angenehmen Tag zu bereiten. Es war da ein Freundeskranz beisammen, der von der aufrichtigsten Verehrung und Hochachtung, von wechselseitiger Liebe und Werthschätzung geflochten war." Zu Chorherr Rölly sprach Böhmer unter anderm das vielsagende Urtheil aus: Kopp habe in der Geschichte das Lügen zur Unmöglichkeit gemacht.

Von Frankfurt ging's durch Hessen und Thüringen nach Erfurt, Leipzig, Dresden und Prag, wo Palacky und Höfler einen Besuch erhielten, nach der Kaiserstadt.

Die 14 Tage in Wien, reich an Freude und Gewinn, verflossen im Umgang mit Chmel, v. Karajan, v. Bergmann, v. Meiller

[1]) Lucerner-Zeitung, 1866 Nr. 306.

(alle Andern waren ausgeflogen) [1]) nur zu schnell. Mit Kaspar Zeuß trafen unsere Reisenden zufällig im gleichen Gasthof zusammen; sie waren bald gute Bekannte.

Wenig fehlte, Kopp hätte im folgenden Jahre eine Excursion nach Paris und London unternommen, wenn nicht, was er zunächst wünschte, ihm durch das Wohlwollen von Böhmer und Pertz verabreicht worden wäre. So war „die historische Mühle" wieder in gutem Gange, und manch Vorzügliches verließ den Mahlgang. Die Firma Stocker gab sich alle Mühe das „historische Brod" auf den großen Markt zu bringen. Wenn auch ohne Ehrensold für den Verfasser, es fristeten sich wenigstens die „Geschichtsblätter" ihre ehrliche Existenz, aber nicht ohne vieles Kümmern, wovon besonders Böhmer Zeuge wurde, der mit seiner Belehrung so schön und leicht ein ermuthigendes Zauberwort der Anerkennung verband und bald den Fleiß, bald das Talent und die Resultate belobte: „Sie sind so thätig, daß meiner Einer diesem gegenüber von einem Gefühl der Beschämung überfallen wird. — In solchen Einleitungen [2]) zu einzelnen Actenstücken hat Sie meines Erachtens Niemand in Deutschland übertroffen oder nur erreicht. In Italien haben in der Art Graf Capponi und mein seliger Freund Gaye in Florenz ebenfalls vorzügliches geleistet, aber mehr für neuere Sachen. Nicht einverstanden bin ich mit Ihnen, daß dieses Actenstück, welches Ficker ohne Zweifel aus dem von mir in Darmstadt wieder aufgefundenen Wormser Andreascodex genommen hat, und in dem Z. 6 coniunctos wohl irrig steht statt cognatos, ein Urkundenentwurf sei. Ich halte es für eine Propositionsschrift an die Reichsversammlung, wie wir deren aus dem 15. Jahrhundert so viele haben, die eben nur mit dem Ersuchen an den Notar schließt (der Notar handelt nur auf Ersuchen) einen Act darüber aufzunehmen, weil die Reichsversammlung kein besonderes Secretariat hatte. S. 116 war mir die Uebersicht über die Toggenburger sehr willkommen. Ich wünschte gar sehr, daß wir über alle großen Häuser solche

[1]) An Ficker, 26. Herbstmonat 1854.

[2]) Geschichtsblätter II, 112 f. ist gemeint.

Artikel hätten, noch etwas weitläufiger als dieser, aber immerhin summarisch, mit einem Stammbaum, der zur Erleichterung des Satzes so gedruckt sein könnte, wie mein Wittelsbachischer S. XIX. und XX.

„S. 121 erkenne ich Wurstemberger, der aber seitdem weitläufiger geworden ist. Ich habe lange nichts von diesem trefflichen Manne gehört, dessen Bekanntschaft ich Ihnen verdanke. Das Berner Urkundenbuch ist noch nicht hier." [1])

Nach Empfang der ersten Lieferung des zweiten Bandes der Zeitschrift zögerte Böhmer nicht lange mit der Antwort: „Ihre gütige Sendung vom 3. d. M. habe ich mir wieder wie gewöhnlich selbst auf der Mauth abgeholt und mich an deren Inhalt vielfach erfreut. Es ist einleuchtend, wie tief der erste Aufsatz [2]) in das Detail der wirklichen Verhältnisse, wie sie damals im Leben bestanden, einführt. Aber es ist mir auch nicht entgangen, wie klar der verwickelte Gegenstand in gedrängter Kürze dargestellt ist. Es ist kein Wort zu wenig und zu viel, jedes ist in seinem ächten Sinne gebraucht, eine große Summe von Betrachtungen ist hier eng zusammengebracht und dem Gegenstande ist sein ganzer Gehalt — soweit die Erörterung hier im Plane lag, abgenommen. — Nichts wäre wünschenswerther, als daß alle Geschichtsfreunde, deren guter Wille (besonders unter den Vereinsleuten) oft so nachlässig im Ausdruck ist, solche Arbeiten, wie zumal Sie und Pertz sie geliefert haben, sich zum Muster dienen ließen." [3])

Böhmer hatte überhaupt für die solidern Forschungen und Mühen der Schweizerhistoriker ein Herz; er zeigte reges Interesse für die Herausgabe des Vitoduranus durch Georg v. Wyß; er beschäftigte freundlich den Professor Joseph Hardegger in St. Gallen mit dem „Küchemeister" und wie er für Trouillats Monuments fühlte, zeigt folgende Aeußerung: [4]) „Für Trouillat genügt es doch nicht, wenn er die Basler Sachen benützt ohne

---

[1]) An Kopp; Frankfurt, 14. September 1855.

[2]) Züge aus den Schicksalen einer kleinen Reichsstadt.

[3]) An Kopp; Frankfurt, 21. Januar 1856.

[4]) Brief an Kopp, 31. Mai 1853.

die Colmarer, die wir beide kennen. Freilich wäre es unbillig, wenn er zu so großen Opfern an Zeit und Mühe, auch noch die Reisekosten tragen sollte. Ich gäbe gern einen Beitrag dazu, wenn ich seine Absichten kennte und an ihn zu kommen wüßte." Und wiederum:[1]) „Könnte man doch die dortigen Geldleute (in Basel) excitiren, daß sie etwas für baselsche Urkundenschätze thun, wenn auch nur durch kräftige Unterstützung Trouillats!" Dann wies er auf das Copialbuch von Beuggen im Karlsruher Archiv hin, das Trouillat, „der so eifrig und schön druckt" nicht übersehen dürfe. „Wäre ich nach der Schweiz gekommen, so hätte ich mich erkundigt, ob es eine schickliche Art gebe, dem wohlverdienten Manne für eine dorthin[2]) zu machende Reise Ersatz der Kosten anzubieten, wenn er deren Ergebniß drucken wollte."[3])

Den Eindruck der Geschichtsblätter fand Böhmer schon nach dem ersten Hefte recht günstig.[4]) Wenn darauf gesehen werde, daß dieselben gehaltvoll blieben, und wenn man namentlich auch ferner auf Mannigfaltigkeit und also auch auf Kürze der einzelnen Aufsätze dringe, so würden sie gewiß einem Bedürfniß entsprechen, obgleich bei der Ueberproduction des Mittelmäßigen und Gehaltlosen auch dem Guten das Fortkommen in dieser Form der Literatur erschwert werde. Mit der Verpflichtung zu Jahrgängen lege der Herausgeber sich eine Fessel auf, die ihm nachtheilig werden könnte, habe doch selbst die Wiener Akademie diese Schranke abgeworfen. Durch Beigabe eines andern Titelblattes könne Kopp das leicht redressiren. Beim Inhalte wünschte Böhmer auch die Jahre angegeben in welche die betreffenden Abhandlungen gehören. Vor eigentlich darstellenden Aufsätzen wird gewarnt, discutirende werden empfohlen. Ueber ein ihm gespendetes Lob findet sich in Böhmers Brief die Stelle: „da ich mich nur als homo bonæ voluntatis gebe und nicht als Historiker von Profession, sondern nur als Geschichtsfreund, kann ich mit einem gewissen Superlativ in Ihrem Vorworte nicht einverstanden sein.

---

[1]) An Kopp, 27. April 1854

[2]) Nach Colmar und Karlsruhe.

[3]) An Kopp, 14. September 1855.

[4]) An Kopp, 2. September 1853.

Das was Sie sagen, wird mir nun übel genommen werden. Und Sie, der Sie sich selbst Professor heißen, waren einst unzufrieden, daß ich Sie Meister genannt hatte. Hätten Sie mich doch lieber eine große Urkundenameise genannt, wie die Lausitzer in ihrer Art von Poesie gethan haben."

Selbst die Titel der einzelnen Arbeiten wurden der Kritik unterzogen.[1]) Differirende Ansichten, selbst Tadel, wußte Böhmer mit der Feinheit eines Edelmanns zu geben, wie über einige Puncte im Aufsatze: „Auch das gehört zum Geschichtforschen."[2])

Indessen am meisten nahm Böhmer die Fortsetzungsfragen zu Herzen und ertheilte darin seine Räthe. Er hatte gewünscht, daß vor Heinrich VII. das fünfte Buch erschienen wäre und fragte am letzten Mai 1853, „ob nicht Jemand bestimmt werden könnte, so viel Exemplare zu kaufen, als nöthig wäre, um den Druck wieder in Gang zu bringen?"

Ja selbst in Wien verwendete er seinen Einfluß, um die Fortsetzung zu sichern. Ohnehin begann man es hier mehr und mehr zu fassen, daß aus der rechten Lösung der Frage ein Ehrenpunct zu machen sei. Bereits am 16. März 1854 hatte die kaiserliche Akademie für die Reise nach Pisa, wenn Kopp sie unternehmen wolle, eine Unterstützung versprochen.

Den guten Willen durchkreuzten nur zu sehr die unruhvollen Tagesereignisse. „Wenn nicht gerade der Krieg vor der Thüre wäre, dessen Bereich wir noch nicht kennen," — schrieb Böhmer am 12. Januar 1855 — „würde ich fragen mit wie viel Zuschuß wohl diesem Schluß (des 2. Bandes mit Register) auf die Beine zu helfen wäre, um zu überlegen, ob es denn kein Mittel gibt, ihn aufzubringen. Von der Wiener Akademie erwarte ich unter den jetzigen Umständen um so weniger etwas, da sie mir ohnehin in manchen neuern Vorkommenheiten etwas knapper gestellt vorkommt. Vielleicht ist dieß nur Folge davon, daß sich ihre Publicationsunternehmungen allmählig vermehrt haben."

---

1) An Kopp, 1. Januar 1854. Beilage 64.

2) An Kopp; Frankfurt, 9. Mai 1856 (Beilage 65) und 1. Januar 1856.

IV.

Vom Edelsinn seiner Wienerfreunde sollte Kopp bald einen glänzenden Beweis erhalten. Während er dieselben für ihn unthätig wähnte, hatten sie seinen ehrenvollen Ruf an die Universität Wien vorbereitet und die Initiative war gerade von einem jüngern Gelehrten ausgegangen, von dem er sich auch schon vergessen glaubte. Der Name des — zu früh — verstorbenen Ehrenmannes heißt Joseph Feil. Beide hatten 1845 Freundschaft geschlossen, wie man noch von der Hand des Letztern in seinen „Skizzen aus dem Wiener Walde" liest, die er Kopp am 8. September 1845 als Andenken mitgegeben hat.

Seit 1851 war Feil in das k. Ministerium des Cultus und Unterrichtes berufen und genoß ganz das Zutrauen seines Ministers des Grafen Leo von Thun. Nach dem Ableben des Professors Grauert, der an der Wiener Universität allgemeine Geschichte vortrug und zugleich das historische Seminar leitete, lenkte Feil für diese Stelle das Augenmerk auf Kopp und fand freudigen Anklang. Es wurden ihm 3000 Fl. Jahrgehalt mit 200 Fl. „Quartiergeld" und 300 Fl. Reiseentschädigung angeboten sammt sofortiger Pensionsfähigkeit für ihn, Frau und Kinder. Man wollte, wie Feil bemerkte, einen Mann gewinnen, „auf welchen Oesterreich stolz zu sein alles Recht hätte," Oesterreich, welches Kopp bereits so Vieles danke und schulde. Mit offenen Armen, Herzlichkeit und inniger Verehrung werde man ihm allenthalben entgegenkommen. Feil vergaß nicht, alle Vortheile der angebotenen Stellung zu betonen und ermunterte innig einen Vorschlag anzunehmen, „an welchen sich so schöne Hoffnungen knüpfen." Dann schloß Feil mit „tausend herzlichen Grüßen von Chmel, Karajan, Birk 2c."

Am 29. Januar 1852 empfing Kopp dieses Schreiben und am folgenden Tage ging die Antwort ab. [1]) Aus jeder Zeile

[1]) Beilage 66.

spricht ein freudig gehobenes Gemüth in dankbarer Rührung zum lieben Freund; sie schließt ein schönes Stück Lebensgeschichte auf und ist ein volles Charakterbild, von dem später Kopp selber sagt: „In dieser Antwort habe ich über mein Sein und Nichtsein umständlich, ja ich darf wohl sagen meine ganze Seele ausgeschrieben; ich habe vielleicht mehr gesagt als ich sollte, gewiß aber nicht mehr als ich wollte und ich Ihnen gegenüber sagen durfte." Herzlicher kann man nicht ermuntern eine Stelle anzunehmen, als wie der gute Feil neuerdings es that in seinen Briefen vom 1. und 27. April. Im erstern beklagt er die Ablehnung. „Der Herr Minister und Sectionsrath Mozart mußten damit einer schönen Hoffnung schmerzlich in's Grab nachsehen; ich will des Freundeskreises gar nicht gedenken, in dessen Mitte Sie sich eine unvergeßliche Erinnerung gesichert haben. Ja Sectionsrath Mozart will selbst jetzt noch nicht alle Hoffnung aufgeben, da er aus Ihrem verehrten Briefe, welcher die Erwiederung auf die Frage der Berufung enthielt, keine definitive Ablehnung zu erblicken glaubt."

Ministerialrath Mozart hatte recht gesehen. Kopps Schreiben war so abgefaßt, daß damit weitere Unterhandlungen noch nicht durchaus abgeschnitten waren; das Neinsagen lag auf der Zunge, aber es auszusprechen, kam ihn hart an. Denn, wie er am 6. August 1852 Böhmer gestand, „die sofortige Pensionsfähigkeit, wenn ich an Frau und Kinder dachte, hätten **ceteris paribus** großes Gewicht erhalten können. Uebrigens, bei aller Schonung für mich von Seite der Behörde, hätte ich mich im angehenden 60. Jahre fast zu Tode arbeiten müssen; unter Freunden und Bekannten wär ich fremd geblieben und das Heimweh hätte mich umgebracht." Auf die Versicherung, er würde mit offenen Armen empfangen sein, entgegnete Kopp: „**Why then J'ill take all you say in good earnest**; aber was habe ich, das würdig wäre in diese Arme gelegt zu werden? — Ich bitte, lesen Sie mein Schreiben nochmals: finden Sie, daß die von mir vorgebrachten Gründe nur auf meiner subjectiven (vielleicht irrigen) Ansicht beruhen, dann überzeugen Sie mich vom Gegentheil und ich will mich belehren lassen. Liegt aber die von mir angenommene Unmöglichkeit im Objecte selbst: dann **manum de tabula**. — Ich

will deutlich sprechen, und meine Meinung in bestimmten Fragen articuliren. Welches waren Herrn Grauerts Leistungen und Verdienste? und ist ihm wohl oder übel nachzudienen? Welches ist Maß und Umfang der Vorlesungen an der Hochschule und welches am Seminar? ist hierüber ein bestimmtes Programm, sind bestimmte Vorschriften vorhanden? Welches sind überhaupt die Erwartungen, die man an Herrn Grauerts Leistungen für dessen Nachfolger bemißt? welches sind die unerläßlichen Forderungen, welche man an ihn stellt. — Sagen Sie mir, wenn Sie überhaupt auf diesen Punct antworten wollen, sagen Sie mir das alles auf das genaueste. Ich will mich — Sie kennen mich zu gut — weder kostbar machen, noch auch für mich in Anspruch nehmen, daß die Forderungen und Leistungen herabgesetzt werden; nur das glaube ich: die Doppelbürde, wenn deren unerläßliches Gewicht mir deutlich und genau vor Augen gelegt wird, werde auf meine 59 Jahre sammt Zuthat so kräftig drücken, daß, um spätern Enttäuschungen vorzukommen, ohne anderes eine endliche „definitive Ablehnung" erfolgen müsse." So sprach immer und in allem aus Kopp der besonnene, gewissenhafte und bescheidene Mann. Feil zögerte nicht, um möglichst alle Bedenken auszureden. „Sie können versichert sein — und ich verbürge meine Ehre für diese meine lebhafteste Ueberzeugung — daß Sie mit offenen Armen aufgenommen werden," so beginnt er seinen warmen Zuspruch. „Ich bin von Sr. Excellenz beauftragt, Sie um bestimmte gütige Zustimmung zu bitten. — Ich bin insbesondere vom Herrn Minister (eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten) ermächtigt, Ihnen zu melden, daß Ihnen in Allem möglichst freie Hand bleibt und daß, die historische Seminarleitung als Hauptaufgabe an die Spitze gestellt, Ihnen in Bezug auf die Universitätsvorlesungen jede nur immer zulässige Erleichterung gewährt werden wird. So habe ich denn keinen Zweifel mehr, wir dürfen uns Glück wünschen, Sie für Wien gewonnen zu haben. — Nur um Gottes Willen schmettern Sie uns mit keiner gänzlich ausweichenden Erklärung nieder. In freudigster Hoffnung auf Erfüllung eines von so vielen Seiten lebhaft ersehnten Wunsches könnte ich mir nunmehr eine Ablehnung nicht mehr als möglich denken. Also, lieber, hochverehrtester Herr Professor, eilen Sie in unsere Arme! Mögen

Sie auch immer die Schweiz hart vermissen, treue, anhängliche Seelen werden Sie auch in Oesterreich gewiß finden, ja Sie haben solche bereits."

Während dem diese Unterhandlungen dauerten und man so herzlich den Geschichtschreiber des Rudolf nach der Kaiserstadt zu übersiedeln bewegen wollte, konnte der Dichter des „Rudolf," — das Manuscript war in Wien — es nicht dahin bringen, daß das Drama auf dem Burgtheater zur Aufführung kam. Von Kotzebue gar nicht zu reden, dessen „Rudolf ein schwaches, ideenloses, nichts weniger als tragisches Machwerk sei," Kopp war des Glaubens, daß seine Rudolfinische Trilogie auch nach Grillparzer gefallen werde. „Hätten wir ein deutsches Nationaltheater, so lebe ich der Ueberzeugung, meine beiden König Rudolf: erster und zweiter Theil, von der Königswahl will ich absehen, müßten aufgeführt werden. Bis wir ein solches Theater bekommen, übernimmt das Burgtheater die Stelle desselben und ich würde es daher für eine Versündigung an König Rudolf halten, wenn die Aufführung der beiden größern Stücke durch wenn oder was immer verunmöglicht werden sollte." [1]) Von diesem Herzlieb Rudolf sagte er ein anderes Mal — 23. März 1852 — zu Feil: „In keinem Lehrbuche, in keinem Geschichtswerke lernt man den historischen Rudolf besser, lebendiger, eingreifender kennen, als in eben diesem meinem Stücke; und sollte auch ein Preuße an diesem meinem Geisteskinde keine sonderliche Freude haben, so muß dagegen das deutsche Herz, ein österreichisches Gemüth unfehlbar, angesprochen werden." In den Herbstferien 1852 las Kopp aus seinem Drama einzelne Scenen (III, 3, IV, 2 und V, 2) welche die Charaktere Rudolfs und Otakars in das rechte Licht setzen, in einem Kreise gelehrter Männer vor. „Ich übergehe," berichtet er darauf an Feil am 3. „Weinmonat," „was mir Beifälliges gesagt wurde; nur ein Wort des 70jährigen Professors Hottinger will ich anführen: „König Rudolf sei mir großen Dank schuldig, daß ich ihn nicht nur objectiv in der Geschichte, sondern auch subjectiv in der Dichtung so geschildert habe und verwies mich auf dessen Empfang Jenseits. — Sollte

[1]) An Feil, am 8. April 1858.

man in Wien anderer Gesinnung sein?“ In der That, wie Chmel eröffnete, man vermied die Aufführung aus Rücksicht gegen Preußen. Mehr noch. Eine hervorragende Persönlichkeit aus Berlin äußerte sich im Sommer zu einem Bekannten: man wisse, daß Kopp ein dramatisches Stück gegen Preußen geschrieben, darin von „dem kühnen Griffe gesprochen und es zur Aufführung dem Burgtheater eingereicht habe.“ Dieses, wurde hinzu gesetzt, sei jedoch nicht gewährt worden. Damit muß die „Königswahl“ gemeint sein, bemerkte Kopp, „denn in den beiden Theilen „„König Rudolf““ kömmt gar nichts vor, was als eine Anspielung auf Brandenburg oder Preußen auch nur von Ferne gedeutet werden könnte.“ [1])

Wer Kopp gekannt hat, weiß wohl, daß diese Erlebnisse mit seinem dramatischen „Rudolf“ ihm den Ruf nach Wien nicht versüßen konnten. Er sei zur Aufführung „nicht geeignet,“ -dieses Dictat von der Hofburgbühne herab, ergangen über die „Königswahl“ und den vor dem ersten Theile eingesandten „Rudolf, zweiter Theil,“ dieses schmerzte den Dichter sehr. Er sandte dennoch den andern Theil des „Rudolf“ nach Wien, überzeugt, der sei bühnengerecht. „Wird auch dieses mein jüngstes Geisteskind, als „zur Aufführung nicht geeignet“ bei Seite gelegt, dann verzichte ich auf die Hoffnung je wieder Wien zu sehen. Ich würde glauben, wenn ich bei der Burg vorbeiginge, daß alle tragischen und komischen Geister grinsend und schadenfroh herabschauten, der schlechteste Stein Ihres schönen Pflasters würde meine Fußsohle brennen.“ So aus der eignen Seele und Erfahrung gesprochen war ihm damals, am 28. Juni 1852, eine Stelle der Allgemeinen Zeitung, daß er sie ad **rei memoriam** abschrieb: „Jeder der ein Stück auf die Bühne brachte weiß am besten durch welche Hintertreppen er dahin gelangte und es ist gewiß nicht zu viel behauptet, wenn ich versichere, daß vielleicht seit Decennien nicht ein einziges neues Dichterwerk bloß seines poetischen Werthes wegen in Scene gesetzt wurde, sondern daß irgend diese oder jene Rücksicht, das Protectorat einer hohen Person, die Verwendung irgend eines einflußreichen Schauspielers und noch häufiger einer die Bühne

[1]) Brief an Feil vom 3. Weinmonat 1852.

beherrschenden und der Intendanz Gesetze vorschreibenden Actrice hinzutreten mußte."

Mit der Berufungsfrage hatte Kopp anfangs ein Geheimniß gemacht, welches zuerst von Wien aus der Allgemeinen Zeitung verrathen wurde. [1]) „Weiß der Himmel, auf welchem Wege dieß geschah. Da die Verhandlung im engesten Vertrauen gepflogen wurde, so ist es kaum begreiflich, wie ein Abfluß in die Publicität möglich war. Aber die Journalistik scheint die Mission der frühern geheimen Policei übernommen zu haben, nur nicht mit ganz correcten Ohren. Denn von Allem, was noch so geheim gehalten werden will, bekommen die Herren Notiz, füllen mit Heißhunger ihre Spalten, aber geben Wahres mit Falschem oder Verstümmeltem in solcher Mischung, daß man wenigstens hierlandes wenig Werth auf derlei Journalnachrichten legt."

Dießmal hatte die unberechtigt publicirte Notiz doch ihre — für Lucern erfreulichen — Folgen. Die Studirenden der höhern Lehranstalt bereiteten am 3. April Fackelzug und Ständchen „als ein Zeichen des Dankes dafür, daß derselbe den Lehrstuhl in Lucern dem ihm an der Wiener Universität angebotenen vorzog," so erzählte wiederum die Allgemeine am 14. April 1852. Kopp wollte von der Ovation nichts wissen, ging ihr sogar aus dem Wege, denn er war einmal ganz und gar nicht dazu gemacht, öffentliche Huldigungen zu empfangen, war er doch befangen, wenn ihm etwa ein Freund den Neujahrswunsch nach üblichen Formen hersagen wollte. Kommen durfte man, aber ja nichts Complimentöses sagen, wollte man ihm nicht lästig sein. Er verstand den Besuch ohne allen Commentar.

Gewiß wog diese öffentliche Kundgebung und was, seitdem der Ruf bekannt war, Freunde und Behörden ihm sagten, nicht wenig auf, als er am 16. Mai 1852 dem guten Feil alle Gründe zur Ablehnung vortrug und dieselben dann in die Spitze summirte: „Wenn ich den Ruf annähme, d. h. wenn ich durch die

---

[1]) Es hieß in der Nummer vom 19. März 1852: „Wien, 19. März. (nach Anderm) Professor Kopp aus Zürich soll die ihm angetragene Lehrkanzel der Geschichte an unserer Hochschule mit Berufung auf sein vorgerücktes Alter abgelehnt haben."

Annahme desselben Sie täuschte in allen billigen Erwartungen, so hieße dieses gerade so viel, als sich auf die Reise machen, um in Wien zu sterben."

Nebst dieser Berufung wurde Kopp im Jahre 1852 noch eine andere Auszeichnung zu Theil, die Akademie von München erwählte ihn, nachdem hiefür am 24. Juli der erste Schritt geschehen war, in der Plenar-Sitzung vom 28. November zu ihrem ordentlichen auswärtigen Mitgliede.

Im folgenden Jahre sollte ihm noch einmal die Ehre einer Berufung erwiesen werden. Zur bevorstehenden Feier fünfhundertjähriger Verbindung Berns mit der Urschweiz beantragte Staatsschreiber M. v. Stürler bei der Regierung, um ein bleibendes Denkmal zu gründen, die Herausgabe eines bernischen Urkundenwerkes. Das wurde beschlossen und man trachtete dafür Kopp zu gewinnen. Man wollte ihn als Professor an die Universität berufen, dabei es ihm möglich lassen, das Urkundenbuch zu redigiren, ihm dem „ersten der schweizerischen Geschichtsforscher, dem Vater der streng urkundlichen Richtung." [1]) Der Versuch rief einigen Briefen, wobei diesmal Herr v. Stürler Feils Stelle vertrat, und nicht auf die ersten Bedenken nachließ, sondern recht ansetzte.

Auch diese Versuchung prallte fruchtlos ab an der Liebe zu Lucern.

V.

Von Aebi, Düret, Ficker, Liebenau, Segesser und von Stürler mehr oder weniger unterstützt, brachte der Hauptredactor seine Geschichtsblätter ehren- und sorgenvoll durch's Leben. Im Jahre

---

[1]) M. v. Stürler an Kopp, 22. October 1853.

1854 war durch dieses Vehikel das neunte Buch der Reichsgeschichte: „Heinrich der Siebente als König und Kaiser und seine Zeit" erschienen, die Periode von 1308 — 1313 umfassend. Mit dem Sprunge vom vierten zum neunten Buche wollte Kopp offenbar für das Dazwischenliegende eine immer noch im Bereich der Möglichkeit ruhende Ausbeute fremder Archive sich vorbehalten. Den Heinrich mochte er gerade am reifsten glauben; Böhmer meinte, er hätte knapper ausfallen dürfen und deutet an, daß man über die Gränze, wie weit der Inhalt der Urkunden in eine darstellende Geschichte gehöre, verschiedener Meinung sein könne, bewundert jedoch das Geschick, mit dem Kopp das, was Andern zu viel scheine, einzuflechten wisse.[1]) Als er dann das neunte Buch ganz gelesen hatte, schilderte er den Eindruck nochmals mit den Worten: „Wenn Sie nun noch einige Bemerkungen über Ihren Heinrich VII. verlangen sollten, so weiß ich nichts Besseres zu sagen, als daß er ganz das ist, was Sie geben wollten: Die genaueste und pünctlichste urkundliche Geschichte, zugleich des Ganzen und des Einzelnen, gut geordnet, in prägnantem Ausdruck. Auf **raggionamenti** und **vues** sind Sie nicht ausgegangen. Sie geben den Gelehrten den gründlichsten Anhalt, die sicherste Belehrung; aber der bloße Gebildete muß schon von sehr ernstem Charakter sein, um solche Kost sich anzueignen."[2])

Die nächstfolgende Partie begrüßte Böhmer[3]): „Ihre Geschichte führt Sie nun recht in **medias res** der ältesten Eidgenossen. Mit dem größten Interesse habe ich ihre Darstellung gelesen. Sie ist so geschlossen und abgerundet, daß man nicht weiß, was dagegen gesagt werden könnte. In Ihren Nachweisen sind Sie zu gewissenhaft in Aufführung Ihrer von Außen her gekommenen Notizen, z. B. daß Sie mich nennen als den, der Sie auf Muffat aufmerksam gemacht hat. Bei den Urkunden aus Stuttgart genieße ich eine Ehre, von der ich besorge, daß sie mehrfach unserm braven Stälin gebührt, der so viel, so emsig und so gewissenhaft arbeitet und doch noch Zeit findet, für die

[1]) An Kopp, 2. Sept. 1853.
[2]) An Kopp, 12. Jan. 1855.
[3]) An Kopp, 14. Sept. 1855.

Freunde unaufgefordert Urkunden abzuschreiben und sie ihnen zu schenken.

„Nicht daß Sie das neue Ergänzungsheft zu den Regesten 1246—1313 hätten liefern sollen, hatte ich Ihnen angesonnen, aber zu den Habsburgischen Regesten, die ich damit verbinde, halte ich Sie unendlich tüchtiger als mich; indessen werde ich Sie schon zur Mithülfe mahnen. Als ich Ihnen einst von habsburgischen Grafenregesten sprach, wollten Sie den kiburgischen den Vorzug geben. Ich aber denke so: noch ehe das Land zwischen Jura und Hochgebirg, dann mehr herwärts zwischen Jura und Rhein emancipirte Hirtenvölker und Territorium durch Wirthschaftlichkeit und Waffen erwerbende Stadtgemeinden aufwies, blühte dort der Adel. Zähringen kam schon zu großer Bedeutung, erreichte aber nicht die größte. Zu dieser conglommerirte sich verschiedenes um Rudolf von Habsburg, der dann mit der Kraft seines Hauses und seiner Person, unterstützt von der kriegerischen Tüchtigkeit seiner Ober-Schwaben und Elsäßer in die weltgeschichtliche Bedeutung eintritt, zugleich aber auch durch die Erwerbung Oestreichs das Centrum, in dem er stand, auswärtshin verlegt. An Rudolfs Königsgeschichte hat man sich seit langem versucht, mit den Kräften, wie man sie eben hatte; vernachlässigter blieb das Piedestal seiner Größe: seine Grafengeschichte, die ich auch bei Ihnen nicht so wie ich wünschte, wie es aber außer Ihrem Plane lag, in einem Zuge geschildert finde. Ich begreife nun auch, daß das Material dazu viel weniger ausreicht, als zur Königsgeschichte; kann man aber auch daraus keine fortlaufende Erzählung bilden, die dem größern Publicum genügt, so doch Regesten, die dem Gelehrten mancherlei andeuten und wohl auch noch durch neue Fünde bereichert werden können. Diese Regesten habe ich nun für Rudolf und sein Haus, nach dem Maß von Werth, den es für die allgemeinere Geschichte hat, unternommen und gedenke Sie Ihnen vor dem Druck zur Berichtigung vorzulegen.

„Diese Arbeit hat mich mit Herrgotts Werk näher bekannt gemacht und mit Bewunderung davor erfüllt. So viel wurde schon 1737 geleistet! Was hat die spätere Zeit diesem an die Seite zu setzen? Vergessen aber wurden diese Leistungen der katholischen Historiker, weil man den Katholiken ihre Bildungsan-

stalten zerstörte, so daß nun die ganze literar-historische Tradition in die Hände der Protestanten kam, die von jenen Werken nichts wußten. Freilich kommt dazu das über menschliche Proportionen hinausgehende Format."

Ein glänzendes Zeugniß für Kopp legte Böhmer [1]) in die Worte nieder: „Der Schatz urkundlicher Forschung, den Sie in Ihrer Reichsgeschichte niedergelegt haben, ist mir in diesen Wochen oft Aushülfe, Stützpunct und Prüfstein gewesen. Zu würdigen vermag man solche Leistungen erst dann, wenn man selbst den Quellen gegenübersteht, und sieht, mit wie viel Präcision hier die **rari nantes in gurgite vasto** zu einem Zusammenhang verbunden wurden. Bei dieser Gelegenheit habe ich aber auch deutlicher als jemals früher wahrgenommen, um wie viel weniger meine Ludwigs-Regesten brauchbar sind, als die des 13. Jahrhunderts, weil ihnen die Einzeichnung der historischen Knotenpuncte fehlt. Leider wird meine dermalige Arbeit auch Mängel genug darbieten, zumal deshalb, weil die ersten Sammlungen dafür nur zu meinem Privatgebrauche und daher gar flüchtig gemacht wurden, während ich doch jetzt nicht Alles umarbeiten kann. Fertig sind bis auf eine letzte Revision: die Grafen von Habsburg, König Otakar, Herzog Albrecht. Es bleiben nur noch seine Söhne bis auf Lüpolts Tod, bei denen ich mich besonders auf Lichnowsky stütze."

Kopp gab es zu mit der Entschuldigung: er habe in der Hauptsache an dem, was 1838/9 geschrieben worden nicht mehr ändern mögen.

In den folgenden Heften wurde des vierten Bandes zweiter Theil: „Die Gegenkönige Friedrich und Ludwig und ihre Zeit (1314—1322)" als zehntes Buch ausgegeben.

Weidmann hatte sich für diese Partie am Verlage nicht betheiligt, derselbe gehörte der Firma Stocker in Lucern, die es mit den Geschichtsblättern gewagt hatte, und kam dann durch Verkauf an R. Bertschinger daselbst. Dieser aber, wie er suchte der Geschichtsblätter los zu werden, setzte damit neuerdings die Sorge um die Fortsetzung des größern Geschichts-

[1]) An Kopp, 21. Jan. 1856.

werkes in ihre nagende Thätigkeit, so daß Kopp nach Wien oder Frankfurt hin seinem Unmuthe bisweilen Luft verschaffte.

Es mochte ihm sehr gelegen sein, als einmal der treue Feil die Frage stellte: „Sollten wir wirklich auf die heißersehnte Fortsetzung Ihrer vortrefflichen Geschichte der eidgenössischen Bünde verzichten müssen; es wäre für die Wissenschaft ein unersetzlicher Verlust!" Letztere zwei Worte waren dreimal unterstrichen. Es bezeichnet die Gemüthsverfassung in welcher Kopp gefangen lag, als er am 5. April 1853 darauf erwiederte: „Ich halte es des Stoffes wegen, nicht meiner Kunst wegen, für Oesterreich für eine ewige Schande, [1]) (auch dreimal unterstrichen), wenn es ein Wahrheitswerk, durch welches ein 500jähriges Fluchmal seiner Fürsten getilgt wird, stecken läßt." Er wußte, daß L. Wurstemberger wegen seinem Peter von Savoien von Turin aus gar freundlich behandelt wurde [2]) und daß die sardinische Regierung von sich aus hundert Exemplare abnehmen wollte. Man zählte 1847, als Kopp darüber glossirte: „Das ist verständig. Ich glaube unsere Oesterreicher haben von meinem König Rudolf, gegen welchen doch der ihnen verhaßte Palaky umsonst zu Feld gezogen ist, nicht ein einziges Exemplar gekauft." Den Gedanken, es sollte durch Verpflichtung zur Abnahme einer gewissen Anzahl Exemplare die Fortsetzung seines Werkes gesichert werden, den Gedanken wurde er nicht mehr los und stellte 1851 an Chmel förmlich die Frage: ob bei Fortsetzung des Werkes nicht in Wien eine bestimmte Anzahl von Abdrücken zur Ermunterung des Verlegers abgenommen würden. Daß die Antwort ausblieb, wurde Böhmer geklagt und Kopp, im Gefühle, daß in historischer Hin-

[1]) Kopp fand darin eine Rechtfertigung seines eigenen Ausdruckes, als er 1855 in den „historisch-politischen Blättern", Bd. 36, S. 51 las und ausschrieb: „Es wäre ein wesentlicher Verlust, ja man darf wohl sagen, eine Schande für die deutsche Literatur, wenn Herr Kopp durch die Gleichgültigkeit des Publikums gehindert würde, die vier eben erwähnten Bücher (Rudolfs I., Adolfs von Nassau und Albrechts I.) die druckfertig liegen, zu veröffentlichen."

[2]) Auch Hisely und Andere wurden mit Auszeichnungen bedacht.

sicht „zu Wiederherstellung der Ehre des Hauses Habsburg[1]) niemand außer er Beweisetitel und Willen besitze," Kopp erfuhr Anwandlungen des Unmuthes, wie damals, als er zu Ende des Jahres 1851 nach Frankfurt schrieb: „Ich betrachte meine historische Laufbahn als geschlossen: denn wozu soll ich schreiben und das Längstgeschriebene nochmals schreiben, wenn sich doch niemand darum kümmert. Vielleicht wenn ich mit Horatius noch ausrufen muß: paupertas impulit audax, ut versus facerem, vielleicht arbeite ich noch ein drittes Urkundenbändchen aus. Aber schwerlich kommt mir im Jahre 1852 die Lust dazu. — Nunmehr lasse ich meinen ganzen historischen Kram liegen und mit keinem Finger rühre ich ihn mehr an. Wozu der Quark? und was soll ich mir damit üble Stunden bereiten? Dagegen mache ich zuweilen einen humpelnden Vers und wende mich mit erneuter Liebe meinen alten Classikern zu: so bin ich beruhigt, und so denke ich in's neue Jahr überzugehen."

Diese düstern Schatten wurden 1852 durch den ehrenvollen Ruf etwas verscheucht, aber tauchten so oft wieder auf, als von der Fortsetzung die Rede war. Er mußte davon sprechen im Brief an Feil vom 8. April genannten Jahres. „Für die bisher in den Jahren 1845, 47 und 49 im Druck erschienenen vier Bücher meines Geschichtswerkes habe ich ein bescheidenes Honorar erhalten, doch gab ich mich, eines in das andere gerechnet, zufrieden. Ich lasse mir nun gerne sagen, daß ich durch diese Arbeit meinen literarischen Ruf begründet habe, denn hätten die Bücher auch keinen andern Werth, so leisten sie doch in Bezug auf Gründlichkeit das beim gegenwärtigen Stande der Forschung erreichbar Mögliche. Oder täusch ich mich? Was aber sagt mein Herr Verleger in Leipzig dazu? Der bisherige Absatz hat noch nicht einmal Honorar und Druckkosten gedeckt und an einen reinen Ertrag ist gar nicht zu denken. Er hoffte daher, wenn ich die Sendung

[1]) Wie für König Rudolf, so wurde Kopp besonders Ehrenretter der Königin Agnes, dieser reinen, hohen Gestalt und des K. Albrecht, für den jetzt ein völliger Umschwung der Ansichten stattgefunden hat. Vrgl. Karl Hagen, Die Politik der Kaiser Rudolf von Habsburg und Albrechts I. Rede bei der Stiftungsfeier der Hochschule in Bern am 14. Nov. 1857. Frankfurt a. M. 1857. S. 20 ff.

nach Rom erhalten und neue Schätze aufgefunden hätte, dem Buche einen bessern Schwung zu geben und sich so allmählig aus der Patsche zu ziehen. Aber diese Aussicht des Verlegers und die gerechten Erwartungen der Geschichtsfreunde auf Erweiterung des historischen Stoffes aus den römischen Archiven hat das — Verschließen der allfälligen Schätze — denn wir andere, die wir vor dem Gitter stehen, sollen wie im Traum die zutreffenden Nummern des Lotto's errathen — gar und gänzlich zerstört. Vielleicht, ich sage vielleicht, dürfte ich auf eine erneuerte Anfrage (beim Verleger) keine ungünstige Antwort erhalten, wenn — und das wäre doch wohl das leichteste Mittel — von Oestreich aus eine bestimmte Anzahl abzunehmende Exemplare zugesichert würde. Das ist es, was ich früher an Freund Chmel als Wunsch fallen ließ; das ist es, was ich in meinem Schreiben vom 30./31. Jänner an Sie wenigstens transeundo andeutete. Sie sehen gar wohl ein, daß ich hier keineswegs Cicero pro domo bin; denn mein kleiner Gewinn ist bald gezählt. Sondern die Schmach, ein solches Werk müssen liegen zu lassen, — sondern die geringe Abnahme des Buches, das allerdings kein Modenartikel ist, dieses läßt mich den Vorschlag thun und ihn wiederholen. Ist es ausführbar? Ich weiß es nicht, was sagen Sie dazu? Geschieht es nicht, so hört meine Geschichtsmühle auf, nicht aus Mangel an Wasser und Korn, das aufgeschüttet werden sollte, sondern aus Mangel an Leuten, die von diesem historischen Brode essen wollen. Und was dann? soll ich dann einige Körnchen in Ihrem „„Archiv““ unterzubringen suchen?“

Jener Reise, welche Kopp 1854 mit Rölly über Leipzig nach Wien unternommen, lag nebst anderm auch die Absicht zu Grunde, gleichsam für die Fortsetzung zu recognosciren. In Leipzig antwortete Herr K. Reimer, er wolle vorerst seine Bücher befragen. Bei der Antwort blieb es, denn schon am 4. Juni vorher hatte Reimer sein Bedauern eröffnet: daß für die Förderung des gehaltreichen und mühvollen Geschichtwerkes die Quellen verschlossen geblieben und andrerseits die Ungunst der Zeiten der Verbreitung hinderlich gewesen sei. „Namentlich in Norddeutschland“ — fuhr er fort — „scheint das Werk nur in die Hände von eigentlichen Geschichtsforschern und an Bibliotheken gekommen zu sein. Diese

Erfahrung hat mich schon auf den Gedanken gebracht, ob es nicht gerathener sein würde, die Fortsetzung und den Vertrieb des Werkes der Thätigkeit eines schweizerischen oder österreichischen Verlegers zu überlassen. Ob dazu die Stocker'sche Buchhandlung oder eine andere geneigt sein würde, kann ich freilich nicht wissen. Vielleicht haben Sie Gelegenheit, darüber etwas in Erfahrung zu bringen; ich würde zwar sehr bedauern, ganz aus der geschäftlichen Verbindung mit Ihnen zu treten, aber doch keinen Anstand nehmen, dies zu thun, wenn es zum Besten der Sache und in unserm beiderseitigen Interesse räthlich erschiene."

So wenig als in Leipzig, konnte Kopp in Wien über das Schicksal seines Buches etwas Entscheidendes vernehmen. Aber hier lag die Schuld mehr in dem Umstande, daß er die Stadt zu bald verließ. Auf eine Bemerkung: die Akademie gebe sich den Buchhandlungen gegenüber nicht gerne mit Uebernahme einer Anzahl von Exemplaren ab, auf diese Bemerkung strich er sogleich die Segel ein und wollte auch dem Rathe kein Gehör leihen, an die Akademie in Sachen ein „förmliches Petitum" zu stellen.

„Ich habe kein Privatvermögen, aber ich schäme mich auszurufen: date obolem Belisario!" Das war Kopp's Antwort auf solche Zumuthungen. „Mir selbst gegenüber und vor meinen Landsleuten werde ich kein Petitum stellen. Ich habe ja mein Anliegen brieflich dem Präsidenten der h. Classe und Vicepräsidenten der Akademie eröffnet: will man denn eine größere Demüthigung oder Compromittirung? Lieber, wenn es sein muß, lasse ich mein Geschreibsel ungedruckt. Herr Stocker, obwohl für den ersten Band nicht vollständig gedeckt, will es doch mit einem neuen Hefte versuchen; aber die ganze Last fällt nun ausschließlich auf mich. Herr Stocker, Tochtermann Steigers, druckt dessen Eidgenossen, in welchem Herr Segesser oft scharf hergenommen wird; er hat sich nun von der Zeitschrift losgesagt und, hinter ihn sich versteckend, auch Hr. Liebenau. So steht noch Hr. Aebi neben mir, der jedoch stets schwer mit einem Aufsatze zu Ende kömmt. Hätte ich nur stets gesicherten Stoff für die Geschichtsblätter und würde man in Wien auch nur durch Abnahme von etwa 50 Exemplaren die Fortsetzung gewährleisten, so könnte ich bei jedem Hefte mehr als vier Bogen von der Geschichte geben

und würde so schneller zum Jahre 1330 vorrücken; dann dächte ich zur frühern Zeit zurückzugreifen und dann ließe sich Ihre freundliche Erinnerung an allfällige „„Zuschüsse““ im Ernst besprechen. Jetzt habe ich nicht den Muth dazu.“ Das die Herzensergießungen vom 2. März 1855 an wen, — das hat der geneigte Leser gewiß gleich schon errathen. Hierauf am 13. März der Freund: „Unsere Freunde in Wien haben gewiß persönlich den besten Willen für Sie, aber sie hängen von Formen und Umständen ab. Dabei sind Sie so schnell fortgelaufen. Feil schrieb mir, Graf Thun habe es ungemein bedauert, Sie nicht gesprochen zu haben. Hinsichtlich der Vollendung Ihres Rudolf ist die Vorfrage: Wie viele Bogen fehlen noch an Text, Inhaltsverzeichniß und alphabetischem Register (auf letzteres lege ich wegen dem dadurch erleichterten Nachschlagen großen Werth, obgleich es nicht sehr umfangreich zu sein braucht) und was kosten diese Bogen an Satz, Druck und Papier? Wenn dieses beantwortet wäre, könnte man daran denken, wie ein solcher Zuschuß zu beschaffen sei, damit der Abschluß erlangt werden kann.

„Ziehen Sie es aber im Augenblick vor, beim Jahr 1313 fortzufahren und fehlt es Ihnen an Stoff, Zeit und Mitarbeitern zu einzelnen Abhandlungen und Mittheilungen, so könnten Sie ja auf diese ganz verzichten und die Geschichtsblätter mit der Geschichte erfüllen. Ihr Verleger wird den Lützelburger doch auch als besonderes Werk verkaufen und durch die Bücherkataloge laufen lassen? Wenn Sie nur einen andern Titel gewählt hätten: „„Reichsgeschichte““, wie unten auf jedem Bogen steht, statt „„Eidgenössische Bünde““, der Ihnen den Leserkreis beschränkt! Ich halte dieses für so wichtig, daß ich in Ihrem Fall die Frage überlegen würde, ob nicht noch rückwärts andere Titel gedruckt und beigegeben werden könnten.“

Den nächstfolgenden deutlichern Aufschluß über den Stand der Fortsetzungsfrage erhielt Böhmer am 3. April 1856, um von ihm Rath und Muth zu bekommen. [1])

---

[1]) Beilage 67 a.

VI.

Einen fröhlichen Ostertag (fast buchstäblich) gab es endlich auch für diese Leiden.

Böhmer hatte von der Wedekindischen Stiftung in Göttingen für Belohnung historischer Verdienste unangemeldet im Frühling 1856 den Preis erhalten,[1]) aber hochherzig denselben Kopp zugewendet. Dies sind seine Worte. „Wenn es nun dort, wo es am nächsten läge, Leistungen zu stützen und zu ehren, in denen die Anfänge Habsburgischer Größe von späteren Verdunkelungen gereinigt werden, und für die Erkenntniß und Würdigung der Periode, in der Rudolf I. und Albrecht I. noch einmal die Wiederherstellung der deutschen Centralgewalt versuchten, Bahn gebrochen wird, an der entsprechenden Aufmerksamkeit zu fehlen scheint: so wollen Sie mir gestatten, daß ich zwar nicht mit ganz entsprechenden Mitteln, aber doch mit gutem Willen, wie sich gerade die Gelegenheit darbietet, zwischen trete. Den Wedekindischen Geschichtspreis, der mir in so edler Weise ertheilt worden ist, habe ich zwar mit unbedingtem und herzlichem Danke angenommen, allein ich kann ihn mit gutem Gewissen nicht behalten, weil der Zweck des Stifters — die Förderung vaterländischer Geschichtskunde zu belohnen — bei mir schon durch die Ehrenauszeichnung, auch ohne das Geld, vollkommen erreicht ist. Hierdurch gleichsam im Namen des Stifters zum nochmaligen Vertheiler des Preises geworden, aber nicht gleich den Preisrichtern an den Wortlaut seiner Statuten gebunden, sondern freier eintretend in seine Absichten und nicht gehindert, bei der Weitergabe auch persönlicher Neigung zu folgen, erlaube ich mir, Ihnen den Preis anzubieten, mit dem Wunsche, daß dadurch der Druck Ihrer Reichsgeschichte gefördert werde, übrigens aber, ebenso wie ich ihn selbst erhalten habe, ohne alle Bedingung. Gerade in den

[1]) Böhmer an Kopp, 23. März (Ostern) 1856.

Tagen, da ich mich besann, wie die Druckfortsetzung Ihres Werkes gesichert werden könne, erhielt ich die Nachricht von der Preisverleihung und der Freund, der in jenem Augenblicke gegenwärtig war, kann Ihnen einst sagen, daß diese Verwendungsweise mein erster Gedanke war. Ich habe seitdem dem Director der Wedekind'schen Stiftung mitgetheilt und darf mich in meiner von ihm anerkannten freiern Stellung seiner billigenden Zustimmung um so versicherter halten, da ich schon in dem vorausgegangenen Preisertheilungsbericht Ihren Namen mit Achtung genannt finde. Wiederholte Prüfung hat mich in der mir von einem unserer ausgezeichnetsten Historiker eröffneten Ansicht bestärkt: „„wie es eine Ehrensache sei, daß der Druck Ihrer Reichsgeschichte nicht unterbrochen werde."" So empfangen Sie denn das Wedekind'sche Preisgold hierbei in seiner Originalverpackung und Versiegelung — gerade $1^1/_3$ Pfund Gold — mit der Bitte, des hochherzigen Stifters dabei zu gedenken, mir aber durch etwaige Einwendungen die Freude nicht zu verderben." [1])

Der überraschte Empfänger war tief gerührt und verlieh dem Vorworte zu den Geschichtsblättern öffentlichen Ausdruck seines Dankes. [2]) Er nahm die Summe nur an für den Fall, daß die Zeitschrift noch länger erscheine. „Sollte sie und die Geschichte jedoch unterbleiben, so würden Sie es mir nicht verübeln, wenn ich es für meine Pflicht halte, Ihnen die Ehrengabe wieder zurückzustellen." [3])

Es gelang, die Geschichtsblätter noch zwei Jahre lang zu erhalten, wobei aus dem Auslande fast einzig nur Professor Ficker seine gute Feder ansetzte und mit Kopp deßhalb im Briefwechsel stand. [4])

Wie ein Leid, so kömmt auch die Freude selten ungepaart.

Kopp hatte im Herbst 1855 sein erstes Bändchen Gedichte an Feil überschickt, worauf derselbe bei erster Muße zurückschrieb:

---

[1]) Böhmer an Kopp, 26. April 1856.

[2]) Geschichtsblätter II. Vorw. S. IV.

[3]) An Böhmer, 29. April 1856 (Beilage 67 b.) und am Jahrestage der Murtner Schlacht 1856.

[4]) Beilage 68.

„Als ich Ihre herrlichen dramatischen Werke wieder und wieder durchlas, konnte ich mir, wie schon damals, als ich sie im Manuscripte sah, nicht erklären, wie die Hofburg-Theaterdirection nicht mit vollen Händen nach so kostbaren Perlen griff." [1]) Um diese Zeit fragte man sich in Wien's competenten Kreisen, welche angemessene Subvention Kopp für seine historischen Leistungen dürfte ertheilt werden. Ministerial-Sectionsrath Bernhard v. Meier und Feil nahmen an der Förderung der Sache vermöge ihrer Stellung nicht wenig Antheil, Graf Leo v. Thun, [2]) der Unterrichtsminister, sah darin eine Ehrenschuld. Er lenkte das Augenmerk Sr. Majestät auf die Verdienste des Geschichtschreibers Rudolf's von Habsburg. Am 10. Juli 1856 erfolgte die edelmüthige Entschließung des Kaisers Franz Joseph, sie lautete: „in Anerkennung des Werthes seiner historischen Arbeiten" solle Kopp auf Lebenszeit ein Ehrengeschenk von jährlich tausend Gulden erhalten. [3]) Das war nun weit mehr, als er je gehofft. Seine Empfindungen nenne er uns selber, wie er davon an St. Magdalenen Tag 1856 an den treuen Feil gesprochen hat.

„Ihre verehrlichen Zeilen vom 14. dieses Monats, die mir am 18. zugekommen sind, haben in mir einen Sturm von Gefühlen aufgeregt, deren ich in diesem Augenblicke noch nicht Meister geworden bin.

„Erwäge ich meine alternden Tage, betrachte ich meine Lebensgefährtin, blicke ich namentlich auf meine zwei jüngsten Kinder, so übernimmt mich eine Rührung des Dankgefühls, daß ich weinen möchte wie ein Kind.

---

[1]) An Kopp, Wien, 2. Januar 1856.

[2]) „Eine der leider nicht allenthalben in dem ganzen Adel ächten Manneswerthes anerkannten Persönlichkeiten, ein Mann, für den ich, wenn es Noth thut, ohne Bedenken in's Feuer gehe," schrieb Feil am 29. Juni 1856, der in der besondern Lage war, „beim edlen Grafen über Kopp's literarische Leistungen mit dem so natürlichen Feuereifer überzeugter Gesinnung" ein Wort zu sprechen, zu sagen, „daß es eine wahre Ehrenschuld sei, die Oestreich durch eine wirksame Unterstützung von Kopp's historischer Hauptaufgabe abzutragen habe." Auch über Benutzung des Vaticanischen Archivs ließ Feil eine Erinnerung einfließen.

[3]) Feil an Kopp, 14. Juli 1856. Beilage 69.

„Auf anderer Seite, ich darf es wohl sagen, drückt mich die Gnade wie ein Alp, um so mehr da ich wenigstens jetzt noch keine Möglichkeit sehe, meinem tiefgefühlten Danke einen entsprechenden Ausdruck geben zu dürfen.

„Sie werden mir später die Güte haben zu sagen, in welcher Weise ich gegen Se. Majestät, in welcher ich gegen Se. Excellenz mich mindestens zu einer, wenn auch schwachen Anerkennung der von mir übernommenen großen Schuld, freilich von ganzem Herzen, zu bekennen habe. Bis dahin rechnen Sie meine Unbehülflichkeit meiner schwierigen Stellung zu. Wäre mein dramatischer König Rudolf schon gedruckt (freilich wird es noch mehrere Wochen anstehen und eben jetzt ist eine kleine Unterbrechung eingetreten,) so glaubte ich diesen Anlaß benützen zu dürfen, um meinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben.

„Ich weiß wohl, Majestät und Excellenz werden keine künftige Zeile von mir anders geschrieben wünschen, als ich sie bisher schrieb; auch werde ich fürderhin streng nur im Dienste unerbittlicher Wahrheit stehen. Gleichwohl muß ich mich fragen: werde ich nicht überschätzt? werde ich den Forderungen deren Verantwortlichkeit auf mir lastet, zu genügen wissen? und wird meine, seit mehr als 20 Jahren behauptete, Unbefangenheit und Unerschrockenheit nicht da und dort an der Klippe eines Zweifels Anstoß nehmen?

„Sie, lieber Freund, haben wohlwollend geholfen, mir eine Bürde aufzulegen, der ich kaum gewachsen bin; lassen Sie voraus mich Ihrer freundschaftlichen Nachsicht versichert sein!"

Kopp hatte früher in einem Augenblicke der Verstimmung Feils freundliche Worte nur für höfliche Manier gehalten, was er ihm unverholen zu verstehen gab. Mancher hätte sich wirklich zurückgezogen, Feil blieb treu, ja er bewährte sich als Muster von Edelmuth und Treue. Auch dies wirkte mit in dem „Sturme von Gefühlen."

Böhmers Sentenz über das Geschehene lautete kurz: „Diese endliche Würdigung des Verdienstes muß jeden Deutschen innig erfreuen, weil es zugleich eine laut ausgesprochene Theilnahme am Nationalen ist, deren Ausdruck man so lange dort vermißte, wo man sie am meisten erwartet und am liebsten gefunden hätte.

Der Kaiser stellt sich damit auf den hierin so ruhmwürdigen Standpunct, auf welchen sein Vorfahr Karl VI. gegenüber von Leibnitz, Argelatus, Herrgott gestanden hat." [1]) Gerade Böhmers Vorgang in seiner Verfügung über den Wedekind'schen Preis hatte auf Feil wohlthätig gewirkt, ihn mächtig bestärkt, wie aus seinem eigenen Geständniß hervorgeht. [2]) „Ich kann Ihnen nicht sagen, welchen ebenso erhebenden als wahrhaft rührenden Eindruck die Verfügung Böhmers auf mich machte. Ist das ein Mann, der echtesten Verehrung werth! Wahrhaftig ich danke es meinem guten Schicksale, aus vollstem Herzen, daß es mir vergönnt war, Männer persönlich kennen und schätzen zu lernen, die wie Sie und Böhmer Sterne der Wissenschaft nicht minder, als gediegenen Manneswerthes sind!" Wer konnte den Dank für gediegene Freunde wärmer zum Himmel senden als gerade Kopp! Noch am 20. Juli wiederholte er an Böhmer: „Erwäge ich meine alternden Tage, betrachte ich meine Frau, blicke ich namentlich auf meine zwei jüngsten Kinder, so wird es mir wehmüthig ums Herz und ich könnte vor Rührung und Dankgefühl weinen wie ein Kind.

„Aber, nicht die Unterstützung der Reichsgeschichte, nein! die Gabe drückt schwer auf mich wie ein Alp. Ich weiß wohl, daß ich auch fürderhin keine Zeile anders schreiben werde, als ich bisher geschrieben habe, aber werde ich, so mir Gott noch Leben und Gesundheit fristet, der Verantwortlichkeit allen gerecht zu sein, genügen? wird nicht mehr von mir erwartet werden als ich zu leisten im Stande bin?

„Ich habe Herrn Feil auf sein Letztes — noch bin ich zu sehr angegriffen — auch noch nicht geantwortet."

Gegen Ende November bot der gedruckte Rudolf dem Dankgefühl würdigen Ausdruck und es mußte dem Dichter erst jetzt recht angenehm sein, daß er für diesen Stoff sich entschieden hatte. Er betonte aber stets seine unabhängige, nur vor der anerkannten Wahrheit sich beugende Gesinnung: „Ich brauche es Ihnen nicht erst zu sagen: ich habe keine Zeile weder Oesterreich zu lieb noch irgendwem zu leid geschrieben und so wird es, (so Gott will) auch

---

[1]) An Kopp, 19. Juli 1856.

[2]) An Kopp, Wien, 29. Juni 1856.

in Zukunft bleiben. Aber herzlich habe ich mich gefreut und freue mich fortwährend, daß die historische Wahrheit mich zum Werkzeug wählte, verkannte, ehrenhafte Größen vom Schmutze zu reinigen, welchen Leidenschaft und Parteihaß auf sie geworfen hat. Dennoch mußte ich schon im Jahre 1838 bestochen und ein an Oesterreich, Verkaufter heißen, andere Ehrentitel nicht zu nennen." [1])

Wie leicht und wohl zu Muth mochte ihm dießmal auf dem Rigi sein, als er den 23. August in Gesellschaft des Historikers Professor Hennes aus Mainz dort verlebte.

Auf das kaiserliche Geschenk und den Wedekind'schen Preis kam der Empfänger in seinen Briefen an Böhmer nochmals zu reden, es schien fast als hätte die Annahme neue Bedenken erregt. Böhmer beruhigte: [2]) „Ihr lieber Brief vom 9. Weinmonat (diese Datirungsart konnte auch Stumpf, der junge Oesterreichische Historiker, von dem ich Ihnen schrieb, in Ihren Büchern nicht recht capiren) hat es mir neuerdings recht leid gemacht, daß ich Sie in diesem Herbst nicht gesehen habe. Es wäre für mich selbst große Freude und Erfrischung gewesen, und Sie hingegen hätten vielleicht von mir eine leichtere Ansicht Ihrer orientalischen Verhältnisse gewonnen. Was man gethan hat, war — wenn auch von Ihnen so wenig gesucht als erwartet — dennoch nur die Erfüllung einer Ehrenpflicht. Wir freuen uns dessen und Sie mögen dafür danken, aber Sie dürfen zugleich das Bewußtsein haben, dieß gewiß nicht weniger verdient zu haben, als irgend ein anderer Ehrenmann, dem früher dergleichen geworden, nicht weniger als ein Argelatus, ein Herrgott, ein Gerbert, ein Fürst Lichnowsky. Man hat es gethan für das was Sie geleistet haben: welche andere Last könnte nun Ihnen dabei aufgelegt sein, als mit gutem Muth ferner dasselbe zu leisten? Und daß Sie sich um keinen Preis eine Verpflichtung würden auflegen lassen, die mit Ihrer Mannesüberzeugung nicht übereinstimmte, weiß ja jeder, der Sie oder den Charakter Ihrer Schriften irgendwie kennt, auch wenn Sie das bei Ablehnung des frühern Rufes

---

[1]) An Feil, 3. Juli 1856.

[2]) An Kopp, Frankfurt, 16. November 1856.

mit der zartesten Gewissenhaftigkeit nicht schon geradezu bewährt hätten. Also weg mit dem Alp und frisch weiter voran!"

Nachdem die Dinge ein so erfreuliche Wendung genommen hatten, mochte es Kopp weniger schmerzen, als er mit dem letzten Tage des leid- und freudenvollen Jahres 1856 seinen „Geschichtsblättern" den Schwanengesang halten mußte, er konnte nun sorgenlos an die Vollendung seines Werkes schreiten. Aber schade war es doch um die lehrreichen, in ihrer Art seltenen Blätter. Das Organ und der Vehikel, wodurch die „Schule Kopps," wenn es eine gab, zusammengehalten werden konnte, war nun weg. Wirklich war es Kopp eine Freude, in seiner Zeitschrift junge Kräfte in die Oeffentlichkeit einzuführen und Böhmer hatte ihm schon im August 1847 jungen historischen Nachwuchs gewünscht. Unter den schon versuchten Historikern Ficker, v. Segesser, Aebi und v. Liebenau erschien zum erstenmal hier namentlich Vicar Joseph Düret, (jetzt bischöflicher Canzler) „ein sehr braver Geistlicher aus unserer Nähe" (wie ihn Kopp an Böhmer empfahl), dessen Abhandlungen „Papst Johannes der Zehnte" und „Chronologie der Päpste zu Anfang des 10. Jahrhunderts" den Beifall bewährter Autoritäten gefunden haben [1])

Ein zweiter lieber Schüler, dem der Lehrer ein Wort der Geneigtheit widmete, war Professor Joseph Hardegger in St. Gallen, der auf seine Anregung den Küchemeister druckbereit legte. [2]) Es war Kopp auch eine Freude in seinem Organe für Pfarrer (jetzt Domherr und Professor) F. Fiala, für J. J. Amiet, Archivar Dr. Kothing in Schwiz oder Chorherr Schröter in Rheinfelden ein anerkennendes Wort anzubringen. Groß war ferner das Vergnügen, als die von Georg v. Wyß besorgte schöne Ausgabe des Vitoduranus konnte angezeigt werden. Dem Freunde Wurstemberger erstatteten die Geschichtsblätter II. 270, was ihm längst gebührte und erzählten zum Schlusse: „Die Anerkennung durch Veröffentlichung (Peters II.), welche in seiner

[1]) Recension der Geschichtsblätter in der Tübinger Theologischen Quartalsch. 1856. S. 337 f.

[2]) Jetzt herausgegeben in den „Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte," I, vom historischen Verein in St. Gallen 1862.

Heimath lange auf sich warten ließ, zollte in gerechter Würdigung dem Werke des Republicaners, der König von Sardinien und sein Minister Cibrario; auf königliche Kosten erscheint der deutsche Urtext und zugleich eine französische Uebersetzung. „Ehre dem Ehre gebührt!"

Freudig und neidlos wurden überhaupt alle gediegenen Erscheinungen auf dem Felde der Geschichte, wie besonders Blumers Rechtsgeschichte, begrüßt und Trouillat's großes Quellenwerk gegenüber dem kleinlichen Tadel in der „historischen Zeitung" liebevoll an's Licht gehoben, „in billiger Erwägung der großen Schwierigkeiten, womit der fern von wissenschaftlichen Centren in ein Landstädtchen consinirte Verfasser zu kämpfen hatte." Dem wackern Lüthy hat man zu gerne eine Immortelle auf's Grab gepflanzt. Und wenn um 1855 ein junger Gelehrter ein ungerechtes und in jeder Beziehung unrichtiges Urtheil, was er später kaum mehr gethan hätte, über Kopp in die Welt schleuderte, [1]) da antwortete der schwer Angegriffene theils mit Schweigen, theils mit einem Ausdruck seiner Liebe zum Vaterlande und mit Darstellung seiner historiographischen Laufbahn. Der unbesonnene Gegner hatte in der Weise sich ereifert, daß dem Gekränkten aus dem gleichen Orte, von wo der Vorwurf ausgegangen war, von höchst achtbarer Seite das aufrichtigste Beileid ausgesprochen und ihm zugestanden wurde, er habe nur zu viel Recht sich über gewisse hämische Federn zu beklagen. Der junge Mann habe seine in manchen Beziehungen sonst schätzenswerthe Arbeit durch diese unwürdigen Aeußerungen, die an einem Anfänger doppelt tadelnswerth seien, verunziert. Hottinger sei über diese Haltung höchst betroffen gewesen und um so mehr, als ihm die Schrift, ohne sein Vorwissen, zugeeignet worden. [2])

Aber selbst von diesem einseitigsten aller Gegner mußte zugegeben werden: „daß manche Ansicht, die Kopp ausgesprochen, schwer zu widerlegen sei, daß derselbe ein neues Leben in die Behandlung der ältern Schweizergeschichte gebracht habe. Die kriti-

---

[1]) Ungefähr wie ein Correspondent in der Allg. Zeitung 1850, Nr. 202 Beilage S. 3225 f.

[2]) An Kopp, Zürich, 10. October 1855.

schen Resultate unseres Forschers gaben Veranlassung zu einer Menge von gründlichen Untersuchungen, durch welche die Geschichte der eidgenössischen Bünde neues Licht erhielt." Kränkung und Beifall wechselten oft sehr rasch miteinander ab, und auf den Verdruß folgte Genugthuung; so im Herbste 1855, durch überraschende und angenehme Besuche. Kopp meldete es Böhmer freudig, daß er am 28. und 29. August mit Lappenberg umging; dann mit Dr. Ackermann, Bibliothekar in Lübeck, der ihn nach 31 Jahren wieder aufsuchte und endlich schließt er den Bericht: [1]) „Am 6. d., früh um 7½ Uhr, besuchte mich Waitz aus Göttingen, der Mann hat mich sehr angesprochen und daß wir auch viel von Ihnen gesprochen, [2]) versteht sich von selbst. Am Abend desselben Tages sah ich noch Hagen aus Heidelberg, der eben nach Bern übersiedelte. So habe ich nun inner wenigen Tagen viele gelehrte Männer gesehen, aber den rechten habe ich erst noch zu erwarten; Gott weiß, wann er uns wieder zusammenführt." Solchen Umgang hätte Kopp gar nöthig gehabt, denn er lebte mitten in seiner Trübsal und Verlassenheit. Gerade der steigende Beifall und die Achtung, die ihm vom Auslande her gespendet wurden, erhöhten nur die Melancholie, wenn dennoch die Geschichtsblätter ihre Existenz kaum fristen konnten. Und sie waren doch Manchen fast willkommener als das Geschichtswerk, weil der Meister darin sich freier bewegte, mannigfaltiger wurde und für Geschichtforschung ungemein belehrende Winke gab, dazu auch andere frische Mannschaft Posten fassen ließ. Wie anregend da Manches wirkte wäre unzweifelhaft, auch ohne Bekenntnisse, wie sie ihm Böhmer gemacht hatte: [3])

„Die Geschichtsblätter, die so manche vortreffliche Erörterung brachten, würde ich nur sehr ungern für immer geschlossen sehen, obgleich ich es mir gefallen lasse, daß sie hinter das Hauptwerk zurücktreten. Mone hatte für seine Zeitschrift vor Jahr und Tag

---

[1]) An Böhmer, 30. Herbstmonat 1855.

[2]) Und an Ficker: „Professor Waitz sprach mit freundlichem Wohlwollen von Ihnen."

[3]) An Kopp, 9. Mai 1856. Beilage 66.

etwas über 180 Abnehmer. Jetzt ist das Erschienene auf den halben Preis gesetzt!" [1])

Im gleichen Sinne nochmals: „An Ihren Geschichtsblättern hat mich immer nur das Eine verdrossen, daß ich nichts dazu beigetragen habe, obwohl Sie mich dazu eingeladen hatten. Sonst waren sie mir immer sehr willkommen und anregend. Indessen ist doch die Reichsgeschichte die Hauptsache und dringend wünschenswerth, daß dieselbe kein Torso bleibe, sondern vollendet und mit einem den Gebrauch des Einzelnen erleichternden Register versehen werde. Ich denke daher, daß Sie die Reichsgeschichte bei Reimer fortsetzen und ergänzen werden, während Sie die Geschichtsblätter unter den stattfindenden Umständen vorerst liegen lassen. Ich würde aber nichts über deren Schluß oder Unterbrechung sagen, wenigstens nicht in dem Sinne, daß es Ihnen irgendwie die Hände bindet." [2]) Vor unfruchtbarer Polemik warnte Böhmer öfters. „Auf etwa erfahrne Anfeindungen sollten Sie meines Erachtens auch ferner nichts erwiedern. Erst durch eine solche Beachtung würden Sie denselben Wichtigkeit geben, denn Sie stehen über solchem Treiben, das lange vergessen sein wird, wenn man Ihre Forschungen noch kennt und ehrt. Ein Anderes wäre es, wenn Sie eine Gelegenheit benutzten, Mißverständnissen, die nun einmal bei beschränkten Menschen immer vorkommen, in der Weise entgegen zu treten, daß Sie noch zum zehntenmal es sagten, wie die Emanicipation der Schweiz mit dem Zerfall der Reichsgewalt zusammenhängt. So haben sich ja auch noch andere Länder losgerissen, wenn auch mehr in der Stille." [3])

Kopp reihte den Geschichtsblättern mehrere Aufsätze von bleibendem Werthe bei.

Einmal, nachdem kurz vorher voll Anerkennung für ihn J. J. Amiet in der „Neuen illustrirten Zeitschrift für die Schweiz (St. Gallen) darüber geschrieben hatte, verfaßte Kopp die Abhandlung „zur Tell-Sage, dazu als Beilage: die Geßler." Sie

[1]) An Kopp, 4. September 1856.
[2]) An Denselben, 16. November 1856.
[3]) An Denselben, 23. März 1856.

rief wie früher das erste Urkundenbändchen, verwandten Untersuchungen, regte unter andern Heino Pfannenschmid in Hannover an.

„Des Alten Lucerns Sitten und Satzungen" (1300—1315) mit Erläuterungen von Franz Pfeiffer veralten nie. Die „Züge aus den Schicksalen einer kleinen Reichsstadt (Rheinfelden)," wozu Pfarrer Schröter von dort mit vielem Material gefälligst aushalf, die Studien über den Buchsgau, die zum Theil durch Julius Ficker gegebenen Aufhellungen zur italienischen Geschichte, und noch so viel Anderes, diese Beiträge müssen stets beachtet werden. Aber von Gewicht waren in erster Linie doch jene Enthüllungen über die „Verwaltung der Herrschaft Oesterreich in den obern Landen" und was im zweiten Bande dazu gehört, eine wesentliche Ergänzung zum „Oesterreichischen Urbar", deren Verdienst mit Recht der Recensent in der Wiener Literaturzeitung [1]) vor Allem preist.

Wie schade, daß keiner von den Mitarbeitern die Zeitschrift auf eigene Schultern laden konnte oder wollte, nachdem Kopp einmal zu der Aeußerung sich genöthigt sah: „Ich muß mich gefaßt machen, die Geschichtsblätter als solche eingehen zu lassen, so ungern ich es thue, nur um mit der Geschichte vorwärts zu kommen." [2]) Bei den kurzen Wintertagen wurde ihm ohnehin das Schreiben immer mühevoller, er klagte über „schwaches Augenlicht und die Unmöglichkeit bei künstlichem Lichte etwas recht zu schreiben."

Da sich Kopp die äußerst sorgfältige Redaction seines Organs zum Gesetz gemacht hatte, war es kein bloßes Vorgeben, wenn er einen Freund versichert: „Die Geschichtsblätter geben mir mehr zu thun als Sie glauben. Allerdings ist meine Geschichte geschrieben, aber für jedes Heft muß ich den Bedarf neu abschreiben, die neuesten Forschungen dabei nach Möglichkeit berücksichtigen und alle Belege ordnen; gleichwohl bedarf ich für die Reinschrift eines jeden Heftes, wenn ich auch angestrengt arbeite, mindestens einen ganzen Monat." [3]) Eines Amanuensis hat er sich nie bedient,

---

[1]) 1856, Nr. 21.
[2]) An Böhmer, 5. Wintermonat 1856.
[3]) An M. v. Stürler, 25. October 1853.

alle seine Reinschriften hat er selbst besorgt. Es war ein Fleiß zum Erstaunen.

An Jahren schon so vorgerückt, mußte er nothwendig abladen und etwas verathmen.

VII.

Das Eingehen der Geschichtsblätter hatte wenigstens das Gute, daß Kopp jetzt wieder ungetheilt seinem großen Werke leben konnte. Zu Anfang Aprils 1857 war vom fünften Bande die Hälfte beendigt, bis zur Krönung in Mailand. Für den Streit zwischen dem Baier und Papst Johannes hat er Dudik im **Iter Romanum** und im Archive benützt. „Seine Regesten, obwohl mager, geben einigen Anhalt. Allein schmerzlich vermißt man die vollständigen **Regesta pontificum**; gerade da ist **Raynald** gar sehr lückenhaft und obwohl er in kirchengeschichtlicher Hinsicht genügen mag, für die politische (die eigentliche Reichs-) Seite ist er viel zu dürftig. Nicht **Austriaca**, nicht **Bohemica** allein wären nöthig, sondern eigentlich die **res imperii**. — König Ludwigs Brief an Venedig nach dem Siege bei Mühldorf ist doch ziemlich leer und gehaltlos; freilich ist auch sein Verdienst an dem Siege eben nicht bedeutend. Zu dem, was er ist oder scheint, machen ihn die Umstände, nicht er sich selbst." [1])

Am „42. Jahrtage der Befreiungsschlacht," [2]) den 18. Juni 1857, ist die Reinschrift der Jahre 1322 — 1330 nahezu an zwei Drittheile beendigt und der Druck begonnen. Den Verlag übernahm Karl Reimer erst, nachdem das kaiserliche Unterrichtsministerium in Wien die Abnahme von 50 Exemplaren zugesagt hatte,

---

[1]) An Böhmer, 4. April 1857.

[2]) An denselben. Beilage 70.

denn von der letzten Abtheilung des zweiten Bandes waren nur 250 Exemplare verkauft worden. Jetzt trat noch für den Absatz die zwischen dem 2. und 4. Band vorhandene Lücke als neues Hinderniß dazu. Das Honorar ward auf 20 Franken für den Druckbogen herabgesetzt und Reimer versicherte, er sehe es mit größtem Leide, daß eine so mühevolle und wissenschaftlich so werthvolle Arbeit pecuniär so geringen Ertrag gewähre. Im Januar 1858 wurde der neue Band, das eilfte Buch, (1322—1330) versendet. Es war zu bedauern, daß Karl Reimer bald darauf in den besten Mannesjahren, am 29. Juli starb.

Aus den Recensionen über das neue Buch kann jene von Wegele in von Sybels Zeitschrift citirt werden als Ausdruck der öffentlichen Anerkennung. „Es ist nicht nöthig, die längst und allgemein anerkannten Vorzüge des Werkes auch für diesen Theil insbesondere hervorzuheben oder die Verdienste desselben um die deutsche und eidgenössische Geschichte zugleich, die mit Fug und Recht hoch angeschlagen werden, auszuführen. Auch brauche ich nicht zu erwähnen, daß der Verfasser an Material, soweit es überhaupt zugänglich ist, kaum etwas hinter sich gelassen und manchen bisher verschlossenen urkundlichen Schatz sich zu öffnen gewußt; hat doch selbst das Werk Böhmer's durch Kopp's Forschungen Ergänzungen und Berichtigungen erfahren." Ein Bedenken glaubte der Beurtheilende nur darin zu finden, daß eidgenössische Sachen vorgetragen würden, bei denen der innere Zusammenhang der Specialgeschichte mit der Reichsgeschichte aufhöre. Eine solche Verbindung des sachlich nicht Zusammengehörigen hebe auch alle künstlerische Wirkung der Composition auf. Endlich sei der Verfasser gegen Ludwig den Baiern nicht unparteiisch genug gewesen. [1])

Noch ausführlicher trat neuerdings im Mai 1857 Georg Waitz mit einer Besprechung der neuern historischen Schriften Kopp's in den Göttingischen gelehrten Anzeigen [2]) auf und fand

[1]) Eine Ausstellung, die ebenfalls Döllinger macht: Sitzungsberichte der Münchener Akademie. 1867. 1. Heft III, S. 396.

[2]) Stück 72—75. Seite 713—744. Waitz hatte schon früher in A. Schmidts Zeitschrift f. Gesch. V. Bd. (1846) S. 530 f. „dem Werke mehrjährigen gründlichsten Fleißes — der inhaltreichen und in jeder einzelnen Stelle belehrenden Arbeit" eine Besprechung gegönnt.

sich in manchem Widerspruche mit dessen Resultaten, ohne „den Fleiß, die Gelehrsamkeit, das Streben des Verfassers nach urkundlicher Aufklärung zweifelhafter Puncte und möglichst vollständiger Wiedergabe alles dessen, was sich an Nachrichten über die behandelte Zeit überhaupt erhalten hat," zu verkennen. In der Anordnung des Materials erhielt Stälins Wirtembergische Geschichte den Vorzug, die hierin als ein Muster gelten könne. Waitz war geneigt, in der Mühe, die man wegen der Darstellungsweise aufwenden müsse, um diese Bände zu lesen, eine Mitursache zu finden, „weshalb ein Werk solchen Fleißes, dem die kundigsten Beurtheiler auch mit Recht so viel Lob gespendet haben, doch so geringe Verbreitung gefunden hat." Von den Geschichtsblättern sagte der Recensent insbesondere, daß Kopp „sich dadurch sehr anerkennungswerthe Verdienste, wie um die besondere Geschichte seiner Heimath, so um die allgemeine Deutschlands und des Mittelalters überhaupt erworben" und unter denen, „welche durch Aufdeckung neuen Materials und kritische Verwendung desselben der Forschung neue Wege eröffnet haben, einen hervorragenden Platz" einnehme.

Den Eindruck des in den Anzeigen ausgesprochenen Tadels milderte Böhmer: „Da Ihnen Waitz seine Recension quasi re bene gesta geschickt hat, wobei er Ihnen wohl eine Freude zu machen dachte, will ich Ihnen doch auch mittheilen, was mir Jakob Grimm unterm 4. Juni darüber schreibt: Waitz dünkt mich, geht mit der geforderten historischen Darstellung zu weit. Kopp läßt die Begebenheiten still und genau fortschreiten; wer sie verfolgen mag, wird nicht ermüden. So ist ja der ganzen Geschichte Gang mehr episch als dramatisch." [1]) Uebrigens hatte der Verfasser, der selbst einmal sein Buch als „ein mittelalterliches und, ja wohl, etwas alterthümliches Gebäude" bezeichnet, [2]) an Theodor von Mohr bemerkt: er habe im zweiten Bande Manches niedergelegt, von welchem er nicht gewußt habe, ob er es noch anderswo anbringen könnte, weßhalb dazu ein Orts- und Namensregister so nothwendig wäre. [3])

---

[1]) An Kopp, 22. Juni 1857.

[2]) An Böhmer, 25. Nov. 1844.

[3]) An Theod. v. Mohr, 11. Weinm. 1852.

Kopp war vom Herbste 1857 an weniger mit historischer Composition beschäftigt; denn es galt jetzt ziemlich als ausgemacht, daß im folgenden Jahre die Romfahrt endlich zu Stande komme. Im August 1857 erhielt er vom Minister Grafen von Thun „die Ehre eines Besuches. Sie können sich leicht denken — schrieb er Tags darauf an Feil — wie freudig überrascht und zugleich wie republicanisch unbehülflich ich dastand!“[1]) Außerdem wurde ihm verschiedene Genugthuung und Freude zu Theil, worüber er am 30. Christmonat an Böhmer sich ausließ; [2]) nicht etwa eine silberne [3]) Ehrenmedaille nur, wie von Bern her, erfreute ihn dießmal, sondern der edelmüthige Sinn der Regierung und des Erziehungsrathes, die ihm eine ehrenwerthe Gehaltzulage decretirten, „eine Beisteuer zur Römerreise, wenn sie zu Stande kömmt,“ meinte der frohe Empfänger. Recht bezeichnend ist, was der Bibliothekar der freien Stadt Frankfurt dazu bemerkte: [4]) „Zu der zwar späten, aber durch die überall stattgefundene Einstimmigkeit nun auch ganz cordialen und daher um so ehrenvolleren Anerkennung, die Sie ungesucht bei den Behörden Ihrer Heimath gefunden (das ist in einer Republik doch mehr, als ein Fürst bieten kann), sage ich Ihnen meinen herzlichen Glückwunsch. Es ist immer etwas sehr Angenehmes, sich durch sichere und greifbare Zeichen im Besitz der Achtung seiner nächsten Umgebung zu wissen.

„Ganz ebenso freue ich mich über das, was Sie in Rom erreicht haben und wovon ich mir nun die reichsten Früchte für die Wissenschaft verspreche. Schon hieraus sehen Sie, daß ich die Ihnen gewordenen Eröffnungen anders auffasse als Sie, dem solche noch nicht genügen. Ja ich bin ängstlich, daß Sie sich die erlangte Gunst trüben möchten.

„Wenn der Cardinalstaatssekretair sagt: Sie dürften zwar nicht in's Archiv, aber Sie möchten nur kommen, er wolle Ihnen schon behülflich sein: so hat er Ihnen Alles zugestanden, was

---

[1]) An Feil, 13. Augstm. 1857.

[2]) Beilage 71.

[3]) Hisely: „Sie haben keine silberne, sondern eine goldene Denkmünze verdient.“ An Kopp, 24. Winterm. 1857.

[4]) An Kopp, 9. Jan. 1858.

Sie nur verlangen können. Rom, wenigstens das heutige Rom, spricht nicht anders, setzt aber auch billig voraus, in dieser Sprache verstanden zu werden. — Was liegt Ihnen daran, ob Sie zu den Archiven hinein, oder ob die Archive wie zu Raumer, Pertz, Höfler, Palacky, mir und Dudik herauskommen? Ja Sie sind nach besser daran, denn diesen war zum voraus schwerlich so viel zugesichert worden, als Ihnen. Daß man aber den Mann, dem eine Gunst erwiesen werden soll, doch auch erst sehen und hören will, ehe man sein letztes Wort sagt, ist doch auch wirklich nicht übel zu nehmen, sondern als gerechtfertigt anzuerkennen. Also um der großen Ergebnisse für die vaterländische Geschichte willen, deren Gewinnung nun in Ihre — die geeigneteste — Hand gelegt ist, bitte ich Sie, sich die gewonnene Position nicht zu gefährden durch weitere Verlangen, mit denen Sie anstoßen könnten."

Bevor Kopp wußte, welche Vermehrung seiner urkundlichen Schätze die italienische Forschungsreise einbringen würde, wollte er nicht weiter an seinem Manuscripte arbeiten und — wissen wir nicht, wie sehr ihn wieder seit einigen Jahren die dramatische Muse fesselte? Gerade jetzt war sein Trauerspiel Harald und Sigrith in München so günstig beurtheilt worden. Das ermunterte den 1855 gefaßten Plan zum Stücke „Herzog Karl von Burgund" wieder aufzunehmen. Es erhielt in den beiden letzten Monaten von 1857 seine Vollendung. Pater Gall Morel, es sei ihm herzlich gedankt, wußte für das 1859 bei Bertschinger in Lucern erschienene dritte Bändchen der „dramatischen Gedichte" auch des Verfassers Portrait herauszulocken, wie es jetzt dieses freundliche Büchlein schmückt, allen Verehrern eine höchst willkommene Beigabe. Im Frühling 1858 entstand das kleine Drama „Roth und Schwarz oder die Sühne."

Das hat er im März Böhmern zuerst verrathen: „Sie kennen den Horazischen Spruch: naturam furca expellas, tamen usque redibit; aber auch den, daß der Greis wieder zum Kinde wird. Nun dann werden Sie es begreiflich finden, daß ich nach Vollendung von Band V, 1 zum ursprünglichen Handwerk zurückgriff und den vor zwei Jahren begonnenen „Herzog Karl von Burgund" zu Ende brachte und seitdem über des Königs Sigmund

Aufenthalt in Lucern im Jahr 1417 ein rein lucernisches, einactiges Drama von 682 Versen niederschrieb."

Wie Mancher war überrascht, wenn ihm zum erstenmale Kopp, der trockene Historiker, als Dichter gegenüberstand. So sprach L. Wurstemberger seine Verwunderung aus, so Hisely: „Wahrlich, Sie sind ein Zauberer! Ihr Bändchen hat mich überrascht. Nicht vermuthete ich, daß Sie mit der Gelehrsamkeit eines Philologen, mit der Kunst und dem Ernst eines Historikers die Gabe eines ausgezeichneten Dichters vereinigen. — Die edle Sprache des großmüthigen Grafen Rudolf von Habsburg hat mich gerührt. Sie floß aus einem edlen Herzen und das Herz schlägt in der Brust meines berühmten Lucerner Freundes!" [1])

Auch Franz Pfeiffer bewunderte „die Tiefe und Frische des Geistes, der trotz der ernsten, mühsamen und aufreibenden wissenschaftlichen Arbeiten so frei und kräftig seine Schwingen zu höherm Fluge ins Reich der Dichtung entfalten kann." [2])

Ganz trefflich in die Lage des Dichters hinein dachte sich der uns unbekannte Recensent, der über das 1859 gedruckte dritte Bändchen der „dramatischen Gedichte" in der Wiener Literatur-Zeitung [3]) sein Votum abgab: „Der so berühmte Geschichtsforscher sucht einige Erholung von seinen mühsamen Fachstudien, indem er sich in dramatischer Poesie versucht. Dahin führt ihn ein natürlicher Zusammenhang; denn die ganze Geschichte ist eine ununterbrochene Reihe von Dramen. Wer über die trockene Aufzählung sicher gestellter Thatsachen sich erhebend, die leitenden Gedanken in der Geschichte aufzufinden versteht, dem dringen die dramatischen Gebilde fast von selbst sich auf, indem er die tragischen Kämpfe betrachtet, welche Fürsten und Völker bestehen, sei es, daß sie die Schranken der von der göttlichen Weltregierung ihnen gesetzten Aufgabe verkennen, sei es, daß sie ihr willkührlich eine andere substituiren. Insofern besitzt der geschätzte Herr Verfasser eines der Haupterfordernisse, ohne welche ein dramatischer Dichter nicht gedacht werden kann; denn selbst die nicht specifisch

[1]) Hisely an Kopp; Lausanne, 16. August 1855.

[2]) Brief v. 29. Jan. 1855 aus Stuttgart.

[3]) Nr. 46. 1859.

historischen Dramen können nur dem gelingen, der in der Geschichte der Menschheit, in den Hauptphasen ihrer Entwicklung zu Hause ist. Herr Kopp beweist auch neuerdings durch die allgemeine Tendenz seiner Dramen und durch die zahlreichen darin vorkommenden, den handelnden Personen in den Mund gelegten Kernsprüche, daß ihm eine tiefe Auffassung des einzelnen und des politischen Menschen geworden. Ob aber alles dieß auch hinreicht, ein gutes darstellbares Drama zu erzeugen? Jedenfalls ist die Kritik von vornherein entwaffnet, nicht nur weil diese Gedichte lediglich Dilettanten-Arbeit sind, sondern auch, und insbesondere durch die liebenswürdige Bescheidenheit der Vorreden. Es würde uns aber dennoch leid thun und ein Unrecht scheinen, wenn vorliegende Dramen, von denen das erstere 1857 auch die Aufmerksamkeit der Münchener Preisrichter auf sich gezogen hat, lediglich bei Seite geschoben würden; dazu sind sie zu gut. Eine bühnenkundige Hand könnte sie ganz wohl zurecht stellen; aber auch der werthe Hr. Verfasser hat ein Mittel zu Gebot, sie annehmbarer zu machen, wenn er sie nämlich in ungebundene Rede versetzt."

Das heißt verständig und billig beurtheilen, das ist auch der einzige rechtmäßige Standpunkt, den die Kritik Kopps Poesien gegenüber einnehmen kann.

Eine Erholung war für ihn die Poesie in der That, wie es denn eine oft gemachte, unlang auch von Professor Hefele in Tübingen bezeugte [1]) Erfahrung ist, daß für Männer von eisernem, bewunderungswürdigem Fleiße oft die angenehmste und ausreichendste geistige Erquikung im Wechsel ihrer geistigen Arbeiten liegt.

Um so bewunderungswürdiger war diese geistige Frische, als Kopp nur zu gut die Last der 65 Jahre fühlte und die damit auftretende „vis inertiæ" [2]), die „allgemeine Müdigkeit", welche

[1]) Vorrede zu seinen Beiträgen der Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgik, I, III: „Bekanntlich wird eine nicht geringe Erfrischung und Erholung des Geistes durch Abwechslung in den Geschäften erzielt. Diesem Umstande verdankt die vorliegende Sammlung — ihre Entstehung" u. s. f.

[2]) An Ficker, 9. April 1858.

ihn „nach Erlösung von Geschichte seufzen" läßt. [1]) Schon was ihm sonst behagte, der enge Rahmen seiner zu erforschenden Periode, war ihm nun zur Fessel. Nachdem er um Neujahr 1858 Hiselys Geschichte von Greierz gelesen, macht er darüber seine historisch-politische Betrachtung und fügt dann seine Klagen über dieses sein Gebundensein an die Scholle, die ihn in seinem Buche nur Spanne um Spanne erfassen lasse, bei, wie nicht minder, daß sich seine „alte Jugendsünde," das Versemachen, wieder rege. [2])

Der Gedanke an Rom wurde indeß bald der Mittelpunkt seines Dichtens und Schaffens, die Tage flohen dabei rasch dahin.

Die Vorbereitungen zur Reise selbst nahmen einige Zeit in Anspruch. Es wurden die Reiseberichte von Palacky und Dudik gelesen und daraus ein Notizenbüchlein geschaffen, das dem Reisenden dann nebst Forsters Handbuch als Leitfaden dienen mußte.

Historisches ward nach Erscheinen der ersten Hälfte des fünften Bandes vor der Romfahrt nicht mehr geschaffen. Er versuchte es zwar im Juni, am letzten Theil von König Rudolf zu arbeiten, aber er blieb stecken „vor den Mauren Roms." [3])

Wesentliche Dienste für die Romfahrt leistete neuerdings das bewährte Freundespaar Böhmer und Feil. Jener wurde über alle Einzelheiten, die in Betracht kamen, angefragt und auch die letzten Bedenklichkeiten zerstreute er; denn Kopp, voll Vorsicht, Erwägung und Verstand und jetzt schon in's 66. Lebensjahr vorgerückt, erwog das contra ebenso ernst, ja fast ernster als das pro. „Stellen Sie sich — so beruhigte Böhmer — die Italiener nur nicht so ungünstig vor. Es gibt dort ebenso brave Leute wie in Deutschland; vielleicht wenn man an die rechten kommt, liebenswürdigere. Auch ist die Wirklichkeit vielmehr in den alltäglichen Interessen beschäftigt, als es der Zeitungsspectakel darstellt. Nun, das wissen Sie ja auch aus der Schweiz. Auch

---

[1]) An Hisely, 15. Jänner 1858. Beilage 72.

[2]) A. a. O.

[3]) An Böhmer, 9. Brachm. 1858. Beilage 73.

werden Sie mit allen Leuten gut zurecht kommen, weil Sie ruhig sind. Den Bequemen gehört die Welt, sagt Macchiavelli." [1])

Ueber die Reise nach und die Ergebnisse in Rom hat Kopp selbst im dritten Bande der Reichsgeschichte Bericht ertheilt. Der geneigte Leser darf deßhalb einfach darauf verwiesen werden. Ergänzungen, zumal für Männer vom Fache, geben uns die Briefe [2]) an seine zwei Mäcenaten in Frankfurt und Wien. Dazu gehört folgende Stelle aus einem Schreiben an Pater Gall Morel. „Jedenfalls glaube ich keinem Widerspruch zu begegnen, wenn ich die wirkliche Väterlichkeit des Vaters der katholischen Christenheit, den diplomatischen Ernst und die gemessene Ruhe, die vielleicht andere Kälte nennen würden, bei Antonelli, sowie bei Pater Theiner das liebenswürdigste Entgegenkommen anerkenne und rühme. So kann ich nicht anders sagen: ich bin nach vierwöchentlichem Aufenthalte von Rom zufrieden geschieden, ja wohl nicht ohne Nachreu und ungern, hätten nicht der Vesuv und Pompeji aus der Ferne gewinkt."

Hatte Kopp früher im Unmuth, weil die eingeschlagenen diplomatischen Versuche, dem vaticanischen Archive beizukommen, fehlgeschlagen, getäuschter Hoffnung und gerechter Erwartung öffentlich wie privatim Tadel und Stimme verliehen, so war er jetzt wohl ausgesühnt.

Der urkundliche Gewinn ist im dritten Bande Gemeingut geworden.

Während seiner Abwesenheit versammelten sich in München, durch König Maximilian berufen, die berühmtesten Historiker Deutschlands. Dazu hatte auch Kopp durch Herrn v. Sybel eine Einladung erhalten, welcher Hofrath von Stälin Nachdruck gab. „An der hl. Zwölfboten Tag Simonis und Judä 1858" erwiederte Kopp [3]): „Wäre ich zu Hause gewesen, so hätte ich ohne Zweifel dem Rufe Folge geleistet; aber seit Durchlesung des ersten umständlichen Berichtes wandelte mich das Gefühl an, ich wäre in der Mitte so vieler und gelehrter Männer ein wahrer

---

[1]) An Kopp, 12. April 1858.

[2]) Beilage 74.

[3]) An Stälin; Lucern a. a. O.

Graculus inter pavones gewesen. Ich hätte ja niemand gehabt mich heimelig anzuschließen, als Sie; wohl kenne ich Pertz, Häusser und Waitz, aber unsere Bekanntschaft ist doch keine solche, wie die mit Böhmer und mit Ihnen. Ihnen beiden oder wohl Ihnen allein, verdanke ich den ehrenden Ruf, und ich bin hiefür recht sehr dankbar; zum Glücke für Sie war ich abwesend und die Verantwortlichkeit, einen so unbehülflichen Geschichtsgrübler die Absicht gehabt zu haben ans Licht zu ziehen, fiel damit von Ihnen ab. Das ist der beste Dienst, den ich Ihnen leisten konnte. Inzwischen bin ich nicht gleichgültig seiner Zeit zu erfahren, was aus dem Schoße einer so zusammengesetzten Commission hervorgehen werde und warum man gerade München gewählt habe für das, was ebenso gut aus Berlin oder aus Wien hätte geschehen können; überhaupt ist mir die Tendenz noch nicht recht klar und ich sehe noch nicht hinter die Karten der Spieler."

VIII.

Ein jahrelanger heißer Wunsch ist erfüllt, die vaticanischen Urkunden sind für das erste Bedürfniß untersucht und enthoben, also wird es nun mit der Vollendung der Reichsgeschichte rasch von Statten gehen.

Das fatale zu spät gilt leider auch hier. Die alte Rüstigkeit ist nicht mehr da, Kopp ist, wenig fehlt, todtmüd geworden, unter seiner Last schon fast erlegen. Er selbst fühlte das gar wohl und beklagte sich darüber. Der Kummer hat's gethan, daß er schon vor 3 Jahren bei Böhmer gestehen mußte: „Ich werde von Tag zu Tag mißmuthiger und selbst arbeitsüberdrüssiger." Schon seit Jahren mochte er sich nicht mehr dazu verstehen zu den alten noch neue historische Arbeiten zu übernehmen und ent-

gegnete 1855 auf die Einladung, am Anzeiger für schweizerische Geschichte sich zu betheiligen: „Was wollen Sie von einem 62jährigen Manne, der sich auch einmal ins historische Revier verlaufen hat?“ [1]) Und nach zwei Jahren: „Mehr und mehr fühle ich, daß ich längst auf dem Lebenspuncte angelangt bin, wo man wünscht, sich, nur sich anzugehören. Habe ich meine Classiker um mich, ich könnte alles Schreiben vergessen; selber das Lesen geht schon nicht mehr so willig und ich glaube ich könnte auch die Geschichte in Ruhe lassen, wenn sie mich in Ruhe ließe.“ [2]) Deßhalb wird auch ein Antrag, für die antiquarische Gesellschaft etwas über die Habsburg zu schreiben, von der Hand gewiesen. „Ich habe wohl nicht nöthig zu bemerken, daß ich mit meinen 65 Jahren nur schwer etwas neues übernehmen könnte; ist mir doch meine eigentliche Aufgabe sozusagen zur Last geworden. Ein Hauptthema haben und in „„Nebenstunden““ etwas anderes treiben, konnte ich in meinem Leben nicht. Ich bin zwar, um mit Horatius zu reden, stets **nescio quid meditans nugarum** aber auch **totus in illis**.“ [3])

Noch unmittelbar vor der Romfahrt klagt er, daß die Augen stumpfer werden und fühlt sich auf der Brust so angegriffen, daß er den Arzt berathen will, ob sein Zustand die Reise erlaube. [4])

Es wurde nicht mehr besser. „Seitdem ich die ewige Roma gesehen und auf dem Vesuv mich stolz aufgerichtet und Pompeji mit neugierigen Augen gemustert, seit der Rückkehr von diesen Dingen ist alle meine Thatkraft verschwunden; mir ist zwar nicht, wie jenen andern zu Muthe, um mit Resignation sagen zu können: **vedere Napoli e poi morire**. Denn zu diesem fünften oder letzten Acte fühle ich noch keine Lust und doch mag und kann ich noch nichts thun, nicht historisiren, nicht poetisiren. Auf nächsten Herbst vertröste ich mich, eines oder das andere müsse geschehen, so Gott will!“ Diese Worte trug um Mitte Juni 1859 ein Briefchen zu Hisely nach Lausanne.

---

[1]) Brief an Georg v. Wyß, 12. April 1855.

[2]) An Denselben, 8. Januar 1857.

[3]) An Denselben, 19. November 1857.

[4]) An Böhmer, 9. Juni 1858.

Der am 28. November 1858 erfolgte Tod Chmels war auch kein Ereigniß, um einen gebeugten Freund aufzurichten, vielmehr die Wahrnehmung, wie einer um den andern die Reihen lichtete, mahnte immer lebhafter an das Grab, das seit Jahresfrist auch schon über Wegelin in St. Gallen sich geschlossen und Kopp den Ruf entrungen hatte: „Wegelins Tod ging auch mir nahe." [1]) Aber viel näher noch Chmels Hinschied, über den er zu Böhmer sprach: „So ist denn unsere Urkundentrias gewaltsam gelöset und der Jüngste unter uns dreien mußte vorangehen, so lösen sich allmählig die Bande des Lebens ab." [2]) In den ersten Tagen des Novembers war auch schon die sterbliche Hülle des Staatsarchivars Junker Gerold E. Meyer v. Knonau in die Gruft gesenkt worden.

Seit der Heimkehr wurde in den ersten Monaten außer dem Ordnen des gesammelten Materials weiter nichts zu Tage gefördert, als auf eigene Kosten hin das dritte Bändchen der dramatischen Gedichte, das nun, mit dem Porträte geschmückt, nach allen Richtungen hin zu den trautesten Freunden wanderte, selbst auf den Flügeln der Sehnsucht des liebenswürdigen Dichters Herz mitziehend, wie nach Wien zur Dienstagsgesellschaft, welcher zugerufen wird: „Ich sehne mich längst Ihnen allen meine herzlichsten Grüße zu bieten; ich reiche dem theuren Kränzchen der Neun und wer noch von persönlich mir Bekannten oder nicht Genannten dazu gehört, aus der Ferne die Freundeshand. Möchte es mir noch einmal vergönnt sein, einige Augenblicke in Ihrer Mitte zu weilen. — Aber, aber (so pflegte unser verewigte Chmel die Stimme zu erheben) seit einem Halbjahre ruht meine historische Feder; kann sein zürnender Schatten es verzeihen? **Eheu Posthume, fugaces** — kommt denn in so langen Jahren keiner Ihrer Herren zu uns herauf? es ist doch wahrlich die Natur auch bei uns schön, sehr schön! Nun mit Gott, wenn je, auf Wiedersehen. [3])

---

[1]) An Böhmer, 4. April 1857.

[2]) An Denselben, 5. Christmonat 1858. Beilage 75.

[3]) An Franz Pfeiffer für die Dienstagsgesellschaft. 20. April 1859.

Sehen wir recht, so war überhaupt damals in Kopp das Gemüthsleben gesteigert. Er ist weich und voll Empfindung; seine Briefe sind meist im warmen Tone geschrieben und legen innige Theilnahme am Geschick eines Freundes in edelster Treuherzigkeit an den Tag. Wenn er Hisely, den von schwerer Krankheit Genesenden beglückwünscht, vergißt er nicht beizufügen: „Sagen Sie Ihrer theuren Gattin in meinem Namen, ich bitte Sie, für ihre sorgliche Pflege meinen wärmsten Dank. Sie selber, obwohl Sie bereits wieder genesen sind, werden auch ohne meine Erinnerung, für Ihre zarte Gesundheit alle Obsorge haben."

Kopp sollte nun im fünften Buche die Darstellung der Reichsverhältnisse in Italien unter König Rudolf schildern. Schon im vorigen Mai war ein Anfang damit gemacht worden. Allein jetzt gingen auf der appenninischen Halbinsel Dinge vor sich, welche sein Gemüth empörten, ihm alle Lust über die italienische Geschichte zu forschen und schreiben ganz verleideten. So erhielt seine Niedergeschlagenheit von allen Seiten her Nahrung.

Bei dieser Beschaffenheit des Seelenlebens war es für ihn nur sehr wohlthätig, wenn der geisteskräftige Böhmer nach Lucern kam und die historische Flamme wieder Nahrung empfing.

Wirklich schon der nächste Brief an Böhmer, geschrieben „mornendes nach St. Elisabethen Tag 1859 (um mit dem 20. Wintermonat nicht zu ärgern)" beweist, daß Herz und Hand wieder etwas leichter arbeiteten. Die „historische Feder" ist wieder gefunden, nur für Italienisches kann sie sich nicht hergeben. Doch er muß mit Horatius sagen: „Non sum qualis eram. Dieses und wohl auch der Widerwille über die gegenwärtigen Zustände Italiens sind unter andern die Gründe, warum ich mich nicht an mein fünftes Buch gemacht habe. Den Uebelstand erkenne ich wohl, aber ich habe jetzt nicht den Muth, diesen Abschluß für Rudolf an die Hand zu nehmen." [1]) Dafür hätte er ohnedieß seiner Berechnung zufolge mehr als ein Jahr gebraucht, während er mit den Königen Adolf und Albrecht leichter fertig zu werden hoffte. Denn die Wucht der Arbeit drückt gar schwer auf die

---

[1]) An Böhmer, 29. Hornung 1860.

Schultern des alternden Mannes. Deßhalb an Böhmer die Rechtfertigung: [1]) „Ich fühle das Darstellen, obwohl ich meist nur Sie herzhaft plündere, doch bereits als eine Last; die 67 Jahre und das blöde Auge, das selbst die gewöhnte Brille nicht mehr gut erträgt, machen mir die Schreiberei beschwerlich. Dazu kommt, daß ich meinen ersten Entwurf nicht mehr in allen Theilen brauchen kann, da er mehr in subjectiven (um nicht zu sagen, oberflächlichen) Urtheilen sich bewegt, anstatt nur Thatsächliches zu erzählen. — Was mich auch noch zu Adolf trieb, ist um bälder über ihn zu Albrecht zu kommen — wenn ich es noch erlebe!" Doch Böhmer ermunterte klug: „Aus Ihrem Alter mache ich mir gar nichts, wie oft Sie auch darauf zurückkommen möchten, seit ich Sie noch kürzlich so munter gesehen habe." [2]) Da meldet Kopp nach 14 Tagen: „Ich bin nun in meiner mosaikartigen Zusamenstellung — ich bin kümmerlich, stets auf Sie gestützt, mit König Adolf bis zur Unterwerfung der Mark Meißen vorgerückt. Nun sollte ich, an das generale parlamentum anknüpfend vom 24. Brachmonat 1296, Adolfs Verhältnisse zu Burgund, Frankreich und England, selbstverständlich zum apostolischen Stuhle, im Innern des Reiches zu den vornehmsten Fürsten und insbesondere zum Herzog von Oesterreich darstellen bis zum Kriege und dessen Ausgange. So kurz die Zeit von nur zwei Jahren, so mühselig ist der Stoff und mir bangt ordentlich vor der Bewältigung desselben; um mir, dem erwarteten Frühling gegenüber den Muth frischer zu erhalten, denke ich vorerst zu thun, was ein kluger Feldherr thut, nämlich die impedimenta in die Mitte des Gewalthaufens zu stecken. Als meine impedimenta, ohne welche jedoch mein Buch nicht fertig würde, betrachte ich die Schilderung der Zustände unserer obern Lande; die werde ich nun zunächst möglichst kurz abthun und dann mich über diese uns wichtigen, oft aber kleinlichen Dinge zu den wichtigen Welthändeln hinüberbrücken." Gegen Ende Februar 1860 waren diese „eidgenössischen impedimenta untergebracht." Der Verfasser sagte darüber, er habe sich bei der ganzen Geschichte so knapp gehalten

---

[1]) An Denselben, 20. November 1859.

[2]) An Kopp, 3. December 1859.

als möglich und habe vor mancher Urkunde seine Augen geschlossen, die er sonst weit offen gehalten hätte. Gerne zöge er noch einmal nach Rom, nur um Roms willen, gern auch möchte er noch einmal Wien besuchen. [1])

Auf solche Mittheilungen über die im Wurfe liegende Arbeit hatte Böhmer damals nur einen Wunsch, auf den er immer wieder zurückkam: [2]) „Ein Autor, der wie Sie mit Aufopferung arbeitet, hat allerdings weniger Verpflichtungen gegen das Publicum als ein anderer, der von demselben durch reichlichen Absatz Vortheile zieht. Gleichwohl dürfen wir andere immer wohl wünschen und bitten, daß Sie den Rudolf fertig machen, wenn auch noch einige wünschbare oder gar zu hoffende Nachrichten fehlen. Ganz fertig wird die Erkenntniß der Vergangenheit doch nicht; wir dringen immer tiefer ein, wie in das Blau eines über uns gewölbten heitern Himmels je länger wir hinein sehen, und es ist gerade ihr Vorzug, daß sie, wie man den Kölnerdom im 15. Jahrhundert einen ewigen geheißen hat, ein ewiger Bau ist; auch sollte sich der Widerwillen gegen die Gegenwart Italiens, den ich vollkommen mit Ihnen theile, wohl überwinden lassen, zumal man ja gerade gern aus der unangenehmen Gegenwart in die Vergangenheit flüchtet — doch bin ich weit entfernt, allzu zudringlich sein zu wollen."

Für diese Studien stand damals Staatsschreiber Moriz v. Stürler in Bern mit liebenswürdiger unerschöpflicher Bereitwilligkeit Kopp zur Seite. Wie traulich, wenn jener aufmuntert: „Wollte Gott, ich sähe öfter Ihre Schrift, selbst um den Preis, womit Sie mich zu erschrecken meinen aber nicht erschrecken. Ich leiste Ihnen gar zu gern diese Dienste sobald sie nur in meinem Vermögen stehen; Zeit findet man für Freunde immer." Stürler hatte dießmal nach langem Fragen und Suchen Königs Adolf Brief für Laupen ans Licht gebracht.

Am 17. Juni 1860, am Vorabend des Jahrzeittages der Schlacht bei Waterloo hat Kopp den „Adolf" vollendet und ist „nun

---

[1]) Brief an Böhmer, 29. Hornung 1860.

[2]) Böhmer an Kopp, 6. März 1860.

herzlich froh, daß er wenigstens ritterlich gefallen ist." [1]) Er urtheilt von seinem Buche: „Ich bin mit meiner Arbeit an vielen Stellen nicht sonderlich zufrieden; oftmals mußte ich mich auf die Reimchronik berufen, aber ich bin gleichwohl mit mir nicht eins, in wiefern sie als historische Quelle zu gebrauchen ist; sie hat mitunter offenbar Unrichtiges und dieses erregt in mir Verdacht gegen manches andere; ich mache daher von ihr nur sparsamen Gebrauch. Unsere obern Lande lasse ich meistens stehen, wie ich sie 1837/8 niederschrieb; fast ganz auch die wenigen Worte über die Schlacht; vorerst habe ich keinen Kriegssinn und die vielerlei Ausmalungen der Zeitbücher können mich nur verwirren. Fast alles andere in der ersten Bearbeitung ist, so zu sagen, ganz umgearbeitet." [2]) Böhmer, über so rasche Vollendung des Adolf erfreut, erhob wieder seine Stimme für den Rudolf. „Möchten Sie sich doch endlich Ihres Rudolfs auch erbarmen, der nun schon zehn Jahre lang im leichten Sommerkleidchen eines provisorischen Umschlags ohne Haupttitel vor mir steht. Warum nicht abschließen so gut es eben geht? Im Materialauffinden ist doch offenbar ein Stillstand eingetreten." [3]) Damals ging durch die Blätter die Kunde, daß in St. Gallen die Klingenberger Chronik wieder aufgefunden worden sei. Kopp hatte in seinem Brief an Böhmer darüber geschwiegen und nun hob dieser an: „Aber, aber, aber! Verum enim vero! Warum denn kein Wort von dem Funde in St. Gallen, von Klingenbergs Chronik, die im 14. Jahrhundert geschrieben, den Tschudi rechtfertigen soll, vielleicht gar den Apfel dem Knaben wieder auf den Kopf legt?" [4]) Böhmer hatte Heimweh nach Lucern und seinen Umgebungen, nach der Seeburg und dem Sonnenberg. „Aber da sitze ich wie ein Vogel mit gebundenen Flügeln."

Auf das „verum enim vero" wußte Kopp einstweilen keine sichere Auskunft zu geben, doch erhielt die Sache bald mehr Licht,

---

[1]) An Böhmer, 18. Juni 1860.

[2]) Ebendort.

[3]) An Kopp, 20. Juni 1860.

[4]) Ebendort.

und der Entdecker war selbst veranlaßt jenen um ein „gutes Wort" für sich zu ersuchen. [1])

Noch einmal, bevor Kopp wiederum ans Darstellen schritt, sprach Böhmer für den Rudolf ein Wort. „Eine zweite Reise nach Italien, an die Sie einmal dachten, ist nun doch sehr in die Ferne gerückt und ultra posse nemo obligatur. Ich meine, Sie sollten sich das, was namentlich in den Verhältnissen zu Italien unbefriedigend bleiben könnte, nicht zu schwer denken, auch nicht zu lästig die Mühe der Niederschrift dessen, was Sie bereits (und wohl längst) erforscht haben. Bei der Gewissenhaftigkeit, mit der Sie von je arbeiteten, bei der Festigkeit, mit der Sie an den Resultaten halten, wie Sie nun einmal genaue Prüfung Ihnen ergab, bei dem trefflichen Gedächtniß mit dem Sie alles gegenwärtig behalten, sollte es Ihnen, wie mir scheint, schon ganz gut von statten gehen." [2]) Uebrigens stellte der Edle noch für denselben Herbst einen Besuch in Aussicht. Umsonst. Er war das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger unwohl gewesen und erkrankte dann Samstag vor Weihnacht höchst gefährlich an Darm-Lähmung. Man kann sich denken, wie schmerzlich für Kopp die Kunde war, die der gemeinsame Freund Professor Dr. Hennes von Mainz ihm darüber gab und hinzufügte: „Daß er genesen werde, dazu ist keine Hoffnung, wenn nicht Zeichen und Wunder geschehen, wie der Notar sich ausdrückte, den ich gestern (12. Januar 1861) im Hause traf, und der noch eine Unterschrift zu einer letztwilligen Verfügung bedurfte, die er nicht erhalten konnte, weil der Kranke zu schwach dazu war." [3])

In seinem Testamente vom 29. December 1860 hatte Böhmer auch Kopp mit tausend Florin bedacht, was aber dieser erst erfuhr, als jener, der für dießmal dem Tod entging, nach zwei Jahren demselben zum Opfer gefallen war. Hennes und v. Stälin gaben über den fernern Verlauf der Krankheit nach Lucern fleißigen Bericht.

---

[1]) Dr. A. Henne an Kopp, St. Gallen, 4. August 1861.

[2]) Böhmer an Kopp, 12. September 1860.

[3]) Dr. Hennes an Kopp, Mainz, 13. Januar 1861.

Die erste Kunde, Böhmer liege hoffnungslos darnieder, wirkte auf Kopp buchstäblich wie ein Schlag. Er bezeugte das am 10. März 1861, im ersten Briefe den er seit dessen Genesung nach Frankfurt schrieb, ausdrücklich selbst. „Als durch Hennes mir die erste Kunde zukam, traf mich der unerwartete Unfall so schwer, daß, da ich in demselben Augenblick einen so schweren Nervenangriff erlitt, ich drei Tage lang meine Lehrstunden aussetzte, daß ich dieses Alteriren (Gehirnschwächung) nur Ihrer Erkrankung, freilich ganz ohne Ihre Schuld, zuschrieb. Ich bin, soweit ich es beurtheilen kann, wieder besser; aber Ihr Erkranken, der Sie zwei Jahre Jünger sind als ich, mahnt mich täglich — denn täglich habe ich ja Ihre Regesten in der Hand — daß auch ich sterblich bin; die frühere Freudigkeit ist von mir gewichen und ich arbeite gleichsam nur noch, weil ich muß." Von Weihnacht 1860 bis zum nächsten März, während welcher Zeit täglich von Frankfurt her die schmerzensvolle Todesnachricht eintreffen konnte, verlebte Kopp bittere Stunden, Tage, Monate. Das ließ ihn wenig froh der Ehren werden, die ihm bei Anlaß ihrer Jubelfeier, am 7. September 1860, die Universität Basel gespendet hat, indem sie für Kopp und seinen Schüler, den Verfasser der Lucerner Rechtsgeschichte, Nationalrath Philipp Anton v. Segesser das Diplom des Ehrendoctorats in der Philosophie decretirte. [1]) Der eidgenössische Archivar Dr. Krütli [2]) drückte in seinem Gra-

[1]) Beilage 76.

[2]) Den für die Fortsetzung der Eidgenössischen Abschiede verdienten Mann, der Kopp immer so unverdrossen zur Hand war, müssen wir heute auch schon unter den Verstorbenen melden. Er war noch, obgleich schon etwas angegriffen, den 17. September an der Versammlung der schweizerischen Geschichtforscher in Aarau, welche auch durch die Gegenwart der Herren Professoren Franz Pfeiffer und Georg Waitz beehrt wurde. Jos. Karl Krütli, gebürtig aus Kriens bei Lucern, starb, erst 52 Jahre alt, den 18. October in Bern. Die öffentlichen Blätter sagten von ihm: „Die Eidgenossenschaft verliert an ihm einen treuen einsichtigen Beamten, die Wissenschaft der Geschichte einen hochbegabten Pfleger, der sich durch die Leitung und Mitwirkung an der Herausgabe der Eidgenössischen Abschiede ein bleibendes Denkmal errichtet hat. Welche Anerkennung diese ausgezeichnete Leistung auch im Auslande fand, geht u. A. daraus hervor, daß die Universität Jena anläßlich ihres Jubiläums Hrn. Krütli das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie ertheilte."

tulationsschreiben mit Recht die Verwunderung darüber aus, daß Kopp solche Ehre „unbegreiflicher Weise so spät erst zu Theil geworden sei."

Die Freude war unbeschreiblich, als am 10. März 1861 statt einer Trauerkunde durch Hennes, Janssen oder Stälin, ein eigenhändig von Böhmer geschriebener Brief überraschte. Die wohlbekannten festen Schriftzüge waren niemals willkommener gewesen. Und auch Kopp erleichterte sich nun das Herz mit seinem von Wonne und Wehmuth eingegebenen Glückwunsch an den Genesenden, dem er sagt [1]): „Nun aber, da Sie von den Todten wieder erstanden sind, will auch ich wieder leben und gern; ich werde Sie also wohl bald zu sehen bekommen und bevor dieses geschieht, habe ich Sie wiederholt um Rath zu fragen. Sie haben hier, ohne daß Sie selbe kennen, viele Freunde; sie nahmen und nehmen die lebhafteste Bekümmerniß über Ihr Leiden und wo sie mich sehen, werde ich um Nachrichten bestürmt; nun werden sie aber auch meine Freude mit mir theilen." Böhmer hatte in seinem Schreiben [2]) nicht etwa die Krankengeschichte vorangestellt, nein, er frägt vor allem über das Vorrücken der Arbeit. „Schon lange habe ich nun nichts mehr von Ihnen und den Fortschritten Ihrer Arbeiten gehört und möchte doch um so mehr etwas davon wissen, da ich selbst in's Leben gleichsam neu zurückgekehrt bin. Darum bitte ich um einige Nachricht, die Ihnen nicht lästig fallen darf, da mir wenige Zeilen genügen, vielmehr auf's dankbarste werden empfangen werden." Kopp ertheilte unverweilt die gewünschte Rechenschaft über sein Thun, aber man sieht es schon seiner Handschrift an, daß etwas vorgefallen sei. Dieselbe wird immer kleiner, verfließender, undeutlicher und endlich ganz unleserlich.

„Nehmen Sie es mir nicht übel! — ruft er in seiner freudigen Verwirrung — ich schreibe hastig, und alles durcheinander; gern möchte ich wieder nachholen, was ich versäumt habe, denn seit dem 12. Herbstmonat (September) 1860 bin ich Ihnen eine

---

1) An Böhmer, 10. März 1861.

2) An Kopp, 8. März 1861.

Antwort schuldig.“ Nun erzählt er seine Leiden und fährt dann fort:

„Dazu kamen die kurzen Tage des Winters, denn bei Licht arbeite ich nichts Historisches; auch dauert mein Arbeiten am Pult nicht lange und so rücke ich nur äußerst langsam vor. Und doch hätte ich so gerne mit Albrecht aufgeräumt, bevor ich selber abtreten muß! Ich weiß wohl, daß ich es Ihnen nicht zu Dank gemacht habe, wenn ich von Adolf unmittelbar zu Albrecht überging. Aber dieses Ueberarbeiten Albrechts ist wohl, so ahnt mir, meine letzte Arbeit; denn ich bin müde, sehr müde. Wenn ich nur mit ihm zu Ende komme!

„Mein Albrecht zerfällt in zwei Bücher, und das erste geht bis auf Bonifacius' Tod. Nun aber bin ich noch lange nicht so weit; erst in dieser Woche komme ich zum Frieden mit dem Mainzer. Sie sehen, ich habe noch weit.

„Daß Sie sich von Niemand, der gegen Ihre Ansichten kämpft, anfechten lassen, haben Sie vollkommen recht; ich habe es von jeher so gemacht. Sie schreiben, was Ihnen die Quellen darbieten und was Sie als wahr finden; so mache ich es auch und um mehr habe ich mich nicht zu bekümmern.

„Von Hrn. Ficker erhielt ich letzter Tage seinen ersten Band vom Reichsfürstenstand; ich habe ihn wenigstens durchstöbert und muß mich verwundern, wie er in so kurzer Zeit zu so reichem Material gekommen ist. Aus Insbruck erhielt ich, unter Kreuzband, einen ersten Bogen über die Reichscanzler; wenn die Arbeit nicht auch von Ficker ist, so weiß ich nicht, wer der Verfasser sein kann.

„Herr Stälin wünschte, daß wir bei Ihrer Wiedergenesung ein gemeinsames Freudenfest begingen; ich bin von Herzen gern dabei und erwarte nur den Anstoß dazu.

„So freudig ich heute Ihr Briefchen in die Hand nehme, und so gern ich spätern Zuschriften von Ihnen entgegensehe, so wünsche ich doch, daß Sie sich schonen; ich will daher auch mit Fragen, die mir aufstoßen könnten, zurückhalten: Ihrer Genesung von Herzen froh, ganz der Ihrige.“

Ein ähnliches Briefchen [1]) wanderte als Ausdruck seiner Sehnsucht noch am 20. Mai nach Frankfurt, um welche Zeit das 7. Buch, Albrechts erster Theil, fertig war. Böhmer gab mit feinem psychologischen Takte seinen folgenden Antworten wieder hellere Farben, was eine wohlthätige Wirkung nicht ganz verfehlte, besonders da er vorhatte, in Lucerns Umgebung eine Alpencur zu genießen, da ihm „gar nichts lieber wäre," als mit Kopp oder auch mit Ficker und Stälin an einem schönen Gebirgsorte sich zu ergehen. [2])

Kopp, der herzlich dazu ermunterte, [3]) konnte es nur schwer verschmerzen, daß Böhmer zu Hause bleiben und er ohne ihn seine Bergreisen auf Pilatus und Rigi ausführen mußte. Am 24. August ist er „von der Poesie der Berge wieder zur Prosa des Stadtlebens herabgestiegen" und will später noch die Freunde Wurstemberger und M. v. Stürler in Bern besuchen. Aber gleichzeitig hat er die stets „zunehmende vis inertiæ" zu beklagen. Zeitungen liest er gar keine, vor großen Büchern erschrickt er ordentlich und selbst an kleinere wagt er sich nur, wenn er „etwas Urkundliches wittert." Gleichwohl spürt er Lust, noch einmal Wien zu schauen, noch einmal den schwerkranken Feil möchte er begrüßen, „diese anima candida." [4])

Nicht lang, daß Feil neue Beweise seines Edelmuthes gegeben hatte und noch fortwährend gab. Es betraf den Druck des neuen Bandes. Das Honorar für die nächst vorausgegangene Lieferung V, 1 war für den Bogen auf 20 Franken festgesetzt, aber der Absatz deckte die Druckkosten nicht. Daher die Schwierigkeit für die zwei neuen Bücher.

Der Verleger konnte es einerseits ungern über sich gewinnen, einem nicht eben mit Glücksgütern gesegneten Familienvater das im sauren Schweiß mit vielen Opfern erschwungene Werk umsonst abzunehmen, obschon dieser sogar dazu sich verstanden hätte, „nur

---

[1]) Beilage 77.

[2]) An Kopp, 30. Juli 1861. Dieses Schreiben kreuzte mit Kopp's vom 29. Juli. (Beilage 78.)

[3]) An Böhmer, 1. und 29. Heumonat 1861.

[4]) An Böhmer, 24. August 1861.

damit gedruckt würde;" hingegen durfte man auch dem Hause Weidmann (Reimer) nicht die Zumuthung machen, weitere Summen an ein Unternehmen zu wagen, das bisher nur ein Deficit um das andere eingebracht hatte. Doch, unter der Bedingung, daß der Verfasser vorerst das fünfte Buch liefere, war man geneigt, alsdann auch das schon vollendete sechste und begonnene siebente und achte der Presse zu übergeben. „Aber — lautete Kopps Einwendung [1]) — Rudolfs Schluß ändert an der Geschichte der drei Länder nichts und mir persönlich läge alles daran, daß die Zustände unter Adolf und Albrecht dargestellt würden, bevor ich sterbe oder wenigstens zum Schreiben unfähig werde."

Der treffliche Feil hatte kaum davon gehört, als er einen Beitrag an die Druckkosten für eine „Ehrenpflicht" der Wiener Akadamie, der er angehörte, erklärte, zumal die philosophisch-historische Classe über hinreichende Geldmittel zu verfügen habe. Er betrachtete Kopp's Werk als ein Monument, welches für immerdar eine Zierde gründlichster Forschung in der deutschen Literatur dastehen werde; und es war nicht bloße Wohlrednerei, wenn er beisetzte: „Niemand kann einen lebhaftern Antheil daran nehmen, als ich, wie sehr Ihnen auch der wärmste Dank aller Freunde gründlicher Geschichtsforschung gesichert bleibt!" [2])

Wenn Feil nicht so rasch, wie er wünschte, die Angelegenheit erledigt sah, so war es nur seine schwere Erkrankung, welche die Verzögerung herbeiführte. Er hatte in den letzten Jahren [3]) fast übermenschlich gearbeitet und neben seinen vielen Berufsgeschäften wissenschaftliche Unternehmungen, vorzüglich die Publicationen des Wiener Alterthumsvereins und der österreichischen Baudenkmale des Mittelalters gefördert.

Ein hartnäckiger Bronchialkatarrh, der schon mit Bluthusten wechselte, nöthigte den Curort Aussee in Obersteiermark zu beziehen. Die Art und Weise, wie er seine „Leiden und Entbehrungen als einen Tribut der Ergebung in den höchsten Willen" auffaßte, zeichnet ganz den Adel seiner Seele. Er will diese

[1]) Brief an Böhmer, 7. September 1860.
[2]) Feil an Kopp, 25. Februar 1861.
[3]) An Kopp, 11. März 1857.

Bitterkeiten dankbar hinnehmen „für das viele unverdient auf der Lebensbahn zu Theil gewordene Glück einer frohen Jugend, eines arbeitsfreudigen Mannesalters, des einstigen Besitzes trefflicher Eltern und Geschwister, der gütigen Verschonung mit materiellen Sorgen, der unerwarteten Erreichung mancher leider nicht verdienten Auszeichnung, vor allem aber des Erwerbes so mancher mir für immer werthen freundschaftlichen Gesinnung hochgeachteter Männer, unter denen Sie, hochverehrtester Herr Professor, in meinem Herzen gewiß einen ersten Ehrenplatz einnehmen." [1])

Der „liebe" Feil mußte zu Ende Mai 1862 wieder nach Aussee und übertrug die Sache, ihm eine wahre Herzensangelegenheit, zur Förderung seinem Freunde Professor Dr. Albert Jäger; [2]) eigentlich waren es nur noch, zum Theil von Kopp zu erfüllende Formalitäten, die beobachtet sein wollten. Jäger besorgte den Auftrag mit der größten Liebenswürdigkeit, welche sich für diese und „ähnliche Dienstleistungen" stets bereit erklärte, indem Kopp unter seinen vielen Verehrern wenige haben dürfte, die den Werth seiner Arbeiten speciell für Oesterreich besser zu würdigen wüßten. „Als Professor der österreichischen Geschichte weiß ich, was Sie uns geleistet haben." [3]) Wie diese, so waren jetzt andere Wiener-Freunde in anderer Weise für Kopp thätig, besonders der kaiserliche Truchseß Dr. Andreas v. Meiller, der vom Hofarchiv so freundliche und wesentliche Hülfe bot, wie man im dritten Bande sieht. Karajan, der Präsident der historisch-philosophischen Classe, war damals in der schmerzlichen Lage monatelang ein geliebtes Kind in Todesgefahr zu wissen, jene Tochter, von welcher Kopp 1845 nach Hause schrieb: „Als wir (auf dem Landgut in Mauer) ankamen, waren die vier Kinder bald zur Hand: drei Knaben (Max, Ludwig, Wilhelm) und ein Mädchen, 4 Jahre alt; ohne viel Umstände ließ es sich von mir durch den Garten führen." Noch während Feil in Aussee weilte, beschloß die Akademie, am 27. Juli, die Subvention von 500 fl. Bank-Valuta zur Herausgabe des dritten Bandes. Das gehörte

---

[1]) Feil an Kopp, 5. April 1862.

[2]) Jäger an Kopp, 20. Juni 1862.

[3]) Jäger an Kopp, Kitzbühl 12. August 1862.

zu Feils letzten Freuden. Im September nach Wien zurückgekehrt, schrieb er seinen letzten Brief an Kopp am 23. September: „Lieber Freund, es geht mit mir entschieden thalabwärts. Nun wie Gott will! Ich habe so viel unverdiente Gunst durch seine Gnade erhalten; ich will auch die mir auferlegten Leiden mit Ergebenheit tragen. Mögen Sie mir ein Plätzchen freundlicher Erinnerung bewahren. Gott schenke Ihnen Kraft, Ihr Geschichtswerk, das für immer als ein Glanzpunkt in der historischen Literatur dastehen wird, recht bald zu Ende zu führen; möchte mir es gegönnt sein, die Vollendung noch zu erleben, denn auf Albrecht I. bin ich ganz vorzugsweise gespannt. Mit herzlichsten Grüßen von mir und unsern gemeinschaftlichen akademischen Freunden und mit tiefgefühltem Ausdruck höchster Verehrung aus ganzer Seele Ihr treuer Joseph Feil." Ja gewiß sein treuer Feil, welchem Kopp deßhalb einmal geschrieben hatte: „**Amicus certus in re incerta cernitur.** Sie thun an mir mehr, als der wohlwollendste Freund thun könnte." — Aber der Treue, er sah den gedruckten Adolf und Albrecht nicht mehr, obwohl schon im November der dritte, seit Ostern im Manuscript vollendete Band die Presse verlassen konnte; denn Feil starb [1]) schon gegen Ende Octobers 1862.

Das war die zweite, treue, hochsinnige Freundesseele, die Kopp in diesem Jahre verlor. Böhmer war wieder gegeben; dafür wurde Wurstemberger hinweggenommen. „Ohne langes Krankenlager endete er in der Nacht des 15. Januar 1862 seinen Pilgerlauf. Seine sterbliche Hülle wurde (wie jene der Germanen-Helden, denen er in Charaktergröße würdig zur Seite steht) am 19. im Rosengarten beigesetzt, an der von ihm schon längst ersehenen Stelle neben der Grabstätte seiner Gattin." [2])

Die anschauliche Charakteristik, die sein Biograph von dem seltenen, ja in gewisser Hinsicht einzigen Mann entwirft, faßte Böhmer, wie bemerkt, glücklich in den Satz zusammen: „Er war ein monumentaler Mensch."

So wurden bei Kopp die Grabgedanken immer mahnender und in dem Maße als ein Freund um den andern den

---

[1]) Allg. Zeitung v. 2. Nov. 1862, S. 5048.

[2]) Ed. v. Wattenwyl v. Diesbach, Oberst J. L. Wurstemberger. S. 55.

Schauplatz verließ, schrieb er um so öfter an seinen Böhmer, welcher, da er selber kürzlich mit dem Tode gerungen, jetzt mit einer vielleicht früher nie gefühlten Empfindung Nachrichten über die letzten Stunden einer seiner historischen Größen vernahm. „Mit Interesse lese ich Mörikofer, Die Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts, worin sich auch manche Aufschlüsse über Joh. v. Müller finden, namentlich über seinen Tod. Sonst hat der Verfasser, dem ich weder guten Willen noch Fähigkeit abspreche, das äußere Leben seiner Helden zu sehr vernachläßigt. Da hätte er sich an Gedickes Geschichte der deutschen Literatur ein Muster nehmen können." [1])

Wie im Vorgefühle naher Trennung belebten die Freunde ihren brieflichen Verkehr. „Wenn man alt ist, so lebt man desto geschwinder und wiederholte Nachrichten werden zum Bedürfniß," leitet Kopp einmal eine solche Zuschrift ein. [2]) Seinen Albrecht brachte er nur noch mit großer Mühe zu Ende. Auch das klagte er Böhmern mehr als einmal: „Mich drückt und drängt, außer dem zunehmenden Alter, der Sorge für meine Kinder, der Besorgniß für meine allerdings geschwächte Gesundheit und namentlich für mein geschwächtes Augenlicht (so daß ich, was Sie meiner Schreiberei nur zu gut ansehen, nur bei ganz hellem Taglicht genug sehe, um die Feder nur leidlich schneiden zu können), mich drückt und drängt die Beendigung meines Königs Albrecht. Mein Gedächtniß hat nicht mehr die frühere Kraft, manches vergesse ich wohl aufzunehmen und anderes erwähne ich an einem Orte, nachdem es schon berührt ist. [3]) — Ich denke, für uns ist die mühevolle Zeit des Einsammelns und Verarbeitens großentheils vorüber. Gern gestehe ich, wäre ich mit meinem historischen Pensum zu Ende, ich ließe die Feder wohl mit Freuden ruhen und kehrte zur einfachen Lesung der Classiker zurück." [4]) Die erlittenen Verluste im Freundeskreise, ihre Arbeiten und was sie fördern könnte, bilden den Kern des Briefwechsels. Vom Hin-

---

1) An Kopp, 8. März 1861. Gedicke, statt Gödeke.

2) An Böhmer, 31. Weinmonat 1861.

3) An Böhmer, 3. Christmonat 1861.

4) An Böhmer, 12. April 1862.

tritte des Generals v. Krieg, von Wurstemberger und Feil ist die Rede. Von dem letztern schrieb Kopp: „Sein Verlust, ohne ihn seit 1845 nochmals gesehen zu haben, geht mir um so mehr nahe, als er nach Ihnen (Böhmer) mein größter Wohlthäter war.“ [1]) Mit gewohnter Bescheidenheit gab Kopp seinen Adolf an Böhmer hin. „Wenn ich in den Fall komme (und es geschieht nur selten), Ihnen ein Büchlein senden zu können, so beengt mich in der Freudigkeit des Gebens der Gedanke, Ihnen nichts bieten zu können, als was Sie bereits besser wissen, oder vielmehr nur solches, was ich lediglich von Ihnen habe.“ [2]) Böhmer rühmte wiederum die Objectivität der Darstellung und den schönen Druck des Werkes. [3])

Ein neues Unwohlsein, das Böhmer im September befiel, brachte für Kopp auch neuen Kummer, eben um die Zeit, als Feil abgerufen wurde. In seinem nächsten Brief rief daher Böhmer aus: „Feil todt. An diesem haben wir einen trefflichen Freund verloren!“ [4])

Diese frischen Vorfälle beugten Kopp noch mehr darnieder; es war gut, daß Albrecht vollendet war. Die Zeilen, womit er denselben nach Frankfurt empfahl, zeigen deutlich, wie die Hand stets müder und unsicherer wurde. Eine Stelle war so undeutlich, daß Böhmer auf der leeren Blattseite darneben sie abschrieb: „Gleichwohl bin ich von Herzen froh, daß ich auch dieser Bürde entlastet bin. Nunmehr sind erschienen: Buch 1—4, 6 Adolf, 7 und 8 Albrecht, so wie 9—11; es fehlen daher nur noch Buch 12, Jahr 1330—1336, welches ich, sofern mir das Leben so lange gefristet wird, billig zuletzt darstellen werde, sodann Buch 5 Italien. Als mein Verleger sich zur Uebernahme von Adolf und Albrecht verstand, freilich gegen Verzichtleistung auf jegliches Honorar, nahm er mir zugleich das Versprechen ab, zunächst mich an Buch 5 zu machen. Das gegebene Wort werde ich nun zu halten suchen, so sauer mich dieses Stück Arbeit ankommen wird; aber

---

[1]) An Böhmer, 30. November 1862.

[2]) An Böhmer, 21. Juli 1862.

[3]) An Kopp, 23. Juli 1862.

[4]) An Kopp, 12. November 1862.

vor Neujahr werde ich mich nicht daran machen. Ich bin, wenn nicht lebensmüde, doch arbeitsmüde." [1]) Kaum daß er, von Brockhaus in Leipzig ersucht, einen kurzen Lebensabriß, über die Habsburg einen Aufsatz und über den diplomatischen Apparat Gatterers ein Gutachten für Erhaltung desselben an die Erziehungsbehörde verfaßte.

Im Winter hatte Böhmer wieder mühsame Tage und die Correspondenz beider ruhte bis zum 4. April 1863, wo jener endlich noch einmal von sich Nachricht gab, die Nachricht, daß es Abend werde. „Von wissenschaftlicher Arbeit ist natürlich keine Rede mehr und mein ganzes Streben geht eigentlich nur dahin, mein Haus zu bestellen, womit ich aber bei meiner Schwäche und so manchen Hemmnissen nur langsam vorrücke." [2]) Das war sein letztes Schreiben an Kopp, der von sich ebenso wenig Frohes zu erzählen hatte.

„Was mich selbst betrifft — wenn es anders ein Trost ist socios habuisse malorum — so nimmt meine Mattigkeit eher zu; dazu gesellt sich eine fast unüberwindliche Unlust zur Arbeit. Die Reichssachen in Italien habe ich aus dem ersten Bande allerdings zum zweitenmale durchgesehen bis zum Jahre 1281 und bei gegebenem Anlasse verbessert; aber seit zwei Monaten ruht meine Hand gänzlich. Dazu kam in den letzten 14 Tagen die Erkrankung meiner Frau, die jedoch gottlob allmählig sich wieder erholt. In diesem Winter haben sich nicht unbedeutende Rheumatismen bei mir eingestellt, so daß mir zuweilen selbst ein kleiner Spaziergang Mühe macht; immerhin wäre ich in diesen Tagen nicht sonderlich aufgelegt, weder in Rom noch zu Wien Märsche in der Stadt zu machen. Wird es nicht schlimmer, so dächte ich mich im Augstmonat etwa drei Wochen auf der Rigi zu erholen, der Arzt dagegen spricht von dem Bade in Pfäfers. Könnten und wollten Sie doch dabei sein! — daß meine Hand die frühere Festigkeit verloren hat, so daß ich kaum mehr leserlich schreiben kann — haben Sie wohl schon bemerkt. Ich bitte um gütige Nachsicht. — Ich möchte Ihnen nichts unliebes zumuthen, aber wenn Sie sich im Laufe dieses Frühjahres wieder leidlich bessern, so bitte

---

[1]) An Böhmer, 30. November 1862. Beilage 79.

[2]) An Kopp, 4. April 1863.

ich um einige Zeilen, sollten selbe auch nichts enthalten, als daß Sie sich wieder besser befinden. Inzwischen Gott empfohlen!“ [1]) Das sind die letzten Worte, die zwischen diesem Freundespaar hienieden gewechselt worden — inzwischen Gott empfohlen! Böhmer wurde bald wieder von großer Schwäche befallen und starb nach wochenlanger Krankheit am 22. October 1863.

Unter seinen vielen Verdiensten nicht das geringste ist auch das, daß er mit sicherm Blicke junge Männer für die Geschichtwissenschaft gewann und förderte.

IX.

Die Krisis, welche Böhmers erste Erkrankung in Kopp angerichtet, entwickelte nach dessen Tode immer rascher ihre Folgen. An Geschichtschreibung war nicht mehr zu denken, kaum daß noch kleinere Zusammenstellungen möglich waren.

Für Lob oder Tadel der Kritik schon früher nicht allzu aufmerksam, fragte er jetzt noch viel weniger darnach und las höchstens was ihm direct zugesandt wurde. Dahin gehörte die Recension (Hubers?) in Zarnkes Centralblatt und eine Besprechung in The Home and Foreign Review, [2]) die Kopp um so eher beachtete, weil sie aus England kam.

Selbst Blätter aus der Urschweiz begannen, wie die Schwizer-Zeitung [3]) seine Forschungen zu würdigen und sich anerkennend auszusprechen: „Man möchte aus gewissen Vorgängen leicht den Schluß ziehen, als hätte man in den Urcantonen mit dem rich-

[1]) An Böhmer, 7. April 1863.
[2]) Nr. 4. April 1863. Beilage 80.
[3]) 1862 Nr. 289 und 1863 Nr. 25—28.

tigen unbefangenen Sinn und speciell im Fache der Geschichte noch wenig Bekanntschaft gemacht. Dem dürfte aber nicht ganz so sein. Wir lesen und studiren auch, und selbst solche Bücher schrecken uns nicht ab, welche eine gewisse Zähigkeit und Ausdauer des Lesers in Anspruch nehmen, wenn man sich ihrer bemächtigen und den gehörigen Nutzen schöpfen will. So verhält es sich mit: „König Adolf und seine Zeit, im J. 1292 bis 1298. Mit Urkunden aus dem vaticanischen Archive von J. E. Kopp. Berlin, Weidmann 1863.“ Würde dieses Werk auch nicht so reich sein, wie es wirklich ist, an geschichtlichem Detail und urkundlichem, für alle Zeiten immer gleichen Werth behauptendem Stoffe, so wäre es doch schon seiner strengen Anlage und Methode willen eine der ersten Zierden der verwandten Literatur. Denn das dürfte zugegeben werden müssen, daß derjenige Weg, den Herr Kopp in seinen Forschungen eingeschlagen hat, vorzugsweise es ist, der die Geschichte wirklich zu einer exacten Wissenschaft erheben kann, mit welchem Charakter sie allein dasjenige wird, was sie vor Allem sein soll, wahr, durch und durch wahr.“

Bei allen Freunden gesunder Forschung war die Freude über das Erscheinen des dritten Bandes groß. „Herrlich, herrlich — schrieb Derjenige, der am Herzen des Verfassers jetzt Wurstembergers Stelle eingenommen hatte — herrlich mein verehrtester Meister und Freund, das Monument steigt rasch in die Höhe. Noch ein Einfügstein unten und die Krönung, so ist es vollendet. Ich freue mich dessen von ganzem Herzen, für Sie wie für die geschichtforschende Welt. Ihr Werk wird Veranlassung und Grundlage einer Menge historischer Erzeugnisse werden. Sie haben als unermüdlicher Pionier die Bahn gebrochen. Ihnen nach, von Fortschritt zu Fortschritt muß das Bestreben der jüngern Kräfte sein. Mein Wissen, verehrtester Freund, reicht leider nicht so weit, daß ich das Ihrige ergänzen oder bessern könnte. Wo Sie gemäht, ist bis auf den letzten Halm Alles eingeheimst. Dessen aber sollten Sie überzeugt sein, daß Niemand von dieser zum Gemeingute gewordenen Erndte so reichlichen Genuß zieht, wie ich. Kein Tag fast vergeht, daß ich nicht bei Ihnen mich

orientire, Zweifel heben und fixe Ansichten gewinnen muß. Also meinen warmen Dank für König Albrecht." [1])

Ein geistvoller Literaturfreund in Bern, Dr. E. Manuel ward zur Meditation gestimmt: „Wenn ich bedenke, daß ich mir schon etwas darauf zu Gute thue, Bücher, wie die Ihrigen nur zu lesen, während Sie nach des Dichters tiefem Wort „„im kleinsten Punkte die höchste Kraft sammelnd"" und Ihr Leben einem großen Zwecke widmend, so ausgedehnte und mühsame Forschungen zum Ziele bringen und die Resultate der Welt mitzutheilen Zeit und Muße gefunden oder besser sich geschaffen haben, so komme ich mir vor Ihnen gegenüber wie etwa eine zerstreute Gesellschaftsdame, die von einer soirée in die andere geht, einem ernsten Geschäftsmann gegenüber, der seine regelmäßigen Arbeitsstunden täglich hat und streng lebt. Ihre κτήματα ἐς αἰεί halten uns das: res est seria vivere, im vollen und ernsten Sinne vor. Wir sind die „fruges consumere nati," die den Reichthum der Welt nicht schaffen, sondern sich denselben lediglich zu Gemüthe führen und dann noch glauben, sehr ernsthafte Leute zu sein. Das bekannte und schöne Salustische Wort: Summa ope niti, ne vitam silentio transeamus und das memoriam nostri quam maxime longam efficere kennen wir zwar alle, Sie aber wenden es an und thun darnach." [2])

Böhmers erste schwere Krankheit hat die Arbeitskraft seines Freundes gelähmt, sein Tod hat sie gebrochen, Kopp war beim besten Willen für die Vollendung seines Werkes unfähig geworden. Nicht der Geist versagte, nur der Leib. Doch verfolgte er immer noch so viel möglich die historische Literatur, besonders für das 13. und 14. Jahrhundert und freute sich, wenn eine jüngere Kraft auftrat, vorzüglich wenn die Anregung von ihm ausgegangen war. Solche Anregungen hatte er in frühern Jahren und auch noch später gar viele gemacht in Briefen oder bei zufälligem Begegnen. Einen geistlichen Collegen ermunterte er den Neugart zu lesen, und den Geschichtsprofessor Pfyffer lud er schon 1837 ein über den Schultheißen Ludwig Pfyffer (1570—1590) eine

---

[1]) Moriz v. Stürler an Kopp, Bern, 30. November 1862.

[2]) An Kopp, Bern, 28. December 1862.

Monographie zu versuchen. Oefter wurde Kopp von jüngern Männern, auch aus weiter Ferne, (z. B. aus Vechta in Oldenburg) ersucht, ihnen ein historisches Thema zu bezeichnen, oder man wünschte über einen schon gewählten Gegenstand sein Urtheil über die Quellen zu vernehmen. So wandte sich Regierungsrath J. Friedrich von Rheinlaufenburg an ihn, als er 1841 über die Grafen v. Laufenburg sammelte, so 1857 der Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg und durch Wurstemberger eingeführt, Freiherr Roth von Schreckenstein nebst manch' Andern.

Solchen Männern, oder einem Dr. Blumer gegenüber reute ihn keine Mühe des Briefschreibens, freute er sich ihres selbstständigen Auftretens und ließ sich gerne sagen wie von Blumer: „Ihre günstige Beurtheilung meines ersten Versuches über das Thal Glarus war mir, weil von so competenter Seite herkommend, eine willkommene Aufmunterung auf der betretenen Bahn fortzuwandeln. Daß ich bei meinen Forschungen immer die möglichste Unbefangenheit beachten werde, glaube ich Ihnen versprechen zu dürfen, mein Ziel ist das Ihrige: Die geschichtliche Wahrheit aus unverdächtigen Quellen herauszufinden. Natürlich aber können diese oft verschieden ausgelegt werden und hierin suche ich mir die größte Selbstständigkeit zu bewahren und mich nicht durch Autoritäten leiten zu lassen, auch nicht von Männern, die ich um ihrer gründlichen und mühvollen Arbeiten, um ihres nicht auf das Blendende, sondern auf das Dauerhafte gerichteten Sinnes willen vor allen andern hochachte. Wenn ich daher auch nicht mit allen Ihren Ansichten übereinstimmen sollte, so wollen Sie sich doch stetsfort meiner unbegränzten Verehrung für Ihre Verdienste, welche uns Jüngern erst den rechten Weg gewiesen und geöffnet haben, versichert halten. In Ihrem zweiten Bande finde ich fortwährend eine wahre Fundgrube wichtiger neuer Forschungen, so wie einen historischen Ueberblick, wie er nur Wenigen gegeben ist." [1])

Eine historische Anfrage Blumers vom Juli 1864 konnte der nun schon schwerkranke Mann nicht mehr beantworten. Mehr und mehr suchten ihn jüngere deutsche Gelehrte auf oder bezeugten

[1]) An Kopp, Glarus, den 12. Juli 1847.

ihm ihre Achtung durch Zusendung ihrer Schriften, wie Stumpf, Alphons Huber, Ottokar Lorenz, H. Bärwald, W. Vischer, Heino Pfannenschmid und andere.

Wie viele gute Winke mögen nicht da und dort, durch Anfragen veranlaßt in den Briefen Kopps noch verborgen liegen oder auch vernichtet sein, denn es war uns nicht mehr möglich, alles zu erreichen. Wir begegneten solchen, beispielsweise, über das edle Geschlecht der Schwarzenberge im Badischen, über die Stellung des Landgrafen in Uri, über den Titel „ritterbürtig" und „Junker," über den „Frauentag in der Erren." Oder Kopp gab Winke über die Frage ob Urkunden- oder Regestensammlungen den Vorzug verdienen und nach welchen Grundsätzen die letztern anzulegen seien.

Auf jene noch am meisten brach liegenden Partien machte er aufmerksam und schrieb einmal: „Mich dünkt, oder vielmehr ich weiß, unsere (d. i. die mir bekannte) Geschichte des Spitals- sowie der andern Orden liege noch sehr im Argen und ich träume mir noch immer wir kämen schneller, d. i. sicherer weiter dem Ziele zu, wenn die Regesten nach meinem Raprechtswiler Vorschlage nach der Gesammtheit und nicht bloß bruchstückweise bearbeitet würden." [1]) Aehnliche Winke wurden öfter gegeben und zumal dem „jüngern Autor gegenüber" ertheilte er den Rath: „Was geschrieben ist, soll möglichst ein Ganzes sein. — Es muß bei mir ausgemacht sein, für welcherlei Leser ich schreibe, denn jeder Verfasser muß sein bestimmtes Publicum im Auge haben. Das schwerste ist, einen geeigneten Verleger zu finden. — Hätte ich Zeit und mehr jugendlichen Unternehmungsgeist, so schriebe ich in einem kleinen Bändchen die Geschichte der Eidgenossenschaft (oder der Schweiz) vom Erlöschen der Zähringer bis zu den 8 alten Orten oder bis zum Sempacherkriege (1218—1353 oder 1386); darin würden alle meine Ketzereien figuriren müssen. Allein jetzt kann ich es nicht schreiben ohne alles andere liegen zu lassen." [2])

Ueberhaupt, wie sein erster historischer Versuch einer Schweizergeschichte für Schulen galt, so regte er später Jüngere dafür

[1]) An G. Meyer v. Knonau, 11. October 1854.
[2]) An J. J. Amiet, 27. April 1854.

an, diesem bis zur Stunde so lebhaft gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen. So gab er nebst Andern einmal einem jüngern Schulmanne bei einem solchen Unternehmen Rath und Belehrung. „Bis da — erzählt Kopp über die Schrift — wo die eigentliche eidgenössische Geschichte beginnt, ist sie wie sie ist durch Vorlesung und Besprechung so geworden; nachher mußten wir ihn allein gehen lassen. Allein er ist vielfach zu herbe geworden und, wiewohl ich die zweite Correctur besorgte und für seine dritte Hand manches als zu tilgen oder zu ändern anzeichnete, so konnte doch nicht mehr alles umgeschmolzen werden. — Allerdings war der Wurf gegen den „„unabtreiblichen"" Zschokke; allein wie ich oft warnte, die Form ist vielfach zu schroff. Lieber hat man die Milchgeschichte von Probst, welcher den Kindern die abgeschmacktesten Sachen wie Brei einstreicht." Diesen Bescheid gab er [1]) an Wurstemberger auf eine bezügliche Frage.

Wie abweichend von Kopps Ansicht man in den Schulbüchern die Schweizergeschichte behandeln mochte, er zürnte es nicht, außer wenn etwa der Autor ihm gegenüber Miene gemacht als theile er seine Ueberzeugung. Doch war die Willkür gewiß groß genug geworden, da man nachweislich aus neuern Schauspielen Erfindungen der Dichter — nicht Schillers allein — in diese Lehrbücher hinübernahm und als baare Wahrheit erzählte. Man mag mit Recht sich daran stoßen, wie einst etwa in der Legende des hl. Germanus v. Auxerre Züge aus dem Donar-Mythus hinübergeschleppt wurden: aber es geschah wenigstens auf dem unbewachten Wege der Volksüberlieferung; dagegen diese neue Art von Mythenbildung ist gar zu naiv. Es war hohe Zeit, daß Einer auftrat, der, Abrechnung haltend, die Geschichte wieder in ihr volles Recht einsetzte.

Später wurde auf Kopps Empfehlung hin von Professor Aebi Daguet's Schweizergeschichte für deutsche Schulen bearbeitet und in der zweiten Auflage die neuere Forschung etwas mehr als bisher berücksichtigt. [2])

---

[1]) Lucern, 2. Brachmonat 1840.

[2]) Das ist seither auch von Joh. Strikler (Grundriß der Schweizergeschichte. Zürich, Orell. 1867) geschehen

Wenn dann etwa ein junger Mann sich im Historischen versuchte, so gelangte derselbe erst recht zur Einsicht über den riesenhaften Fleiß des Meisters und sprach es aus, wie er erst jetzt ihn bewundern gelernt habe. [1])

Es ist begreiflich, daß Mancher auch gerne einen Anlaß suchte, um Kopp über irgend eine geschichtliche Frage reden zu machen, wozu mitunter eine Dienstleistung Gelegenheit bot. Der noch junge Gerold Meyer von Knonau hatte aus dem Zürcher Archive für ihn einige Fragen beantwortet und übersandt mit den Worten: „Mögen Ihnen dieselben beweisen, daß ich keine Zeit gescheut, einem der gründlichsten Geschichtforscher, welche die Schweiz je besaß, nicht oberflächlich zu antworten.“ Nun wünschte er aber auch zu vernehmen, welche Urkundensammlungen für Schweizergeschichte man besitze und welches Urkundenwerk für das Studium der Diplomatik am nützlichsten sei. [2])

Bei ähnlichen Anlässen that Kopp mitunter Aeußerungen, die seine Eigenthümlichkeit beleuchteten. Er ist, wie er einmal bemerkt, [3]) „kein Liebhaber von Privatsammlungen und zieht in solchen Dingen das Allgemeine und die Oeffentlichkeit vor.“ Facsimile schenkt er der öffentlichen Bibliothek, denn er liebt es nicht, solche Sachen im Pulte zu verschließen. [4]) Autographensammlungen haben für ihn „aufs mindeste keinen Reiz;“ er nimmt deßhalb davon keine Notiz und geht „an den Buchstaben der gelehrtesten oder schönsten Hand mit der allergrößten Gleichgültigkeit vorbei.“ [5])

Ueber Autoren und Bücher unterfließt manch ein Urtheil. Chmel möge es dem Fürsten Lichnowski nur freimüthig mittheilen, daß bei ihm der Urkundenabdruck nicht immer genau sei. [6]) In einer gewissen Schrift liegt „Geistreiches und Ungeistreiches, Ordnung und Unordnung hart nebeneinander.“ Diese Art Schriftstellerei habe ihn von jeher angewidert. [7])

---

1) Z. B. Propst Frei v. Zurzach an Kopp, 1. Hornung 1866.
2) An Kopp, 15. October 1837.
3) An Wurstemberger, 19 Hornung 1847.
4) An Denselben, 31. Jänner 1848.
5) An Pater Gall Morel, Michaelstag 1854.
6) An Chmel, 1. April 1838.
7) An Georg v. Wyß, 12. April 1855.

Die Güte, womit Kopp jüngern Männern, auf die er Hoffnung setzte, entgegenkam, eroberte ihm manches Herz voll Dankbarkeit und innig ergebener Zuneigung. Er fesselte Fiala, [1]) Lüthis, Nepoten und Biographen, auf welchen seines Oheims Talent und Lust für historische Forschung sich treu vererbte. Von Fiala ward noch 1865 Kopp mit dem herzlichen Gruße erfreut: „Sie wissen gar nicht, wieviel ich Ihnen schulde, wie Ihre freundliche Aufnahme in Ihrem Hause vor einigen Jahren mich gestärkt hat, meine Mußezeit ferner historischer Forschung zu weihen, wie mir Ihre Geschichte der eidgenössischen Bünde tagtäglich zur neuen Fundgrube wird und mich so recht zur gewissenhaften Forschung aufmuntert. Gott vergelte es Ihnen und gebe Ihnen Kraft, Ihr Werk zu vollenden, gebe Ihnen schöne, heitere Herbst- und Erntetage." [2]) Fiala sprach hiemit aus dem Herzen Vieler.

Das führt uns zur Frage über die historisch-kritische Schule Kopps. Doch möge erst ein Blick auf die Ergebnisse im Großen und Ganzen geworfen werden.

Wir halten uns dabei so viel möglich wieder an seine eigenen Worte.

a) „Die Geschichte der Entstehung und der ersten Zeiten der Eidgenossenschaft, wie sie vornehmlich durch Gilg Tschudi und Johannes Müller festgestellt worden, beruht wesentlich auf den Erzählungen mehrerer Zeitbücher des ausgehenden 15. und anfangenden 16. Jahrhunderts, deren Angaben man durch einzelne Urkunden der frühern Zeit, nicht ohne Mißverständniß derselben oder ihnen Gewalt anzuthun, zu stützen bemüht war.

„Diese Geschichtsdarstellung ist gestürzt; — und ruhig läßt sich behaupten, ohne alle Besorgniß, widerlegt zu werden, daß bei Tschudi und Müller, sofern sie die ersten Anfänge der Geschichte der Eidgenossenschaft — dieses Wort auf die Entstehung der Bünde bezogen, nicht auf den ganzen Umfang des nunmehrigen Staatsgebietes — bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts be-

---

[1]) Fiala an Kopp, Freitag vor Unser Frauen Tag zu Herbst 1856. Beilage 80.
[2]) An Kopp, Solothurn, Ostermontag 1865.

gründen wollen, kaum eine oder die andere Darstellung eines Zustandes oder Ereignisses aufrecht stehen bleiben wird." [1])

b) „Gegen die unsichern Berichte jener späten Zeitbücher, die, was das 15. und 16. Jahrhundert dachte und glaubte, als längst Dagewesenes in das 13. und 14. zurücktrugen, traten als unverwerfliche Zeugen der beiden letztgenannten Jahrhunderte gleichzeitige Urkunden auf, welche ein ganz anderes Bild der ältesten eidgenössischen Geschichte gaben. [2]) Die dadurch gewonnene Wahrheit der Thatsachen ward grundsätzlich bestätigt durch die Schilderung der allgemeinen Zustände des Reichs, der Weg, um dazu zu gelangen, wurde nicht gegen Eichhorn eingeschlagen, wohl aber selbstständig und ohne ihn; die ängstliche Berufung angeblicher Forscher der neuesten Zeit auf diesen Schriftsteller läßt wohl glauben, daß, wofern dessen Forschungen nicht erschienen wären, ihre eigene Weisheit noch im Dunkel läge." [3]) So antwortete Kopp auf den Vorwurf, seine schwache Seite liege im Mangel rechtshistorischer Kenntnisse.

c) Die Entstehung der eidgenössischen Bünde kann nicht ohne gründliche Kenntniß der Reichs- und Rechtsgeschichte jener Zeit richtig verstanden und dargestellt werden. Bis auf Kopp hat kein Historiker oder Zeitbuchschreiber dieses Verhältniß, die Doppelstellung zum heiligen römischen Reich und zu den Grafen von Habsburg begriffen. Er hat unsere Rechtshistoriker in dieser Frage wieder auf den rechten Standpunkt geführt, wobei ihm Böhmers Regestenwerke und Räthe wesentliche Dienste leisteten. [4]) So wurde das Werk zugleich eidgenössische und Reichsgeschichte, von welch' letzterer der Verfasser behaupten konnte, sie biete für Oesterreich wohl Besseres, als was Lichnowski gegeben, habe für Baiern die Stellung zwischen Ludwig dem Strengen und Heinrich und insbesondere bei den Feindseligkeiten der herzoglichen Brüder Rudolf und Ludwig (v. J. 1308—1318) unbefangener erzählt als Buchner. Treu und deutlich seien die Verhältnisse Böhmens

---

[1]) Archiv f. Kunde österr. Geschichts-Quellen VI, IV.
[2]) Vergl. oben S 273.
[3]) Archiv, a. a. O.
[4]) Geschichtsblätter II, 252.

und Mährens erläutert und neben Freund Stälins Hauptwerk für die schwäbischen Lande sei auch die „Geschichte der eidgenössischen Bünde“ noch zu gebrauchen.

d) Für die nunmehr eidgenössischen Lande hat Kopp viel Neues und zum ersten Mal Vollständiges geliefert, so für Solothurn, Bern, Basel und den Aargau; allein die glänzendste Partie betrifft hier — wie billig — die Sachen im Gebirge. Kopp hat entdeckt, daß das Bündniß zwischen Zürich, Uri und Schwiz nicht von 1251, wie seit Tschudi bis auf die neuesten Zeiten allgemein angenommen wurde, sondern von 1291 zu datiren ist. „Der einläßlichern Forschung konnte nun nicht entgehen, daß, was dieser Zeitbuchschreiber so zuversichtlich als Geschichte der drei Länder gibt, keineswegs die kritisch ermittelten Ergebnisse der von ihm benützten Quellen frühester Jahrhunderte, sondern großentheils nichts anders sind als seine eigenen Gedanken und Anschauungen, die jedoch von den gleichzeitigen ächten Zeugnissen geradezu widerlegt werden. Die Urkunden aber stellen fest: wie in Uri die Abtei Zürich der Landleute Grundherrschaft ist, so gehört hinwieder die Vogtei an das Reich, und die Grafschaftsgerichte dem Hause, das im dreizehnten Jahrhunderte den Zürichgau mit dem Aargau verwaltete. In Schwiz [1]) war aus dem lenzburgischen Erbe Habsburg Herr der Eigenleute und verband mit der Grafschaft zugleich über die keiner besondern Grundherrschaft pflichtigen Landleute die Vogtei, unmittelbar aus der Hand des Reiches, nicht durch das Zwischenglied der sogenannten Herzoge von Zähringen, die nur über Gotteshaus und Stadt Zürich Reichsgewalt übten. Wie zu Sarnen der Graf v. Habsburg herrschaftliche Befugniß hatte, so erwarben die Herzoge von Oesterreich mit der Stadt Lucern und in nicht minderm Rechte die murbachische Vogtei über Stans, Alpenach und Giswile; erst unter ihnen am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts treten diese Höfe, als ein einiges Unterwalden in die Geschichte ein.“ [2])

Da trat Kaiser Friedrich der zweite auf, führte unseligen

---

[1]) „In Bezug auf die älteste Geschichte von Schwiz werden die Ausführungen Kopps kaum zu erschüttern sein.“ O. Lorenz, Leopold III. S. 32.

[2]) Geschichtsblätter II, 253 f.

Hader mit der Kirche und Habsburg erklärte sich für sie. Jetzt ertheilte jener 1240 den Schwizern, um sich ihrer Fäuste zu versichern, zuerst die Reichsunmittelbarkeit und König Adolf wiederholte sie 1297. Den Urnern ward sie von niemanden bestritten. König Heinrich und andere Reichsoberhäupter richteten — sei es, daß sie (wie Ludwig der Baier) einen ungleichen Kampf aufgenommen, mit der kirchlichen Macht, oder daß sie einen Gegner zu schwächen, einen Mitbewerber um das Reich in den Habsburgern niederzuhalten verhofften, ihre Hülfswerbungen an die Waldstätte. Bei solchem Anlasse gewährte 1309 König Heinrich den drei Ländern neue Vergünstigungen, welche 1316 und 1324 Ludwig der Baier bestätigt und erweitert hat. „Und obwohl — fährt Kopp fort [1]) — Heinrich den von ihm gethanen Schritt zurückzuthun sich anschickte, Ludwig wirklich alles Gewährte zurücknahm und Oesterreich selbst das ihm Abgesprochene mit Waffengewalt zu behaupten versuchte, die Landleute hielten an dem einmal Gewonnenen fest; wer den Krieg nicht fortführen wollte oder konnte, ward auf den Weg der Verträge gewiesen. Diese Stillstands- oder Friedensverträge, die jedoch die Hauptfrage unberührt ließen, in ihrem Verlaufe bis nach Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu kennen, ist lohnend für den Forscher, wo dann, während das Reich unmächtig oder gleichsam unbetheiligt zusah, neuerdings die Waffen erhoben und der früher Angreifende jetzt zum Angegriffenen wird. Auf dem Felde wie auf dem Pergamene ist Oesterreich der Geschlagene.“

e) „Unhaltbar und dem einfachen Gange geschichtlicher Entwickelung und einer gesunden Rechtsansicht widersprechend muß jedem Unbefangenen die, vornehmlich seit Tschudi zur Geltung gebrachte, Annahme erscheinen, als habe König Albrecht Reichsvögte in die Waldstätte gesendet; [2]) Reichsvögte über Schwiz und

[1]) Geschichtsblätter II, 254. Vergl. dazu Archiv f. Kunde österr. G.-Q. l. c. S. VI!.

[2]) „Daß dem Bund von 1291 von Seite Herzog und König Albrechts I. Gewaltsamkeiten entgegengesetzt worden seien, wird bekanntlich von ächten Quellen nicht berichtet und Kopp hat in dieser Beziehung mit der siegenden Ueberlegenheit reine Bahn gemacht, die ihm überall, wo es sich um die Feststellung des streng historischen — des thatsächlichen — handelt, eigen ist.“ O. Lorenz, a. a. O. S. 36.

nach Unterwalden, welche beide keine Reichslande waren. Wenn Friedrich der Zweite im Christmonat 1240 die Schwizer an das Reich aufnahm und König Adolf im Wintermonat 1297 nicht dessen Handlung bestätigte, sondern auf's neue als die seinige vornahm, so mochten wohl, so lange beide Fürsten lebten, die Landleute, die Faust über den Briefen, sich wider Habsburg-Oesterreich setzen; aber schwerlich hatten die Schwizer den Muth, diese Briefe den Königen Rudolf und Albrecht zur Bestätigung vorzulegen. Briefe durch welche (auch davon abgesehen, ob Friedrich der Zweite im Banne Papsts Gregorius des Neunten, zu solcher Amtshandlung befugt war) derselbe und dann Adolf, im Zerwürfniß mit Habsburg-Oesterreich, dieser Herrschaft ein althergebrachtes Recht (denn Habsburgs erbliche Vogtei über Schwiz läßt sich nicht mehr leugnen), ohne Erwähnung eines vorausgegangenen Fürstenrathes, ohne Klage wie ohne Ersatz, nur durch eine nakte Erklärung zu entziehen vermeinten. Und man sinnt den Königen Rudolf und Albrecht eine allzugroße Gutmüthigkeit (um nicht zu sagen Einfalt) an, wenn man fordert sie hätten, nur um Schwiz reichsunmittelbar zu machen, ihr eigenes Haus eines wohlerworbenen Besitzthums berauben sollen.

„Aber so wenig König Albrecht Reichsvögte über Schwiz und auch Unterwalden setzen konnte, ebenso unbegreiflich wäre die Absendung österreichischer Vögte, da in Schwiz die verschiedenen Ammanne, so in Stans und Sarnen Maier und Kelner (wie für die Abtei Zürich die Maier in Uri) die Verwaltung führten und jetzt über diesen nicht nur in Uri, auch in Schwiz und in Unterwalden, ein Landammann als Richter gesetzt war und ein solcher, als Verweser der Vogteigerichtsbarkeit, das Zugleichsein eines Vogtes (nach Blumer) ausschließt. Die Sendung oder überhaupt die Aufstellung von Vögten über die Waldstätte, von welchen unter Albrecht keinerlei Spur aufzuweisen ist, wird nur begreiflich unter Königen aus einem andern, als habsburg-österreichischen Hause." [1]) Diese seine Hauptsätze hat Kopp in seinen verschiedenen Schriften mit urkundlichen Beweisen wohl-

---

[1]) Archiv für K. österr. G.-Q. l. c. S. 41 f.

ausgestattet durchgeführt und der Läugnung jener angeblichen Vögte folgerichtig

f. auch den historisch keineswegs nachzuweisenden Tell wenigstens für den fraglichen Zeitraum, in's Reich der Sage verwiesen, wohin er gehört. [1])

g. Außer diesen tiefergreifenden Wahrheiten ist unser Forscher noch einer Menge kleinerer Unrichtigkeiten, [2]) die vor ihm kein schweizerischer Geschichtschreiber bemerkte, auf die Spur gekommen, wie z. B. über den Anfang der kaiserlichen Indictionen. [3])

Wir können diese Uebersicht schließen mit den Worten des Vorstandes der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz.

„Vor ein und dreißig Jahren veröffentlichte er die ersten Blätter, die eine neue Bahn zu richtiger Erkenntniß der Anfangsgeschichte der Eidgenossenschaft brechen sollten, und im Laufe des langen seither verflossenen Zeitraumes erschien allmälig sein großes Werk, welches schon als Denkmal seltenen Fleißes und ungewöhnlicher Ausdauer Bewunderung verdient. Gleichzeitig aber rief sein Vorgehen auf allen Seiten die Kräfte wach und hiemit die ganze zahlreiche Literatur von Schriften größern und kleinern Umfanges ins Leben, in denen nun die ältere schweizerische Geschichte ganz oder theilweise, in streng wissenschaftlicher Art sich behandelt findet und unter welchen namentlich die Werke der schweizerischen Juristen, denen Kopps Forschungen reichlich zu statten kamen, eine hervorragende Stelle einnahmen. Das Gesammtergebniß all' dieser Arbeiten von drei Jahrzehnten ist eine Umgestaltung der ältesten Schweizergeschichte, nach welcher letztere — wir dürfen es wohl sagen — weiterer Berichtigungen nicht mehr fähig sein wird, es wäre denn (was nicht zu erwarten steht), daß Quellen zu Tage kämen, die seit fünf Jahrhunderten völlig verborgen geblieben. Und wenn diese neue Gestalt der Schweizergeschichte in mehreren und

---

[1]) Geschichtsblätter.

[2]) Z. B. — außer dem schon Erwähnten — Gesch. der eidgen. Bünde IV, 1 S. 56 f. das Märchen wegen Farwangen und S. 63, der angebliche Blutdurst der Agnes; oder die Berichtigungen IV, 2, S. 141, f.

[3]) Geschichtsblätter II, 259.

zum Theil wesentlichen Stücken von Kopps Anschauungen abweicht und ihre Darstellung in manchen Schriften klarer und gedrängter sich gegeben findet, als in seinem bändereichen Buche, so wird doch hierüber niemals sein ungemeines und bahnbrechendes Verdienst übersehen werden und jeder Historiker, der das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert studirt, sich zu Kopps Werke als zur reichhaltigsten Fundgrube urkundlicher Nachweise über jene Zeiten in allen ihren Einzelheiten immer wieder dankbar hinwenden." [1])

Was die von Kopp abweichenden Resultate belangt, so blieb er unwandelbar seiner ausgesprochenen Ueberzeugung treu, er hielt sich nicht für widerlegt, aber ließ Andere — Bluntschli, Blumer, Hagen, Lorenz, v. Wyß — ihrer Meinung wegen gerne im Frieden, ja achtete seine ehrenwerthen und tüchtigen Gegner hoch. „Angriffe von Literaten — behauptet auch Rölly [2]) — alterirten ihn nie, nicht selten machte er seine Freunde auf solche Schriften aufmerksam und empfahl sie zu lesen."

X.

Wo die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen in solch' schroffen Gegensatz sich stellen zu Meinungen, welche allgemein als Wahrheit gelten und denen zu huldigen als wahre Vaterlandsliebe ausgegeben wird, da mag wohl auf treffende Gründe denken, wer mit ihnen vor die Welt zu treten wagt.

---

[1]) Georg v. Wyß, Neue Zürcherzeitung 1866, Nr. 322.
[2]) Lucerner=Zeitung 1866, Nr. 306

Unser kritische Forscher hat dieses erwogen und gethan. „Wenn die Geschichte nur unter dem Schilde der Wahrheit bestehen kann und ihr Verehrer vor allem mit dem Ordensbande der Wahrheit geschmückt sein muß, so ziemt ihm hinwieder (möchten wir sagen) namentlich bei Vorführung von Quellen zu fester Beweisführung, eine gewisse ehrliche Redseligkeit." Wirklich unterläßt Kopp nicht bei gegebenem Anlasse sich zu rechtfertigen.

Vorerst will er vor Allem sich beurtheilt wissen als ein Mann, dem die Liebe zur Wahrheit über Alles gehe und zu dem steht, was Göthe in den zahmen Xenien sagt: „Habt ihr gelogen in Wort und Schrift, andern ist es und euch ein Gift." Wiederholt versichert er, wie wir wissen, nur für Wahrheit und Recht Begeisterung zu fühlen. Wenn die Geschichte parteiisch wird, wenn sie nur aus dem Erfolg urtheilt, so verzichtet sie, wie Droysen sagt, [1])

---

[1]) Dieser trifft hierin mit Hagenbach, Schleiermacher und Ullmann zusammen.

Hagenbach: „Auch jener Trieb, zu den Erscheinungen der Gegenwart die Vorbilder in der Vergangenheit zu finden, wird durch eine großartige und ächt wissenschaftliche Geschichtsbetrachtung beschränkt werden; indem die Geschichte nie gemißbraucht werden darf, den jedesmaligen, oft kleinlichen Interessen des Augenblickes, den leidenschaftlichen Zänkereien und Klatschereien des Tages als orbis pictus zu dienen. — Allerdings ist die Geschichte die Lehrerin für die Gegenwart, aber wohl verstanden die Lehrerin, nicht das kokette, allezeit dienstfertige Kammermädchen, bereit die Dinge gerade so herauszuputzen, wie sie Effect machen auf dem Theater. Die Lehrerin verdient Achtung und verlangt vor allem jene ernste, ruhige Stimmung und Fassung des Gemüthes, die dem Lernbegierigen ziemt. Wir sollen ihr gehorchen, sie nicht uns; sonst wird das mephistophelische Sprüchlein sich bewähren, daß, was sie den Geist der Zeiten nennen, nicht selten der Herren eigner Geist ist."

Schleiermacher: „Wie im gemeinen Leben, so auch im wissenschaftlichen Gebiete verfälscht ein aufgeregtes, selbstisches Interesse, mithin auch jedes Parteiwesen am meisten den geschichtlichen Blick."

Ullmann: „Gerade in einer von Parteiung bewegten Zeit ist nichts verführerischer, als auch die historische Forschung nur der Partei und dem Interesse des Tages dienstbar zu machen, weil dieß, wenn auch nicht auf die Dauer, doch für den Augenblick Ruhm und Vortheil sichert. Wo aber dieß der Fall ist, wird es auch mit dem gründlichen und umfassenden Quellenstudium nicht viel auf sich haben" u. s. w.

Bei Hagenbach, Encyklop. und Methodol. der theologischen Wissenschaften. 1. Ausgabe S. 209 f.

auf ihr stolzestes Recht. Sie soll es über sich vermögen, auch für die Zeugniß zu geben, gegen die der Erfolg gesprochen. So wird es für den gewissenhaften Forscher doppelt Pflicht, in den beiden Lagern der wenn auch erbittert Kämpfenden, auch auf die Gefahr hin dort nicht Bösewichter und hier keine engelreine Helden zu finden, Anspruch und Beschuldigung abzuwägen, und aus dem Gewirre der seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wirklich Geschehenes mit Sagenhaftem zusammenwerfenden Zeitbücher die ursprüngliche Streitfrage wieder herzustellen. [1])

So wenig es einem einzelnen Menschen zur Unehre gereicht, freimüthig seine Fehler einzugestehen, ebenso wenig vergibt sich der wahre Patriot dadurch, daß er unumwundenes Zeugniß für die Wahrheit ablegt, auch wenn sie die Mängel der Ahnen aufdeckt. „Kein Volk der Erde ist im Laufe seiner Geschichte ohne allen Makel geblieben. Ist die Geschichte die Richterin der Zeiten, die Verkünderin der Wahrheit, so liegt es nicht in der Willkühr ihres Dieners, ob er schweigen oder sprechen, bemänteln oder enthüllen wolle; er steht über den Parteien und hält die Wage des Rechts nicht für den einen Theil oder zu Gunsten des andern.“ [2])

Noch mehr, wer in versöhnlicher Absicht der Wahrheit Zeugniß gibt und von beiden Parteien nur meldet, was jener entspricht, der hat, weitentfernt dem Vaterlande zu schaden, ihm gegentheils genützt. „In diesem Geiste — versicherte Kopp [3]) — schlägt kein eidgenössisches Herz höher und wärmer als das meinige. In eben diesem Sinne, zu Abstreifung aller Vorurtheile und Schöpfung eines neuen Geistes, wurden die Urkunden vom Jahre 1835 herausgegeben und in keinem andern erscheint die vorliegende (zweite) Sammlung.“

Davon, daß er nicht nur die heilige Standarte der Wahrheit und des Rechtes aufrecht halte, sondern überhaupt dem Frommen und der Ehre des Vaterlandes Vorschub leiste, war Kopp auf's lebendigste überzeugt und schöpfte von da, wie aus

---

[1]) Geschichtsblätter II, 245 f.

[2]) Archiv für K. d. österr. G.-Q. l. c. S. VIII f.

[3]) Ebendort, S. IX, vergl. dazu Geschichtsblätter II, 248.

dem Jungbrunnen, seinen immer frischen Muth. „Daß seine Forschungen auf Widerspruch stoßen werden, das hat er vor ein und zwanzig Jahren schon ausgesprochen, daß man ihn widerlege, hat er selbst gewünscht, daß man es könne, das hat er weder damals geglaubt, noch besorgt er es jetzt. Gefaßt war gleich Anfangs der Verfasser und gefaßt ist er noch heutzutage, daß man ihn schmähe, daß man ihn beschimpfe, daß man ihn verdächtige; Verdächtigung, Schimpf und Schmähung erschüttern keinen Beweis und die giftigsten Pfeile, an wohlverwahrter Brust abprallend, kehren auf den Versender zurück. Doch auch die Zeit dieser Gefechte, um so eher da kein Angriff erwiedert wird, geht ohne zu verwunden vorüber. Verschließest du auch jetzt noch dein blödes Auge und verstopfest alle Ritzen deines engen Kämmerleins, die Sonne hat ihren alten Glanz noch nicht verloren und über kurz oder lang, sollten wir darüber auch schlafen gehen, bringt das wohlthätige Licht der Wahrheit selbst in Haus und Schule." So divinirte [1]) Kopp im Jahre 1856.

Wenn er auf einzelne Angriffe [2]) auch keine Antwort gab, so hat er sich doch die Frage gestellt, wer sind meine Gegner? Darauf gab er sich 1851 die Antwort: [3]) „Noch gibt es hauptsächlich zwei Arten von Leuten, welchen die alte, langverkannte, langunterdrückte Wahrheit, die endlich wieder zu ihrem Rechte zu gelangen sich müht, entweder zu wahrhaftem Schmerze oder doch zu besonderm Aerger gereicht. Den einen, und wenn sie noch so gern Geschichte treiben oder Geschichte schreiben, ist die Geschichte nur ein Parteimittel. Mit dem trockenen Schwamme gemüthloser Verständigkeit glauben sie die alte Geschichte und ihre urkundliche Berechtigung wegzutilgen: sie wollen nicht die Geschichte, wie sie wirklich war; sie wollen Geschichten, wenn auch reichlich gewürzt durch fremden Schmutz oder herausgeputzt mit eigenem Flitter, wie es zu ihren Zwecken dient. Denn für Erforschung objectiver Wahrheit fehlt ihnen der reine unbefangene

---

[1]) Geschichtsblätter II, 255.

[2]) Solche von schweizerischen Gelehrten sind zum Theil zusammengestellt von Sinner, Bibliographie S. 19 f.

[3]) Archiv l. c. S. V.

Sinn. An ihnen als Unberufenen ist der Geist der alten Jahrhunderte, wie Hamlets Geist, ohne ihnen Antwort zu geben, spurlos vorübergegangen. Nie umstanden sie mit forschendem Blick die Wiege der jungen Eidgenossenschaft, lauschten nicht ihren ersten Aeußerungen, geleiteten nicht ihre ersten Tritte, sahen nicht ihr Stehen oder Fallen, und unbekannt oder gleichgültig blieb ihnen, wie alles durch Schuld oder Verdienst, unter Wohl und Wehe, entstanden oder geworden ist. Nicht kennen sie die den besonnenen Forscher mit so süßer Freude lohnende Mühe, wenn oft nach Monaten, nach jahrelangem Suchen plötzlich ein Strahl den Wolkenschleier der im Laufe der Zeit getrübten Sage durchbricht und zur Hoffnung berechtigt, wenn auch nur eine Thatsache an's helle Tageslicht zu fördern; sie fühlen nicht im eigenen Busen den angebornen Ruf und die untilgbare Gluth nach Erforschung der Wahrheit, und haben keine Ahnung, daß es weder für Oesterreich eine eigene Wahrheit gibt noch für die Eidgenossen. Für Leute dieses Schlages sind meine Forschungen nicht; auf ihren Beifall habe ich auch niemals gerechnet. Ganz anderer Art sind, die es schmerzt, daß durch die neuen Forschungen aus dem reichen Kranze unsers Nationalruhmes einzelne Reiser gebrochen werden und die darum gerade dem verdenken, der zuerst auf diese Mängel aufmerksam machte. Sie hätten Recht, wenn über dem Ruhme des einzelnen Volkes nicht das höhere Ziel der gesammten Menschheit gesteckt wäre: diesem wird am Ende, bewußt oder unbewußt, alles entgegengeführt; diesem dient auch der Gang und, mögen sie noch gering angeschlagen werden, die Ergebnisse meines Forschens."

Nach diesen beiden Beziehungen hin ist so ziemlich die ganze Gegnerschaft umfaßt. Man könnte hier noch jenes Vorwurfes erwähnen, daß der Geschichtschreiber der eidgenössischen Bünde in Methode und Behandlung des Gegenstandes gefehlt habe und von historischer Kunst zu wenig bei ihm sichtbar werde.

Daß ein Mann, der bei den Alten so viel in die Schule gegangen ist und von ihnen so gut Rechenschaft zu geben weiß, nicht wissen sollte, was historische Kunst sei, ist zum voraus nicht einzusehen. Wenn er nun in seiner Geschichte doch so streng nüchtern, gleichsam mit spartanischer Wortkargheit, so einfach und

von Citaten überladen auftritt, so geschah das offenbar, weil er es so gewollt hat und für nöthig hielt. Er kennt die verschiedenen Ansichten über Behandlung historischer Dinge. „Die einen — so lesen wir [1]) — kümmern sich lediglich um die Form und finden in einem wohlgeordneten, in edler Sprache gehaltenen Schriftwerke zugleich Ersatz oder Gewähr für den Inhalt desselben; sie verlangen höchstens die Ergebnisse der Forschung und lehnen die Beweisführung als störend und verunstaltend ab. Diesen schweben als hehre Muster die Geschichtswerke der Alten vor. Aber die Römer und vorab die Griechen, welche an der Sonne der Oeffentlichkeit, wie ihre Spiele, so den Ernst des Lebens durchkämpften, schufen auch ihre Geisteserzeugnisse nach dem Gesetze der äußern Schönheit: hierdurch bewahren sie für die fernsten Jahrhunderte dem empfänglichen Sinne gegenüber den unwiderstehlichen, stets neuen Reiz; die Wahrheit des Erzählten verbürgen sie nur soweit, als sie dem Leser den Glauben an ihre Wahrhaftigkeit abzudringen vermögen. Seitdem sind die Gesetze des Schönen keine andern geworden; aber den neuen Völkern, vornehmlich den germanischen, hat sich eine andere Welt aufgethan, die des Gemüthes. Nicht was du scheinst, will ich wissen, sondern was du bist: den tüchtigen Kern kehre heraus und biete mir nicht die glatte Schale. Die schöne Darstellung allein, die sich nicht wölbet auf den festen Grund der Forschung, ist eine Seifenblase, die vor jedem Hauche zerplatzt, sie ist das Erscheinen eines Zeitblattes, das die Neugierde in die Hand nimmt, und die Unbefriedigtheit wieder weglegt. Nur wer den gediegenen Schacht der Wahrheit öffnet, zeigt bleibenden Gewinn. — Darum legen andere den höchsten, ja ausschließlichen Werth auf die Geschichtsforschung und finden es daher nicht an der Zeit, daß einer vor deren Erschöpfung seine Finger zur Geschichtschreibung in Bewegung setze. Diese Meinung, die freilich nicht für jedes Land und nicht für jede Zeit gleiche Geltung fordern kann, schließt in sich neben Richtigem auch Uebertriebenes. Hat Fleiß und Rüstigkeit aus dem Verborgenen der Erdgrube das edle Metall an das Licht gebracht, so muß jede, auch die kleinste Summe willkommen sein, die ausge-

[1]) Geschichtsblätter II, 248.

münzt und mit dem Stempel der Aechtheit geprägt, dem innern Verkehr des Lebens geboten wird und Falsches je eher je lieber aus dem Umlauf bringt; und niemand ist berechtigt eine Wahrheit, die sich ihm aufdringt, der Gegenwart vorzuenthalten und ungewisser Zukunft aufzusparen." Was seine eigene Arbeit betrifft, so hielt Kopp es nicht für zweckmäßig, Forschung und Darstellung zu trennen; doch sollte „der Text, wenn möglich, nicht weniger und nicht mehr enthalten, als was die Quelle, aus der er geflossen, buchstäblich zu erweisen im Stande sei. Daher mußte die Sprache schlicht und einfach sein und den Eindruck größter Kunstlosigkeit gewähren; sie mochte als nüchtern und trocken erscheinen, wenn sie nur die Wahrheit redete." [1]) Mag immerhin Kopps Darstellungsweise getadelt worden sein, es haben doch auch gewichtige Stimmen derselben rühmend gedacht, es sind jene ihm von Akademien und einer Universität zugestellten Ehrendiplome. Er selbst liebte seine Composition als Mosaikarbeit zu bezeichnen. Ueber die mißgünstigen Urtheile, besonders soweit sie der Form galten, leicht hinwegsetzend, konnte Kopp sich damit trösten, daß es andern berühmten Namen nicht besser ging. Wie scharf wurden nicht Schlossers Stylfehler gerügt, wie entschieden sprach hinwieder auch dieser seinen Tadel über Andere aus und wie getheilt sind ja überhaupt die Urtheile über unsere hervorragenden Historiker ausgefallen. [2]) Kopp hat sich eben nicht mit Oberflächlichem begnügt; mit unendlicher Mühe hat er das ächte Gold der historischen Wahrheit aus der Tiefe geholt und das war nicht ohne Einfluß auf seinen Styl. Das Gepräge, das er dem so mühsam Erworbenen gab, wurde streng und ernst, seine Sache war es nicht, die Geschichte in Novellenstyl zu gießen und dadurch jedermann zugänglich zu machen; er überließ es Andern, das von ihm zu Tag geförderte edle Metall in den Kramläden auszulegen. Sein Werk ist, was Solidität belangt, ein Quaderbau, wohl gefügt für immer. Durch seinen Einfluß wurde die Schweizergeschichte auf die Stufe wissenschaftlicher Vollendung gehoben. Dieß

---

[1]) Geschichtsblätter II, 251.

[2]) Schmidt's Allgem. Zeitschrift für Geschichte V, 430, 520 ff. — Allgem. Zeitung 1861, Beilage Nr. 294 und 296.

hat die Schweiz und mit ihr die Wissenschaft einem Manne zu verdanken, dessen Bescheidenheit fast sprüchwörtlich geworden und der nach keiner andern Ehre so sehr gedürstet hat, als nach derjenigen, ein würdiger Bürger jenes Landes zu sein, dessen stolzeste Vergangenheit vor seinem Forscherauge, so weit möglich, gleichsam wieder Gegenwart geworden ist.

Es war schon wiederholt von einer historischen Schule die Rede, deren Begründer er sei. So schrieb ihm am 27. Herbst 1855 ein eidgenössischer Staatsmann der reformirten Schweiz: „Ihre Schule, mein Verehrtester, wird die Unbilden rächen, welche die Thoren der Gegenwart Ihnen anzuthun versuchen und das Vaterland einst dem Skeptiker Denkmale setzen, der die Schweizergeschichte von dem Wuste der Romantik gesäubert und auf das Ebenmaß der Wahrheit zurückgeführt hat.[1])"

Das Preisgericht der schweizerischen Kunst-Ausstellung zu Bern im Jahre 1857 ertheilte Kopp eine Ehrenmedaille: „für die Begründung der neuen kritischen Schule unserer Landesgeschichte von der Zeit des Königs Rudolf von Habsburg an; für Aufsuchen und Mittheilen neuer Urkunden und für Anregung des Regestenwerkes."

Dennoch kann hier nicht die Rede sein von einer Schule in jenem engern Sinne, wo der Meister selbst seine Schüler sucht, an sich zieht, zusammenhält, bildet und leitet, selbst die Arbeiten und Rollen vertheilt und wo Alle wie in der Methode so in der Weltanschauung einer Richtung folgen.

So oft dazu etwa ein Ansatz vorhanden war, wie im historischen Vereine der fünf Orte der Urschweiz, oder noch mehr in der Gesellschaft, welche zur Herausgabe der Geschichtsblätter sich verbunden hatte, wurde Kopp durch die Rücksicht auf sein Hauptwerk gezwungen davon sich wieder zu trennen und mehr oder weniger zu isoliren.

Seine Schule ist daher nichts als eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Männern, die einzig nur durch die Verehrung des bahnbrechenden Mannes, durch die Anwendung seiner strengen, sichern Methode und durch das Nachahmen seiner parteilosen

[1]) Geschichtsblätter II, 256. Anm. 2.

Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit verbunden, der historischen Forschung obliegen.

Noch stellen wir hier die Worte hin, welche Professor Döllinger in der Münchener Akademie vorgetragen hat. „In den sieben Bänden hat Kopp der deutschen Nation das höchst dankenswerthe Geschenk einer Darstellung der Zeit von 1273—1330, der Regierung Rudolfs, Albrechts und Ludwigs des Baiers gemacht. — Auf der Grundlage der Böhmerschen Regesten erbaut, ist es ein Werk des erstaunlichsten Fleißes und minutiöser Genauigkeit. Die Sorgfalt, mit der das Einzelne behandelt ist, die ruhige Besonnenheit, die Objectivität der Darstellung, die jede eigene Zuthat fast ängstlich vermeidet, die jede Thatsache urkundlich feststellt, die nie mehr sagen will, als sich aus den Quellen nach strengster Interpretation nachweisen läßt: — diese Eigenschaften sind wohl kaum in einem andern deutschen Geschichtswerke in einem solchen Grade vorherrschend wie bei Kopp und wenn man die zwei Extreme deutscher Geschichtschreibung mit Namen bezeichnen wollte, müßte man Gfrörer und Kopp nennen." [1]) Und gerade Gfrörer fand an Kopp's Büchern nur zu loben.

XI.

Wir stehen im Jahre 1864. Vom Mühlenplatze in Lucern bis in's Collegium geht täglich zu gewisser Stunde, sein Buch unter dem Arme, vorgebeugt, etwas nach links gekrümmt und bisweilen, wie von einer unsichtbaren Hand gestoßen, so daß oft

[1]) Sitzungsberichte der Königlich Baierschen Akademie der Wissenschaften in München. 1867. 1. Heft III, S. 396.

ein Schritt schneller und kürzer ist als der andere, wankend und mühsam ein Greis, der umsonst alle Kraft aufbietet, die ungelenken Glieder dem Willen fügsam zu erhalten. Wer ihn sieht, hat Bedauern mit dem guten Professor Kopp, mit dem es seit der schweren Erkrankung Böhmers im Winter 1862 allmählig so gekommen ist. Sonst von kräftigem Bau und mäßig in Allem, war er noch nie von ernsthafter Krankheit befallen worden und auch jetzt ging der Tod in seinem Zerstörungswerke nur langsam vor. Zur Schwäche und Unbeholfenheit stellte sich bald im rechten Unterbein ein Zittern hinzu, das nach und nach, wenn er saß, ordentlich heftig wurde. In den Ferien 1863 wurde auf Anrathen des Arztes eine dreiwöchentliche Cur auf Rigi-Clösterli versucht. Noch konnte er kleinere Ausflüge nach Rigi-Kaltbad und Staffel, sogar einmal nach der Scheidegg vornehmen, jedoch wurde ihm das Steigen beschwerlich. Hinauf hatte er sich auf einem Sessel tragen lassen, welchen er zwar nur abwechselnd mit der Mutter — er nannte seine Gattin immer nur mit diesem Namen — benützte; den Weg hinunter machte er ganz zu Fuß. Er ging sogar noch mit dem Gedanken um, einen Besuch beim kranken Freunde Böhmer zu wagen, aber man rieth ihm ernstlich ab. Um Mitte October, beim Wiederbeginne des Schuljahres stellte der bewunderungswürdig gewissenhafte Professor wieder entschlossen seinen Mann. Aber nach ein paar Tagen verwundete die Todesnachricht aus Frankfurt neuerdings Herz und Mark. Das Zittern theilte sich nun auch dem rechten Arme mit, so zwar, daß er schon im Frühlinge und Sommer 1864 seine Briefe von seiner Tochter Minna, Frau Schobinger, abschreiben ließ. In einem derselben, an Professor Albert Jäger in Wien, schildert er uns sein Befinden, [1]) in einem andern entschuldigt er sich beim Verleger in Berlin, warum er einstweilen für das fünfte Buch arbeitsunfähig sei, aber noch hielt er die Hoffnung des Wiedergenesens fest, [2]) während sonst Jedermann ihn sichtlich dem Grab entgegenwanken sah. Die gewohnten Spaziergänge, die Besuche eines Freundes unterblieben, die Unbehülflichkeit nahm zu. Ende Sommer

---

[1]) Beilage 81.
[2]) Beilage 82.

machte ihm der Erziehungsrath das Anerbieten für Pensionirung, welches er aber bei seiner Anhänglichkeit an die Schule ablehnte. Denn noch weiß er es selber nicht, wie krank er ist, und die Schule ist sein Leben. Man wollte dem verdienten Lehrer nicht wehe thun und ließ ihn gewähren. Einen Monat der Herbstferien, von Anfangs August bis Anfangs September brachte Kopp in Seewen bei Schwiz dahin, jedoch ohne die Bäder zu gebrauchen. Dieser Ort war gewählt worden, weil da die Witterung, besonders im Herbst, milder und angenehmer ist als auf einem Berge und weil man da auf der Ebene kleinere Spaziergänge machen konnte.

Darauf probirte er's von Neuem mit der Schule. Obwohl es erhebend ist, zu schauen, wie ein Mann bis zum letzten Athemzuge treu ausharrt auf seinem Posten um das Brod zu verdienen, das er ißt, so war es hier doch für Jedermann ein peinvoller Anblick zu beobachten, wie der todtkranke Mann jetzt täglich gebeugter, mühseliger, zitternder dem Collegium zu und gleich nach einer mit großer Erschöpfung gehaltenen Lection wieder nach Hause wankte, ohne vorher auch nur einen Tritt in die sonst fast täglich besuchte Bibliothek zu thun, wäre es auch nur, um dort die „Allgemeine Zeitung" zu lesen. So hielt er aus, bis er selbst zur Ueberzeugung kam, er könne nicht mehr. Gegen den Frühling 1865 theilte sich die immer mehr zunehmende Nervenschwäche nach und nach auch dem übrigen Körper mit. Der Kranke wünschte nun selbst sich in Ruhestand begeben zu können. Da beschloß der Große Rath am 7. März unter Anerkennung seiner Verdienste ihm einen jährlichen Ruhegehalt von 2790 Franken zu verabreichen und am 16. theilte ihm der Erziehungsrath in einer sehr ehrenden Zuschrift die Verfügung mit, daß Kopp mit dem letzten Tage des Monats seine Vorträge abschließen dürfe. [1])

Als die Kunde hievon in den öffentlichen Blättern verbreitet wurde, schrieb der „Solothurner-Landbote:" „Ehre diesem Beschlusse! Herr Professor Kopp verdient diese Anerkennung in vollem Maße. In jüngern Jahren benutzte er seine freie Zeit zu dramatischen Versuchen; seit mehr als 35 Jahren aber hat er sich

---

[1]) Beilage 83.

ausschließlich der ernstern Muse der Geschichtforschung zugewendet und hat sich unbestreitbar den Namen des größten schweizerischen Geschichtforschers der Neuzeit erworben. — Wir wissen des Bestimmtesten, daß Herrn Kopp mehr als einmal im Auslande Stellen angetragen wurden, die ihm ein bedeutend größeres Einkommen gebracht hätten, als die Professur in Lucern. Allein die Liebe und Anhänglichkeit an die schöne Heimath und der Trieb, sein Geschichtswerk zu vollenden, überwogen bei ihm alle andern Rücksichten. Billig daher, daß das Vaterland, dem er viel geopfert, auch dem vortrefflichen Geschichtsforscher und warmen Anhänger an seine Heimath ein kleines Opfer bringt."

Der einmüthig gefaßte Regierungsbeschluß wurde aber auch im Lande selbst von allen Seiten mit Befriedigung aufgenommen. So wohlthätig die Ruhe war, sie legte doch dem greisen Lehrer noch eine schmerzliche Handlung auf, den Abschied von der Schule, der auch den Schülern an die Herzen ging. Oeffentliche Blätter gaben Bericht davon. „Gestern — hieß es dort — hat Professor Kopp zum letzten Mal in unserer Mitte geweilt. Sein Abschied war zwar, der Stimmung entsprechend, kurz aber um so rührender. Ihm, sprach er, liege jetzt noch die schwerste Aufgabe ob, nämlich von dem Lehramte und von uns Abschied zu nehmen. Wir sollten keine Rede erwarten, weil es ihm nicht möglich wäre. „„Daß ich mich, fuhr er fort, ungern von meinem Amte, der Schule, trenne, welchem ich 50 Jahre vorgestanden, wird Jeder von Ihnen wohl begreifen. Hat man auch viele Mühen, diese werden einem leicht, wenn man neue junge Kräfte nachwachsen sieht, und das hat auch mir die Mühen ertragen helfen. Doch nicht nur von der Schule überhaupt, auch von Ihnen scheide ich mit schwerem Herzen. Auf Ihr wohlwollendes Andenken hoffend, wünsche ich allen für später ein reichliches Gedeihen. So grüße ich Sie noch einmal und sage Ihnen ein herzliches Lebewohl."" So sprach er mit bewegter Stimme und drückte dann allen zum Abschiede die Hand. Wir halten es nicht für unmännlich, schrieb Einer der Studirenden, wenn schon dem einen oder andern eine Thräne im Auge glänzte. — In diesem stummen Momente einer schmerzlichen Trennung mochten Aller Herzen recht lebhaft empfinden, welch großer Verlust sie in dieser Stunde betroffen

habe. Und wenn nah und fern so viele seiner alten Schüler immer noch seiner mit wahrer Verehrung gedenken, so sei es uns, die wir das Unglück hatten, mitten im Schuljahre von ihm gerissen zu werden, nicht mißgönnt, hier an der Grenze eines schönen geistigen Verkehrs ihm ein schlichtes Denkzeichen inniger Dankbarkeit und Liebe zu setzen. — So lebe denn wohl du theurer Lehrer — schließt der Referent in jugendlicher Gefühlstiefe — und wenn Du in deiner stillen Stube bisweilen einen Augenblick dem Andenken deiner Schüler weihst, so ist das das größte Glück, das Du uns bereiten kannst. Du aber und dein Geist wird in unserer Seele unzertrennlich haften, so lange ein Athemzug uns bewegt; denn ein geistiges Band so fest wie dieses, ist unauflöslich." [1]) Einen Fackelzug verbat er sich, wie früher, dießmal wieder.

Dagegen wollte Kopp auch jetzt noch als ein Glied der Lehranstalt betrachtet und sich im Staatskalender als Professor emeritus gezählt wissen, denn er war auf's Innigste mit ihr verwachsen und nur drei Jahre fehlten, so war ein halbes Jahrhundert seit der Anstellung verflossen. Man trug sich umsonst mit der stillen Hoffnung, ihm auf dieses Jubelfest Freuden und Ehren vorzubereiten.

Leider nahm das Uebel seit dem Rücktritt von der Schule noch raschern Fortgang; auf diese Ueberanstrengung der geistigen und körperlichen Kräfte während des ganzen Winters trat eine solche Abspannung der Nerven ein, daß der Kranke nur während des April und Mai bedeutend schwächer und hinfälliger wurde. Das Haupt, mit dem stets lebhaften und klaren Geiste wurde noch mehr herzwärts gebogen, der Oberkörper gekrümmt, die Extremitäten aufgedunsen und unlenksam. Der Arzt empfahl Landluft, weshalb in der Nähe Lucern's auf dem anmuthigen Bramberg von der ganzen Familie auf 4 Monate eine hübsche ländliche Wohnung bezogen wurde. Auf den Bramberg ging Kopp noch zu Fuß und machte dort in der ersten Zeit noch einige kleine Spaziergänge, aber bald beschränkte sich seine wenige Bewegung auf den Garten vor dem Hause und auch dieses wurde ihm

[1]) Lucerner-Tagblatt 1865, Nr. 91 und Lucerner-Zeitung Nr. 90.

zuletzt sehr beschwerlich. Zurück in die Stadt konnte er nicht mehr selbst gehen, sondern mußte sich Anfangs October in einer Droschke hinunter führen lassen.

Wie das Gehen, so war auch das Schreiben ihm zur Unmöglichkeit geworden. Im December 1864 begann er das kleine Drama „Kindleinsmord" und brachte es im Januar zu Ende; den ersten Entwurf schrieb er noch selber, dann aber dictirte er, für immer die Feder niederlegend. Dieses Gedicht sollte noch ein letzter Gruß werden an die Urschweiz und den Freunden, die vor ein paar Jahren mit ihm den traulichen Spaziergang von Gersau nach der Capelle zum Kindleinsmord gemacht, ein freundliches Andenken an diesen Tag. Wir sehen ihn noch, wie er damals die Verse auf der Gedenktafel abschrieb und darüber in stilles Nachdenken versank. Wohl Manches, was er in dieser „Scene" andern in den Mund legte, mochte er auf sich beziehen, denn er gab die Hoffnung des Lebens mehr und mehr auf:

„Wie nenn' ich frei mich, wenn nur eine Spanne
Das Leben scheidet von des Todes Banne?"

Darum konnte er mit dem Hirtenmädchen sich zu Gemüthe führen:

„Die Herde bin ich fertig einzuhegen;
Zu beten bleibt mir nur der Abendsegen."

Die Pracht der Alpenwelt, die ihn so oft erquickte, die Schönheit des Vaterlandes, das die Schöpferhand so reizend aufgebaut und das er der Fremde stets so liebend vorgezogen, die will er scheidend noch besingen:

„Seh' ich die Sonne golden untergehen,
Mit welchem Lichtglanz wird sie auferstehen?
Von Thurmeshöh, vor meinen trunknen Sinnen,
Vom Kranz der Berg' umschlossen wie mit Zinnen,
Im Abendroth, dem Purpur sich gesellt,
Lag träumerisch der Schöpfung weite Welt;
Und hier von tiefer Staffel, sanft und milde,
Schau ich der Landschaft liebliches Gebilde."

Wie in „Luceria," seinem ersten Drama, so hat Kopp in seinem letzten Gedichte wiederum den Ideen der Heimathliebe,

Freundschaft und Gerechtigkeit seine Huldigung dargebracht und in der Sentenz ausgesprochen:

„Durch Hader und Gewalt verdient man nicht,
Was Lieb und Freundschaft edelmüthig flicht.“

Auch hierin rundete sich sein Leben in harmonischer Einheit ab.

Warum auch sieht man, wir können uns dieser Frage nicht verwehren, oft Dichter und Historiker in einer Person vereint? Das möchten wir in dem Ahnungsvermögen suchen, welches in solchen Männern lebt. Lüthy, der in seiner Vorliebe und Bethätigung für Poesie und Geschichte so viele Aehnlichkeit hatte mit Kopp, behauptete ausdrücklich die Nothwendigkeit des Ahnungsvermögens für den Geschichtforscher. Einen ähnlichen Gedanken hat Wilhelm von Humboldt [1]) ausgesprochen. „Mit der nakten Absonderung des wirklich Geschehenen ist aber noch kaum das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch sie erhält, ist die nothwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Das Geschehene ist nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige muß hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden. Von dieser Seite betrachtet, ist der Geschichtschreiber selbstständig und sogar schöpferisch, zwar nicht indem er hervorbringt was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigener Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit bloßer Empfänglichkeit wahrnehmen konnte. Auf verschiedene Weise, aber eben so wohl als der Dichter, muß er das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten. Es mag bedenklich scheinen, die Gebiete des Geschichtsschreibers und Dichters sich auch nur in einem Punkte berühren zu lassen. Allein die Wirksamkeit beider ist unläugbar eine verwandte. Denn wenn der erstere, nach dem vorigen, die Wahrheit des Geschehenen durch die Darstellung nicht anders erreicht, als indem er das Unvollständige und Zerstückelte der unmittelbaren Beobachtung ergänzt und verknüpft, so kann er dies, wie der Dichter, nur durch die Phantasie. Da er aber diese der Erfahrung und der

---

[1]) Dessen gesammelte Werke, 1. Band S. 1 f. Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers.

Begründung der Wirklichkeit unterordnet, so liegt darin der jede Gefahr aufhebende Unterschied. Sie wirkt in dieser Unterordnung nicht als reine Phantasie, und heißt darum richtiger Ahnungsvermögen und Verknüpfungsgabe." Darum erhob auch Kopp [1]) die Frage: „Wo ist die schmale Linie gezogen, auf welcher der Darsteller seinen Griffel, der nur Geschehenes einzeichnet, an den was da kommen wird vorahnenden Seher abgibt?" Aeußerst zart sind die Uebergangslinien von der ahnungsreichen Combinationsgabe des Historikers zu jener höhern geistigen Rhabdomantik des Dichters, wodurch er feinfühlend dem Urborne der wahrsten Ideenwelt sich nähert. Und wie, nach E. v. Lasaulx, [2]) „die letzte und höchste, nach Form und Inhalt reichste und vollkommenste Gestalt der Poesie das Drama ist," so ist gerade das letztere der Boden, auf welchem Dichter und Geschichtschreiber am meisten sich nähern, ja gar oft ohne es zu wissen gegenseitig ihre Rollen tauschen, aber dann nicht selten auch täuschen.

Wie im ganzen Wesen so hat Kopp auch in seinem Verhältniß zur poetischen Muse Treue bewiesen.

Als er in die Urkundenberge sich vergrub, mußte die Neigung zum Dramatischen gleichsam als reine Potenz in die tiefste Brust zurück. Dafür blieb sie doch die in der Stille angebetete Huldin des Herzens, weitentfernt bei Klio etwa Mägdedienst verrichten zu müssen.

Er trug Sorge für alle seine angebornen Seelenvermögen, ließ den apollinischen Quell nicht versiegen, sondern leitete ihn unter dem Haufen von Pergamenen und Folianten hindurch und rief zur Zeit ihn wieder unvermuthet ans Tageslicht. Nimmt man seine „Urkunden" oder seine „Geschichte der eidgenössischen Bünde" in die eine und „Harald und Sigrith" in die andere Hand, so darf man mit Recht darüber sich verwundern, daß beide e i n e n Verfasser haben. Denn der das Drama schuf, war offenbar ein Dichter, und der die Urkunden gesammelt und mit der Fackel einer durchdringenden Kritik beleuchtet hat, der war ein Geschichtforscher ersten Ranges und doch scheinen Dichter und Ge-

[1]) Geschichtsblätter II, 248.

[2]) Philosophie der schönen Künste. München 1860, S. 179.

schichtforscher in den beiden Geisteserzeugnissen einander auszuschließen. Es ist gewiß eine seltene Kunst, das Regiment über sein eigenes reiches, kraftvolles Können und Wissen gerade so zu handhaben, wie es einem gegebenen Falle eben angemessen ist. Kopp vermochte es. Er tritt in das Schulzimmer und wird zum Lycealllehrer von der gediegensten Art. Der Schüler vernimmt nicht, was sein Professor gedichtet, erforscht und geschrieben; er hört einzig, was die Erklärung des Thukidides, des Pindar oder des Horaz gerade für den Lehrzweck erfordert, mehr nicht. Er nimmt seine Urkunden zur Hand, den Griffel Klios und der Poet ruht im tiefsten Schlummer so lange, bis der Meister ihn erweckt.

In seinen historischen Divinationen war er meistens glücklich und erhielt nicht selten darüber Complimente. [1])

Ueber einzelne Punkte, die in seiner Reichsgeschichte zur Behandlung kamen wurden von jüngern Gelehrten mit Glück Monographien verfaßt, so „die königlichen Freibriefe für Uri, Schwiz und Unterwalden von 1231—1316“ von Dr. Hermann Wartmann in St. Gallen, über Rudolfs Königswahl von Dr. H. Bärwald, [2]) über die bairische Cur, von demselben [3]) und von O. Lorenz; über die Schlacht von Mühldorf von Dr. Heino Pfannenschmid und Professor von Weech; [4]) und ob dem Papste Johann XXII. die Wahldecrete der Gegenkönige Ludwig und Friedrich vorgelegt worden seien. [5]) Adolfs Königswahl wurde neuerdings durch Ennen und Lorenz erörtert und endlich die „Sage von der Befreiung der Waldstätte nach ihrer allmähligen Ausbildung“ [6]) hat Bibliothekar Dr. Wilhelm Vischer in Basel einer gründlichen Untersuchung unterworfen, ohne mit Kopp in Widerspruch zu gerathen.

[1]) Nur ein Beispiel: Roth von Schreckenstein, Wie Villingen an Oesterreich kam. S. 14, Note 1 zu Kopp, Reichsgeschichte I, 633, Anm. 2.

[2]) De electione Rudolfi Regis. Berolini 1855. — O. Lorenz, die siebente Kurstimme bei Rudolfs I Königswahl. Sitzungsberichte der Wiener Akademie. Bd 17, S 175 ff.

[3]) Ueber die Aechtheit und Bedeut. der Urkunden König Rudolfs I. betreffend die bairische Cur. Wien 1856.

[4]) Forschungen zur deutschen Geschichte III, 41 ff. IV, 73 ff.

[5]) Ebendas. I, 51 f.

[6]) Leipzig, 1867.

XII.

Vom October 1865 bis in den Januar hinein nahm die Krankheit wieder bedeutend zu. Nur zwei oder drei Male, zuletzt an einem schönen Wintertage, ließ der Patient sich zu einer kleinen Ausfahrt überreden. Von nun an verließ er seine zwei Zimmer nicht mehr und saß da im Lehnstuhle, ganz gebückt, die Glieder steif und ungelenkig, fast gelähmt, ein betrübender, schmerzlicher Anblick. Trotz alledem besorgte er die Correctur beim Drucke des vierten Bändchens seiner Gedichte und machte dabei seine Tochter Minna auf manchen Druckfehler aufmerksam, den sie übersehen hatte. Vom Hornung bis Ende September 1866 blieb sich der Zustand scheinbar fast gleich, wenn auch die körperlichen Kräfte in stetem Abnehmen waren. Schon im Januar hatte er den Herren Pfarrer Schürch, vordem auch sein Schüler, ersuchen lassen, daß er ihn von Zeit zu Zeit besuche, was er auch that. Kopp war seiner Religion von Herzen ergeben und erfüllte die Pflichten eines Katholiken immer gewissenhaft. Von jener Zeit akademischer Freiheit an, da er zu Freiburg in des Merlohorstius Paradisus animae hineinschrieb: „Eutychius Kopp hujus libri possessor est Anno Christi 1813 in parasceve decimo sexto Aprilis," oder da er als Lehrer im Aargau die Zeugnisse der Osterbeicht aufbewahrte, bis zu jenem Momente, da er sein missale romanum dessen er stets in der Kirche sich bediente, selbst in Wien und Kloster-Neuburg nicht vermissen wollte, laufen die Beweise seiner Theilnahme an dem gottesdienstlichen Leben der Kirche ununterbrochen fort. Seinen kirchlichen Festkalender kannte er so gut oder besser auswendig als mancher Geistliche, kam es doch vor, daß er Celebranten gelegenheitlich Mißgriffe nachweisen konnte und unter den Papieren des Verewigten trat sogar der Entwurf zu einem Gebetbuche zum Vorschein. Auf den Charfreitag begab er sich gerne nach Beromünster, weil die Ceremonien an diesem Tage nirgends so schön und

ergreifend wie dort ausgeführt würden. Während seiner Krankheit las Kopp täglich einen Abschnitt in Thomas von Kempen Nachfolge Christi. Zur heraldischen Figur [1]) seines Familienwappens, die einem Kreuze ähnlich sieht, ließ er von dem Spruche: In hoc signo vinces die Anfangsbuchstaben hingraviren. Daher konnte mit allem Recht behauptet werden: „Sowohl vermöge seiner Erziehung und Abstammung als auch und besonders in Folge seiner geschichtlichen Studien haftete er mit allen Fasern seines Wesens am Katholicismus. — Indeß beengte Kopp durch seine religiöse Ueberzeugung Niemand: auch gehörte er nicht zu denen, die glauben, dieselbe bei jedem Anlasse gerufen und ungerufen aussprechen zu müssen und hervortreten zu lassen." [2])

Für sich selber sittlich rein und frei, übte er nie den Sittenrichter, gab sich vielmehr gerne der Hoffnung hin, daß der Mensch vom Strudel hingerissen, doch einmal dessen satt werden müsse. Schön stellte er diesen Gedanken in den Sprucherversen dar, wo Urania dem bunten Treiben der Gäste zuschauend sich an den Hausherren mit den Worten wendet:

„Befremdend scheint dein Auge mich zu fragen,
Wie ich der Paare Taumel mög ertragen?
Sei ruhig und mißgönn' die Freude nicht,
Die jetzt den Kranz um ihre Stirne flicht!
Die Lust, die nur der Augenblick geboren,
Hat kurzen Reiz bald wiederum verloren;
Wenn dann der nakte Scherz dem Ernste weicht,
Wird mir von Jedem gern die Hand gereicht."

Ueber religiöse Fragen, besonders wenn sie den Charakter des Zweifels annahmen, suchte er bei Verständigen Belehrung, besserte Lücken aus und schwieg, da er überhaupt nicht gern absprach, wo er noch keinen klaren Blick in die Sache hatte, oft lieber ganz, nach dem Rathe des Johannes Müller an seinen Bruder: „Von dem was du nicht einsiehst, schweig lieber, bis die Zeit kömmt, wo du es verstehen wirst." [3])

Wenn hingegen Müller in seinen theologischen Meinungen so rasch wechselte, daß er einmal selbst von „einer gewaltigen

[1]) Ein sogenanntes Windspiel.

[2]) Rölly, a. a. O.

[3]) Sämmtliche Werke V, 90.

Revolution," die er erlitten, reden konnte, [1]) so unterscheidet sich bei Kopp auch hierin der Entwickelungsproceß wesentlich, da in ihm die Linien nie abbrachen.

Allein gerade durch jene Stellen, in welchen Müller für den Christusglauben sprach, machte er tiefern Eindruck auf Kopp, durch Stellen wie diese: „Untersuche nie, wer der Sohn war; niemand weiß es als der Vater. Beweise nie die Wahrheit seiner Lehre: wer sie nicht annimmt wie ein Kind, ist ihrer nicht empfänglich. Man kann sie unmöglich nach unserer Art beweisen, denn eben darum ist Er aus dem Schooß des Vaters zu uns herabgestiegen, weil wir ohne ihn das nicht so wissen konnten, was er uns lehrt, nämlich, daß das Licht einer unsterblichen Seele in der Finsterniß unseres Körpers wohnt. — Ferners, die Wunder, die er gethan, hat er nicht gethan, um uns zu überzeugen, sonst wüßten wir sie umständlicher. Sondern weil durch sie die Apostel überzeugt, weil durch sie das Volk desselben Landes aufmerksam gemacht werden mußte. Nun haben wir das Christenthum, an sich Wunder genug und den Geist, welchen es gern gibt, wenn wir ihn wollen und welcher in uns zum Vater ruft. Seit unser Herr, ja vielmehr unser Freund, uns gesagt hat, was wir sind, ist alles klar, die ganze moralische und physische Welt; nun ist nichts mehr unbeantwortbar. — Ohne ihn können wir nichts thun; höre nur in allem seine Stimme zu deinem Herzen und bitte ihn täglich demüthig, dich zu leiten. Dieses thue auch ich. [2]) — Ich habe Bonnet eine sehr große Freude gemacht, als ich ihm schrieb, wie meine Einsicht in die christliche Religion zugenommen und ihm erzählte wie es zugegangen. Erst noch heute schrieb ich ihm einen großen Brief über die Wege Gottes zur Gründung und Behauptung des Glaubens der Unsterblichkeit: hierüber möchte ich, nach Vollendung der Schweizergeschichte ein Buch schreiben, — wenn ich es schreiben könnte wie ich's denke, so würde die Vorsehung wie die Sonne

---

[1]) Ebendas. XVI, 4. Dann VII, 195 und J. Müllers Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz. Zürich 1812 S. 19 ff. 73. Woltmann, a. a. O. S. 309 f. Mörikofer Schweiz. Literat. S. 471, 504, 521.

[2]) Sämmtliche Werke V, 82 f.

am hellen Mittag in die Augen leuchten. [1]) — Genug, wir sind immer besser geleitet worden, als wir dachten; und (was mich wenigstens betrifft) besser, als wir es verdienten. Der Hirt, welcher uns unsichtbar so lang nachging, ehe wir ihn hörten, wird uns nicht verlassen, da wir ihn endlich kennen gelernt; und glücklicher Weise ist alle Macht im Himmel und auf Erden dem gegeben, welcher uns über alle Vorstellung liebt. [2]) — Jesus Christus ist der Schlüssel der Historie." [3]) Solche und manche ähnliche Aussprüche gewannen aus Müllers Mund für Kopp großes Gewicht und wenn er etwas bestätigen wollte, sagte er hie und da: ein „Müller hat das auch gesagt."

Für das Leben, wie die Bildung war ihm Religion das Wichtigste, er dachte und schrieb erhaben von ihr: [4])

Und Gott sprach: Es werde Licht!
Und es ward Licht,
Finsterniß lag auf den Wassern,
Erstarrt standen die trägen Fluthen,
Und nicht auf der Fläche scherzte der Delphin,
Nicht im Abgrund wälzte sich der Allmacht Wunder, Lewiathan;
Ohne Licht
Ohne Gott
Zieht kein Quell der seligen Lust durch die Tiefen des Gemüths,
Nicht zu strömet Gefühl, nicht weg von dem Herzen,
In Eises-Banden verschmachtet Leben,
Menschenhaß brütet die Seele:
Des Himmels Räume durchwanderst du umsonst,
Umsonst durchgräbst du die Schachten der Erde;
Und die großen Räthsel der Natur
Löseſt du, der Räthsel größtes, nicht
Ohne Gott, das Licht.
Sein Odem wehte durch die Schöpfung:
Und das Himmels-Gewölb strahlet vom göttlichen Feuer,
Und das Leben rinnet durch die Adern der Erde;

---

[1]) Sämmtliche Werke V, 89.
[2]) Ebendas. V, 92.
[3]) Ebendas. V, 181.
[4]) Spruchverse. 1835 S. 15 f.

Es geht der Pulsschlag des Herrn, der sie erhält,
Durch die Welt.
Mit dem Wurm,
Der sich im Staube krümmet vor dir,
Schuf auch dich aus Staub der Unerschaffene,
Damit du, angehaucht von seiner Gnade,
Mit preisendem Munde Gottes Herrlichkeit verkündest.
Nur dem Menschen vor allem Geschaffenen
Gönnt einen Blick der Meister in sein göttliches Werk;
Bet' an, Staubgeborner, Gottähnlicher, du bist
Die Krone der Schöpfung durch den Schöpfer des Lichts,
Ohne Gott ein Nichts.
Vom Himmel zur Erde
Reichet der ewigen Erbarmungen Kette;
Ein Ring fasset auch dich.
Ueber dem Abgrund, dem endlosen, schwebend rufst du: Wer
Rettet mich?
Gottes Hand,
Die des Lebens Spange dir zugemessen,
Hat auch deines Heiles nicht vergessen:
Sieh! von des Ewigen Thron
Steigt um dich zu erlösen, des Vaters ewiger Sohn.
Ihn suche, der zuerst dich gesucht hienieden!
In Demuth empfange seinen heiligen Geist,
Du empfängst das Licht, die Freudigkeit, den Frieden:
Und breche der Himmel, stehe die Welt im Brand
Dich schützet Gottes Hand.

Durch die Religion, im Bunde mit Selbstständigkeit und Tapferkeit — behauptet Kopp in der mehrerwähnten Rede — haben die alten Eidgenossen ihr Glück begründet. Sie erkannten: der Anfang aller Weisheit sei die Furcht des Herren. „Darum gingen sie in Allem von Gott aus, dem Eckstein ihres Gebäudes; darum schrieben sie, auf daß es die späteste Nachwelt noch lesen könne, an die Stirne ihrer Bünde und Verträge, die sie der Ewigkeit bestimmten und nicht von jedem Hauche weggewehet wissen wollten: In Gottes Namen, Amen. So gingen sie getrost an die Mühen des Lebens; und wie sie Zuversicht auf den Herren hatten, so legten sie auch vertrauensvoll ihren Kummer und ihre Angelegenheit, einer in die Hand des Andern, nieder. Was ihre Rechte bekräftigt, was der Handschlag des Nächsten gegeben oder genommen hatte, das stand fest; aber ihrem Mannes=

worte gaben sie eine höhere Weihe, im Angesichte des Himmels schwuren sie sich und das ist der Eid. —

„Als Christen handelten die Väter, als Christen lebten und starben sie. Was der Christus-Glaube Rührendes, Ehrwürdiges, Frommes in sich hatte oder hervorrief, das war ein Gegenstand ihrer Verehrung, von dieser ihrer Gesinnung, von diesem ihrem reinen Willen, haben sie so herrliche als frühe Zeugnisse hinterlassen (Pfaffenbrief 1370; und Sempacher-Brief, 1393): wie verehrten sie nicht jenes Vorbild der Reinheit und Liebe, die Mutter Christi, die den Weltheiland geboren;[1,2]) wie verehrten sie nicht jene frommen und edlen Männer, die durch Nachahmung Christi, daß sie für seine Lehre wirkten und bluteten und durch seine Verdienste geheiligt wurden, ihnen selbst die Möglichkeit und die Aufmunterung gaben, christlich auf der Bahn einher zu wandeln! darum trugen sie ihre Achtung und Verehrung auch auf die hl. Oerter, auf die der Religion geweiheten Personen und Gegenstände über. Und weil, wer dem Altare dient, auch von dem Altare leben muß, wagten sie auch keinen Eingriff in das Eigenthum der Kirche; und wo es je geschah, stellten sie es wieder zurück. — — Diesen religiösen Sinn findest du fort und fort. Selbst in jenen, leider! so unheilvollen Kriegen, die man mit dem Namen der Religionskriege bezeichnet hat, leuchtet durch alle Verirrung der Gedanke hindurch, daß der Eidgenosse für seine religiöse Ueberzeugung Gut und Blut hinzugeben bereit war. Und fürwahr, Dank sei der Güte Gottes, welche die Frömmigkeit der Väter nicht zu schanden werden ließ! noch heut zu Tage, bei aller Anfechtung, Lockung und Verführung, bei aller rastlosen Verwegenheit, mit welcher der Feind des Menschengeschlechts auf-

---

[1]) „Und als der allmächtig Gott mit sinem göttlichen Mund geredt hat, daß sine Hüser sine Gebetshüser sollind geheißen werden, und ouch durch Fraulich Bild aller Menschen Heil genüwert ist, setzend wir" — (Semp. Brief.)

[2]) Johannes Müller sagte von dem früh verstorbenen Wesselly: — „sein junges Leben ist frühe abgepflückt worden, wie eine liebliche Blume zum Schmuck des Geburtsfestes der Mutter seines Heilandes (an welchem Tag er gestorben). Sämmtliche Werke XVII, 20.

tritt und den wuchernden Samen des Unglaubens ausstreut, es lebt der Glaube an den Erlöser, dieser tröstende gegen alles Ungemach schützende Glaube, noch fort ungeschwächt in den frommen Herzen weitaus der Mehrzahl des biedern Schweizervolkes.

„So haben unsere Väter mit Gott und in Gott gelebt und gehandelt; so haben sie von Gott geglaubt und gelehrt, so ihre irdische Bahn vollendet. Auf diese Grundlage haben sie das Gebäude ihres Seins und Wandels aufgeführt, so zeigen sie sich uns bei Bund und Vertrag, mit ihren Brüdern und gegen Fremde.

„Wenn auch die Fügungen der Vorsehung in allen ihren Wegen wunderbar und anbetungswürdig sind, so haben doch wir Eidgenossen insbesondere alle Ursache, den sichtbaren Finger Gottes anzuerkennen, der unsere Tage gleichsam aus dem Nichts der Geschichte hervorrief und bedeutsam in das Buch des Lebens eintrug. Nicht nur hat der Herr den unscheinbaren Keim, das Senfkörnlein, zu einem fruchtreichen Baum groß gezogen, und, was anfänglich selbst sorgsamer Pflege bedurfte, zur Pflegerin vieler andern erhoben; sondern seine Allmacht und Güte haben aus uns ein Volk gemacht, was unsere Väter nicht beabsichtigten und ahnten, nicht beabsichtigen und ahnen konnten."

Kopp, der 1832 so glücklich das Walten der Vorsehung über dem Schweizerland begriff, konnte als todesnaher Greis dasselbe in seinem eigenen Leben nicht verkennen, er mußte sich mit Dank gestehen: „Der Herr hat Alles wohlgemacht." Wie oft und schwer ihm früher die Vatersorge am treuen Herzen lag, diese Frage sah er jetzt zur Beruhigung gelöst, Mutter und Kinder sah er insoweit geborgen und der Vater, Dank dem Walten Gottes, konnte ohne Bangen sterben.

Für diese Zeitlichkeit blieb bei der musterhaften Ordnung, die er in Allem stets innehielt, sonst wenig zu ordnen übrig und das Wenige ward frühzeitig bedacht: Angaben etwa wem diese oder jene Bücher zu übergeben seien. Seine Bibliothek, fast nur noch aus Werken bestehend, welche in den von ihm so großmüthig beschenkten Büchersammlungen Lucerns schon vorhanden waren, bestimmte Kopp, mit Ausnahme einiger Werke, die er Freunden zugedacht hatte, dem Gotteshause Engelberg, welchem er seit dem

einst sein Jugendfreund dort eintrat, stets eine besondere Zuneigung bewahrte.

So war der Kranke, was derlei gewöhnliche Sorgen und Geschäfte betrifft, mit dieser Erde bald quitt geworden, sein Geist, der allzeit mächtige und freie, durfte Höherm sich weihen, dem Unsterblichen. Hätte ihm Jemand gesagt, wie damals in einer Zeitschrift eine für ihn persönlich keineswegs ungünstige Parallele durchgeführt wurde zwischen Baur, (Strauß) und Kopp, man hätte ihm nur Mißstimmung bereitet. Kopp lebte und starb im Glauben an Jesus Christus den Gottmenschen und verhehlte seinen Glauben nie. Als er 1846 auf Hottingers [1]) Uebersendung der „Vorlesungen" zu antworten hatte, sprach er den Wunsch aus, daß der Verfasser die Anmerkung auf Seite 18, welche indirect gegen die katholische Kirchenverfassung gerichtet ist, weggelassen hätte und fährt dann fort: „Ich tadle keineswegs, daß Sie als Reformirter die dort geäußerte Ansicht haben, ebenso wenig, daß Sie dieselbe aussprechen; aber mit gleichem Rechte darf ich als Katholik meine Kirche von den Aposteln in ununterbrochener Folge herleiten und darf auf die äußere Gestaltung dieser meiner Kirche als auf einen Damm hinblicken, an welchem vergebens noch alle Versuche zur Untergrabung des positiven Christenthums gewagt worden sind. Wie gesagt: Ihnen verüble ich die Stelle nicht von Ferne; aber das Buch soll auch in die Hände der Katholiken und unserer Jugend gelangen und hier liegt die Schwierigkeit: denn der Katholik wird von seiner Hierarchie [2]) in Ewigkeit nicht lassen und was die paar Buben gegenwärtig in Teutschland dagegen versuchen, ist ein eitles Possenspiel, das spurlos verschwinden wird. Nur Gegensätze können sich halten, der jetzige Dissidentismus bildet lediglich den Gegensatz des Unglaubens zum Glauben.

„Ich weiß, Sie nehmen mir meine freimüthige Aeußerung keineswegs übel und ich kenne Sie zu gut, um nicht überzeugt

---

[1]) Hottinger an Kopp, 23. Mai 1846. Beilage 84.

[2]) Joh. Müller 1782 an Herder: „Wollen Sie wetten, die Hierarchie bricht noch nicht? Ihre Stunde ist noch nicht gekommen. Wer weiß, ob es nicht gut ist?" Sämmtliche Werke XVII, 146.

zu sein, daß Sie mit mir die Wahrung und Befestigung des confessionellen Friedens erstreben; was darüber hinausgeht, überlasse ich gern dem lieben Gott, der wohl seiner Zeit die Mittel finden wird, das herbeizuführen, was seiner Weltordnung am entsprechendsten ist." [1])

In diesem nämlichen Briefe, wie zwölf Jahre später in einer Zuschrift an Hisely verurtheilte Kopp mit der „Wehmuth des Katholiken" den bei der Glaubensänderung im Berner Oberland verübten Zwang, wo man „mit Schwert und Feuerschlund den alten Glauben vertilgte." Er erblickt deßhalb in den spätern Ereignissen der Revolution die „hehre Nemesis" und preist „glücklich, wenigstens hierin, unsere Zeit, wo jedem unbenommen bleibt, nach seiner Ueberzeugung Gott zu dienen, und wo er nicht von Meinen Gnädigen Herren und Obern gezwungen wird, von seinem Glauben zu lassen." So habe es ihn ungemein gefreut zu Ostern 1857 in Vivis sowie in Morsee katholischen Gottesdienst besuchen zu können; diese Duldung thue wohl. [2])

Während den leidenvollen Tagen des Winters 1865/66, da sein bald vor 40 Jahren gedichtetes Drama: „König Manfred, oder Sieg des Kreuzes über den Halbmond" gedruckt wurde und der Kranke, die Correctur überwachend, das Stück wiederholt anhören mußte, wurde gerade dadurch sein Geist an Anschauungen und an einen Gedankenkreis gefesselt, daß er die Schönheiten des Christenthums dabei empfand und pries und Christengröße jeder andern vorzog. Der sterbende Manfred ruft den Seinen zu:

„Lebt wohl, bleibt treu, einträchtig, stark im Glauben"

worauf das Drama mit dem Nachruf über dessen Leiche schließt:

„Des Helden Ruhm hast lebend du erworben;
Zu größerm Ruhm bist du als Christ gestorben."

Ganz in diesem Sinne dichtete er einmal auf Jemanden folgende Grabschrift:

Ist Bildung, Wissenschaft des Mannes Zier,
Der hier im Grabe ruht, sie zierten ihn;
Gibt Ehr' und Amt dem Bürger höhern Schmuck,
Der hier im Grabe ruht, sie schmückten ihn.

---

[1]) Kopp an Hottinger, Lucern, 18. April 1846. Man vergleiche damit was er 11 Jahre früher in der Vorrede zu den „Urkunden" schrieb.

[2]) An Hisely, Lucern, 15. Jänner 1858.

Doch er war mehr als Mensch, als Vater, Gatte,
Mit Liebe weiht' er was er that und hatte,
Und sah, dem edlen Greis zu süßem Lohne,
Im Christus-Glauben seine schönste Krone.

Wie gut, daß dem Schwergeprüften jetzt der Stab der Religion nicht mangelte. Die zärtlichste Liebe und Sorgfalt der Seinen, die rege Theilnahme der Freunde von nah und ferne, [1]) die Ehren auch, wie sie bei ihrer Säcularfeier im August 1865 die Wiener Universität in dem Ehrendoctorat der Philosophie darbot, [2]) hätten am Ende kaum ausgereicht, für so lange Leiden Gleichmuth und zufriedene Ergebung zu bewahren; diese Eigenschaften, worin sich der Kranke groß gezeigt, gab ihm der Christusglaube. Zu den Büchern, die er während seiner Krankheit las oder vorlesen ließ, gehörten namentlich die Vorlesungen von Propst Professor Dr. A. Tanner über die Gottheit Jesu und zu der Behauptung: es gebe einzig nur zwei consequente Systeme religiöser Anschauung, nämlich Atheismus oder Christenthum, bemerkte der Kranke: „Das hat auch Johannes Müller gesagt."

Für seine herzgute, treue Gesinnung sollte den Freunden noch das vierte Bändchen dramatischer Gedichte Bürge werden, dessen Vertheilung er im Frühling 1866 anordnete und wozu er die kurzen, freundlichen Begleitworte noch selber dictirte. Antwort und Theilnahme wie sie dann erfolgten, [3]) freuten und bewegten ihn sehr und empfing er gar noch einen seltenern Besuch, sah man Thränen fließen. So war er ungemein ergriffen, als St. Gallens gelehrter Oberhirt, Dr. Johannes Karl Greith, im Juli seinen todtkranken Lehrer noch einmal sehen wollte und schlug es nicht gering an, als er von ihm sein Werk als eine wahre Fundgrube für kirchliche Rechte und kirchliche Verhältnisse preisen hörte.

---

[1]) Z. B. von Dr. Augustin Theiner in Rom. Beilage 85.

[2]) Josephum Eut. Kopp — albo doctorum collegii philosophicæ facultatis insertum omnibus membri honorarii adlecti juribus ornatum esse declaramus. — Vindobonæ die 3. mensis Augusti 1865. Dr. Schornig dec. Joanes Eques de Hoffinger, Gschwandner, Hœrnes, Ed. liber baro de Sacken.

[3]) Z. B. vom H. H. Bischof Dr. Greith. in St. Gallen und Herrn v. Stürler in Bern. Beilage 86.

Keine Frage, daß seine Erinnerungen ihn stets wieder zurückführten in die schönen Zeiten, da er noch gemeinsam mit Böhmer tüchtig arbeiten konnte. Ueber solche Dinge sonst sehr schweigsam, machte er doch im Herbste 1865 Jemanden aufmerksam darauf, wie lehrreich Böhmers Briefe seien und erlaubte sie zu lesen. Das war seltenes Vertrauen. Die Freude war groß, als ihm später zu Wissen gethan wurde, Dr. Janssen schreibe Böhmers Leben.

Bei Todesnachrichten von guten Bekannten und Freunden versank der Leidende, des ihm Bevorstehenden gedenkend, in stilles Sinnen, vorzüglich als ihm die Trauerkunde ward, in Lausanne sei Hisely am 20. Februar 1866 in's bessere Leben hinüber geschieden. [1])

Für die historische Forschung seiner gewählten Zeitgrenzen interessirte sich Kopp fort und fort und wenn noch irgend etwas ihn beunruhigte, so war's der Gedanke an das Schicksal der für Fortsetzung und Vollendung seines Werkes vorhandenen Papiere. Wohl überraschte ihn im Mai 1866 Professor G. Waitz in Göttingen mit der Botschaft: „Die Wedekind'sche Preisstiftung für deutsche Geschichte, in freudiger Anerkennung des wissenschaftlichen Werthes Ihrer Geschichte der eidgenössischen Bünde und in Kenntniß gesetzt, daß bei dem bedeutenden Umfange des Werkes und dem dadurch bedingten geringen Absatz die Buchhandlung sich außer Stand gesehen hat, Ihnen für die mühevolle Arbeit ferner ein Honorar zu zahlen, hat beschlossen, in der Hoffnung dadurch vielleicht zu Vollendung des Werkes beitragen zu können, Ew. Hochwohlgeboren für die beiden noch ausstehenden Bücher 5 und 12 ein Honorar von je 200 Thalern anzubieten, zahlbar nach Vollendung des Druckes der betreffenden Abtheilung. Mögen Sie darin nur einen Beweis sehen, welchen Werth die Freunde deutscher Geschichte alle, wie einst der selige Dr. Böhmer, auf die Fortführung des begonnenen Werkes legen." Allein auf dieses großmüthige Anerbieten des Directors der Wedekind'schen Preis-

[1]) Ueber Leben und Schriften des liebenswürdigen Gelehrten: Abbé J. Gremaud, Monuments de l'histoire du Comté de Gruyère par Hisely T. I. Pag. XI—XXX; 22. Band der Mémoires et Documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande.

stiftung konnte Kopp, selber unfähig auch nur einen Buchstaben zu schreiben, damals noch nichts Bestimmtes in Aussicht stellen und ließ durch Frau Schobinger antworten, er wisse selbst nicht, welches das Loos seiner Schriften sein werde. Auch über diese Angelegenheit kam es noch vor seinem Tode zu einer festen Verabredung, während ihrerseits die Professoren G. Waitz in Göttingen und Julius Ficker in Insbruck sich beriethen was zu thun sei und auch seitdem noch für die Vollendung des Werkes freundliche Theilnahme bewiesen.

Sogar noch zu Anfang Octobers bewies der Kranke seine Theilnahme an historischen Fragen dadurch, daß er Jemanden über „Die Wahl des Königs Adolf von Nassau" von Dr. L. Ennen eine ausführliche Kritik gab und zu einer verwandten Monographie aufforderte. Einem jüngern Freunde — er sei ihm dankbar — schenkte er jenes unter seinen historischen Büchern, das ihm jedenfalls das liebste war, Böhmers Regestenwerk, und bot ihm Anderes zum Gebrauche an. Derselbe nannte dann Fickers Buch vom Reichsfürstenstand und Dudiks Iter romanum. Kopp bezeichnete den Ort, wo sie im Studierzimmer stehen sollten und schickte darnach. Man suchte einige Zeit umsonst; da verlangte er dahin geführt zu werden, denn er konnte keinen Schritt mehr ohne fremde Hülfe thun und vermochte nur mühsam Fuß um Fuß vorwärts zu bringen. Die Bitte, das fernere Nachsuchen zu unterlassen, war umsonst, es fielen Thränen, daß er den Dienst nicht gewähren dürfe und aller Anstrengung ungeachtet, man mußte ihn an Ort und Stelle bringen und seine Züge strahlten Wonne, als er mit einer Art Triumph — die gewünschten Bücher dem über diese Scene ergriffenen Schüler übergeben konnte. Das war sein letzter Gang in jenes freundliche stille Zimmer, wo stets Alles in schönster Ordnung, in größter Reinlichkeit dastand als würdige Werkstätte für den Mann, an dem das Kleinste wohlgeordnet war.

Wie in den gesunden Tagen, so ließ Kopp noch in den kranken sich bisweilen in's Politisiren ein. Die in der neusten Zeit geführten Kriege waren ihm alle sehr verhaßt und halb unwillig fragte er einmal: „Wenn die Kirche im Mittelalter dem Fehdewesen durch den Gottesfrieden Schranken setzte, sollte gegen

das Kriegführen der Neuzeit, das einen allgemeinen Ruin herbeiführen muß, nicht auch von der Kirche etwas geschehen können?" Die Kraft, irgend einen Gedanken länger zu verfolgen, die Denkthätigkeit des Geistes behielt er bis an die letzten Lebenstage bei.

Er konnte sogar, besonders wenn Jemand die rechte Saite anzuschlagen wußte, noch völlig heiter sein, herzlich auflachen und selbst eine Anecdote erzählen. Manchmal war es sein eigener unbeholfener Zustand der ihm Anlaß zu einem Witze bot.

Es war ein Glück für den guten Mann, daß seine Krankheit, Atrophie des Rückenmarkes, ihm zur Krümmung, Unbeholfenheit und theilweisen Lähmung des Körpers nicht auch anhaltende größere Schmerzen verursachte, — für einen Mann von solchem Geist und solcher Arbeitslust war auch so der Qual genug. Die früher durch den kalten Verstand gemaßregelte, verhaltene Weichheit des Gemüthes kam erst jetzt recht an den Tag. Wie eine Pflanze, deren Stengel nahe oben bei der Blume geknickt ist, daß diese darnieder hängt, so mußte der Dulder Monate lang Tag und Nacht die Wucht des tief an die Brust herab gesenkten Hauptes tragen. Wollte man mit ihm sprechen, so ersuchte er einen den Stuhl gerade vor ihn hin zu stellen. Dann mußte man sich beugen und von unten auf ihn ansehen, daß er einem in's Antlitz schauen konnte um so, wie früher, von Angesicht zu Angesicht, wie er es liebte, die Rede zu tauschen. War der Besuchende ein Freund, den er in diesem Leben nicht mehr zu sehen geglaubt, so überwältigte den Kranken das Gefühl der Freude und Wehmuth beim Kommen und Gehen, daß er in lautes Weinen ausbrach. Die Hoffnung wieder zu genesen hatte er selber zwar schon längst aufgegeben, aber gegen Ende fühlte er es weniger deutlich, welche Fortschritte die Krankheit gemacht; der Apetit nahm ab, die Schlafsucht zu, die Blutzersetzung ward um Mitte October merklicher. Noch trug er sich freudig mit der Erwartung, die Lebensgeschichte Böhmers, wozu er auf Ersuchen seinen Antheil Briefe beigesteuert hatte, anzuhören und im Geiste die alten seligen Zeiten nochmals durchzuleben. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Die Krankheit nahm eine rasche Wendung zum Abschluß und man dachte an das Nothwendige. Freitag den 19. October empfing er bei völlig klarem Bewußt-

sein die hl. Sterbsacramente und sagte nach einer Weile mit scherzhafter Anspielung auf die Fama: „Jetzt haben sie den Professor Kopp verwahrt.“ Der Zustand blieb sich ungefähr gleich bis Sonntag Nachmittag, wo der Kranke zu phantasiren anfing, was bis Abends dauerte. Am Montag Morgen konnte er es nur noch wenige Augenblicke außer dem Bette aushalten, man mußte ihn wieder auf sein Lager bringen, wo er in einen Schlafzustand versank, der zuerst nur insoweit unterbrochen wurde, um ihm von Zeit zu Zeit etwas Wasser oder Wein, seit beinahe 10 Tagen die einzige Nahrung, darzureichen. Allmählig wurde der Schlaf immer länger, das Erwachen geschah seltener und zuletzt mehr „instinktartig,“ so daß er von Mittwoch an kein Bewußtsein mehr zeigte, auch nichts mehr genoß. Endlich lösten sich die Bande des Lebens leis und sanft, er entschlummerte in die Ruhe seines Herrn Donnerstag, den 25. Weinmonat, Abends gegen 7 Uhr. — „In Gottes Namen. Amen.“ Nur ein paar Monate früher hatte der Verewigte selbst noch gefragt:

„Seh ich die Sonne golden untergeh'n,
Mit welchem Lichtglanz wird sie auferstehn.“ [1]

Als wir ihn das letztemal sahen, lag er, eine schöne, unentstellte Leiche wie schlafend, auf dem Sterbebette, das Kreuz in der Rechten. Uns fiel dabei sein Held, König Rudolf in den Sinn, wie er im Dom zu Aachen mit dem Kreuze die Belehnung vornahm.

[1] Kopp, dramatische Gedichte VI, 253.

Beilagen.

Nun wir lernen ja von einem Tage zum andern und in mehr als nur in einem Sinne gehe ich täglich in die Schule.

Kopp an Böhmer, den 1. März 1856.

Beilagen.

1.

(Zu Seite 10.)

Ego infrascriptus testor, optimæ spei adolescentem, Eutychium Kopp, Beronensem in hujate Lyceo Græcis litteris ita studuisse, ut non solum inter condiscipulos suos longe emineat, sed privato quoque labore ea specimina et ingenii et diligentiæ ediderit, quæ luculenter testantur eum et difficiliores quoque authores Græcos insigniter intelligere, et Græcam linguam egregie scribere.

Dabam Lucernæ IV Cal. Septembr. a. MDCCCXI.

Ant. Lottenbach, Canon. et Græcæ linguæ
in Lyceo Lucern. Professor.

2.

(Zu Seite 10.)

Μήτε τὴν τόλμαν νικώντων τῶν ἡρώων,
Αἱματοέντας μήτε τοὺς πολέμους, οὐκ ἄςτεα
Πορθούμενα, οὐ τὰς τῶν ἀνθρώπων πάντας
Ἀναδιδούσας ἀθλίους τῶν ἐχθρῶν μαχαίρας
Μέλος ταπεινὸν ᾄδει.

Ἀσθενὴς πολὺ, βεβουλευμένη ἐννέπειν ταῦτα,
Εἴς τε τὴν ὑψηλὴν τῶν πραγμάτων σφαῖραν
Βαίνειν οὐ θαρσοῦσα, μᾶλλον νεωτέρα Μοῦσα
Πάσῃ τῆς ἐρημίας ἐν ἡσυχίᾳ μοι μέλπει
Μόνῳ ἑορτῆς ἦμαρ.

Τρισόλβιον ἦμαρ ἡμῖν ἅγιον ἀεί,
Οὐδέποτέ σε παραδώςομεν λήθῃ,
Σὲ διαπαντὸς ἡμῶν δίκαια παραινοῦν·
Τοῦτο τὸ ἦμαρ γηθόσυνον, ὅ πάντας
Ποιεῖ εὐτυχεῖς ἡμᾶς.

Πολλάκις αὕτη ἂν ἀναστραφῆται ἡμέρα
Περιπλομένων πολλάκις ἐνιαυτῶν,
Ἡ τὸν διδάσκαλόν ποτε δοῦσα
Τὸν πρᾴως τυποῦντα τὰς ψυχὰς ἡμῶν
Ἐν παιδιᾷ καὶ σπουδῇ.

Σοφίαν καὶ ἀρετὴν ἐδίδαξας, Ἄριστε,
Ὁμομητρίας μὲν, σπανίως δὲ ἑταίρας
Ἡμᾶς, διδάσκαλε,συνάπτειν ἀλλήλαις·
Καὶ νῦν στέφουσιν αἱ ἀδελφαὶ τερπναὶ
Τοὺς εὖ τιμῶντας αὐτάς.

Ἐντίμῳ σωτηρία πατρίδι, σωτηρία ἡμῖν,
Ἡμέρα, σωτηρία σοὶ, τρισολβία, πολλή!
Καὶ σὺ, θεὰ θεάων καλλίστη, Ὑγίεια
Ἡμᾶς σε καλοῦντας ἄκουε καὶ Ἀρίστῳ
Διδὸς εὐτυχῆ ζωήν.

3.

(Zu Seite 10.)

Der Schmerz.

Ἀλγηδὼν κραδίας ναρκοῖ μὲν σώματος ἰσχύν,
Καὶ δὲ σθένους ψυχὴν εὐτονίας τε στερεῖ.

4.

(Zu Seite 15.)

Lectori Benevolo Salutem!

Discessurum a nobis D^um^ Josephum Eutychium Kopp, Beronensem, patentibus hisce litteris prosequimur, quibus testamur, eundem per sex annos integros in Lyceo et Gymnasio Lucernensi Disciplinis et Artibus liberalibus ita vacasse, ut non minus morum probitate quam diligentiæ ingeniique magnitudine nemini non cumulatissime satisfecerit — satisfecerit autem? imo vero omnium exspectationem longe superaverit. Hinc eum omnibus, ad quos vel ipse vel hæ litteræ devenerint, omnem in modum commendatum velimus.

Lucernæ, pridie Nonas 7^bris^ 1812.

Josephus Antonius Salzmann, Professor majoris Syntaxeos.

5.

(Zu Seite 17.)

Facultas Theologica Friburgensis
Lectori Benevolo Salutem!

Dominus Entychius Kopp, Bero-Monasteriensis ex pago Lucernensi, Theologiæ Studiosus, in Universitate Friburgo-Brisgoica hyberno semestri anno $^{1812}/_{1813}$ prælectiones publicas

in linguam Hebraicam,
— Archælogiam Judaicam,
— Isagogen veteris Testamenti,
— Psalterium atque
in epistolas D. Pauli ad Corinthios
Semestri æstivo anno 1813
in linguam Hebraicam et Arabicam
— Isagogen in libros novi Testamenti
Semestri hyberno anno $18^{13}/_{14}$
in Exegesin actuum Apostolicorum ac
partem primam Theologiæ moralis diligentia

constanter maxima excepit, atque in tentaminibus, quæ ex lingua Hebraica et arabica atque ex Isagoge in vetus Testamentum subiit, notam profectus prorsus insignis, eminentis vero in tentamine exegetico in epistolas D. Pauli ad Corinthios promeritus fuit.

Mores exhibuit legibus academicis omnino conformes.

Id quod adposito Facultatis sigillo propriæque manus subscriptione testatum facit. Friburgi Brisgoviorum, 17ma Julii a. 1814.

Josephus Schinzinger,
Th. Dr. M. B. D. a. cons. eccl.
Hist. eccl. Prof. publ. ord. Facult.
Theologicæ Decanus.

6.

(Zu Seite 23.)

An Sophia.

Bruchstück eines Gesichtes.

Der Teutsche.

Verkennt mich Brüder nicht; ich weiß so gut wie ihr,
Was Weisheit ist, was schnöden Dünkels lerer Flimmer;
Meint ihr nur euch sei es vergönnet, nicht auch mir,
Ihr Bild zu sehn' umstralt vom schönsten Tugend-Schimmer.

Le Français
s'adressant à l'Allemand.

Je vous avouerai, que toute la splendeur
De la Sophie est éclatée dans cette fleur —
La rose qui est prête à ouvrir ses trésors;
Sa beauté plait, mais le dedans vaut mieux que le dehors.

L'Italiano
inchinandosi con garbo verso il
Tedesco e il Francese.

Di grazia, che voglia dire questa contesa
Non ho ancora abbastanza, intesa:
Ma son di parere, che meglio fatto saria quì
Si diceste, chi: Credo di nò, e chi: Credo di si.

The Englishman.

Well Sir, I wish with you the end of that contest,
For I see by no means from it what we conquest,
I think, it may be better if we shall expound
Each other our opinion of Sophy around.

Der Teutsche.

Der ächten Sophia — wo sie am schönsten blühte
Wißt ihr — Besitz ward wen'gen nur zu Teil;
In jenem Land wo jeder Jüngling für sie glühte,
Bot man sie nie um Gold wie Tugend feil.
Ein heiß Bemühn, ein immerwärend Streben
Verlieh dem Kämpfer seinen schönsten Preis:
Zufriedenheit durch sie in diesem Leben
Begleitete den Mann und fürte sanft den Greis.
Der Aeltern Wol, des Vaterlandes Friede
War aller Edlen nah und fernes Ziel;
Sie gab den Stoff zum schönsten Sieges-Liede,
Sie leitete sogar der Kinder munter Spiel.

Le Français.

Mais par cela que voulez-vous prétendre?
Ou croyez-vous que moi de vous je suis moins tendre?
Exigez donc de tous une vertu austère,
Que l'on arrache un fils bienaimé à son père,
Qu'il aille terasser l'ennemi dans les combats,
Qu'il le tue — un homme ah! qu'il ne connait pas!
Non, je ne saurai estimer ces cruautés,
D'une paix douce je préfère les beautés.
De vivre à son aise, avec des bons amis,
D'étudier le monde, et d'éclairer l'esprit —
C'est donc sagesse, c'est de vos Grecs la Sophie —
L'art le plus beau de bien passer sa vie.

L'Italiano.

Ch'è mai quest' ardore? ed ancora non vedete
Di tutti e due l'errore che sia? non comprendete,
Che l'uno e l'altro di Sofia dice lo stesso,
Che non avete che le parole cangiate spesso.

Chi vede nelle Sofia la virtù d'un guerriere,
Chi trova in lei delle scienze la madre;
Ma tutto in disparte, è egli ancora di mestiere,
Che si mostri che voi amate la figlia nel padre?
Un core chi sente dei miseri la calamità,
Chi pel prossimo infatto ha della pietà
Uno spirto chi penetra nello stesso cielo,
E alza andaremente degli arcani il velo:
Un tale spirito e un cor tale non s'accenderebbe
Nel vider gl'innocenti soffrire l'estremo?
Non è ciascuno di lor ch'un'animo produrrebbe
Chi dice: aumento il sapere ed i mali io sceno?
Di combatter per la patria il nobil ardire,
L'animo con fatica la sapienza di proseguire,
L'uno e l'altro proviene da una Donna come Sofia:
E voi stupite ancora che mai questo sia?

The Englishman.

I know whence you have taked the draughts of that picture;
They are barrow'd entirely of our mother the nature;
What you have spoken German, or what you my friend,
You French, or you Italian! all is good meant,
But hear my dear! know you a Lady who's able
To speak with every of us in its language?
Have you seen her? she is as good as amiable,
She loves the science and esteem a fair knowledge.
Now I believe, it may be so superfluous
To explicate to you my thaught prolixious;
I call the Miss by nome and you shall understand,
That my Sophia has heart and spirit in her hand.

Der Teutsche.

Wol sprichst du Bruder wahr, ich sah sie und entbrannte
Der Tugend auf; in ihr sah ich ihr himmlisch Bild,
Wol dem, der ihren Geist, ihr Herz schon lange kannte.
Er ist so hoh und gut, es ist so gut und mild.
Ich weiß ihr stimmt mir bei, es ist nicht Schmeichelei
Das Lob, das izt von meinen Lippen fließet:
Ihr kennt sie ja, ihr haßt wie ich die Tändelei,
Die Glück nicht, nur Betrug in's Herz uns gießet.
Ich bring' ihr diesen Toost, wer bringt ihn mit? wohl mir,
Daß ihr den weisen Geist, das edle Herz zu schätzen wißt;
Auch diesen noch und den, er bringe Frieden ihr,
Bis sie durch Herz und Geist dem schönsten Lon gereifet ist.

Le Français.

C'est envain que je me querelle contre vous,
Vous êtes le vainqueur, et moi je cède donc à tous;
Néanmoins j'ai gagné ce que vous n'avez pas,
Je tremble encor de joie — ah Dieu! quel attentat!
Je viens de lui parler, et certes j'ai trouvé:
Que ce que vous m'en dites, n'est que vérité.

L'Italiano.

Non sapete ancora, perchè il nome di Sofia
Si porta Signorina? chi è chi non vedria
Che Lei de'celebrati Greci ha costume l'antico,
Del core alle scienze e dello spirito d'esser amico?
S'il lor linguaggio la sua bocca parlasse,
Sarebbe che la Musa a parlar per Lei amasse!

The Englishman.

What think you now of her! must she not by degrees
Ther name Sophy in flesh and blood transmute?
You smile, and by your nodding each the truth agrees:
Thus is also concluded our dispute.

7.

(Zu Seite 29.)

(Disposition.) Trefflich von der Regierung, den Ruhm der alten Universität wieder herzustellen. Die griechische Sprache sey die Grundlage des wissenschaftlichen Unterrichtes, es sei daher von größter Wichtigkeit, gute Griechen zu wählen. Aus dieser Ursache sey der Brief griechisch geschrieben, um einMaßstab des Wissens zu seyn, nicht um damit Prunk zu treiben. Zur Bewerbung habe ihn nicht Brodbedarf getrieben, sondern die Ueberzeugung, in Basel eine schönere Gelegenheit zu wirken zu haben, als hier. In der Wahl des Lehrers wünsche er der Regierung Glück.

Τοῖς τῆς Ἀκαδημίας διοικηταῖς χαίρειν.

Τὸ μὲν δεδόχθαι τῇ Συγκλήτῳ ὑμῶν ἀνανεώσασθαι τὸ τῆς Ἀκαδημίας κλέος τὸ ἐκ παλαιοῦ ἐπιφανέστατον γενόμενον, οὐκ ἐλαχίστη σοφίας ἐστὶ πίστις· τὸ δὲ τῷ αὐτῷ τούτῳ χρῆσθαι τροπῳ, ᾧ ἂν μόνον ἀνακτησασθαι ἐφικτὸν, ἐμοὶ δοκεῖν, μεγίστη,

Καὶ μὴν περὶ τῆς βάσεως τίς ἐστιν, ᾗ ἐρειδομένη ἡ ἐπιστήμη οὐ μόνον ταχίστην, ἀλλὰ καὶ προκοπὴν ποιεῖ λαμπροτάτην, οὐκέτι ἀμφισβητεῖται· πᾶς γὰρ ὁ τῆς παιδείας ἀληθῶς τετυχηκὼς ταύτην εἶναι τὴν φωνὴν Ἑλληνικὴν ὁμολογήσει. ὁ οὖν πεπιστευμένος διδάσκειν τοὺς ἄλλους τὴν προειρημένην φωνὴν, εἰ μὲν ἐπίσταται τοὺς συγγραφέας, καὶ πάνυ ἀπείρως δὲ ἔχει τοῦ γράφειν τι αὐτὸς, οὐκ ἂν εἰκότως καλὸς κἀγαθὸς διδάσκαλος ὀνομάθοιτο. (κληθησοιτο.)

Τοιγαροῦν τὴν αἰτίαν, δἰ ἣν τὴν ἐπιστολὴν ταύτην γέγραφα τῇ ἑλληνίδι, οὐ χαλεπὸν εἰδέναι. τοῦ μὲν γὰρ ἀκαίρως σεμνόνεσθαι συντέθεικα τούςῳ πρὸς ὑμᾶς, οἷς παντελῶς ἀγ-

νωστος ὢν τυγχάνω, εἰ καί μοι βουλομένῳ ἦν, τί ἂν ὄφελος; τοῦ δὲ διδάσκειν τὸ πόσον καὶ τὸ ποῖον τῆς ἐπιστήμης, τεκμαίρεσθαι ἐξὸν τοῖς γράμμασιν, οὐδὲν ἂν ἄλλο ἀξιώ. τερόν ἐστι τῷ γράφοντι.

Εἰ μὲν οὖν, τὰ προσιόντα τὰ ἐνταῦθα συμβάλλων πρὸς τὰ ἐκεῖ, τῷ πλείονι δελεαζόμενος, τὴν τιμὴν τὴν ὑμετέραν ᾔτουν, πλεονέκτης ἂν φανείην· εἰ δὲ, ἀμφοτέρων ὀλίγου δεῖν ἴσων ὄντων, τοῦ πλεονεκτεῖν ἀπεχόμενος, ἀφορμὴν ζητῶ καλλίονα ἧς νῦν ἔχω, τοῦ ὠφελεῖν ἕνεκα τὴν πατρίδα καὶ ἀντωφελεῖσθαι ἀπ' αὐτῆς, ἴσως ἂν, συναινέσεως τυγχάνων πολλῆς, ἐμὲ συστήσαιμι ὑμῖν.

Διὸ τὸ τοῦ κοινοῦ συμφέρον σκεπτόμενος, συγχαίρω μὲν τῇ Βουλῇ τῆς οὑτινοσοῦν δεξιῶς γ' ἂν γενησομένης ἐκλογῆς· τῷ δὲ τῆς αἰτήσεως ἀποτυγχάνειν, τό γ' ἐμόν, οὐδ' ἐλάχιστα ἄχθομαι. ἔῤῥωσθε.

Scripsi Zurzac$\frac{\text{hii}}{\text{i}}$ III Nonarum Mayi 1819.

Eutychius Kopp, Professor.

8. [1]

(Zu Seite 20 und 35.)

Im Symposion der Spruchverse vom Jahre 1836 wird am Römer die Beharrlichkeit, am Deutschen die Innigkeit des Lebens schön hervorgehoben:

Aus dem Teutschen.

Den Saal betritt ein Zweiter, schlanken Wuchses,
Mit blondem Haar', und hochgetrag'nem Haupte;
Sein Auge blitzt aus dunkelblauem Grund,
Und Schwert und Frame faßt die Nerven-Faust.
Der Römer, kaum mit halbem Aug' ihn sehend,
Erblickt die Wehr, die einst ihm furchtbar ward,
Und über sein Gesicht läuft, brennend, Röthe.
Der Deutsche siehts', und kennt die stumme Sprache;
Reicht schnell dem Gegner friedlich seine Hand,
Und spricht: O zürne dir nicht selbst, daß du,
Der Welt Bezwinger, endlich mir erliegst!
Roms Herrschaft muß der deutschen Freiheit weichen,
Hast du des Griechen, deines Bruders, Reich
Zerstört, um aller Welt der Schätze Glanz
Zu bieten, die du ihm genommen; mag

[1]) Das Gutachten an den Erziehungsrath siehe Nr. 10.

Die Schuld um das Verdienst verziehen werden.
Doch als du, deiner Heimath nicht zufrieden,
Die freien Völker schlugst aus böser Lust,
Und unersättlich fremdes Glück verschlangst;
Da giengst du weiter, als du geben durftest.
Jetzt stand ich auf, und warf aus meinen Gränzen
Dein Volk zurück, und jedes Neu-Gelüsten
Der alten Sünde hielt ich kräftig nieder.
Denn deiner Herrschaft Zeit ist längst vorüber;
Indeß, was ich begründet, noch besteht.
Ich schuf ein Vaterland für alle Völker,
Und ohne Selbstsucht gönnt' ich Freiheit Jedem.
Ich schloß das Haus vor Frevel, seinen Kreis
Umhegend mit der Heiligkeit der Ehe.
Dann ward geweiht des Bodens Eigenthum;
In dieses drauf gepflanzet die Gemeinde,
Und Raum gegeben ihrem freien Leben.
Um die Gemeinden, sie vereinend, lief
Der Gauen Ring; und wieder um die Gauen,
Mit größ'rer Kraft, das Band des Vaterlandes.
So lebten, unter selbstgewähltem Haupte,
Der Freiheit froh, die meinem Rufe folgten.
Da mochte Jeder gelten, was er war:
Und wie das Herz das Blut aus allen Adern
Empfängt und, all' erfrischend wieder sendet:
So mag die Freiheit Aller nicht bestehen,
Fühlt Jeder nicht vorerst sich selber frei.
Das gibt allein die Innigkeit des Lebens
Was Du, o Römer, groß im Krieg und Frieden,
Als Dein geübt, was Du von Fremden lerntest,
Das nahm ich dankbar an aus deiner Hand;
Und noch ist Kraft des Armes, ist Geistes-Schärfe,
Was mich zu Dir unwiderstehlich zieht.
Doch meinen Boden, der mich frei geboren,
Dem fort und fort Selbstständigkeit entsproß,
Der, nie veralternd, neues Leben zeugt,
Nicht unterwühlen lass' ich, nicht zerstückeln.
Und wenn es je gelänge, weh' den Völkern!
Die grause Zeit der rohen Kraft des Eisens,
Der Knechtschaft scheußliches Gespenst, verschlingt
Des Landes Freiheit mit des Bürgers Sturz.
Gern hat der Herr des Teutschen Wort vernommen,
Und heißt ihn freundlich in dem Haus willkommen. —
Indeß der Gast den Schritt zur Tafel lenkt
Wird sein Gefolg vom Hausherrn reich beschenkt.

Den Griechen schmückt die Rührigkeit des Geistes, während der Religion Gemüthstiefe eignet:

Aus dem Religions-Unterrichte.

Den Saal betritt nun eine hehre Frau,
Geschmückt mit solcher Würde, daß vor ihr
Die Gäste von den Sitzen sich erheben,
Und wiederum geziert mit soviel Demuth,
Daß auch der Schüchternste Vertrauen faßt,

Auf ihrem Antlitz thront geheim ein Zug,
Der nicht gerad dem Römer, nicht dem Griechen,
Dem Deutschen gleicht, nicht an die Brittin mahnt;
Wiewohl sie all' in ihm den Wiederschein
Ihr Aller wunderbar zu sehen glauben.
Das ist's, was ihr die Herzen schnell gewinnt;
Das ist's, was Jene von den Stühlen ruft.
Bleibt ruhig sitzen, nahm die Hohe drauf
Das Wort; ich komme nicht hieher, um euch,
Um, wer es sei, aus seinem Sitz zu drängen.
Ich weiß, was euch den Busen jetzt bewegt;
Gern möchtet ihr mich als Bekannte grüßen.
Schon eure Väter meinten mich zu sehen,
Und hielten gläubig fest an meinem Bilde.
's war ein entstelltes Bild: ich war's nicht selbst.
Ich bin des Himmels Tochter, auf die Welt
Gestiegen zu dem Wohl der Menschenkinder;
Den Thron erbau' ich in des Menschen-Brust,
Und meine Krone umperlt Gemüthestiefe.
Was ihr anstrebt, vergönn' ich gern, vermag's
Auch nur die Last des Tages zu erleichtern;
Doch das ist nicht das Höchste. Dich zu schützen
Bewehrst du deinen Arm mit spitzem Stahl,
Du gründest wohnlich Haus, Gemeinde, Gau,
Du suchst und schuffst ein neues Ideen-Reich,
Du segelst kühn auf unentdeckten Bahnen:
Allein was deine Hand an's Schwert geführt,
Was Kraft, Entstehn dem Dampfe gibt und Richtung,
Was zum Ideen-Bau die Wahrheit reicht,
Und Segen im Familien-Kreise spendet;
Der aller Kräfte, waltend, Urkraft ist.
Auch such' ich alle Menschen, sie zu binden:
Nicht an das Scepter eines Erdenkönigs;
Nein, glaubend an den Einen, den Vermittler.
Drum schlingt mein Reich die Wurzeln, die es schlägt,
Nach Jenseits über in die wahre Heimath.
Was ihr auch sinnt, das Irdische vergeht;
Und nur was drüben ist, hat ew'ge Dauer.
Noch eins ist, worin ich euch nicht gleiche.
Nicht hab' ich mir den Auftrag selbst gestellt,
Ihn nicht entdeckt, errathen, nicht ersonnen;
Von Oben ward er mir gegeben. Was
Ich thue, muß ich thun; und mein Verdienst
Ist einfach: auch zu wollen, was ich muß.
Gern hat der Herr Urania's Wort vernommen,
Und heißt sie freundlich in dem Haus willkommen.—
Indeß der Gast den Schritt zur Tafel lenkt,
Wird sein Gefolg vom Hausherrn reich beschenkt.

Die Schweizergeschichte bringt dann vorzüglich auf Einigkeit,[1] Naturforschung verlangt Festigkeit und die schönen Künste bringen Heiterkeit in's Leben.

---

[1] Vergl. oben S. 111 f.

Dem Franzosen geht nichts (besonders bei Tisch) über seine Anschickigkeit:

Da komm' ich etwas spät, spricht vor sich hin
Eintretend der Franzose; wie ich merke,
Sind Messer und Gabel schon in vollem Gange:
Nun gilt's, mit Anstand nicht dahinten bleiben.
Ei ruft er, laut sich machend, gar vornehme
Gesellschaft, wie ich sehe; recht erwünscht!
In solchen Cirkeln bin ich wie zu Hause.
Nun flugs zum Hausherrn hin, und prüft und sagt,
Er hab' nie so jugendlich gesehen;
Geht dann zur Seite, wo die Frauen Platz
Genommen; kommt zur Schweizerin, ist ganz
Entzückt sie hier zu finden, will die alte
Bekanntschaft gar zu gern erneuern, kneipt
Freundnachbarlich sie in die vollen Backen,
Und macht sie vor den Gästen überroth.
Das ist die einz'ge Schwäche, seufzt die Jungfrau,
Wo mich ein fremder Reiz bethören wollte.
Er, nicht drauf achtend, setzt die Runde fort,
Verbeuget tief sich vor Urania,
Entsinnt sich gleich sie schon gesehn zu haben,
Doch untreu wird ihm sein Gedächtniß, und
Beruft sich ungeschickt auf Zeit und Ort;
Der hohen Brittin ist er ganz ergeben,
Seit neue Sympathie'n aus altem Haß
Zu engem Bund die beiden Völker einen;
Auch Schweden, rühmt er, spreche freundlich an,
Seitdem Herr Vetter Hans, des Landes König,
Der Sitten und der Lüfte Rauheit mildert.
Der Franze hat die Frauen kaum begrüßt,
So stellt er sich auch gleich den Herren vor.
Den Deutschen tröstet er: was er geleistet,
Sei für den Anfang aller Ehren werth;
Er könne, fahr' er fort nach guten Mustern,
Einst schon was Rechtes liefern; ja, er selbst
Gedenke Deutsch mit nächstem zu studiren.
Dem Griechen wie dem Römer rechnet er's
Zum Ruhm' an, übersetzt zu sein von ihm;
Sie haben nur dabei gewinnen können,
Da in der Ursprach' man zu fremd sie finde;
Bedauert auch, daß sie nicht Racine's Zeit
Erlebt; sie würden so durch ihn den Weg
Gefunden haben, magnifique zu werden. —
Nun, meine Herr'n und Damen, ruft er aus,
Sich setzend; seien wir gerecht! und langt
Dann hastig mit „Vergebung" und „Ich bitte"
Nach jener Schüssel und nach der, und gönnt
Den Fingern und der Zunge keine Rast.
Anschickigkeit ist nicht die letzte Tugend,
Die meiner Nation zum Lob gereicht.
Sie wissen, 's kommt auffallend viel drauf an,
Gewandt in Zeit und Umstand sich zu schicken;
So etwas lernt sich einzig in Paris,
Und guter Ton ist nur bei uns zu holen.

Erlauben Sie, so zeig' ich Ihnen gleich
Den neuesten Geschmack, wie man jetzt tafelt.
Man nimmt die Gabel in die Rechte, statt
Wie bisher in die Linke, und handthiert
Das Messer links gleich fertig wie sonst rechts:
Ganz einfach, so natürlich; ist nur dieß.
Und welcher Vortheil ist damit verbunden!
So geht mit Wechseln keine Zeit verloren,
Man macht nicht Lärm, man stört den Nachbar nicht,
Und wie man speisen kann ohn' Unterlaß,
So bleibt auch Zeit genug zur Unterhaltung.
Vergebung! Das war nur so eine Probe;
Und fertig mit der Mahlzeit ist der Franze.
Die Gäste lassen das Geplauder sich
Gefallen, plaudern abgebrochne Worte
Wohl selbst auch mit; denn zum Verdauen braucht's
Nicht just die Weisheit der Orackelsprüche. —
Indeß der Gast bei Tisch sein Gläschen schwenkt,
Wird sein Gefolg vom Hausherrn reich beschenkt.

Den Schluß bildet ein Reigentanz:

Alsbald faßte die Hand des Brittischen Fräuleins der Franze,
Bat, und die Reihen hinab wirbelt er sie und hinauf.
Mein Element ist aufflackernder Sinn, das deinige Kohldampf;
Alles an mir wie bei dir, kochend, will oben hinaus.
Machst du dir Meere zu See'n, zu Provinzen entfernete Welten;
Was soll Feindschaft daheim? Schließen auch wir Allianz!

Reigen, wie einst auf den heimischen Höhen, begann jetzt der Grieche,
Führ' ich den Musen noch auf; Aelplerin, reiche die Hand!
Besser gefügt und gewählter als wir ward nimmer ein Paar, trägst
Du ja ein stattliches Kleid bunt und zerstückelt wie ich;
Und beim heiteren Fest wird angeborener Ernst mild,
Heben Geschicht' und Idee wechselnde Schritte zum Tanz.

Länger der taumelnden Lust widersteht nicht der ernstere Römer;
Ihn auch reißet sie fort, zieht ihn zu Suecia's Hand.
Helden gebarst du, und Helden ja waren wir: drum nicht mit Unrecht
Schling' ich den nervigen Arm Dir um den rüstigen Leib.
Neben des Eisens Gewalt, in deinem Schooße gezeuget,
Folg' ich zu glücklicher Stund' gern auch der Liebe Magnet.

Alles harmonisch gepaart! ruft jezo, begeistert, der Deutsche;
Bleibst Du, Italia, mir, hab' ich des Jubels genug.
Harmonie des Vereins besitz' ich nach Linie und Zollstab,
Und ein geregeltes Maß böt' ich dir selber auch gern.
Hurrah! den Tag, der zu einerlei Geist und einträchtigem Sinn einst
Unsere Völker vereint, feiern wir walzend voraus!

Wie Alle so des Augenblicks Genuß
Nachjagen, der bezaubernd, täuscht das Spiel
Der Sinne, sieht Urania verklärt
Dem bunten Treiben zu, und spricht zum Hausherrn:

Befremdend scheint dein Auge mich zu fragen,
Wie ich der Paare Taumel mög' ertragen?
Sei ruhig, und mißgönn' die Freude nicht,
Die jetzt den Kranz um ihre Stirne flicht!
Die Lust, die nur der Augenblick geboren,
Hat kurzen Reiz bald wiederum verloren;
Wenn dann der matte Scherz dem Ernste weicht,
Wird mir von Jedem gern die Hand gereicht:
Erstirbt die Lust, hat Nacht die Sinn' umwoben,
Nicht bleicht mein Stern, der leuchtend weis't nach Oben.

9.

(Zu Seite 35. Spruchverse von 1835.)

Aus dem Lateinischen.

Unter geheimnißvollem Gesträuch' in düsterer Oede,
Stand des Mannes, der Roma gegründet, verlassene Wiege.
Sie umdrängte mit peitschender Wuth des Ungemachs Brandung;
Doch zu versenken vermag sie ihn nimmer. Jener erhebt sich;
Schafft sich bald ein Volk, und haucht ihm die eigene Kraft ein.
Und der Römer wuchs; und gewinnt die benachbarten Völker,
Oder bezwingt sie im Feld: nicht scheuend den Stärksten der Gegner,
Stört er vom Lager ihn auf, stets groß, in Gefahren am größten,
Gleich dem Riesen, deß Kraft sich verdoppelt nach jeglichem Falle.
Schon überfliegt auf eisiger Bahn die römische Fahne
Keck der Alpen Dräun; und auf nie durchfurchetem Meere
Woget und wagt sich, des Zieles getrost, die römische Wimpel:
Dann auf Hispaniens Grund mit stemmiger Rechte sich stützend,
Auf Sicilien links, bewältigt ein Sturmschritt Carthago,
Lange mit Glück die Nebenbuhlerin Roms um das Weltreich.
Alsbald stürzt sich der Adler, hinweg über Gräcia's Söhne,
Die er im Fluge gewürgt, auf Asiens lockende Beute:
Nunmehr hemmen nicht Strom und See, es schirmt kein Gebirgswall;
Völker sogar, die tausendjähriges Dunkel geschützet,
Schmücken in buntem Gemisch des Römers stolzen Triumphzug. —
Aber ein Wunder geschah: der bezwungene Grieche bezwang nun
Wieder den Sieger, und wandelt' ihn um zu friedlichen Künsten;
Siehe! der Römer, deß Weltgebäude vor kräftigern Armen,
Längst in Trümmern erlag, bezwingt noch heute die Erde
Mit dem Schwert des Geists, und trifft die entferntesten Völker,
Namen, die nie er geahnt im Uebermuthe des Sieges.
Was Natur und ein reiches Gemüth dem Horatius Flaccus,
Was aus kunstvollem Mund die Muse Virgilius Maro
Singen gelehrt, Das füllt noch und fesselt die lauschenden Ohren
Spätem Geschlecht mit der lieblichen Dichtung unsterblichem Zauber.
Unnachahmlich in einfachem Wort täuscht Julius Cäsar
Ueber das Elend des eigenen Kriegs; der Gegenwart Gräuel
Hüllet Salustius Crispus in alterthümlichen Sprachreiz:
Aber die Heldenzeit der untergegangenen Freiheit
Kündet des Livius begeisterte Lippe volltönend der Nachwelt.
Doch bei weitem das hehrste Gestirn am römischen Himmel,
Licht genug, wenn Alles erlösche, die Nacht zu erleuchten,
Bist du, o Tullius Marcus! in liebenswürdiger Größe:

Magst du dem Freund der innersten Seele Geheimniß entfalten,
Oder, was du geahnt, und über Verdienen von Oben
Uns Erleuchtung gegönnt, des Jenseits Dunkel ergründen:
Magst du mit donnerndem Mund die Ungeheuer zerschmettern,
Wie du gelehrt und gelebt, mit dem Blute zeugst du der Freiheit. —
Sag', erhabener Lehrer! und nenne dem Jüngling den Zauber,
Der dir die Herzen erschloß, und Roma die Länder der Erde.
Wankloser Wille that's, und weise Benützung der Zeiten.

Aus dem Griechischen.[1])

Vorwärts schaut der Geist, und rückwärts dringt er forschend;
Aber ach, spähenden Blicks weilet er sinnend um sich.
Also begabt ist der Mensch vom Hauch des unendlichen Gottes,
Daß, was Eins ist in ihm, dreifach der Endliche denkt.
Dreifache Zeit und in ihr des Sterblichen dreifaches Walten,
Schaute der Griech', und erfand dreifache Gattung der Kunst.
Aber des Lebens Getreib' erscheinet in doppelter Weise,
Zeigt sich die Wahrheit entblößt, oder verhüllet im Bild;
So betrachtet die That die magische Dichter-Bespieglung,
Oder den einfachen Sinn schildert die Prosa getreu. —
Wirren vergangener Zeit, der Völker Ringen und Fallen,
Wo sie den Göttern getrotzt, oder sie gläubig verehrt;
Wer durch muthigen Tod sich bedeckt mit unsterblichem Ruhme,
Oder in feigem Verrath ewige Schande sich häuft:
Dazu entfaltet Homeres die glänzenden Wunder des Epos,
Und in Klio's Erz gräbt sie Herodotos ein.
Stürmischer treibet das Schiff auf der Gegenwart brausenden Wogen,
Wenn Haß Liebe verfolgt, Meinung die Meinung bekämpft;
Drob ein gewaltiger Streit: oft sinkt vor dem Bösen das Gute;
Doch harmonisch sühnt Sophokles Schicksal und Mensch.
Also blitzet in's Herz des Demosthenes Feuer der Rede;
Aber des Siegenden Hohn bricht noch im Falle der Held:
Zwischen Hoffnung und Furcht, auf Jetzt sich bückend und Vordem,
Schlängelt des Lebens Pfad dunkeler Zukunft sich zu;
Wer beleuchtet den Abgrund? und warnt vor gefährlichem Irrweg?
Wer mit begeistertem Muth bannet die Schrecknisse fest?
Sieh! uns entrücket der Fahrniß des Pindaros lyrischer Hochflug;
Aber die Tiefen erhellt Plato mit himmlischem Licht. —
Also belauschten Natur in innerster Werkstatt die Griechen,
Denen ein gütiger Gott feinere Sinne verlieh'n.
Diese Dreiheit der Kunst in natürlicher Doppel-Gestaltung,
Mehr und Bess'res ersinnt nimmer ein grübelnder Geist.
Würd' auch der griechische Stern durch verwegene Himmelsbestürmer
Lästernd beschmutzt; getrost! ewig besteht sein Gesetz.
Jünglinge, drum vertrauend auf Hellas unsterbliche Muster,
Wandelt den richtigen Weg, suchet das richtige Maß!

Aus der Mathematik.

Zurück, vorwitz'ger Fuß, aus diesen Hallen!
Laß nicht, verwegen, schwere Tritte fallen!

---

[1]) Aus dem Deutschen: siehe oben S. 36. Aus Geschichte und Geographie S. 109. Aus dem Religionsunterricht S. 398.

Du weckst den Denker, der, den Kopf gestützt,
In seine Hand, an jenem Tische sitzt;
Und bald, was sinnend er im Geist geschau et,
Mit Zauber-Formeln auf die Tafel bauet.
Das Leben mißt er nach Gestalt und Raum,
Er faßt die Zeit an ihres Flügels Saum;
Und nicht zufrieden, was geschieht, zu sehen,
Er will genau, warum und wie, erspähen.
Wenn gleitender Gestirne hehre Kraft
Den Mantel wirkt der Königin der Nacht,
Und spät der Tag, der Mühen längst verdrossen,
Mit süßem Mohn sein müdes Aug' geschlossen;
Wacht Jener noch, und mit gestärktem Blick
Zieht er des Weltbaus Schleier keck zurück.
Vom Körnchen, das im Schoos der Erde reifet,
Bis hin zum Körper, der am Himmel schweifet,
Umspannt er Alles mit des Denkens Netz,
Und forschet nach Geheimniß und Gesetz.
Er sucht und findet — (Wer, wer darf es ahnen?) —
Den Schöpfer selbst auf unbetret'nen Bahnen
Wo mit dem Wunder bloßer Menschenkraft
Er Gottes Schöpfung löst't und wieder schafft.
Doch wo der Ewige mit weisem Walten
Der Räthsel Lösung sich hat vorbehalten;
Und, wo der Born der Ewigkeiten fließet,
Dem Aug' des Sterblichen zu schau'n verschließt:
Beugt Demuth seine Knie vor des Höchsten Throne.
Sich Gott ergeben ist der Weisheit Krone.

10. [1]

(Zu Seite 35, 49, 50.)

a) Lucern, am 2. Herbstmonat 1834.

Hochgeehrter Herr Schultheiß, Präsident!
Hochgeehrte Herren des Erziehungsrathes!

Der Unterzeichnete hat das verehrliche Kreisschreiben der obersten Erziehungs-Behörde vom 28. Augustmonat mit beigeschlossenen Schulplans-Anträgen Tags darauf erhalten, und er beeilt sich der Weisung, binnen acht Tagen Bemerkungen darüber einzureichen, getreulich nachzukommen.

Da die Kürze der Zeit nicht wohl gestattet, es auch leicht die Kräfte des Unterzeichneten übersteigen möchte, in eine umständliche Würdigung des vorliegenden Schulplanes eingehen zu wollen; so sei mir erlaubt, über Einiges meine wohlgemeinten, wenn auch nicht tiefen, doch auf einer Erfahrung von 15 Jahren beruhenden Bemerkungen

[1]) Aus den Sprochversen siehe Nr. 8 und 9.

der obersten Erziehungs-Behörde pflichtgetreu und zutrauensvoll vorzulegen.

Was vorerst die Abschaffung der, als Gegensätze in der Doctrin dagestandenen, Namen Gymnasium und Lyceum betrifft, so habe ich insofern nichts dagegen; einverstanden könnte ich jedoch nicht sein, wenn auch eine Aufhebung des Wesens vorgeschlagen wäre. Doch dieses wollen auch die Schulplans-Anträge nicht, da sie ein Progymnasium und ein Gymnasium in 8 Classen aufstellen.

Allein was ist mit diesem bloßen Namens-Wechsel gewonnen? und was repräsentirt der öde Name von acht Classen? Liegt in diesen acht Zahlen bereits etwas, welches die Stufe und Aufgabe der Anstalt bezeichnete? Im besondern nicht; doch vielleicht im Allgemeinen: allein es gibt Anstalten, wo die erste Classe die oberste bedeutet, wogegen sie hier die unterste bezeichnet.

Meines Erachtens sollten, statt der trockenen acht Classen oder wenigstens neben ihnen, Namen gewählt werden, die auf den ersten Blick die Stufe der Anstalt deutlich bezeichnen. Und welches sind diese Namen? es sind die Namen, welche im Wesen einer jeden Bildungsanstalt vorhanden sind, die durch keinen neuen Schulplan beseitigt werden können, die auch im vorliegenden gegeben sind, und die man daher offen zu gebrauchen sich nicht scheuen sollte.

Das classische Studium ist unbestritten der Kern und die Grundlage einer jeden gelehrten Bildung; an ihm und dessen Erscheinungen windet sich, als Verzierung oder nothwendige Auszeichnung, das ganze übrige Gebäude herauf. Diese Grundlage muß jedem Schulplane unterbreitet sein; sie ist es auch dem vorliegenden. Diese Grundlage hat aber 4 Abstufungen; jede derselben trägt einen bestimmt ausgeprägten Namen, der in der ganzen classischen Welt verstanden wird.

Vorerst muß ich die Elemente und Formen einer (gleichviel welcher) Sprache kennen, und sie erzeugend anwenden lernen: das ist Grammatik.

Alsdann dringe ich näher in den Bau der Sprache ein, fasse das Richtige und Zweckmäßige derselben nachdenkend auf, und suche es wieder zu geben: das ist Syntax.

Von da erweitert sich der Gesichtspunkt des Schülers; er geht allmählig von dem Knaben in den Jüngling über; Gedächtniß und Verstand reichen nicht mehr aus, es müssen höhere Kräfte geweckt werden, es erwacht das Schönheitsgefühl. Der Schüler lernt die verschiedenen Kunst-Gattungen kennen in Prosa und in Versen, welche nothwendige Erzeugungen naturgemäßer Fortbildung sind; diese lernt er würdigen und nachbilden: das ist Rhetorik und Poesie, oder (einfach die Stufe bezeichnend) Rhetorik.

Endlich wird das höhere Denken erschlossen, der Geist der Schöpfung schwebt ordnend über den einzelnen Theilen, die Geheimnisse und

Tiefen werden erschaut. In diesem Zeitpunkte sieht der Jüngling den Zusammenhang des classischen Lebens, das Reine und Vollendete muß ihm in Mustern entgegentreten, er bemächtigt sich des classischen Geistes, um mit harmonischem Gemüthe in die Welt hinauszutreten. Das ist die Zeit der Philosophie.

Käme ein angehender Jüngling, mit schönen Anlagen und mit vollendetem 16. Jahre, zum classischen Studium, so würde er, nur das Classische betreibend, in 4 Jahren die 4 Stufen mit soviel Frucht zurücklegen, daß er reif in's Leben übertreten oder auf die Hochschule abgehen könnte. Allein die Welt verlangt von uns, neben den classischen, noch viele andere Kenntnisse; darum müssen wir früher beginnen, müssen kleinere Bahnen in einem Jahre zurücklegen, müssen aus einem ganzen zwei Halb-Curse machen, und auf diese Weise kommen wir natürlich genug zu acht Jahren Vorbildung.

Acht Jahre Vorbildung, bevor man entweder auf die Hochschule abgeht oder ins praktische Leben übertritt, sind dem von Unten Aufschauenden eine lange Zeit und, ohne Stufen-Bezeichnung, eben nicht ermuthigend. Es muß dem Schüler irgendwo eine Zeit bezeichnet werden, wo er dem Knaben entwächst und zum Jünglinge wird; ein solches Ziel wird er unverwandt im Auge behalten, und hat er die erste Anhöhe erklommen, durch den Rückblick gestärkt, die zweite um so beherzter anstreben. Ein Abschnitt ist so wohlthätig als nothwendig.

An der frühern Anstalt hatte die Doctrin in Gymnasium und Lyceum, wofern man einmal diese Namen wollte, richtig geschieden; dieser Unterschied fällt gegenwärtig natürlich weg. Da nun die Form keinen Abschnitt mehr zu machen hat, so bilde ihn nun die Sache selber. Will man den Namen Gymnasium behalten, so mag es mir gefallen; aber den unbekantern, dem Volke unverständlichen Namen, Progymnasium möchte ich nicht zulassen. Ich gehe hiebei von der Hochschule aus, und möchte so unsere Anstalt ganz einfach Kantonsschule nennen; diese Kantonsschule kann dann auch das Technische, das Theoretische, und andere Facultäten aufnehmen, ohne den Namen ändern zu müssen, wofern sie nicht wirklich Hochschule wird: Die Vorbildung kann dann füglich Gymnasium heißen.

Ich möchte daher folgende Abstufungen und Namens-Bezeichnungen vorschlagen:

Kantonsschule.

A. **Unteres Gymnasium** (oder schlechthin **Gymnasium**);

a. I und II Curs der Grammatik oder I und II Classe,

b. I und II Curs der Syntax oder III und IV Classe.

Das machen vier Jahre aus; hier muß ein Abschnitt gemacht werden, wie er bereits für die Stellung der Schüler außer der Schulstube in den Disciplinar-Verordnungen angenommen ist.

B. Oberes Gymnasium (oder dann **Lyceum**);

a. I und II Curs der Rhetorik oder V und VI Classe,

b. I und II Curs der Philosophie oder VII und VIII Classe.

Wie schon bemerkt worden ist, halte ich die Bezeichnungen der Grammatik, Syntax, Rhetorik und Philosophie für wesentlich und daher für unerläßlich, um auf den ersten Blick den Charakter der Stufe, auf welcher man an der Anstalt steht, Jedem untrüglich entgegenzuhalten; die Zahl der Classen mag dann wohl daneben, nur nicht allein, gesetzt werden.

In dem vorliegendem Schulplan finden sich nicht bloß Umgestaltungen oder neue Eintheilungen, sondern auch eigentlich neue Gestaltungen oder neu aufgenommene Bestandtheile von wesentlicher Bedeutung. Ich berühre nur Einiges.

Nicht nur beginnt der griechische Unterricht mit dem lateinischen gleichzeitig in der ersten Classe, sondern er geht ihm eine Zeit lang durch die Stunden=Zahl gleichsam noch voran. Zwei Sprachen von gleicher Wichtigkeit neben einander anfangen, und zudem von Knaben in so zarten Jahren, wo der älteste kaum 12jährig sein mag, dürfte ein gefährliches Experiment sein; und ich könnte mich kaum entschließen, wenn ich einen Knaben von diesem Alter hätte, ihn zu einem solchen gleichzeitigen Versuche einer Sprachen=Vermengung herzugeben.

Hingegen, daß der griechische Unterricht vor dem lateinischen begonnen werde, dafür kann ich auch stimmen, aber nur in dem einzigen Falle, daß man dann unerbittlich alle diejenigen von der Anstalt ausschließe, welche nicht die Weihe für eine wissenschaftliche, gelehrte Bildung empfangen haben. Hat aber unsere Kantonsschule noch andere Aufgaben zu lösen, als die rein=gelehrte, so möchte es gerathener sein, den Unterricht wie bisher mit dem Latein zu beginnen, als mit der einem vielfachern und allgemeinern Bedürfnisse entsprechenden Sprache. Ich sage dieses aus voller Ueberzeugung, wiewohl mir für mich das Griechische weit vorzüglicher ist als das Latein.

Daß die französische Sprache mit ihrer Literatur, als Bildungs=Mittel und nicht bloß um Sprachen zu lernen, in den Schulplan aufgenommen werde, kann ich in dem Falle billigen, wenn das Mittelglied zwischen Latein und Französisch, nämlich das Italienische mit seiner Literatur, ebenfalls aufgenommen wird. Nicht nur führt der Gang der Sprachen=Bildung naturgemäß von dem Lateinischen durch das Italienische zum Französischen; sondern die italienische Literatur ist zu Weckung und Hebung des classischen Schönheits=Sinnes bei weitem geeigneter als die französische. Sollte jedoch aus was immer für Gründen das Italienische nicht aufgenommen werden; so möchte ich darauf antragen, daß auch das Französische aus dem obligatorischen Kreise der Lehrgegenstände weggelassen werde.

Ueber das Obligatorische überhaupt habe ich folgende Ansicht, die ich mir zu äußern die Freiheit nehme. Wird die ganze Bahn der acht Jahre von einem Schüler ununterbrochen durchlaufen, so finde ich das Verbindliche sachgemäß; es ist die Regel. Aber es gibt Ausnahmen und wird geben: nicht alle, welche unsere Anstalt besuchen, treten in den ersten Curs ein; nicht alle anderwärtigen Anstalten sind auf den Fuß eingerichtet, wie die unsere; wir werden Schüler bekommen, die schon in reiferen Jahren sind, oder mit theilweise weiter getriebenen Kenntnissen erscheinen, oder mit so glücklichen Anlagen sich zeigen, daß sie in einem halben Jahre die Aufgabe eines ganzen lösen: für alle diese Fälle sollte die Möglichkeit gegeben werden, sie da anzuschließen, wo sie anpassen; darum muß wohl auch, und besonders für eine Fächer-Anstalt, ein halbjähriges Aufsteigen und Abliefern der Schüler nicht untersagt sein.

Was in dieser Hinsicht den philologischen Curs der Philosophie betrifft, so war vor Einführung des gegenwärtigen Schulplanes, der einem andern weichen soll, dem Lehrer bei einer sehr großen Anzahl Studierender die wohlthätige Freiheit gestattet, die Schüler nicht nach erstem und zweitem Jahre zu reihen, sondern nach ihren Fähigkeiten, und nach diesen die Lehrmittel zu bestimmen. Gegenwärtig dürfte dieses, schon wegen der Collision der bedeutend vermehrten Lehrstunden, nicht leicht mehr der Fall sein; aber etwas anderes könnte eintreten. Je mehr unsere Anstalt eine rein-wissenschaftliche Bahn verfolgt, desto nothwendiger muß eine genaue Sichtung der Schüler eintreten; und je mehr auch an andern Orten die Bildung voranschreitet mit der Möglichkeit, die derartigen Bedürfnisse in eines Jeden eigenen Heimat zu befriedigen, — desto mehr wird sich die Anzahl der Schüler auf unserer Anstalt auf den eigenen Kanton beschränken, und eher ab- als zunehmen. Für diesen Fall, aber auch nur im Falle einer geringern Schüler-Anzahl, dürfte es vielleicht Zeitgewinn sein, wenn in der Philosophie für den einen oder andern Gegenstand der Philologie beide Curse zusammengenommen würden. Doch dieses ist von untergeordneter Bedeutung.

Bei weitem wichtiger, und die Stellung der Philologie im philosophischen Curse durchaus verändernd, sind die Schulplans-Anträge, daß nämlich in der s. g. siebenten und achten Classe fortan nicht nur Metrik und Kritik gelehrt und geübt, sondern auch späthellenische oder christliche Schriftsteller behandelt, überhaupt auch spätere Autoren für das Lateinische gewählt werden dürfen und sollen. Diese Bestimmungen beruhen auf Voraussetzungen und Ansichten, welche mit den meinigen über die Stellung des classischen Studiums während des philosophischen Curses, und bevor man in's practische Leben eintritt oder an die Hochschule abgeht, gerade im Widerspruche stehen. Ich erlaube mir aus dem, was ich am 28.

Hornung 1833 der obersten Erziehungs-Behörde einzureichen die Ehre hatte, folgendes anzuführen:

„Das Lyceum darf nicht, wie die Hochschule, etwa die eine „oder die andere Seite eines Schriftstellers herausheben, ohne oder „mit geringer Berücksichtigung der übrigen. Niemals dürfen ausschließlich „solche Fragen aufgeworfen und beantwortet werden, wie z. B.: Hat „dieser Historiker oder jener Dramatiker den Gesetzen seiner „Kunst ein volles Genüge geleistet? wie entsprechen dieser Poet oder „jener Prosaiker den Anforderungen der Kritik? oder in welcher „überschwenglichen Fülle und Manigfaltigkeit bewegt sich der Rhytmus „etwa eines Aristophanes? und wie verschieden von einander ist „wohl die Metrik des Drama und der Lyra?"

„Das Lyceum soll nicht irgend einen gewählten Schriftsteller „als die Trümmer einer untergegangenen Welt, als einen todten Kör- „per zergliedern, um dieses oder jenes System zu begründen oder „nachzuweisen. Nein! der Classiker trete vor uns als ein immer- „lebendes Einzel-Bild einer stets fortwirkenden Vorwelt; er erscheine „uns, wie er leibt und lebt, auf daß wir ihn schauen und kennen „lernen: in seinem Innern und nach seinem Aeußern, wie er „wirkte auf seine Zeit und hinwieder die Zeit auf ihn, was er aus- „spricht und wie es aus ihm spricht; kurz, seine sprechende Indivi- „dualität, wie sie aus dem Gesammten seiner Mitwelt hervortritt."

„Das Lyceum soll, soweit es möglich ist, des Classikers ver- „traute Bekanntschaft gewähren. Es ist nicht das Höchste gewonnen, „wenn schon das Gedächtniß bereichert, der Verstand geschärft, das „Wissen erweitert wird; es soll Sinn und Gefühl für die „Schönheit geweckt und gebildet, das Gemüth für Recht und Wahr- „heit gewonnen und gestärkt, und die Vernunft über die unwandel- „baren Grundsätze des Lebens erleuchtet werden."

Aus dieser meinen zur tiefsten Ueberzeugung gewordenen Grundansicht über die Stellung des philologischen Studiums während des philosophischen Curses vor der Hochschule gehen nothwendig folgende Sätze hervor: daß nur reine Classiker und Muster-Schriftsteller gelesen, und daher alle Autoren aus der Zeit des verfallenen Geschmackes, seien sie nun späthellenisch oder christlich und wüßte man auch noch so gelehrt darüber zu sprechen, ausgeschlossen werden; daß nur die innere oder Geistes-Kritik über einen Schriftsteller zugelassen, und daher ein reiner Text mit abgethaner Wort-Kritik vorausgesetzt werde, daß die Metrik nicht in ihren Schlangen-Windungen und Reihen-Tänzen verfolgt oder habhaft gemacht, sondern nur zur benöthigten Erklärung der Form eines etwa gewählten Dichters behandelt werde. Was mehr ist, gehört auf die Hochschule.

Was dagegen jetzt vorgeschlagen wird, das müssen ausschließlich Philologen als Philologen lernen. Aus unserer Anstalt sollen aber

Männer ins praktische Leben übergehen, die mit einer allgemeinen Bildung des reinen Geschmackes ausgerüstet seien: mögen sie dann eigentliche Geschäftsmänner werden, oder Aerzte, Rechtsgelehrte, Theologen, oder welcher Kunst oder Wissenschaft sie sich dann widmen mögen; immerhin werden Metrik und Kritik und derlei Dinge für sie keinen Werth mehr haben. Philologen hingegen, welche dieses Fach ausbilden wollen, finden auf der Hochschule Zeit und Gelegenheit genug dazu.

Der Erziehungsrath hat meine frühere Eingabe, woraus ich einige Stellen anzuführen mir erlaubte, gewürdigt und genehmigt; und dieser Umstand hat mich sehr gefreut: nicht weil er etwas genehmigte, was ich eingab; sondern weil er das genehmigte, was nach meiner Ueberzeugung das für unsere Anstalt allein Richtige ist. In dieser Erinnerung möchte ich die oberste Erziehungs-Behörde dringend gebeten haben, nicht Vorschlägen ihre Beistimmung zu ertheilen, die ich nach meinem besten Wissen und Gewissen als falsche erachten muß, die auf Abwege führen werden.

Wenn es meinem 15jährigen Wirken an der hiesigen Anstalt, wenn es meiner Liebe zur Wissenschaft und Kunst, wenn es meinem ungefälschten Sinne für Geistes-Bildung erlaubt wäre, noch ein Wort beizufügen; so wäre es dieses. Unsere Anstalt ist nicht so schlecht und zerbrechlich, um sie vollends mit einem Schlage in Trümmer gehen lassen zu müssen; es fehlt uns nicht an schönen Kräften und nicht an bedeutenden Leistungen; was uns fehlte und was uns krank machte, wird nicht durch Neues, Gleißendes, Unerhörtes gehoben werden. Uns fehlte es an dem innigen Zusammenwirken aller Theile, und diese Einheit kann nur ein Rector hervorrufen.

Ich kann nicht anders als der obersten Erziehungs-Behörde Glück dazu wünschen, daß sie die Idee eines Rectors in die Anträge aufgenommen hat; nur bedauere ich sehr, dessen Wirkungskreis nicht näher angegeben zu finden. Es sei mir auch hier vergönnt, dasjenige zu wiederholen, was ich am 21. Mai 1834 in der letzten Sitzung der Schul-Direction vortrug, um zu zeigen, daß die gehofften Leistungen einer vielköpfigen Schul-Direction nicht länger zu erwarten seien, und daß das wohlgefühlte Uebel in dem Mangel an Einheit liege, welchen Mangel die sonst nutzlosen Schulbesuche dargethan haben.

„Indessen," so lautet die betreffende Stelle, „haben die Besuche „doch so weit das Innere der Schulen geöffnet, um zu sehen, daß die „Lehrer lediglich auf die eigene Kraft und Einsicht angewiesen sind, „daß das eigentlich leitende und einigende Prinzip, kurz daß ein Rector „fehlt. Jeder Lehrer ist gleichsam für sich abgeschlossen, und über die „Mauern seines Reiches schweift kaum ein verwegener Blick; der Verband, das Leben der Anstalt, wird kaum bemerkt."

„Der Rector, der nicht wie der Religionslehrer wirklicher Lehrer „sein muß, oder wie der Präfect es sein darf, sondern vielmehr „Lehrer gewesen sein sollte, hätte die schöne Aufgabe, der innere „Zusammenhang des wissenschaftlichen Strebens der Anstalt, ihre Seele „zu sein. Dadurch würde er, um so wohlthätiger, über den Lehrern „stehen.“

„Des Rectors Aufgabe wäre eine doppelte: einmal, jedem ein= „zelnen Lehrfache oder Bildungszweige die eigenthümliche Bahn, Wir= „kung, Ausdehnung nachzuweisen, festzuhalten, zu schützen; alsdann, „das Ineinandergreifen der verschiedenen Zweige zu befördern und mög= „liche Störungen und Reibungen zu hindern.“

Ein solcher Rector würde der liebende Vater der studierenden Jugend, der ernste Freund der Lehrer, der rechte Arm der Erziehungs=Behörden werden und sein. Will man ihm noch das bisherige Amt eines Präfecten zutheilen, so mag das seiner Stellung unbeschadet geschehen; aber was mehr ist, ist zu viel. Er muß, wo möglich, keine oder doch nur wenige Stunden eines von allen übrigen ganz unabhängigen Lehrfaches, zu geben haben; ihm sei das Ohr des Erziehungs=Rathes zu jeder Stunde aufgeschlossen, aber er sei kein Mitglied desselben: er hat genug gethan, wenn er ausschließlich der Anstalt lebt, und nicht noch für die weitere Wirksamkeit der Erziehung in Anspruch genommen wird.

Möge unsere Anstalt einen solchen Mann finden, und dann haben wir einen lebendigen, den besten Schulplan gefunden. Wenn diese lebendige Einheit nicht gefunden wird, so wird auch der schön geschriebene Plan nicht die versprochene Frucht tragen. Ich möchte darum meine unvorgreifliche Ansicht in aller Bescheidenheit und mit der besten Wohlmeinung dahin abgegeben: auf das bäldeste einen solchen ganz unentbehrlichen Rector anzustellen; dann aber wenigstens während eines Jahres seiner Anstellung keinen neuen Schulplan einzuführen, in der Zwischenzeit aber seine eigene Beobachtung, die Erfahrung und die Ansichten sämmtlicher Lehrer, und anderwärtige Fortschritte zu einer solchen Summe von fruchtbarem Wissen zusammenzutragen, daß daraus ein Schulplan hervorgehe, welcher, alle Kräfte und Bedürfnisse berechnend, eine lange Lebensdauer verspreche. Quod bonum, felix faustumque sit.

Dieses sind die wenigen Bemerkungen, die mir die Kürze der Zeit zu machen erlaubte, sie sind vielleicht vor den höhern Einsichten der obersten Erziehungs=Behörde nicht erheblich oder wichtig genug: immerhin darf ich mir das Zeugniß geben, daß selbe aus dem besten Willen geflossen sind, und daß es mit der Wohlfahrt unserer Anstalt und unserer Jugend Niemand besser meinen kann als der Unterzeich=

nete. Möge daher, bei Abgang weiserer Rathschläge von meiner Seite, Ihnen mindestens meine reine Absicht nicht mißfallen!

Genehmigen Sie den ungeheuchelten Ausdruck ausgezeichneter Hochachtung, womit geharret und sich zu nennen die Ehre hat,

Hochgeehrter Herr Schultheiß, Präsident!
Hochgeehrte Herren des Erziehungs-Rathes!

Ihr ergebenster Diener

Joseph Eutych Kopp, Professor. [1])

b) An meine künftigen Zuhörer.

Ein großer Gedanke hat uns hier versammelt. Eine neue Epoche in unserem Leben hat sich angekündigt. Betreten wir mit Ehrfurcht die Vorhalle des Alterthums. Von nun an werden uns die Geister seiner Vollendeten umschweben. Einer andern Welt gehören wir mit dem heutigen Tage an, ohne uns von der Wirklichkeit loszusagen: nur durch beider Vereinigung und Umtausch werden wir, was wir sollen. Höhere Forderungen dürfen künftig an uns gemacht werden; schwerere Aufgaben müssen wir lösen; wir bereiten uns hier, gleichsam auf dem Scheideweg zu Sein und Nichtsein, auf den Eintritt ins kommende Leben. — Wir werden Philologen werden. Lassen Sie uns nicht erschrecken über diesen verrufenen Namen! Mögen Andere zum Zweck ihres Daseins ein trockenes Wissen machen: wir nicht so. Mögen sie im Gebiete der Sprache unübertroffene Meister sein: wir mißgönnen ihnen diesen Ruhm nicht. Hätten sie bis auf die unbedeutendste Einzelheit Griechenlands und Roms Geschichte inne; wüßten sie, nicht nur jegliches Land und Meer, jegliche Insel und Stadt, jeglichen Berg und Hügel zu nennen, sondern Dorf und Gut, Straße und Pfad, Forst und Moor: wir erkennen mit Bewunderung die ausgebreitete Gelehrsamkeit. Fänden Numa und Cäsar, fänden Polykrates und Aristides in einem solchen Manne keinen Fremdling; wäre er bei Numa fromm, bei Cäsar ehrgeizig, theilte er mit Polykrates die Genüsse, mit Aristides die Gerechtigkeit; ja nähme Jupiter ihn, einen zweiten Tantalos, zum Göttermahl: wir freuen uns mit Herzlichkeit des Beglückten. Doch unsern Neid erregt er niemals, unsere Nacheiferung nur zum Theil: denn das Wissen allein ist nicht das Höchste. — Der wahre Philolog begnügt sich nicht mit dem glänzenden Ausspruche: „Die Griechen sind das erste Volk der Welt geworden." Er erforscht das Warum und Wie. Wenn bei Marathon über das gewaltige Heer des Darius die kleine Schaar des Miltiades siegt; wenn Themistokles mit geringer Seemacht die ungeheure Flotte des Xerxes bei Salamis schlägt: so staunt er nicht die Namen der Sieger an, entsetzt sich, nicht

[1]) Aus dem Concept.

über die der Besiegten. Die Verhältnisse durchschaut er; Sinn und Geist eines Jeden beachtet er: und erst dann möchte er sich über das Unbegreifliche verwundern, wenn der eitle Meder über den sinnigen Griechen; wenn der verweichlichte Beherrscher von Susa über den abgehärteten Bürger Athens gesiegt hätte. — Nicht in Lucretias Entehrung zu Collatia sucht der Forscher den Grund der Tyrannenverjagung aus Rom; Sextus Tarquinius berührte dadurch nur Eine Feder, die in des verhöhnten Brutus tiefer Seele einen vielseitigen Anklang fand. Die vollkommenste Kenntniß der verderblichen Kämpfe zwischen den Erlauchten und Zertretenen gewährt ein düsteres, zurückschreckendes, verzerrtes Gemälde; mit glühendem Unwillen weilt das Auge des Beobachters darauf: allein eine höhere Bedeutung, ein tieferer Sinn, dem Profanen fremd, führt den Blick des Eingeweihten wieder dahin. Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, Antonius und Octavianus, Erben der Unruhen, erhalten durch sich selbst keine so große Theilnahme, als von dem Gesichtspunkte betrachtet, daß sie den Charakter ihrer Zeit getreu zurückspiegeln. Wer möchte des Tiberius kalte Heuchelei, Caligula's ruchlosen Wahnsinn, des Claudius stumpfsinnige Gelehrtheit und Nero's berechnete Thorheiten und ekelhafte Grausamkeiten kennen lernen, wenn es nicht die treffendsten Belege wären zu der traurigen Ueberzeugung, wie Römersinn und Römertugend ausarten, sich verirren und verlieren konnten?

Freilich ohne Auffassung der nothwendigen Formen wird ihr innerer Gehalt nicht gewonnen; die Schale muß durchdringen, wer die Frucht will: aber über der Erstern vergesse man die Letztere nicht! — Ueberall gibt's Berge, Hügel und Engwege, an die sich keine große Erinnerung hängt: aber Thermopylä, durch Leonidas verherrlicht, fordert selbst Könige zu Vaterlandsliebe und Pflichterfüllung auf. Allenthalben sind Straßen und Pfade, ohne Namen und Bedeutung in der Geschichte: aber der Trachinische verdammt jeden Verräther zu ewiger Schande. Tausend Felder und Ebenen lassen den Wanderer ungerührt und unbekannt mit höhern Gefühlen: aber Pharsalus warnt vor blutigem Bürgerzwist, und deutet, nichtigen Ehrgeiz verwerfend, auf den Untergang der Freiheit bei Philippi.

Ohne die Geschichte Griechenlands und Roms, als solche, auf die Seite des Sprachforschers, dem sie übrigens Leben und Wärme geben muß, hinüberziehen zu wollen, betrachten wir sie als den unschätzbaren Anknüpfungspunkt, der den Philologen, in der Verfolgung seines Studienzweckes, leitet, und ihm, stets zurechtweisend und verbessernd, zur Seite geht. Allein leider! findet er sich nur zu oft, in unauflöslicher Verwirrung, seiner Führerin beraubt.

Des Philologen wichtigste Aufgabe ist wohl die: den eigenthümlichen Gang des alterthümlichen Lebens, als Geschichte des menschlichen Geistes, zu beobachten, von seiner ersten Entwickelung bis zur schönsten

Entfaltung und Vollendung; allein dieses dürfte, aus Mangel an hinaufreichenden Denkmalen, vielleicht nie vollkommen werden. — Ob, bei den Griechen der eigene aufstrebende, erwachende Geist die Barbaren allmählig zu entwildern begann; ob von Aegypten die erste Bildung kam; ob von Asien: bleibt ungewiß. Und wenn auch von allen Dreien ein früher Antrieb herrührt, wer weiß zu berechnen, wie viel von der gesammten Masse der Ideen Jedem zukömmt? Immer erscheinen schon früh, in Theseus' und Herkules' ruhmvollem Leben, deutliche Spuren von beginnendem Staat und bürgerlicher Gesellschaft. Auch der mit Abentheuern reichausgeschmückte Zug der Argonauten scheint die Göttersöhne einander näher gebracht, ältere Verhältnisse fester gegründet, und überhaupt den Weg zu Umtausch und Verkehr in jeder Rücksicht gebahnt zu haben. Dann möchten die Sieben vor Theben sinnvoll beweisen, wie schon in den entferntesten Jahrhunderten Griechenlands der Keim zu Feindschaft und Zersplitterung gelegt wurde.

Der Sänger des Krieges gegen Troia und der Irrsale des vielgewandten Odysseus läßt uns schon einen tiefern Blick in's Innere der griechischen Stämme thun. Einmal aus dem Umstande, daß, auf Agamemnon's Aufruf, alle Könige sich bewaffnen, um des Menelaus, durch ihren Zusammentritt, zur Nationalsache erhobene Beschimpfung zu rächen, schließen wir, daß bereits ein, wenn auch noch lockeres, Band die kleinen Staaten umfaßt habe; dann aber gewinnen wir reichliche Kenntniß der Ansichten von Frieden und Krieg, Kunst und Gewerb, Fürst und Volk, Götter und Menschen, der letztern Sitten und Bräuche. Das ganze Zeitalter trägt noch den kindlichen Sinn, und lebt in engster Vertrautheit mit der Natur: darum Alles so ansprechend wahr. Die Götter, zwar höher als die Menschen, sind reinmenschlich gedacht; gleiche Tugenden, gleiche Fehler bezeichnen sie; Haß und Liebe bewegen sie: daher ihr vielfältiges Eingreifen in die Schicksale der Sterblichen. Göttersöhne, Könige, Helden machen die Götterwelt dem Volke zugänglich. Achilleus, der Gewaltige, und Odysseus, der Kluge, beide gleich geehrt, verrathen schon jetzt die spätere Vereinigung von Körper- und Geisteskraft. Odysseus bei seinem Schweinehirten und Penelope am Webstuhle zeugen, daß zwischen Fürst und Volk noch keine Schranken waren, und daß der Hände Arbeit auch für die Großen nichts Entehrendes hat. Gastfreundschaft verschaffte Welt- und Menschenkenntniß. — Was aber der größte Gewinn, der überwiegenste Vortheil dieses Feldzuges gewesen sein mag; er lehrte die Sieger sich selbst kennen, und erhielt dem Griechen das, wodurch er erst Grieche werden konnte — seine Eigenthümlichkeit.

Die weißsagenden Eichen zu Dodona, die Göttersprüche zu Delphi, die Mysterien endlich scheinen schon frühe einen hohen Sinn geweckt, einheimisches Leben begünstigt, und selbst die ausgewanderten Söhne fester an's Mutterland gebunden zu haben. Die Herakleiden und Dorier, welche, durch die Besitznahme des Peloponnes, ihre Rechte auf

selben geltend machten, sind wohl die wichtigste Erscheinung nach dem Troischen Kriege. Durch die von ihnen im Innern bewirkten Erschütterungen mögen sie auch die hauptsächlichsten Verbreiter griechischen Lebens und Geistes nach Außen geworden sein. Der durch diese Umänderung gegebene Anstoß theilte sich allmählig ganz Griechenland mit; ein Königthum nach dem andern wich der überhandnehmenden Freiheit, und bald sehen wir die eigentliche Hellas, wie die Küsten von Kleinasien mit Freistaaten besetzt. Auf den Eilanden des ägeischen Meeres erhoben sich griechische Pflanzungen; in Sicilien und Süditalien fanden häufige Ansiedelungen statt; selbst nach Libyen drang der Hellenen Sinn und Leben. Dadurch schien die Einigkeit und ein engerer Zusammenhang, wenn nicht aufgelös't, doch gefährdet zu werden; allein durch die Versammlungen in Delphi, durch das Amphiktyonengericht, und die feierlichen Kampfspiele, vorzüglich zu Olympia, ward das Band enger geschlungen. Dadurch konnte auch der kleinste Staat seine ganze Eigenthümlichkeit entfalten. Ein edler Wettstreit wurde eröffnet, für Kunst und Wissenschaft zeigte sich zuerst Kleinasien, Unteritalien und Sicilien folgten, endlich auch das eigentliche Griechenland. Schifffahrt und Handel fingen an zu blühen; der Landbau wurde vervollkommnet; und die Gesetze Lykurg's, und später die des Solon fanden Eingang. Selbstständigkeit, häuslicher und bürgerlicher Charakter, Vaterlandsliebe wurde eingepflanzt, genährt und verherrlicht. — Nach Homer und Hesiod traten die lyrischen Dichter auf, und feuerten durch unsterbliche Gesänge zu Tugend und Gemeinsinn an. — Die sieben Weisen verstanden ihre Zeit wohl und reichten sich zu Freiheit und Wissenschaft hülfreiche Hand. — Verstand und Gemüth theilten sich, durch den edelsten Bund vereinigt, in die Bildung der Griechen: nur ihre innigste Verschmelzung konnte diesen jene Wahrheit geben, die sie in den verschiedensten Zweigen der Nachahmung würdig erwies. Die Kriege mit den Persern, statt das Begonnene zu hindern, konnten nicht anders als vortheilhaft auf den Geist der Sieger einwirken. Unabhängigkeit wurde zur Begeisterung; für sich lebte Keiner, Jeder nur dem Staate. Die schöne Natur ermangelte nicht, die gesteigerte Vaterlandsliebe und das neubelebte Freiheitsgefühl der empfänglichen Griechen in Anspruch zu nehmen: es bildete sich, von ihr geleitet und gestärkt, ein Schönheitssinn, der auf alle Umgebungen überging. Und dieses ist der Zeitpunkt, in welchem der griechische Geist den Gipfel seiner Vollkommenheit erstieg. Meisterstücke jeder Art entstanden. Herodot, Thucydides, Xenophon machten sich durch Geschichtschreibung unsterblich: Sophokles, Aristophanes durch Dramatik; Plato, Aristoteles durch Philosophie; Demosthenes durch seine Reden. Auf Weg und Straße, in Tempel und Haus, in Vorhof und Bühne bewunderte man die herrlichsten Werke der Malerei, der Bildhauer- und Baukunst. Unwillkührlich gewöhnte sich das Auge

an das Schöne; und die empfundene Schönheit tritt uns noch jetzt in den hinterlassenen Schätzen des Alterthums überraschend entgegen.

Ganz anders gestaltet sich das Leben auf der italischen Halbinsel. Während der Grieche, durch seine Umgebungen vielseitig angeregt, die Eigenthümlichkeit seines Seins auszubilden begann; ward dem Römer nicht vergönnt, in sich selbst die Selbstständigkeit eines ungemischten Wirkens aufzuschließen. Wenn Jener sein Inneres reiner darzustellen suchte, hatte dieser keine größere Angelegenheit, als sein politisches Leben gegen den Andrang von Außen zu sichern; und wenn es den Griechen gelungen ist, durch ihren Geist die Herrschaft der Welt noch jetzt zu behaupten, so durfte den Römern der Gedanke nicht zu kühn scheinen, durch Körperkraft über den Erdkreis zu siegen. Romulus, ein Sohn des Kriegsgottes, an welchen die Spätern ihre Geschichte knüpften, mag schon frühe die Römer auf die künftige Bestimmung aufmerksam gemacht haben. Der rohe Krieger jedoch schien das beginnende Leben niederzuhalten; der zu straff gespannte Bogen mußte brechen: Romulus verschwand. — Senat und Volk hatten die erhabene Einsicht gewonnen, es brauche mehr als Stärke, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Die Wissenschaft der auswärtigen Völker mußte den begangenen Fehler aussühnen; und schon damals gestand die gewaltige Roma ein, was sie so lange anzuerkennen sich weigerte — der Bildung Obergewalt. Numa wurde gewählt. — Götterdienst, Gesetze, andere bürgerliche Einrichtungen zeichnen diesen Namen aus. Den Enkeln des Mars war nun die Bahn angewiesen, auf der sie die Aufgabe lösen mochten, welche die Menschheit von ihnen fordern konnte.

Einzelne Stürme waren wohl im Stande, das Begonnene in seinem Gedeihen einige Zeit zu hemmen; aber es zu unterdrücken, waren sie zu unmächtig. Mit jedem Siege über die Völker der Umgegend war ein Schritt weiter gethan: sie siegten über sich selbst. Mit bewunderungswürdiger Gewandtheit wußten die Römer das Gute und Schöne ihrer Nachbarn aufzufassen, sich anzueignen, und in neues Leben zu rufen. Dem Bessern war der Eingang eröffnet — Durch Selbsterhaltung genöthigt, nahmen sie einen Theil der Ueberwundenen in Rom auf: es entstanden die Plebeier. Hetruriens früh entwickelter Geist fand eine Richtung, welche ihn zu großer Wirksamkeit führen mußte. Bald mögen auch durch Roms neue Bewohner eine Reihe von kühnen und dem menschlichen Geiste angemessenen Ideen in Anregung gebracht worden sein: zu spät wunderten sich die geblendeten Patricier darüber. Wenn nicht gegen die Natur gesündigt werden sollte, so mußten die Letztern zum Nachgeben sich verstehen; Ansprüche und Rechte wurden näher gewürdigt: und so entstand schon unter Servius Tullius eine förmliche Gesetzgebung. Alle spätern Kämpfe in Rom lassen sich von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilen. Die Herstellung der Freiheit, die Einsetzung der geheiligten Plebstribunen, die freie Theilnahme an

Würden und häuslicher Verbindung schienen nach und nach die Kluft aufzuebnen, welche beider Ineinanderschmelzung beinahe unmöglich machte. Wie viele stürzten, füllender Schutt, hinein! wie viel Großgedachtes schien der unersättliche Abgrund für immer zu verschlingen! und der alte Groll erstarb nicht.

Die beinahe ununterbrochene Reihe von Kriegen, welche allem Bisherbestandenen Vernichtung drohten, bereitete die Römer vor, mit dem Sinne des griechischen Volkes, das sie bereits durch Unteritalien und Sicilien kennen gelernt hatten, vertrauter zu werden. Der rohe, ungebildete, oft unmenschliche Romulide trat zusehends bedeutender aus seiner Barbarei hervor; und bald mochte es nicht mehr zu frühe sein, ihn, was er durch seine Lage werden mußte, zum Depositär der griechischen Welt zu erheben. Schon hatte er, wie Griechenland unter Themistokles gegen die übermüthigen Perser, unter Marius gegen die wilden Horden der Cimbrer und Teutonen die alte Bildung behauptet. Nun sollte er die Früchte des gereiften Südens an die werdende Schöpfung des Nordens abgeben: und er hat mehr geleistet, als von ihm gefordert werden konnte. Wären seine Sitten nicht verdorben, wäre sein Sinn noch reiner, und sein Gemüth noch frei von der Ansteckung dieser Zeit gewesen; er hätte sich noch höher geschwungen, und in entferntern Zeiten fänden wir ihn im herrlichsten Aufstreben. — Für Kunst und Wissenschaft trat die schönste Blüthe ein. Die griechischen Meister wurden studirt; und wenn auch der Römer, in Sprache und Färbung, seine Eigenthümlichkeit nicht verleugnen konnte, noch mochte, so war dieses für uns kein Nachtheil, wie für seine Lehrer keine Unehre. Es bildeten sich so, unter der Hand geschickter Künstler, freie Nachahmungen der großen Muster, welche durch ihr originelles Gepräge diesen an die Seite gesetzt zu werden wohl verdienen.

Zur Zeit der allgemeinen Verwirrung, während der Bürgerkriege, zog sich der edlere Geist, vom Geräusche der Waffen aufgerüttelt aus schlummernder Unthätigkeit zurück zur Quelle des Wahren und Schönen — zur Natur. Hier traten die Zurückgezogenen in Rücksprache mit den großen Männern der gefallenen Hellas; hier mochten sie über fremdem Unglück, das eigene, wenn nicht vergessen, doch verschmerzen. Da suchte sich Cicero in vielfältigen Forschungen zu trösten, daß es ihm so wenig, als seinem Vorbilde Demosthenes, gelang, den Fall seines Volkes aufzuhalten. Da strebte Sallustius durch die vortrefflichsten Grundsätze frühere Fehler zum Theil wieder gut zu machen. Da wollte Livius durch sein unsterbliches Geschichtswerk dem vergötterten Augustus beweisen, wie wenig die Welt, über der scheinbaren Ruhe, das Verlorene zu vergessen habe. Doch Maro und Flaccus, in mancher Rücksicht für uns glänzende Muster, huldigten dem neuen Gestirne; freiwillig, oder den Umständen nachgebend, verbargen sie mit großer Geschicklichkeit den freiern Sinn, durch welchen uns Tacitus,

der tiefste und gehaltreichste unter den Römern, unwiderstehlich an sich zu fesseln weiß.

Nun dieses geistige Leben, dieses warme Gefühl für Wahrheit, diesen der Natur abgesehenen Schönheitssinn, in einem einzelnen Schriftsteller zu finden, tief dem Gemüthe einzuprägen, und die Verstandeskraft zu schärfen, um einst das Gewonnene der Wirklichkeit zu geben: das wird zunächst unsere Beschäftigung sein. Sollten wir am Ende der ersten Periode, zurückschauend, das Durchlebte übersehen; offenbarte sich in uns noch kein Leben, kein Gefühl, kein Sinn; hätte weder Tacitus, noch Xenophon, in denen wir vorerst unsere Bestimmung erkennen, uns zu einem höhern Sein entflammt: dann dürfen wir die Auflösung eines solchen Räthsels allenthalben, nur nicht in dem Griechen, nicht in dem Römer zu finden hoffen. — Xenophon wird uns volle Bewunderung abnöthigen, nicht als trefflicher Geschichtsschreiber, nicht als erfahrner Heerführer, nicht als feiner Staatsmann und treuer Bürger: nein, als edler Schüler. Es wird uns lehren, welche himmlische Wohllust es sein muß für einen zartfühlenden Schüler, seinen geliebten, aber verkannten; seinen rechtschaffenen, aber mißhandelten Lehrer in seiner Reinheit darzustellen. Schon darum hat das kleine Buch für uns eine hohe Bedeutung: eine zweite, eben so hohe, gewähren uns die Lehren selbst, die Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Sokrates ausspricht. Die Philosophie des Weisesten unter den Griechen ist so faßlich und wahr, seine Moral so mild und wohlthuend, seine Grundsätze so fest und unerschütterlich, seine Tugend so anspruchlos und ungeheuchelt, daß, wer ihn nicht liebt, wenn nicht verdorben, gewiß ohne Gefühl für das Heiligste ist. Einem Solchen wird der Trost nie zu Theil werden, der dem Sokrates ward, in Stunden der Bedrängung, in Gefahren des Vaterlandes, von dem Frevel der Menschen die Augen abzuwenden; den gesunkenen Glauben an die Menschheit durch die Bilder der Vorwelt wieder aufzurichten, und in sich eine Welt zu schaffen, wo nur Tugend herrscht, kein Laster.

Auf der andern Seite steht Tacitus in unerreichter Größe da. Ein ernster Richter, unbestechlich und über die Thorheiten der Menschen erhaben, erwägt er Gutes und Böses; unzugänglich dem Haß wie der Vorliebe, würdigt er das Verdienst. Mit unnachahmlicher Kunst bringt sein Forscherblick in die innerste Seele. Den Ruchlosen, den Verächter der Tugend, den Störer bürgerlicher Ordnung, den Tyrannen brandmarkt er, kommenden Zeiten zur Warnung, mit ewiger Schande. Aber dem Edelgesinnten, dem Verehrer der Gottheit, dem guten Bürger, dem hochherzigen Fürsten zollt durch ihn die Geschichte immerwährende Bewunderung. Wer mit frechem Muthwillen die Rechte der Völker untergräbt; wer durch Gesinnung und Handlung der Macht der Tugend Hohn spricht, und mit gottloser Rechte Alles ausübt, was ihn

gelüstet: der wird mit Unwillen die zürnenden Schriften wegwerfen. Mit freudigem Sinne hingegen wird zu Tacitus zurückeilen, wem Menschenrecht und Bürgerwohl kein gehaltloser Name; wem Tugend kein Hirngespinst, Freiheit kein Unding ist. Auch hier warnt eine gültige Stimme, daß nicht Unordnung für Wohl, Zügellosigkeit für Freiheit, Gesetzlosigkeit für Gleichheit ausgeschrieen werde; zu Tacitus kommt und leset: nur in der Mitte zwischen Fürst und Volk blühet der Staat.

Wenn wir, Feind aller Anmaßung, uns gerne bescheiden, keine Meister in der Kunst hier werden zu wollen; wenn wir uns begnügen, die richtige Bahn zu betreten, und den Geist der Selbstveredlung zu erkennen: so bleibt uns doch noch Manches übrig, das vorausgehen muß, um mit Gründlichkeit diesen rühmlichen Ausspruch thun zu können. Vorerst muß ein „vorurtheilfreies Gemüth" uns zum Studium der Classiker führen. Durchdrungen von der Wichtigkeit, daß der Mensch seiner innwohnenden Geistigkeit entspreche; belebt von der Ueberzeugung, daß nur Religion und Wissenschaft unserm Leben Bedeutung gibt; und voll des innigen Gefühls, daß die Alten am sichersten dahinbringen: so können wir nicht leicht unsern Zweck verfehlen. — Dann gehört auch ein „kräftiger Wille" nicht blos mehr unter die frommen Wünsche. Täglich wird Lust und Freude sich steigern; die Liebe zu den Wissenschaften wird erwachen; die schönsten Hoffnungen werden verwirklicht werden. Mit Muth kämpfen wir Hindernisse und Schwierigkeiten nieder; unverdrossen enteilt unsern Händen die Arbeit; dem Ziele sehen wir uns nähern: wir werden Sieger. Die Krone der Vollendung aber ist ein „reiner Sinn." Nicht um in allen Fächern des Wissens zu Hause zu sein; nicht um sich unter seinen Zeitgenossen einen berühmten Namen zu erwerben; auch nicht um niedriger Gewinnsucht zu fröhnen, oder auf dieser Leiter zu Amt und Ehre zu steigen: nein, die Wissenschaft lieben wir um ihrer selbst willen und legen Hand an unsere eigene Veredlung für Gott und Vaterland.

c) Aus der Anrede: Warum die Griechen bis auf unsere Tage Muster geblieben sind?

Wählen wir eine Nation, welche wir wollen, sei sie so ausgezeichnet, wie die der Römer, und begleiten wir sie von ihrem ersten Ursprung bis hinauf zur höchsten Blüthe und von dieser wieder hinab bis zum endlichen Verfall: stets wird sich uns die traurige Ueberzeugung aufdringen, daß sobald sie der Periode der Kunst sich näherte, die der Natur scharf hinter ihr abgeschnitten ward. Wie anders bei den Griechen! Das eben ist es, was ihnen den eigenen volksthümlichen Charakter gibt: daß unter ihnen Natur und Kunst im vollkommensten Einklange lebten und daß, während jene die verborgensten Tiefen ihrer geheimniß-

vollen Werkstätte öffnete, diese, auch den einzelnen Blick, der ihr vergönnt war, mit staunenswerther Kühnheit und zauberischer Fertigkeit festhielt. Es sei mir gestattet, jede Hauptgattung der Poesie und Prosa einzeln zu berühren und, was sie Charakterisches hat, mit wenigen Zügen herauszuheben, um dann das Urtheil, in Bezug auf die Griechen, Ihnen selbst zu überlassen.

Der Epiker muß uns durch seine heitere Kunst, unvermerkt, dem Getreibe der Gegenwart entrücken und täuschend, wie durch einen Schlag, uns in eine bereits untergegangene Welt versetzen: doch so, daß, da er zu gleicher Zeit Ergötzung und Erhebung will, er, besonnen, sein Gebilde uns aus solcher Ferne entgegen halte, daß das Gemüth nicht zu gewaltig erschüttert oder gar verletzt werde. Er schwebt daher, wie ein versöhnender Genius, mit Gleichmuth zwischen zwei Welten über der eigenen Schöpfung, die er vor seinen Augen entstehen heißt; läßt auf die beiden mit einander im Kampfe liegenden Kräfte, auf Freund und Feind, die gleiche Beleuchtung fallen; wägt ohne Vorliebe jedem das Seinige zu und bleibt, um den Zauber zu vollenden, in einer ehrfurchterweckenden Verborgenheit, die er nur selten und nur dann verläßt, wenn er, wie aus einer Wolke, einen Götterausspruch zu thun hat. Kömmt noch dazu, daß, um dem Gemälde Leben und Wahrheit zu geben, der Dichter den Stoff aus der Geschichte seines Volkes wähle, und selber unter den Heroen gelebt haben soll: wo finden wir einen, der mit Homer, dessen Werke den Griechen geworden, was uns Christen die Bibel, um den Preis ringen kann? Hätte auch Virgilius in der Heldenzeit seiner Nation etwas Besseres gefunden als Brudermord und wär' ihm das Unmögliche gelungen, die edle und feine Sprache zu überbieten und seinen reinen Sinn zu steigern: nimmermehr hätte er in dem irreligiösen Zeitalter des Augustus Glauben gefunden. So konnte er wohl noch ein Kunstwerk aufstellen, aber nicht mehr auf Volksveredlung mächtig wirken.

Die Schwierigkeit der Aufgabe haben die Neuern nicht übersehen. Während die Franzosen nur einen schwachen Versuch im Epos, die Spanier dagegen nichts aufzuweisen haben, suchten der Portugiese, der Italiäner, Engländer und Teutsche die Würde des Gesanges dadurch zu retten, daß sie ihren Stoff mit Religion durchflochten, oder sie selbst zum alleinigen Gegenstand wählten. Gleichwohl hat keine Nation etwas so Herrliches, wie die Teutsche, an ihrem Herrmann: selbst der schweizerischen, deren literarische Morgenröthe einmal anbrechen muß, sollte auch die Periode der körperlichen Kraft für sie untergegangen sein, kann es nicht an einem würdigen Stoffe aus der mythischen Vorzeit fehlen.

In der Geschichte haben wir Ursache, mit den Anstrengungen der Nationen zufrieden zu sein; sie haben Großes geleistet; billig: wo auch der freischaffende poetische Geist nicht wirksam genug ist, da kann doch

zuweilen die Noth des Lebens die Kunst erzeugen. So wie uns der heilige Ernst, die sittliche Würde und die politische Größe des Thucydides Ehrfurcht einflößt und Bewunderung abdringt, so lehrte Tacitus, er zuerst und allein, die Römer, sich kühn an die Seite des Griechen zu stellen: so verdanken wir auch diesen beiden Männern hauptsächlich den Ruhm unseres Johannes Müller. Allein, wie Homer da steht, so steht nur Herodot da, in epischer Vollendung. Diesen milden menschlichen Sinn, die zarte Gemüthlichkeit, die ungekünstelte Natürlichkeit, das heiße Gefühl für Freiheit, den ungeheuchelten Abscheu vor jeglichem Schlechten, doch vor allem die weise Mäßigung im Guten und das religiöse Hindeuten auf eine vergeltende Vorsehung finden wir sonst nirgends. Wenn es nicht wie Profanirung klänge, man dürfte sagen: nur die Evangelien und vorzüglich der Pentateuch, den Werth abgerechnet, den diese als Religionsbücher haben, können mit ihm verglichen werden. Wahrlich: wer dahin gelangt ist, den Herodot zu würdigen und zu lieben, dem ist der Zweck des Lebens kein Räthsel mehr.

Den Forderungen genug zu thun, die an den Dramatiker gemacht werden, ist bei weitem noch schwieriger, da er seine Dichtung unmittelbar dem Urtheile der Zuschauer gleichsam preisgeben muß. Freilich eine augenblickliche Rührung zu erkünsteln, ist eben kein halsbrechendes Unternehmen in der heutigen verweichlichten Welt; auch der Beifall der Verständigen kann erbuhlt werden durch den Glanz der Worte, durch hochtönende Sentenzen und ein philosophisches Grübeln: doch der Tragiker verschmäht diesen Flitter, als seiner unwürdig. Er sei Meister über sich und die Leidenschaften; er verläugne, bis zum gänzlichen Verschwinden in dem Objecte, seine eigene Persönlichkeit; er umstricke und entführe durch Illusion die Herzen der Hörer, und nach Willkühr lasse er sie in Entzücken zerfließen, oder biete allen Reizungen der Kunst auf, sie zu zerreißen: man wird ihm Dank wissen. Kann er das, dann wird er, um mit einem Alten zur reden, ein Schauspiel aufführen, wie es die Götter lieben, nämlich einen gerechten Mann leiden zu sehn, der im Kampfe des freien Willens mit der herben Nothwendigkeit oder dem unerbittlichen Schicksale, ungebeugt, zu sterben weiß. Man darf sich nicht wundern, warum die Griechen in dieser Kunst so viele Meister besitzen, von denen hier nur Sophokles genannt sei, oder wie es möglich war, daß in dem kurzen Zeitraum von kaum einem halben Jahrhunderte unvollkommener Anfang und höchste Blüthe zusammentreffen konnten, wenn man bedenkt, daß in dem glorreichen Freiheitskampfe mit den Persern die innerste schüchternste Kraft Muth bekam, an's Licht zu treten, und daß die Dramatik einen Haupttheil ihrer öffentlichen Gottesverehrung ausmachte. Der Römer hingegen, dessen Bildung nicht aus ihm selbst hervorging, der vielmehr zuerst die Völker unterjochen mußte, wenn er von ihrem Geiste angeweht werden wollte, hatte bereits seine Freiheit an die Großen des Staates weggegeben, oder an

sie verloren: darum mochte er wohl noch Gefallen finden an den Hervorbringungen der Griechen, aber kein lebendiges Werk der Art aufstellen. Auch ist es sehr begreiflich, daß, da Roms Geschichte gleichsam nur ein großes Trauerspiel ist, der für tragische Kunstgebilde abgestumpfte und verhärtete Krieger glücklicher war in der Auffassung der scherzhaften Seite des Lebens, ich meine in der Komödie, und so auf die drückende Gegenwart wohlthätiger wirkte.

In der Redekunst, diesem prosaischen Monodrama, — wie denn die Römer überhaupt kein poetisches Volk waren — treten sie wieder bedeutend auf; natürlich: in republicanischen Staaten, gern spräche ich diesen Grundsatz aus, wird der Redner geboren, fänden wir nicht auf jedem Blatte unserer Geschichte die Widerlegung. Dennoch scheint mir der keine beneidenswerthe Wahl getroffen zu haben, welcher die Künstlichkeit Cicero's der Natur des Demosthenes vorziehen mag.

Der Lyriker bedarf, damit ihn nichts in seinem begeisterten Aufsluge hindere, eines weitern Spielraums, als der Tragiker und Epiker; das Reich der Vergangenheit wie der Gegenwart muß seinem Forschungsgeiste zugänglich sein, wenn er, dem Adler gleich, mit Zuversicht die Wolken theilen soll, die uns die Zukunft verbergen. Weh ihm, wenn er in diesem fremden Gebiete auf einen andern Führer zählt, als auf sich selbst! Was daher dem Dramatiker gar nicht gestattet und dem Heldendichter nur zuweilen erlaubt ist, das wird dem lyrischen zum Haupterfordernisse gemacht: daß nämlich er, und nur er allein, sich uns zeige, das ist, ganz subjektiv sei. Nur wenn in der eigenen Brust das göttliche Feuer lodert, wird er auch uns entflammen; nur in so fern in ihm die Hoffnung zur Gewißheit geworden, werden auch wir das Herrlichste erwarten und dankbar unser bestes Gut ihm anvertrauen, wenn sein geübter Seherblick uns vor drohenden Gefahren warnt. So auch der Philosoph. Ich unterlasse es, eine Parallele zu ziehen zwischen Pindar und Horaz; ich will auch nicht nachforschen, wer etwa an die Seite Platons zu setzen wäre: es möchte sonst den Anschein gewinnen, als sei es darauf abgesehen, die Griechen auf Unkosten der Römer zu loben. Was ich wünsche, ist dieses: daß sich unter Ihnen wenn auch nur ein oder zwei Jünglinge fänden, die dem vorschnellen Herabwürdigen der großen Griechen einen festen Sinn so lange entgegensetzen, bis sie die Natur und beide Völker studirt haben, um dann zu entscheiden. Bevor dieser Fall eintreten kann, wird man es mir nicht verargen, wenn ich an Ihrer Stelle nicht meine Meinung vortrage — hier gelten keine Meinungen — sondern mit Wahrheit den Streit des Gemüthes und des Verstandes auszugleichen suche.

Für uns nun sind die Griechen keine Götzen, denen wir uns blindlings und ohne Prüfung unterwerfen; wir gehören jedoch auch nicht zu denen, welche glauben, daß sie uns blos den Rang in der Bildung abgelaufen haben, und es daher nur etwas mehr Muth brauche, ihr

Joch abzuschüttelen. Wir sind so billig einzugestehn: Wem es ernstlich darum zu thun ist, in Kunst und Wissenschaft mit Erfolg zu arbeiten, der muß, wenn ihn die Mühe verdrießt, den langen und schwierigen Weg durch das weite Gebiet der Natur selbst und allein, forschend, zu wandeln, den angenehmen, vorgezeichneten und gebahnten Pfad einschlagen und zu den Griechen in die Schule gehen. Diesen Grundsatz und diese Ueberzeugung müssen wir festhalten: die Griechen können nicht übertroffen werden, sonst müßte die Natur übertroffen werden können; aber zu erreichen sind sie, weil auch uns der Zutritt zu der Natur, der allgemeinen Mutter, nicht untersagt ist: — ein Sporn mehr, unverdrossen voran zu eilen, wenn ein so hehres Ziel vor uns glänzt.

Diejenigen, die von jeher sich der Ueberlegenheit der Griechen zu entziehen suchten, führten an: Aristoteles, und wie die übrigen mürrischen Philosophen und Grammatiker heißen mögen, hätten die Kunstregeln bei müssiger Stunde und übler Laune ersonnen und so der Nachwelt ein Problem aufgegeben, welches sie selbst nicht zu lösen vermöchten. Dieser Einwurf, Angriff, oder was es sonst sein soll, hat nicht mehr Gründlichkeit für sich, als die Behauptung derer, welche alles übersetzt wissen wollen und sich damit zufrieden geben. Aristoteles hat nicht die griechischen Schriftwerke erzeugt: vielmehr hat er erst alsdann seine Kunstregeln niedergeschrieben, nachdem sein philosophischer Scharfblick gefunden, die Natur und das was die Griechen geleistet, sei Eines. Es muß also für jede Gattung der Geistesproducte etwas Allgemeingültiges geben, dessen nothwendige Bedingung die Natur selber ist. Unläugbar kann dieses nicht der Stoff, oder der Inhalt sein: wie hätte sonst Homer nach der Ilias seine Odyssee und Sophokles etwas anders als den Oedipus dichten können? Was aber eine Gattung von der andern unterscheidet und jeder wiederum den eigenen Charakter aufdrückt, das ist die Form: nicht die zufällige, die sich gestaltet und verändert je nach der Eigenthümlichkeit der Völker, sondern die wesentliche Form, die, als der eigentliche Geist, sich so ausprägt, wie das Urbild in der Natur erscheint. Nun macht gerade dieses das wahre Kunstwerk aus, wenn beide Formen so in einander verschmelzen, daß keine Trennung sichtbar wird: darum ersetzt auch die möglichst vollkommene Uebertragung niemals die Urschrift, weil der Geist einer Sprache nicht zugleich der einer andern sein kann.

Die Frage: warum die Griechen bis auf unsere Tage Muster geblieben sind? bedarf nun nicht mehr beantwortet zu werden; wissen wir doch auch, käme die menschliche Verirrung so weit, die Griechen zu verdrängen, es zöge sich der Genius der Bildung schüchtern zurück vor dem Dämon der einbrechenden Barbarei. Daß dieß niemals der Fall sein werde, dafür bürgt uns ein Vorzug, dessen wir uns über die Griechen zu rühmen haben, wofern wir uns einer Sache rühmen dürfen, die eine unverdiente Himmelsgabe ist: nämlich die christliche Religion

selbst hat uns, um den frühern Künsten das Siegel aufzudrücken, mit einer neuen bereichert, mit der romantischen.

d) Aus der Abhandlung: Ueber die Vorzüge der griechischen Sprache und Literatur.

Wohl in den meisten wissenschaftlichen Schulanstalten der Schweiz und Teutschlands herrscht die altherkömmliche Sitte, erst im dritten oder vierten, ja an manchen Orten nicht vor dem fünften Jahre des begonnenen römischen Sprachunterrichtes das Griechische eintreten zu lassen. Nebst dem alten Herkommen, worauf sich jenes Verfahren vorzüglich zu stützen scheint, dürfte die Summe der übrigen Gründe hauptsächlich auf folgende zwei Sätze zurückzuführen sein: einmal, daß die allgemeinere Verbreitung und Brauchbarkeit der lateinischen Sprache ihr den Vorzug vor der griechischen gebe; und dann, daß der innere Gehalt der erstern dem der zweiten gleichzusetzen, wo nicht vorzuziehen sey, und daher die letztere unnöthig mache. Allerdings kann nicht geläugnet werden, daß, nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, in jedem Gebiete der Kunst und des menschlichen Wissens, die Anwendung des Lateinischen bei weitem die größere sei; auch darf man nicht verhehlen, ohne der Wahrheit offenbaren Abtrag zu thun, daß, zur weitumfassendern und leichtern Verständigung, gar oft die römische Sprache vor jeder neuern und hiemit, in diesen Umständen, auch vor der griechischen den Vorzug habe. Wenn man aber, was nicht ohne Beispiel ist, mit dem Römischen aus diesem Grunde den Anfang macht, um das Gebäude der italischen Töchtersprachen mit mehr Festigkeit darauf aufführen zu können, so mag dieses wirklich manchen Vortheil dem bürgerlichen Leben gewähren, nur hier, wo uns ein rein wissenschaftlicher Zweck vorgesteckt ist, trägt es zur Behauptung der Sprache Rom's nichts aus.

Aus dem aufgestellten zweiten Satze ergäbe sich nicht nur, daß der Sprachschatz des Lateinischen reichhaltiger sei und darum das Studium desselben früher begonnen werden müßte; sondern auch, daß, da die Tochter an Vortrefflichkeit die Mutter hinter sich lasse, dieses mehr als Beleg und Schaugepränge des Triumphes, als um ihrer selbst willen geduldet werde. Demnach hörte, mit dem Aussprechen eines hiefür streng geführten Beweises, Mangel an griechischer Sprachkenntniß und ihre absichtliche Vernachlässigung mit Recht auf, für öffentliche Lehrer ein kränkender Vorwurf zu sein.

Was jenes Herkommen betrifft, so ist es in der That so alt als ehrwürdig und reicht weit über das Zeitalter der Wiederauflebung der Künste und Wissenschaften hinauf. Als nämlich zur Zeit der großen Auswanderungen die ungeschwächte Kraft nordischer Völker die Formen des alten Lebens im Süden zusammenbrach, und Europa, einem neuen

Geiste huldigend, Sitten, Gesetze und Sprachen von ihnen annahm: wer hielt da die Barbaren in ihrem Siege über Bildung auf? Wenn uns auch hier das Licht der Geschichte abginge und wir, wie an so manchen Orten, uns selbst überlassen wären, so fände auch ein Ungeübter keine sonderliche Schwierigkeit auszumitteln, der Umstand, daß die römische Kirche das Lateinische als Kultussprache beibehielt, habe die gänzliche Zernichtung römischer und griechischer Literatur gehindert und abgewendet. Es ist hier nicht der Ort, so leicht es übrigens wäre, aus zuverlässigen Quellen die Richtigkeit dieser Behauptung darzuthun; nur möchte man sich billig verwundern, wie Männer, deren vielseitige Gelehrsamkeit, die sie sich auf altherkömmlichem Wege erworben, keinem Zweifel unterworfen ist, kein Bedenken tragen, eine Lehrart zu empfehlen, welche ihren eigenen Erfahrungen widerspricht.

Ehe wir zur Beantwortung dieser Gründe schreiten, wollen wir versuchen, in möglichster Kürze und Treue die Punkte anzudeuten, durch welche sich beide Sprache berühren, um dann aus ihnen selbst, um so irrthumsloser, ihre Verhältnisse zu einander bestimmen zu können. Versteht man unter Sprachen den Gesammtinbegriff aller Laute, die, als die Materialien des Sprachgebäudes, in den Schriften des vorübergegangenen Volkes, der Nachwelt ein heiliges Vermächtniß, niedergelegt sind; so läßt sich aus der größern oder geringern Zahl derselben auf die Fülle oder Dürftigkeit des Sprachschatzes selbst schließen. Hierin nun haben die Griechen einen bewunderungswürdigen Reichthum, ich möchte sagen Ueberfluß. Die günstigste Lage am Meere, von zahllosen Eilanden umringt, von zwei fremden Welttheilen nur so weit getrennt, um die Berührungen anlockender zu machen; ein milder Himmel, ein bald fruchtbarer, bald karger Boden mußte schon sehr frühe zu Mittheilung und wechselseitigem Verkehr anreizen. Wirklich sehen wir in den entferntesten Jahrhunderten griechisches Leben und griechischen Geist auf den Inseln; sehen im Innern aufblühende Staaten an Staaten, wetteifernd, die Augen minder glücklicher Nebenbuhler auf sich zu ziehen; wir erblicken auf dem herrlichen Küstenlande von ganz Kleinasien große griechische Städte und griechische Sprache; selbst in Libyen herrschten frühe Pflanzungen aus Hellas. Wie manchfaltige Ideen mußten hier in Umlauf kommen! wie thätig mußte hier der menschliche Geist wirken! wie bald für eine Menge von Gedanken bezeichnende Ausdrücke finden! Und so finden wir Griechenland zum Theil schon bei Homer. Und nun Rom dagegen gehalten, wie unbedeutend erscheint es! Fast fünfhundert Jahre lang auf einen kleinen Fleck Landes eingeschränkt; mit keinen Interessen als denen des Krieges; in seinem innersten Mark so oft erschüttert; Gefahr von außen, Kampf von innen: wie hätte es sich zu einem Reichthum von Ideen emporarbeiten können? selbst in der Kunst, in welcher die Römer sich allein auszuzeichnen vermochten, sind sie nicht reicher an Benennungen und Ausdrücken, als die Griechen.

Und nun welche unnachahmliche Gewandtheit im Baue des Innern! welch' bedeutsame, glücklich gewählte Formen; wie weich und doch voll Kraft; wie unendlich manchfaltig die Ableitungen; wie reichhaltig die Verschiedenheit Einer Conjugation; wie geschickt ist ihre Sprache, die geringsten Abkürzungen einer spitzfindigen Philosophie auszudrücken; die abstraktesten Begriffe der tiefsten Metaphysiker bestimmt zu bezeichnen; welche Erhabenheit in dem Epos, wie volltönend und brausend bei Pindarus, wie zart und seelenentführend in Theokritos; wie kalt, gemessen und ruhig in Thucydides; wie feurig und donnernd bei Demosthenes! Und Alles dieses durch Dialekte zu neuen Reizen erhöht; so ganz geeignet, dem Denker über des Volkes Ursprung und Fortgang herrliche Aufschlüsse zu geben, den menschlichen Verstand in aufschreitender Bewegung zu verfolgen und den Geist zu bewundern, der sich in diesen Formen aussprach! — Wo hat der Römer dagegen seine philosophische Sprache? die Geschwindigkeit und Gelenkigkeit der innern Theile? wie sparsam sind seine Zusammensetzungen; wie mühsam seine Ableitungen; und wenn Horaz volltönend, Ovidius zärtlich, wenn Cicero kraftvoll, Tacitus ernst und gewichtig sind, haben sie es nicht den Griechen nachgebildet? wenn italische Wurzeln von den hellenischen getrennt werden, wie unbedeutend ist die Aernte auf heimischem Boden gegen die Ausbeute?

11.

(Zu S. 56.)

1. Sind Sie beim Studium der Geschichte der Staufer Reichsoberhäupter wohl auch auf das sogenannte „Mainzer Recht" gestoßen? und was haben Sie uns darüber zu sagen?

2. Wenn Sie beim Studium der Geschichte nicht bloß das Thatsächliche in's Auge gefaßt haben, sondern auch das Rechtliche und Gesetzliche, in welchem Lichte erscheinen Ihnen die s. g. „Landfrieden"?

3. Wie kamen in den teutschen Landen die Gesetze und insbesondere die Reichsbeschlüsse zu Stande? und welchen Antheil an denselben hatte der König?

4. Wenn man die ersten Anfänge der Eidgenossenschaft in die Zeit Friedrichs des Zweiten setzen will, wie läßt sich die Möglichkeit einer solchen Annahme begründen?

12.

(Zu S. 56.)

Lucern, am 6. Wintermonat (sage Nov.) 1849.

Hochverehrter Herr und Freund!

Der Ueberbringer dieser Zeilen ist Hr. Theodor Staufer aus meiner Heimatgemeinde Münster, dessen Großvater mich das ABC lehrte, dessen

Vater, Vettern (patrui) und Oheime (avunculi) von conservativer Gesinnung und alle zugleich musikalisch sind; beides ist auch der junge Mann.

Theodor, so jung er ist, hat bereits componirt und seine Arbeiten sind mit Beifall dem hiesigen Publicum vorgeführt worden; er will sich nun weiter ausbilden, und zu diesem Ende hat er vorerst Frankfurt gewählt. Nicht ohne Einfluß auf diese Wahl wird Hr. Schnyder von Wartensee gewesen sein, der Hrn. Staufer hier besonders aufmunterte, und bereits seit mehreren Tagen wieder sich in Frankfurt befindet. Was nun die Ausbildung in der Musik betrifft, wird er unter Hrn. Schnyders Leitung wohl ohne Zweifel gedeihen.

Aber Theodor bedarf noch des Rathes und der Leitung für das übrige Leben, auch wo die Musik nicht hinreicht; in dieser Hinsicht, und daß Sie ihm freundlich an die Hand gehen, möchte ich Sie sehr gebeten und den jungen Mann Ihnen bestens empfohlen haben, um so getroster, da ich hoffe, er werde möglichst bald meine Empfehlung überflüssig machen und sich selbst am besten empfehlen Vielleicht führen Sie ihn einmal zu Beda Weber, oder wo Sie glauben, daß er an Seele und Leib geborgen sei.

Heute erhielt ich, auf die Sendung meines vierten Buches, eine Antwort von unserm Chmel; hierüber, und was mir sonst noch auf dem Herzen liegt, schreibe ich Ihnen wohl später einmal, wenn ich weiß, daß Sie aus Italien wieder wohlbehalten zu Hause angekommen sind. Inzwischen lassen Sie sich mit dem neuen Schützlinge bestens empfohlen sein

Ihren ganz ergebenen

J. E. Kopp, Professor.[1])

13.

(Zu S. 87.)

Stuttgart, den 12. Febr. 1826.

Verehrtester Herr Professor!

Wenn ich mit der Beantwortung Ihrer verbindlichen Schreiben über die Gebühr gezögert habe, so glaube ich doch eine nicht unerhebliche Entschuldigung in der Verlegenheit zu finden, darein ich versetzt war, indem auf der einen Seite sich mir keine Aussicht zeigte, Ihren Wünschen gehörig entsprechen zu können, auf der andern ich sehr ungerne dazukam, Ihrem Vertrauen mit einer so unbefriedigenden Antwort zu begegnen. Ihre bestimmte Aufforderung macht nun gleichwohl Letzteres nothwendig und es bleibt mir nur übrig, der Zurückgabe des Manuscripts beizufügen, daß meine litterarisch merkantilischen Verbindungen sehr beschränkt sind, daß auch mein Ludwig der Baier, dessen Sie erwähnen, nicht sogleich untergebracht wurde, daß er, meines Wis-

[1]) Aus dem Concept.

sens, noch nirgends zur Vorstellung gekommen ist und ich mit keiner Bühne, auch der hiesigen nicht, in Verhältniß stehe.

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Mittheilung, wodurch mir die Bekanntschaft eines so eifrigen Freundes der dramatischen Muse geworden ist, und zugleich den Ausdruck aufrichtiger Theilnahme an dem Schmerz, der Sie durch den Verlust eines hoffnungsvollen Kindes betroffen hat.

Mit größter Hochachtung

Ihr ergebenster Diener
L. Uhland.

14.

(Zu S. 96 und 175.)

a) Der Helden Todtenfeier.

Unsere Väter, obschon von ungemeiner Leibeskraft und mannhaften Willens, haben doch nicht bloß Schwert und Hallbarde gekannt, sondern auch die zarten und tiefen Gefühle der Menschlichkeit: dessen sind uns von ihnen rührende Zeugnisse hinterlassen. Und nirgends wurden sie stärker, als auf dem durch Gott und ihren Arm ruhmwürdig behaupteten Schlachtfelde, daran gemahnt, daß die waltende Gottheit dem Schwächern Sieg verleiht und den Mächtigern unterliegen läßt, auf daß sich Niemand seiner eigenen Größe überhebe.

Dieser Gedanke ist es, der die Schlachtcapellen in der Eidgenossenschaft aufgerichtet hat: Gott zum Dank, den Nachkommen zum Gedächtniß. Wohl wußten die Väter, daß wir Menschen sind zu jeglicher Stunde, Helden aber nur werden mögen in der Begeisterung des Kampfes: nicht haben sie Entartung der Enkel voraussehen können noch mögen, aber gar wohl Fehler und Makeln, die auch die Helden an die übrigen Menschen reihen; Makeln, deren Entsündigung nur Gott zukommt, für deren Tilgung aber noch der Enkel wohl bethen darf.

Ohne diese Gesinnung wird kein Eidgenosse auf jenen geheiligten Stätten wandeln, keiner wird tadeln mögen ein solches Todtenamt, durch welches der christliche Schweizer an dem Helden seinen Mitmenschen, aber auch in sich Verwandtschaft mit der gefallenen Kraft erkennt. Diesen stärkenden Glauben nimmt der Landmann mit sich von dem geweihten Erdreich in Feld und Haus: und fürwahr! (hat er auch kein Geschick zum Sprechen und zum Handeln keinen Anlaß) sendete uns der Gott der Väter zur Prüfung eine Kriegsnoth, zeigen würde sich, daß aus dem Boden, auf dem die Todtenfeier begangen wird: nicht am wenigsten eidgenössischer Sinn, für Vaterland und Freiheit, sproßte.

Wenn es wahr wäre (kein Eidgenoß mag es glauben), daß der Geist der Altvordern von uns zu weichen drohe: o so rüttle doch Keiner an dem Ehrwürdigen, das aus ihrer Zeit hinübergekommen ist und noch lebt im Herzen des Volkes; und besonders die, welche sich ein öffentliches Wort erlauben, mögen niemals vergessen, daß es auch Sitte der Alten war, offen und unverborgen ihres Gemüthes Regungen aufzudecken; und sich mäßigen, damit nicht mehr und mehr die böse Lust einreiße, seit die Schlachtfelder sich nicht erneuern, unbrüderlichen Kampf auf die Papierfelder zu spielen, wo der Sieg ruhmlos, und kein Denkstein gesetzt wird als der Stein des Anstoßes!

b) Die beiden Brüder.

Ein Gleichniß.

P. Einen so herzlichen Willkommen, ich muß es bekennen, habe ich nicht erwartet. Höre, Bruder! was mir da durch den Kopf geht. Ich bin jetzt, so zu sagen, in der ganzen Welt zu Hause; alle Reiche haben sich mir geöffnet; ich bin sogar, seit wir uns getrennt haben, auf Throne gestiegen: aber auch deine Wohnung da, so klein sie ist, ist gar nicht übel. Weißt du was? räume mir diesen Stock ein! die Aussicht ist gar herrlich.

K. Seit wir uns getrennt haben! Bruder! habe ich jemals mich trennen wollen? Bist du es nicht, der im jugendlichen Uebermuthe von unserer guten Mutter sich losgerissen? Wenn ich wüßte — ja, wäre es noch die Zeit, wo wir nicht nur in Einem Hause wohnten, sondern auch an Einem Tische aßen: — Es sei darum: du kannst einziehen, wenn du willst.

P. Wahrhaftig, das kommt mir recht brüderlich vor. Laß mich gestehen: mit etwas Widerwillen habe ich an deine Thüre geklopft; meine Leute draußen sagten mir, du seiest älter und unduldsam geworden; nun will sich das doch nicht finden. Ich bin recht überrascht.

K. Laß uns in dieser Stunde des Zusammentreffens aufrichtig sein, lieber Bruder! Kaum warst du deiner Jugendkraft dich bewußt, als du die Regierung unserer Mutter nicht nach deinem Sinne fandest, und ihr endlich den Gehorsam aufkündetest. Ja, es dauerte nicht lange, du sagtest ihr Böses nach: konnte ich das alles stillschweigend so hinnehmen? hast du mich nicht selbst zum Kampf gefordert? Die Rechte der Mutter habe ich behauptet, mehr wollte ich nicht: wenn du mich selbst in der Hitze des Streites so oder anders gekränkt hast, es wäre noch lange hin, wenn ich dir Alles erwiedern wollte.

P. Ich weiß, ich weiß —

K. Doch, Das sei vergessen! Wenn ich gealtert habe, schreibe es meinem Kummer über deinen Weggang zu; unduldsam ist wohl der

nicht zu nennen, der seine wohlbegründeten Rechte nicht aufgeben mag, und unbillig wirst du mich niemals finden, wenn du nur selber billig bleibest. Daß du mich verkannt hast, verzeihe ich dir gern; aber lieb kann es mir nicht sein, daß du nur vom Hörensagen über mich urtheiltest.

P. Wir haben einander viel zu verzeihen, ich dir, du mir; meinetwegen du mir mehr. — Aber laß das gut sein! wir wollen künftig friedlich neben einander wohnen.

K. Ich will glauben, es sei möglich. Aber bedenke es wohl! Du weißt, es liegt in deiner Art, gegen dieses und jenes etwas einzuwenden; du denkest und sprichest manchmal freier, als wir es in unserm Hause für schicklich halten; du liebest Glanz und die Bequemlichkeiten des Lebens: wie, wenn es dir über kurz oder lang in dieser Wohnung zu enge würde? Du siehst: den größten und besten Theil des Hauses bewohnt meine Mutter, davon kann sie nichts abtreten; ich selbst wohne so, wie es dem ältesten Sohne ansteht. Willst du dich so begnügen?

P. Warum nicht! recht gern.

K. Ich will dir auch nicht verhehlen, an unserer Hausordnung wünsche ich nichts geändert. Ist auch Manches, wovon dir vorkömmt, daß es uns beenge; es ist nicht so: wir sind daran gewöhnt; und wo Ordnung sein muß, lieber eine strengere, als gar keine. In mir wirst du immer einen Bruder finden, wenn du dich auch zuweilen über mich, als deinen älteren, dem Manches Alte lieb sei, eben weil es alt ist, lustig machen wolltest. Nur Eines sollst du nicht: die Mutter beleidigen oder meine Kleinen ärgern!

P. Gut! ich ziehe ein.

Protestantische Eidgenossen! blickt auf Luzern, und ihr versteht mich.

c) Der Heimathlose vor seinem neugebornen Sohne.

„Wem ein Kindlein geboren ist, dessen Haus wird mit Freude erfüllet." Habe ich auch kein Haus, die Vaterfreude habe ich doch: haben Sie mich auch der Rechte des Bürgers beraubt, die Menschenrechte gebe ich nicht auf; und du, unglücklicher Sohn, bist der erste Zeuge dessen. Wenn du künftig weinest, so wird dich das Krächzen der Vögel und das Geschrei der wilden Thiere in Schlaf schrecken; und wenn du heiter bist, dann zeige ich dir von dieser Höhe die weite Gegend und sage dir: „Dir gehört, so viel du davon nehmen magst."

Und wenn du groß geworden, und wenn dich ein Gefühl unter die Menschen bringt, daß du auch so leben möchtest, wie sie; wenn denn einer dich fragt: „woher kommst du?" und „wer bist du?" so antworte: „Meine Mutter ist die Noth, mein Vater ist ein Sohn

eurer mangelhaften Gesetze. Fragt nicht: woher ich komme; ich stamme, woher ihr alle. Fragt lieber: wohin ich gehe; aber auch darauf weiß ich keine Antwort.“ Und sie werden mit Fingern auf dich weisen und dich fliehen, wie einen Aussätzigen: und sie haben den Aussatz dir selber verursacht.

Dort der Hanns, dein künftiger Götte, hat zum Lohn eines Jugendstreiches die Landesverweisung verdient: hat er früher nur Einem gesteuert, jetzt besteuert er Alle; und was er dir einbinden wird, weiß ich schon, seinen Unmuth und seinen Haß. Hier der Peter, deiner Mutter Bruder, ist gezwungenem Kriegsdienst entronnen und hat sich unter die Freiwilligen des Waldes angeworben: gib nur Acht! der Vetter wird dich hübsche Sachen lehren. Ich selbst, der ich dich gezeugt ohne Priestersegen, bin ohne Priestersegen in die Welt getreten; ob ich einen Großen oder Reichen anklagen soll, daß er mich verstieß, weiß ich nicht; aber meine Mutter sah ich nie, aber hartherzige Leute warfen mir die Schande vor und ich verbarg mich in die Wildniß.

„Liebet euch einander!“ heißt es nicht so im Evangelium? sieh, deinen Vater haben die Menschen vertrieben und dich werden sie verfolgen. „Keiner unter Euch ist größer als der andere,“ so hat der Herr gesprochen und so spricht noch die Stimme der Natur; „ihr seid alle gleich“: aber die Menschen haben Schranken gesetzt, außer denen keine Sicherheit ist. Sie haben Gesetze gemacht, nicht für mich und dich, sondern gegen dich und mich: und wir sollten sie halten? Du, armes Kind, wärest so leicht unter die Menschen einzuführen; aber sie wollen dich nicht. Du mußt den Fußstapfen deines Vaters nachtreten und werden wie er, damit du vielleicht als ein Opfer ihrer Gesetze fallest, die ihre Hartherzigkeit nicht verbessern läßt.

Wenn auch in mir eine glückliche Stunde, wie diese, den bessern Menschen weckt, wird nicht Mangel und Elend ihn bald wieder einschläfern? was nützet dir die Kenntniß der Gebote Gottes, wenn ich sie dich auch lehre, da der strenge Winter und der quälende Hunger mich zur Uebertretung zwingt? Mancher sündiget in Städten und Dörfern, der des Sündigens nicht Noth hätte; du wirst sündigen, weil du nicht recht thun darfst. Siehst du einst, daß ein anderer, vielleicht nicht besserer als du, geliebt ist und geehrt und ein Amt hat, das ihn ehrlich nährt, und es thut dir wehe; ersticke nur schnell dieß Gefühl! es schickt sich nicht für einen Geächteten.

Und ergreifen andere Wehr und Waffen und üben sich in Feld und Lager und ziehen aus und schützen die Gränze: armer Sohn! lege dein Gewehr weg, du wirst es dazu niemals brauchen. Die so ausziehen, sind Schweizer; und wer bist du? ihre Vordern haben diesen Boden mit Blut bezahlt; und ihre Enkel mißgönnen dir einen kleinen Fleck; für die Heimath haben sie alles gewagt, daß keiner ihrer Nachkommen heimathlos sei; aber wie dir und mir ist, darum kümmert sich

Niemand! Hat nicht noch jüngst ein Ergrauter die Brühe nutzlosen Witzes und das Salz beißenden Hohnes über unsere Noth ausgegossen! So komm denn, armer Wurm! findest du nicht bei den Menschen Erbarmen, du sollst es bei mir finden. Ich kenne den Weg, der zu jenem Grausamen führt; er mag sich nicht verwundern, wenn es zuerst ihm gilt. Kein Müller verwundert sich, daß ihm Spreu geblieben ist; er wußte vorher, daß er nur schlechte Körner aufgeschüttet hat. Um deines Elends willen, unglückliches Söhnlein! führe ich künftig Krieg wider die Menschen; vor dir und mir mag sich der Friede bergen!

15.

(Zu S. 116, 118 und 130.)

a) Kopp an Oberst L. Wurstemberger. [1])

Lucern, am 19. Brachmonat 1833.

Ihrem Briefe verdanke ich manche Belehrungen, Ansichten und Bestätigungen meiner Ansichten; allein wenn ich auch mit dem, was Sie über das Herzogthum Schwaben, über das Rectorat Burgunds, über die Grafen Lenzburg, Kyburg und Habsburg vorbringen, im Allgemeinen ganz einverstanden bin, so kann ich mir doch die einzelnen Zweifel noch nicht auflösen. Ich glaube nämlich: daß wir über Alt- und Neu-Kyburg (und, beim erstern, über die beiden Hartman-Häuser), so wie über Habsburg und wiederum seine beiden Zweige noch viel zu wenig wissen, um uns ein sicheres Bild von dem damaligen Zustande machen zu können. Fragen, wie diese: 1) was kam von Lenzburg an Kyburg und was an Habsburg? 2) wie haben Hartman der ältere und Hartman der jüngere von Kyburg unter sich getheilt? 3) wie haben Albrecht und Rudolf von Habsburg, Vater und Oheim des nachmaligen Königs, unter sich getheilt? 4) was mag der nachmalige König Rudolf, noch als Graf, seinem mütterlichen Oheim Hartman von Kyburg und was seinem väterlichen Rudolf von Habsburg abgedrungen haben? 5) was kam, als auch der jüngere Hartman starb, an die beiden Zweige Habsburg, oder an Rudolf und Gotfrid? und was blieb der Erbin Anna für Neu-Kyburg? 6) Ist, während König Rudolfs Regierung, der Besitzstand zwischen Habsburg-Oesterreich, Habsburg-Habsburg und Habsburg-Kyburg unverändert geblieben? was ich bezweifle: — Fragen, wie die vorstehenden, wenn sie genügend beantwortet werden könnten, müßten Ihnen und mir ein willkommenes

---

[1]) Gütigst von Herrn Oberförster R. v. Wurstemberger in Bern dargereicht.

Licht gewähren. Einzelne Daten dazu haben Herrgott, Neugart, vielleicht noch andere; einzelne Daten dürften sich auch hie und da noch in Archiven finden, schwerlich in Zug, denn Zurlauben würde es bekannt gemacht haben: ob aber die einzelnen Verträge und Theilungs-Briefe noch vorhanden sind — deren ich annehmen zu müssen glaube, — weiß ich nicht. Immerhin dürften für das ganze 13. Jahrhundert noch Entdeckungen zu machen sein, die Manches verändern würden. Hievon mehr mündlich.

b.

Lucern, am Montag nach S. Gregorien
Tag eines hl. Papstes, 1837.

Ich komme nun wieder mit Allerlei angezogen, um Ihnen die Zeit zu vertreiben (was freilich höchst unartig ist), und mir Zweifel und Dunkelheiten zu heben.

Gestern durchstöberte ich Ihre frühern Briefe und fand beim 14. Mai 1835: „In unsern Urk. finde ich eine Frau Gepa, 1239 „Witwe Hern Aimo I. und Mutter Aimo II. von **Montenach**, „Freifrau zu **Belp**, Schwester Herrn Markward von **Rothenburg** — „anderswo, Hern Markward von **Wolhusen**. Können diese Mark„ward eine und dieselbe Person sein? in diesem Fall und als Zeitge„nossin Guttens von Schauensee, die eine Rothenburgerin „war, ist Gepa vielleicht eine Nichte oder Tochter derselben? Gepa „scheint sich um 1223 oder 1224 verehelicht zu haben, da ihr Sohn „Aimo II., 1239, erst 14 Jahre zählte.“ Da ich mich nicht entsinne, ob ich damals mich in eine Erwiederung eingelassen, oder es für einen spätern Zeitpunkt verspart habe, so erlaube ich mir nun Folgendes zu bemerken:

Das Jahrzeitbuch Ruswil hat beim 24. Jänner: „Vrow Gepa „ein vögtin dieser kilchen vnd ein muoter der Heren von **Rotenburg**.“ Ist das nun dieselbe Gepa mit der Ihrigen? dann hätte sie vor oder nach **Montenach** einen **Rothenburg** zum zweiten oder ersten Manne gehabt; denn der Ausdruck „Vögtin“ läßt wohl annehmen, daß sie von **Wolhusen** war. — Am 30. Mai 1153 erscheint Walter von **Rothenburg**, am 18. April 1178 Arnold Vogt von Rothenburg, bei 1210 vor 24. Herbstm. erscheint Markward Vogt von **Rothenburg**, am 9. April 1234 Arnold Vogt von **Rothenburg**, und 4. Mai 1252 derselbe Arnold mit seinen Söhnen Ludwig, Markward und Arnold, Vögten von **Rothenburg**. Diese Leute folgen so aufeinander, daß man sie je für Vater und Sohn ansehen möchte, obgleich es die Urkunden nicht sagen, außer beim Letzten; der Letzte muß aber schon ziemlich alt sein, wenn jener Pfleger von

Burgund, Markward von **Rothenburg**, dessen hier vorkommender Sohn sein soll. Von ihren Frauen sagen unsere Urkunden gar kein Wort. — Sind die **Wolhusen**, als eigenes Haus, so alt? ich lasse einstweilen diese Frage, um nicht Alles durchsuchen zu müssen, und bemerke nur einiges. Bei 1233 siegeln und verhandeln die Brüder Walter und Markward von **Wolhusen**, zu Wolhusen; ich kenne ihren Vater nicht: (er könnte Arnold, Ulrich, vielleicht auch Markward heißen). Noch 1257 und 1261 werden Walter und Markward mit einander genannt, ohne den Zusatz Brüder; was sie gleichwohl sein könnten.[1]) Ich lasse den Walter, welcher 14. Hornung 1264 seine Frau und Kinder nennt. Der Markward ist wohl der Landrichter im Zürichg. und Aargau 1274 und 1275: s. **Urkunden** S. 10. Wohl derselbe hat 18 Winterm. 1279 einen Sohn Arnold; allein er hat da und am 20. Weinm. 1277 auf seinem Siegel ROTINBVR. Gleichwohl kann Her Markward kein **Rothenburg** sein, da er in der nämlichen Urk. vom 20 Weinm. 1277 den Vögten Markward und Arnold von **Rothenburg** gegenübersteht. In ders. Urk. wird der Freie M. v **Wolhusen** hinter Graf Hartman von Froburg genannt; wiewohl 6 Herbstm. 1280 diesen Froburger als Schwiegersohn Wolhusens nennt, und der Aeni, Tochter Ita, und Mann und Kinder beisammen sind. Ich begreife, daß, wer 1233 als jüngerer Bruder urkundet, wohl 1280 Großvater sein kann; aber das Folgende begreife ich desto weniger. Das Jahrzeitbuch Ruswil hat beim 25. Hornung: „Frow Adelheid von **Wediswil** Her Marquards von **Wolhusen** eliche wirtin;" und beim 26. April: „Es ist ze wüssen das Edel Frow Frow Adel„heid von **Wediswil** die da was Her Marquards von **Wolhusen** „seligen eliche wirtin vnd zu den ziten Her Rudolfs von **Wediswil** „eliche wirtin hingeben hat"; das geschieht 1288, bei der Burg Wolhusen, und Her Rudolf von **Wedisweil** ist mit Andern zugegen. Nun lebt Anna, die Frau Hern Rudolf von **Wediswile** am Zürichsee, noch am 17. Heum. 1287: wäre Der gemeint, so müßte er zwischen 1287, 17. Heum. — 26 April 1288 die Anna verloren und Adelheid geheurathet haben; was etwas unglaublich scheint. Einen Oberländer **Wediswile**, Namens Rudolf, kenne ich nicht; aber wenn auch, soll denn die Witwe des großväterlichen **Wolhusen** sobald wieder einen Mann finden? — — Ich habe das Alles angeführt, damit Sie der Gepa desto sicherer zu Leibe gehen können Wie lautet das vollständige Datum von 1239? will Ihr Ausdruck anderswo andeuten, daß es zwei oder mehrere Urk. von 1239, frühere

[1]) 1244, 8. Heum., und 1245 heißen sie Walter und Markward von **Wolhusen**, als Brüder; dieser Zusatz jedoch fehlt 1246, und es steht Markward vor Walter genannt; doch das dürfte zufällig sein.

oder spätere, gebe? siegelt sie oder ihr Bruder? und was zeigen die Siegel? Ueberhaupt: was wollen wir mit ihr anfangen? — Sie werden lächeln und über meiner Noth die eigene vergessen; freilich verderben einem diese alten Leutchen manche liebe Stunde, aber so gute alte Bekanntschaften, die uns dann weiter nicht ärgern, sind immerhin auch ein Gewinn.

Ich habe, ungeachtet meiner frühern Auszüge, in den letzten Wochen behufs meiner Arbeit den **Schw. Gforscher** wieder durchmustert; unter Anderm auch Pfunds Chronik im zweiten Bande. Da steht denn (II, 22) zwischen den Jahrzahlen 1269 und 1277 jener bekannte Kriegszug Gotfrids von **Habsburg** gegen Bern mit der Jahreszahl 1241. Steht vielleicht in der Handschrift Λ C (7), anstatt ℒ C (4)? oder ist die Zeitangabe mit Buchstaben ausgedrückt? Ueberhaupt möchte ich wünschen, daß Sie diesen Pfund und besonders das Jahrzeitbuch in etwa zwei oder drei Stunden durchgehen könnten (es wird Ihnen doch leicht zugänglich sein); mir ist, es dürfen einige Berichtigungen, Ergänzungen, oder doch Bereicherungen sein.

Ich muß abbrechen; sonst finde ich keine Zeit mehr zum Einpacken. Ich muß mich noch vorbereiten, und dann drei Stunden geben!

Gruß und nochmals Gruß

von Ihrem ganz ergebenen
Kopp, Professor.

c.

Lucern, am Gründonnerstage 1837.

Allerdings heißt Her Markward am 12/17 März 1245, und heißen die Brüder Walter und Markward am 24 Heumonat 1252, nicht **Wolhusen**, sondern **Rothenburg**. Dennoch behaupte ich, daß sie **Wolhusen** waren. Am 4. Mai 1252 nennt Her Arnold der Vogt von **Rothenburg** seine Söhne Ludwig, **Markward** und Arnold; aber ein **Walter** kommt um diese Zeit unter den **Rothenburgern** gar nicht vor. Dagegen erscheinen jene Brüder, mit geringer Ausnahme, stets als **Wolhuser**. Selbst Heimo nennt 1243 (**Lüthy** 1828, S. 332) diesen seinen avunculum Hern Markward von **Wolhusen**. Ja 1224 (**Lüthy** 1828, S. 504) kommt Arnold von **Wolhusen** mit seinen **Söhnen** Walter und Markward neben Arnold von **Rothenburg** vor. — Ist nun Ihre Gepa Hern Markwards **Schwester**, so muß sie eine **Wolhuserin** sein, und meine Gepa dürfte ihre Vatersschwester sein. — Unser Barfußen-Jahrzeitbuch nennt: „Frow Gepa von **Wolhusen**;" und „Frau Bodelhilt von **Wolhusen** mater *dñorum* de **Wolhusen**." Da die Minderbrüder nicht vor der ersten Hälfte des 13.

Jahrhunderts bei uns einheimisch geworden sind, aufs früheste; so dürften wohl die oftgenannten zwei Brüder die **Söhne** Adelheids sein.

Ich gehe nun noch einen Schritt weiter. Jener Markward von **Rothenburg** in Ihrer Urkunde vom 8. Augustmonat 1249 hat **S. Marquardi** De **Rotinbur** (ich deute es nur an, da ich es bei Ihnen letzten Herbst sah); dagegen hat der oben angeführte Markward von **Rothenburg** am 4. Mai 1252 ein anderes Siegel mit der Umschrift S. **Marcwardi. Nobil. Advoc.** de **Rotinburg.** Eben dieser Letztere führt noch ganz dasselbe Siegel am 20. Weinmonat 1277, an welche Urkunde Her Markward von **Wolhusen** das nämliche **Rothenburger** Siegel hängt, wie es am 2. Augustmonat 1249 zu sehen ist; ja, auch am 18. Wintermonat 1279 führt er dasselbe Siegel. — Aus Allem dem ziehe ich nun den Schluß: jener Markward vom 2. Augustmonat 1249 ist eben kein anderer **als** unser **Wolhusen,** der in diesem Jahre über Zürich, Schafhausen und Burgund **Pfleger** ist, und 1274/1275 unter König Rudolf **Landrichter** im Zürichgau und Argau.

Sie vermuthen, daß Hern Markwards von **Wolhusen** Wittwe Adelheid, welche am 26. April 1288 Frau Hern Rudolfs von **Wedisiwile** war, eine **Wedisiwilerin** des Oberlandes (wohl Walters Tochter) gewesen sei, und jenen **Wedisiwile** am Zürichsee geheurathet habe. Ich finde in meinen Schriften, daß ich schon vor einigen Jahren diesen klugen Gedanken auch gehabt habe; allein wenn ich für das Erstere auch jetzt noch sein möchte, mit der Heurath komme ich nicht zurecht. Wir haben am Zürichsee nur Einen Rudolf von **Wedisiwile,** dessen Frau Anna (wie schon gemeldet) am 5. Herbstmonat 1287 noch lebt. Doch auch die Möglichkeit dessen zugegeben, so kommt ein anderer Zweifel: ist Adelheid Herrn Walthers **Tochter,** so ist Her Rudolf desselben **Bruder;** und so müßte der Oheim seine eigene Nichte geheurathet haben.

In meiner Urkunde vom 31. Augustm. 1270 nennt Her Rudolf von **Wedisiwiler** seine **Mutter** Ita und seine **Brüder** Walter und Kunrad. — Das Frauenthaler-Jahrzeitbuch nennt zum 19. Christmonat 1271 die ehrw. und geistliche Frau Ita von **Wedisiwile,** Aebtissin. — In derselben Urkunde vom 31. Augustmonat 1270 nennt Herr Rudolf seine Töchter Catharina, Margareta und Cäcilia; die vierte, Elisabeth, nennt er nicht, wohl weil sie bereits mit dem Ritter Walter von **Büttikon** verheurathet war. Bald ehelichte Catharina den Ritter Peter von **Hünenberg,** so wie Margareta den Ritter Hartman von **Hünenberg**. Von Cäcilia habe ich guten Grund zu glauben, daß der Freie Ulrich von **Rüßegg,** jener Landrichter, sie geheurathet, allein bereits am 16. Hornung 1285 wieder verloren habe.

Unser Her Rudolf von **Wedisiwile** hatte keine Söhne. Er selbst lebte noch am 16. Augustm. 1300, ist jedoch todt am 17.

Weinm. 1300. Auf seine Bitte noch im Todtbette lieh Aebtissin Elisabeth seine Lehen, die er vom G. Hause Zürich trug, seinen Vettern den beiden Brüdern Arnold und Walter von **Wedisweile**. Her Arnold ist bereits am 8. Mai 1304 todt; ich kenne die Namen seiner Witwe, seines Sohnes und zweier seiner Töchter. —

Bis dahin ist alles urkundlich erwiesen; aber für das Folgende bitte ich um den Zusammenhang. Burgener (in den Ritterburgen der Schweiz II, 430 ff.) nennt als Söhne Walters von **Wedisweile** Urk. 1271: Arnold, Markward, Berchtold, Kunrad und Johannes. Ist diese Angabe richtig? Angenommen es sei: so kenne ich Hern Arnold aus mehrern Urkunden; ist Her Markward derselbe, der sich am 29. Christm. 1301 Dns. Castri in *Uttingen* nennt? Berchtold kommt am 10. Jänner 1261 als Sohn Hern Walters vor: aber von Kunrad und Johannes, als **Söhnen** Hern Walters, kenne ich noch nichts. — Da nun in der Urkunde vom 16. Augustm. 1300 Her Arnold und Her Walter als **Brüder** vorkommen, warum wird dieser Walter in Burgener's Urk. 1271 nicht auch mit den fünf andern **Söhnen** Hern Walters aufgeführt? Hier ist es, wo mir die Gewißheit des Zusammenhangs fehlt.

Sollten Sie namentlich **Töchter** des alten Hern Walters kennen, so bitte ich um deren Namen. — Hat Her Kunrad, dessen **Bruder**, wirklich einen Sohn, Namens Walter? wie man aus **Müller** II, 14 (Ausg. 1786) schließen möchte? oder wäre dieser Walter ein Sohn jenes mir noch unbekannten Kunrad, und somit ein Enkel des alten Walters? so daß wir also **drei** Walter bekämen. — Sind Sie auch der Ansicht des Gforschers, daß Her Berchtold von **Eschenbach** ein Tochter Hern Kunrads von **Wedisweile** geheurathet und durch diese Uspunnen auf seine Kinder gebracht habe? Wenigstens nennt Her Berchtold am 30. Herbstm. 1284 Hern Rudolf von **Wedisweile** seinen **cognatum**, welcher Ausdruck freilich mehr als eine Deutung zuläßt.

Mit Ihnen halte ich gern Hern **Rudolf**, nicht Walter, von **Wedisweile** für den Gemahl der Erbtochter Ita von **Uspunnen**; also auch für den Vater Walters, Rudolfs und Kunrads. Der alte Rudolf ist Zeuge am 11. Brachm. 1217. Wie lange vor diesem Jahre mag er ins Oberland gezogen sein? — Mindestens ist **Waltherus de Wediswiler nobilis** (doch sein Sohn?) schon Zeuge am 9. Herbstm. 1231; und beim 24. Heum. 1252 werden bereits Söhne desselben, doch nicht namentlich, erwähnt.

Allein in welche Zeit setze ich wohl jene datumlose Urkunde bei **Lüthy** 1828, S. 317? Sie beginnt: **Serenissimo Rectori Imperii** *Wal.* **et** *C.* **nobiles de Wediswile, vasalli Imperii.** — Seitdem Zäringen erloschen ist, kommt meines Wissens kein **Rector Burgundiæ** mehr vor, wohl aber ein **Procurator**; so einer kann also

wohl nicht gemeint sein. Zudem lassen die Ausdrücke **Serenissimus Rector Imperii** eher schließen, es sei ein Reichs-Oberhaupt gemeint: wie, sollte dieses vielleicht König Wilhelm sein? Im Verlaufe des Briefes heißt es dann: ex privilegio *F.* **quondam** Imperatoris, patris *H.* Imperatoris, confecto. Warum wird Kaiser Heinrich nicht auch auch als **quondam** bezeichnet? Die Urkunde wird doch nicht bei seinen Lebzeiten gegeben sein? und ist sie unter oder bald nach Friedrich II ausgestellt worden, warum wird Friedrich I. so umschreibend bezeichnet? Davus sum, non Oedipus!

d.

Lucern, an der alten Vasenacht 1839.

(Nach Mehrerm.)

„Kobts Zwingherrenstreit habe ich noch nicht gelesen; überhaupt lese ich fast gar nichts, was nicht in meine Zeit eingreift; dessen ungeachtet will ich gerne glauben, daß die Schrift sehr gut ist und ich freue mich stets, wenn ich von einem höre, er schreibe Geschichte, der wahr zu sein den Muth hat. Ob dieß bei Tillier der Fall ist, wage ich nicht zu behaupten; aber schon nach dem ersten Bande zu urtheilen, kommt es mir vor, er sei viel zu sehr Berner; und damit fallen wir wieder in das zurück, was Müller „Chronikenpolitik" nannte. (— — — — —)

„In der Regel müssen Sie unterscheiden: 1) den **Patronus ecclesiæ**, der gewöhnlich auch confert (also collator ist) den anzustellenden Priester nominat und ihn dem Bischof repræsentat pro cura animarum; 2) den **Rector ecclesiæ**, der mit dem Kirchenlehen belehnt ist und Zehendenherr ist; eigentlich sollte er Geistlicher sein, aber da das Lehen weltlicher Natur ist, so mochte er auch Weltlicher sein; dieses **Rector** heißt in den Urkunden stets Kirchherr und muß nie mit Pfarrer übersetzt werden; 3) den **Plebanus,** welcher v. Rector die Kirche zu versehen erhielt gegen ein zu bestimmendes Einkommen (weltliche Seite), vom Bischofe dagegen die curam animarum erhalten mußte (geistliche Seite), daher er oft auch **Incuratus** heißt, und 4) den **Viceplebanus,** der zuweilen als Stellvertreter des Letztern vorkömmt. Nun ist zuweilen möglich, daß 1) 2) 3) in Einer Person sich vereinigt finden, oft 2) und 3); aber ebenso oft alle getrennt. Diesen aus dem Lehenwesen herrührenden Uebelstand mußte die Kirche lange Zeit dulden; aber wo sie konnte, drang sie auf einen **Plebanum** oder **Vicarium perpetuum,** bis das Concilium von Trient dem vollends abhalf. Das alte Unwesen hat die Hochkirche Englands bis auf gegenwärtige Stunde erhalten."

16.

(Zu S. 120.)

München, 11. Aug. 1836.

Die Heimreise Ihres jungen Landsmannes bietet eine Gelegenheit, die ich nicht unbenutzt lassen darf, Sie, verehrter Freund, durch ihn mündlich und durch diese paar Zeilen schriftlich zu grüßen. Daß die leiblichen, häuslichen, amtlichen und schriftstellerischen Angelegenheiten bei Ihnen, wie größtentheils auch bei mir, den erwünschten ordentlichen Fortgang haben, darf ich wohl voraussetzen. Zu uns führt Sie wohl dieser Herbst nicht zurück, da Ihnen eine heilige Stadt über den Bergen mit größern Schätzen winkt.

Ich lege, da das Porto nichts kostet, ein paar Blätter von unsern Anzeigen bei, auf denen ein schon bei Ihrer letzten Anwesenheit besprochener, übrigens von der Redaction etwas verstümmelter Aufsatz, und ein anderer, der Sie zwar nicht interessiren wird, aber doch einen in der Schweiz lebenden Herausgeber betrifft, abgedruckt sind.

In der von Kaltenbäck redigirten östreichischen Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde findet sich in den Nummern 19—24 dieses Jahrganges eine ziemlich ausführliche Recension Ihrer Urkunden von Karajan. Von den Regesta der Urkunden unseres Reichsarchivs ist ein weiterer fünfter Band von 1301 – 1319 incl. gehend erschienen.

Von unserm Patriarchen Füglistaller vernimmt man gar nichts weiter. Seine Thätigkeit ist wohl nach einer andern Seite gewendet. Ich begreife ganz gut, wie man auch litterarischer Steckenpferde satt werden kann. Habe ich erst meine angefangenen Wortklaubereyen Ehren halber zu Ende gebracht, so will ich dieser Miseria gerne auf immer Lebewohl gesagt haben.

Bis dahin findet sich wohl etwas anderes, worüber man das trostlose Streben und Treiben Kleiner und Großer um sich her möglichst vergessen kann.

Leben Sie wohl und gelegentlich eingedenkt Ihres

J. A. Schmeller.

17.

(Zu S. 127.)

Lucern, am 28. Wintermonat 1832.

Wohlgeborner, hochgeachteter Herr Staatsrath!

In Erwiederung Ihrer gefälligen Zuschrift nehme ich vorerst die Freiheit, Ihnen aus meinen Urkunden-Blättchen folgende, daselbst eingetragene, Stelle mitzutheilen:

(Folgt die S. 127 angeführte Stelle.)

Diese Bestätigung ist nun wirklich erfolgt; ich würde aber, selbst den Fall einer unglücklichen Urkunden-Vernichtung angenommen, mich im Stande befunden haben, die Richtigkeit der Lesart 1291 auch dem Bedenklichsten ad oculos zu beweisen. Das mag dann in meinem Werke selber geschehen. Könnte ich nur für die noch übrigen und so zahlreichen Dunkelheiten unserer ältern Geschichte ein eben so erwünschliches Licht herbeibringen! Dazu aber, wenn es je noch möglich ist, müssen viele Kräfte zusammenwirken, ersinnen läßt sich da nichts, es muß erschaut werden.

Für die angestellte Vergleichung, die Beschreibung der Urkunde und die Mittheilung des Befundes, danke ich recht sehr; es ist Berichtigung darin, aber auch neuer Stoff zum Nachdenken. Bis ich dereinst die Urkunde selbst sehen kann, erlauben Sie mir einige Fragen: 1) Ist die Hand des, der „Nonzig" in „Fonzig" umändern wollte, nicht mehr kenntlich? Hier wird unser Cysat hin und wieder auf solchen Wegen ertappt. 2) Ist in Uri's Siegel wirklich der Ur, wie ihn Tschudi I, 149 abgebildet hat, und nicht der gewöhnliche Stierkopf? 3) Liest die Umschrift schlechthin **S. Vallis. Vranie**; und nicht **S. HŌINVM. Vallis Vranie**? Beides letzteres zu sehen wäre mir sehr wichtig.

Es ist sehr schmeichelhaft für mich, daß Sie mir eine etwas schwierige Frage vorlegen wollten; allein lassen Sie mich frei gestehen, daß es unbescheiden wäre, wenn ich glaubte, hierüber eine erschöpfende Antwort geben zu können. Eine gründliche Beantwortung setzt eine genauere Kenntniß der Einzelheiten des alten Zürichs voraus, als ich zur Stunde noch habe und aus kaum vierzehntägigem Aufenthalte in Zürich noch haben kann. Die von Ihnen selbst angedeuteten, die Metzg berührenden Briefe und so viele andere, müßten sammt und sonders dem Forscher zu Gebote stehen. Sollte Hr. Salomon Vögelin nicht eine vollständige Sammlung derselben besitzen? Wäre ich in Zürich, so glaubte ich zu einem befriedigenden Resultate kommen zu können, wenn ich folgenden Weg einschlüge:

1) Ist nicht die Aebtissin Zürichs ursprünglich die alleinige Lehnherrin der Stadt? oder theilte die Propstei einige Rechte mit derselben?

2) Im erstern Falle: wann hat die Aebtissin einzelne ihrer Rechte abgetreten oder verloren? wie denn z. B. die Münze durch Verkommniß schon frühe bei den Bürgern, und Brodlaube und Metzg 1332 bei der Propstei sind.

3) Wenn Herzog Leupold 1323 die Metzg, Herzog Heinrich 1311 die Hofstatt, auf welcher nunmehr die Hauptwache steht, und Herzog Rudolph 1289 das Kornhaus leihet; hat Oestreich dieses Alles von der Aebtissin?

oder von der Propstei? oder von der Stadt erhalten? oder auf keinem dieser 3 Wege?

4) Ueberhaupt: in welcher Stellung befindet sich die Abtei zu dem Römischen Reiche und dessen Vogte? und in welcher zu Habsburg und später zu Oestreich?

5) Von welcher eigentlichen Natur war die sogenannte Schirmvogtei Graf Rudolfs von Habsburg? umfaßte sie die Gotteshäuser Zürichs nicht so gut, als die Stadt? Und wie und womit wurde der Schirm bezahlt?

6) Wenn man den Schirm-Vertrag 1313 zwischen den Herzogen Friedrich und Leupold und der Stadt Zürich, und dessen Geld-Folgen, bedenkt, dürfte man nicht etwas Aehnliches bei Graf Rudolf, ihrem Großvater, voraussetzen? und wie dann?

Doch es ist eben keine Kunst, derlei Fragen und andere mehr aufzuwerfen. Ich will auch gar nicht sagen, daß ich hierin richtig sehe; nur glaube ich, auf dem vorgezeichneten Wege das Richtige finden zu können. Vielleicht auch, daß Hr. Vögelin bereits Alles, oder doch das Meiste, im Reinen hat; mir würde es sehr erwünscht sein, wenn ich die ganze Sache aufgehellt wüßte. — Sie haben sehr wohl gethan, die Urkunde H. Leupolds nicht zu übersenden; eine getreue Abschrift genügt vollkommen, und dessen Reiter-Siegel ist eben nichts Seltenes. Uebrigens scheint sich mir Hrn. Lindinner's Vermuthung zu bestätigen, daß Zürichs Archive noch Manches enthalten, was nicht abgeschrieben ist. Möchte sich Jemand dieses Verdienst um die vaterländische Geschichte erwerben!

Wie für die andern Mittheilungen, so und ganz besonders für die des Originals der Lucerner Urkunde, bin ich Ihnen recht sehr verbunden. Schon lange sah ich, daß unsere Verfassung erst unter Oestreich ausgebildet wurde; aber die Belege dazu fanden sich nur sparsam. — Bis zum Jahre 1293 steht an der Spitze ein Ammann (Minister), der zugleich Meier (Villicus) des Hofes Lucern war. Im Jahr 1296 erscheint dazu noch ein *Advocatus Lucernensis;* mit dem Jahre 1297 zeigt sich der Bürgermeister, an welchen Basel 1298 noch schreibt; im Jahre 1300 urkundet nur der Rath von Lucern: spätestens mit dem Jahre 1304 tritt der Schultheiß auf. Dieser drängte nach und nach den Ammann, ohne ihm den Namen zu nehmen, wieder in die Stellung des Meiers zurück; bis endlich nach der Mitte des 15. Jahrhunderts, bei Entkräftung der stiftischen Rechte, Name und Sache zu verschwinden oder doch unbedeutend zu werden anfing.

Der in der Urkunde 1297 vorkommende Ammann ist Her Walther von Hunwile, Ritter, der die Tochter eines Züricher Rathsherrn zur Ehe und aus dieser mehrere Kinder hatte. Sein

Geschlecht, und das der Hunwile in Unterwalden, ist dasselbe: von ihm stammt, neben andern, auch Heinrich von Hunwile ab, der von 1449 bis 1474 wohl ein Dutzendmal die Schultheißen-Würde trug. Mir ist daher Alles lieb, was auf diesen Namen Bezug hat. — Nun den Bürgermeister, als Hern Heinrich den Kelner von Sarnen, Ritter, erkannte ich, sobald ich sein Siegel, das Hirschgeweih mit dem Stern in der Mitte erblickte; das nämliche führen seine beiden Söhne 1317, wo der Ritter bereits todt war: die Zweifel, wenn solche noch möglich gewesen wären, lösete vollends die Umschrift.

Uebrigens vor acht Tagen, beim Empfange der Urkunde ab der Post, erschrack ich sehr, als ich sie einfach in Papier eingemacht sah. Wie leicht hätte eine etwas grobtastende Hand das mürbe Wachs in Stücke gedrückt! Dann hätten Sie einen Schmuck der Urkunde, und ich auch den Namen des Bürgermeisters für immer verloren. Um nun das alterthümliche Ding vor ähnlichen Schaden auf der Heimreise zu bewahren, habe ich es in ein, wenn auch enges, doch sicheres Schächtelchen gebettet.

Genehmigen Sie, mit dem verbindlichsten Danke und fernerer Empfehlung, den Ausdruck ausgezeichneter Hochachtung

von Ihrem ergebensten
Kopp, Professor.

18.

(Zu S. 128.)

M. v. Stürler an Kopp.

Bern, 23. März 1853.

Sie erinnern sich wohl noch, mein verehrtester Herr, der Urkunde vom 3. März 1271, welche wir vor $6^1/_2$ Jahren im Lehensarchive suchten und nicht fanden, worauf Prof. Stettler sel. geholt wurde, um darüber Auskunft zu geben.

Diese Urkunde hatte Rathsherr Zeerleder sel. copirt, auch die Siegel, die daran hingen, abgezeichnet. Als mir nun Oberst Wurstemberger, der die Herausgabe des Zeerleder'schen Posthumalwerkes besorgt, letzthin die fragliche Copie mittheilte, sprangen mir sogleich an den Siegeln schon verdächtige Erscheinungen in die Augen.

Ich untersuchte, verglich und — siehe da, nach einer Reihe von Experimenten aller Art gelangte ich zur vollständigsten Ueberzeugung, daß folgende Urkunden unseres Archives als unächt, ja als falsa angesehen werden müssen:

1) Frienisberg. Urk. von 1208 (die teutsche Ausfertigung). Kopp II, 2, 122. Note 1.
2) Frienisberg. Urk. von 1267. St. Simon und Jud. Abend. Kopp II, 2, 123 und 124. Note 1.
3) Frienisberg. Urk. von 1271. 3. Tag März. Kopp II, 2, 124 und 125. Note 1.
4) Frienisberg. Urk. von 1275 ohne Monats- und Tagesangabe. Kopp II, 2, 144. Note 4.
5) Frienisberg. Urk. von 1386. Ambrosiustag.

Und der Grund, weshalb diese falsche Münze fabrizirt worden? Um eine große Zahl ursprünglich freier oder doch blos höriger Gotteshausleute in den Stand völliger Leibeigenschaft herabzudrücken! — was nur zu gut gelungen ist: denn es haben nachher (im 15. Jahrhundert) alle diese Leute die Eigenschaft mit schwerem Gelde abkaufen müssen.

Meine Belege gründen sich vornemlich auf unächt erfundene Personen, sowohl unter den Verhandelnden als unter den Zeugen, desgleichen auf unächt erfundene Siegel, aber außerdem noch auf manche andere Merkmale. Ich bin bereit, sie Ihrer Kritik zu unterstellen.

Die bevorstehende Feier unserer fünfhundertjährigen Verbindung mit der Schweiz hat mich veranlaßt, bei der Regierung den Antrag zu stellen, es möchte derselben auch ein bleibendes Denkmal gesetzt werden, wofür mir nun keines passender erscheint als die Gründung eines bernischen Urkundenwerkes.

Es ist alle Aussicht vorhanden, daß dieser Antrag durchgehen wird: denn er ist schon bei der ersten Eröffnung auf das Günstigste aufgenommen worden. Wenn nur für die Vollziehung die zweckmäßigsten Mittel ergriffen werden! Am schwierigsten dürfte immerhin sein, für das große Werk einen großen Meister zu finden.

19.

(Zu S. 128.)

a) Kopp an Böhmer.

Lucern, am 31. Christmonat 1854.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Später als sonst, durch Beschäftigung aller Setzer mit einer Regierungsarbeit, nämlich erst gestern ist der letzte Bogen des fünften Heftes der „Geschichtsblätter“ ausgedruckt worden; heute und morgen feiert der Buchbinder, und so erhalten Sie das Heft nicht so frühe als ich gewünscht hatte.

Damit hat sich auch meine Antwort auf Ihre Sendung vom $^{14}/_{19}$ Wintermonat um mehrere Wochen verspätet; ich bin jetzt herzlich froh alles zusammengestellt zu sehen, was ich bei der Fortsetzung meiner Arbeit von 1313 – 1322 für Baiern und die Pfalz nachzusehen haben möchte.

Gleichwohl konnte ich mich in einem gegebenen Falle, freilich ohne Ihre Schuld, in den „Wittelsbachischen" Regesten nicht Raths erholen. In Wien schrieb ich einen Brief des Pfalzgrafen Rudolf an Heinrich Herzog von Kärnthen, den er zugleich Herzog von Böhmen nennt, aus dem Pergamenen ab; er hat kein Jahresdatum, ist aber zu München gegeben Freitag vor Lichtmesse. Welches Jahr zwischen 1311—1317 ist wohl **möglich** anzunehmen?

Daß Sie sich durch die Regesta Boica haben täuschen lassen, freut mich gar sehr; denn wenn das am grünen Holze geschieht, so ist es um so verzeihlicher, wenn dem Dürren auch so etwas begegnet. Diesmal bin ich übrigens nicht in die Falle gegangen; s. meine Reichsgeschichte IV, 1, 229, Anm. 10. Bei Ihrem Rückrufe, den Sie in der Einleitung so schön singen, wäre es wohl gut gewesen zu sagen, daß die angebliche Urkunde 22. Jänner 1310 und die wirkliche 1313 (S. 61 und 64) eine und dieselbe ist

Auf Seite 48, zum 7. Jänner 1288, muß es dritten (statt zweiten) Gemahlin heißen.

Auf Seite XIX unterste Zeile: 1273 statt 1278.

Auf Seite XX Zeile 2 von oben: verlobt statt vermählt; denn sie wird ja urkundlich 1288 nur sponsa genannt: oder fand die Heurath wirklich Statt?

Auf Seite 103, zur Postulation, hätte ich gern gesehen, wenn Sie auf dem päpstlichen Versagungsbrief in den Geschichtsblättern verwiesen hätten.

Auf Seite 105, zum 7. Herbstmonat 1312, hätte ich ebenfalls gern gesehen, wenn Sie, da Sie die Sache abgesondert zu behandeln gedenken, etwa einen Wink über allfällige Irrthümer in meiner Darstellung gegeben hätten.

Nunmehr, da ich mein Recht als Kritiker einigermaßen gewahrt habe, gebe ich Ihnen die Geschichtsblätter sammt dem Kaiser Heinrich preis, und werde sehr froh sein, wenn Sie mir darüber etwas zukommen lassen.

Zugleich lege ich hier das (beschämende) Bekenntniß ab, daß ich Bartholds Römerzug, nämlich die Darstellung im Thl. II, erst seit meine Arbeit aus der Presse war, etwas durchgeblättert habe; denn zu einem eigentlichen Lesen des so Weitschweifigen, ohne (scheint es mir) alle Kunst der Composition, könnte ich es nicht leicht bringen.

Doch fand ich auf Seite 28 die Spur „des Heumonats," auf Seite 24 die „des Brachmonats," auf Seite 230 wiederum die „des

Heumonats, "sowie auf Seite 523 beisammen die des „Brachmonats" und „Heumonats." Es thut mir ungemein leid, daß, was im Jahre 1831 zu Königsberg noch verstanden wurde, man heutzutage in Frankfurt a. M. nicht mehr versteht. Habes.

Bartholds Darstellung der schwäbischen Unruhen und des Zustandes in unsern obern Landen ist, jenes mager, letzteres unwahr (S. 367 f.); was er aber von Herzog Johannes vorbringt (S. 152), ist geradezu Unsinn.

Komme ich endlich auf unsere Reise, so war sie in Bezug auf Wetter und Wohlbefinden vortrefflich; aber mein Reisegefährte mahnte mich zu frühe heim, ich arbeitete in Wien nicht volle 14 Tage.

Zum Glücke war Chmel da, auch Karajan; Bergmann kam erst in der zweiten Woche zurück. Diemer war verreiset, Birk arbeitete in Ungarn, und Feil war krank in Urlaub. So war ich jeden Abend lediglich auf meine Landsleute angewiesen und verlebte die Tage heiter und gesund. Ich gestehe, um eine französische Wendung zu gebrauchen: ich gefiel mir dießmal besser in Wien als früher.

Ueber die Fortsetzung meiner geschichtlichen Arbeiten, soweit diese Leipzig oder Wien betreffen, kann ich zu dieser Stunde kein Sterbenswörtchen sagen; sollte mir später etwas zu Ohren kommen, so werde ich Ihnen darüber sowie über meine allfälligen Schritte getreulich berichten.

Und nun alles Heil Ihnen zum neuen Jahre!

Ganz der Ihrige

J. E. Kopp, Professor.

Was sagen denn unsere grundgelehrten Baiern zu Ihren Regesten! Lassen Sie mich, ich bitte darum, doch etwas hören!

b.

Lucern, am 1. Hornung 1857.

S. T.

„Am 12. Juli 1260" kann Graf Rudolf von Habsburg nicht Otokars Reuterei wider Ungarn an der March angeführt haben.

Beweise:

1. Am 7. Heumonat 1260 ist Graf Rudolf des Erwählten von Straßburg erster weltlicher Zeuge zu Ettenheim im Straßburger Bisthume: s. meine Geschichte II, 2, 273. Anm. 1.

Der Brief steht vollständig abgedruckt in den Urkunden zur Gesch. der eidg. Bünde II, 97 f.

2. Am 10. Heumonat 1260 befindet sich Graf Rudolf zu Freiburg im Breisgau: s. meine Geschichte II, 1, 381. Anm. 1.

Die Urkunde in extenso lautet, wie folgt:

1260, 10. Heumonat.

(Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.)

In Nomine Patris et Filij et Spiritus Sancti Amen. Rudolfus et Gotfridus Comites dicti de Habsburg. | Vniversis Christi fidelibus, presentem paginam inspecturis, rei geste notitiam cum Salute. Ne temporis diutur- | nitas super gestis Hominum obliuionem pariat, obliuio calumpniam, calumpnia lites cautum habetur, vt res acte | inter Homines scripturarum testimonio conmendentur. Propter quod scire uolumus universos, quod nos ob Honorem dei, et | Beate Genitricis sue virginis Marie, aliorumque Sanctorum, et precipue Venerabilium et Dilectarum nobis in Christo Sororum | in Leowenthal permoti deuota precum instantia, pro remedio animarum nostrorum predecessorum pariter et nostrarum, | Ecclesiam in Avlingen, et possessiones quasdam dictas Gundelswang, positas in vicino, cum omnibus suis appendiciis, | quarum ius Patronatus ad nos spectare dinoscitur ab antiquo, cum pleno iure proprietatis, libere et absolute ipsis earumque | Monasterio contulimus, in perpetuum possidendas. Et ne memoratis Sororibus, super donatione huiusmodi, aliqua | litis ocasio in posterum oriatur, presens scriptum Sigillorum nostrorum duximus munimine roborandum. Tes- | tes autem huius donationis sunt, Fr. Gerungus de Vilingen, et Fr. Johannes de Rauensburg, de ordine fratrum | Predicatorum; Waltherus nobilis dictus de Eschelbach, Heinricus dictus der Hochgemuote, et Heinricus de Yberg, milites, et | alij quamplures. Datum Aput Vriburg anno domini M⁰. CC⁰. LX⁰. vj⁰ Idus Julij, Indictione iij. |

Das erste Siegel ist ab, vom zweiten hängt nur noch ein wenig Wachs. — Auf dem Papier-Umschlage steht: „Von **Mone** durch die Güte des Herrn **Lichnowsky.**"

Wenn ich nicht irre, so hat schon **Stälin** in seinem Bande II, 739 den ich gerade nicht zur Hand habe, um es zu erwahren, von dieser Urkunde ad vocem Löwenthal Gebrauch gemacht.

Uebrigens gereicht es mir armen Erdenkinde mit 64jährigem Kopfe zu großer Beruhigung zu sehen, daß auch meinem Herrn und Meister einmal ein lapsus memoriæ oder eher calami entschlüpft ist.

Ich wollte nicht zuwarten, daß Ihnen jemand anderer die Lücke nachwiese; darum diese literæ inornatæ und inordinatæ.

Mir scheint, Rudolfs Böhmenfahrt wird auch dadurch zweifelhafter; Straßburg, und Elsaß und Breisgau überhaupt, mögen ihn wohl mehr als nur einige Tage gefesselt haben.

Lucern, am 1. Hornung 1857.

Ganz der Ihrige
J. E. Kopp, Professor.

20.

(Zu S. 139.)

a) Kopp an Wurstemberger.

Lucern, am 31. Jänner 1834.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ihr wohlbeladenes Schreiben vom 26. und 27. dieses habe ich vorgestern erhalten, nachdem mich ein paar Tage vorher Hr. RR. Hartmann versichert hatte, daß Sie seinem Hause ein Lebenszeichen von sich so eben gegeben hätten. Vorgestern auch wurde ich mit der äußerst mühsamen Chronologisirung von etwa 6500 Urkunden und urkundlicher Notizen endlich fertig, welche mir beim ersten Bande meiner geschichtlichen Aufgabe zur Bearbeitung oder doch zur Verständniß und Beleuchtung dienen werden. Wäre ich, was ich hoffte, früher fertig geworden, ich hätte Ihre Antwort nicht abgewartet und Sie längst gestört. Nun haben Sie, gottlob! geschrieben, und ich eile, Ihnen zu antworten.

Vorerst empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für das Siegel des Herzogs Johannes. Wenn man die Umschrift herstellt, so muß sie ganz so gelautet haben: S. *IOHĀNIS. DE*i. *gr͠a.* Ducis. Austrie. et Styrie. Comitis in Ha*BSBVR*g. | *Et. IN. KYB*Vrg. ac. Langravii. Al*SACIE.* Das Unterstrichene ist, was sich noch erhielt; das Uebrige ist abgebrochen. Der senkrechte | bedeutet, wo die Schrift in den zweiten Umlauf herabsteigt. Wenn ich das Wappen selbst deuten soll, so muß ich vorerst bemerken, daß Herzog Leupold — meines Wissens — kein Reuter-Siegel führt, so lange sein Bruder Friedrich nicht zum Römischen Könige erwählt war; begreiflich genug, weil Friedrich, als der Aelteste, es führte: sondern Leupold hatte lediglich den Oesterreichischen Schild, wie ihn hier Johannes, freilich verkleinert, an der Brust hat. Pferd, Helmbusch und Schwert, wie bei Johannes, führen aus dieser Zeit die Freien, z. B. Otto von Ochsenstein und die Grafen, welche regierend sind; auch übt hier Johannes die Handlung eines regierenden Herrn aus. Allein die herzogliche Fahne führt er nicht und konnte sie nicht führen; schon nicht wegen der durch König Rudolf zu Rheinfelden 1283 gegebenen Hausordnung Oesterreichs und dann besonders, weil Johannes noch nicht Fürst war. Sie sehen, daß ich auf den Brief und dessen Siegel großes Gewicht lege, und was sich aus Beidem folgern läßt. Ich bitte Sie sehr, Ihre und Hrn. von Mülinen Erfahrungen aus der Siegelkunde an meine Bemerkungen zu halten, sie scharf zu prüfen und mir die etwaigen Einwendungen oder Bestärkungen gefälligst mitzutheilen.

Die mir in doppelter Abschrift mitgetheilte Urkunde der drei Eschibache vom 18. Brachm. 1300 (und durchaus nicht vom 1. Heum. 1314) habe ich noch in Ihrem Hause gelesen, aber nur einen dürftigen Auszug des Inhaltes, nicht des Wortlautes, gemacht: übrigens schien sie mir damals keine Schwierigkeiten der Lesung darzubieten, und ich schlage nun, soweit ich Ihre und des Königsfelders Hieroglyphen verstehe, folgende Verbesserungen vor: ..... euidenti et *pro* (nicht per) exoneration*e* (nicht nem) .... contractorum *ex certa scientia* (vielleicht *consc.*) uendidimus ...... Deuestimus autem nos *harum serie* (aber die Hieroglyphe ist mir nicht klar genug) .... exceptioni doli mali metus et *actioni in factum* (gewöhnliche Rechtsformel) *iuri* dicenti ..... renunciationem *nisi* (nicht cum) ...... Einige andere Schreibfehler mögen Sie leicht selber verbessern. Den Domicellus Hartmannus de *Hünoberg* haben Sie nicht in der Landschaft Bern zu suchen; er ist der Eschenbache Dienstmann aus unserer Nähe und Ihnen so getreu, daß er noch Zeuge des Königsmörders Walther in dessen Urkunde bei Cappel vom 29. April 1309, freilich jetzt als Ritter, ist. In desselben jungen Walthers Urk. vom 2. Mai 1300, ebenfalls für Interlachen, welche ich in Ihrem Hause auszog, erscheinen dieselben Zeugen: Wernherus de *Kyeno* Nobilis, Hartmannus domicellus de *Hvnoberg*, Johannes et Heinricus dicti de **Rino**, Vlricus de *Wisemburg* et alii. Das *de Rino* ist vermuthlich mit vom Bach zu übertragen; dieser Name und Wisemburg führen Sie vielleicht auf die Spur, wo die beiden Urkunden, die kein Orts-Datum haben, gegeben sein mögen, etwa zu Interlachen selber, zu Scherzlingen, oder auf einem andern Eschenbachischen Gute.

Die Urk. 1283, worin Bertha von Eschenbach, Schwester des alten Walther und Witwe des Freien Werner von Kien vorkömmt, würde ich sehr gerne ganz haben, wenn es möglich wäre; sie ist also die Großvaters-Schwester des Königsmörders.

Eine Elisabeth von Eschenbach, ebenfalls Schwester des alten Walther, finde ich in den S. Urbaner Urkunden: Ritter Ulrich von Büttikon, Sohn der Elisabeth vom Stein, welche eine Schwester des Ritters Heinrich vom Stein war, ist jener Elisabeth Gemahl; er ist bereits am 1. Hornung 1276 todt, und hinterließ seine Frau schwanger: der nachgeborne Sohn, ebenfalls Ulrich, ist am 7. Heum. 1290 noch Domicellus und in ætate pupilla existens; Berchtold von Eschenbach nennt ihn *Consanguineus* (d. i. Geschwisterkind), und seine Mutter Elisabeth lebt noch. Aber am 13. Jänner 1309 ist dieser Domicellus Ulrich von Büttikon ebenfalls todt, wiewohl seine Großmutter Elisabeth vom Stein noch lebt, sowie deren Bruder, der obige Ritter Heinrich, an welchen das ganze großmütterliche Erbe zurückfällt.

Haben Sie die Gefälligkeit, diese Notizen Hrn. von Mülinen mitzutheilen, der sie vielleicht noch nicht kennt. Sollte er die Urkunden gern in extenso haben — (ich habe auch hier, um Zeit zu gewinnen, nur das Hauptsächlichste in S. Urban ausgezogen) —, so verlangen Sie von Hrn. Großkellner nur die folgenden Briefe: 1) 1276, in vigilia Purificationis beate Marie (mit dem Zusatze: Necrolog. Antiq. in folio maiori et Pergameno script. pag. ultima; denn das Abschriften-Buch enthält noch eine andere ganz gleich datirte Urk., die andern Inhaltes ist); 2) 1290, Nonas Julii, und 3) 1309, in Octava Epiphanie. Die Zusammenstellung aller drei Briefe gibt die obige Verwandtschaft der Eschenbache an.

Die Urkunde vom 16. Mai 1303, in welcher die Brüder W. und M. von Eschenbach an Joh. von Affoltern und seine Töchter den Hof Husen leihen, habe ich in Originali gesehen; sie hat leider! (gewiß durch den Fehler des Schreibers) das Jahr 1303 und die Indiction 3, welches Beides mit einander nicht verträglich ist. Gern möchte ich die Indiction als richtig annehmen, und dann 1305, am Auffahrtstage (27. Mai) lesen. Was sagt Hr. v. Mülinen dazu? und findet sich kein weiterer Brief, der obiges Datum außer allen Zweifel setzen könnte? — Für die übrigen Mittheilungen bin ich Hrn. von Mülinen sehr verbunden.

Was nun den für das Jahr seiner Datirung wiederhergestellten Bundesbrief von 1291 anbelangt, so habe ich hierüber Folgendes zu bemerken. Da ich glaube, mein erster Band werde ohnehin der kritischen Zugaben wegen ziemlich stark werden, so gedenke ich nur einige wenige, seltenere oder sonst merkwürdige Urkunden mit abdrucken zu lassen; die Hauptbriefe, wie es sich von selbst versteht, werden sein: 1) der Bund der 3 Länder, 1291; 2) der Bund Zürichs mit Uri und Schwyz, 1291; 3) der Bund der drei Länder, 1315; und 4) der Bund der 3 Länder mit Lucern, 1332. Dazu, wie schon gesagt, kommt dann vielleicht noch einiges Andere. Es mag nun der fragliche Bundesbrief vorher, wie bald und wo, abgedruckt werden oder nicht, immerhin wird er in meinem ersten Bande nicht fehlen dürfen: es kann mir daher in dieser Hinsicht nicht viel verschlagen, ob er bereits jetzt abgedruckt werde. Von Zürich besorge ich eigentlich nichts; denn außer den beiden Herren Meier von Knonau, Vater und Sohn, kennt (soviel ich weiß) meine Entdeckung niemand. Und gesetzt auch, er würde dort erscheinen; stets bleibt Schlüssel und Verständniß in meiner Hand. Uebrigens habe ich immer eine gewisse Scheu, vollständige Urkunden ohne vorherige Anfrage bekannt zu machen, weil ich auch hierin keinen Eingriff in fremdes Eigenthum mir erlauben möchte. Finden Sie diese Aengstlichkeit übertrieben und glauben Sie, in Zürich werde niemand der Bekanntmachung im Geschichtforscher zürnen: nun, so drucken Sie den Brief in Gottes Namen ab! Gern würde ich dann

freilich sehen, wenn bemerkt würde, daß ich aus dem Zusammenhange sämmtlicher einschlagender Zeitereignisse, so wie aus dem Briefe selber, die Entdeckung machte, noch bevor ich das Pergamen einsehen konnte. Ein Anderes ist aber, ob ich einen Commentar dazu schreiben werde.

Wollte ich bloß Kritiker und nicht zugleich Geschichtschreiber sein, d. h. müßte ich nicht mit meiner Zeit, die mir neben den Berufsgeschäften übrigt, so außerordentlich geizen, gewiß mit allen Freuden sollten Sie einen umständlichen Commentar erhalten. Aber dazu bedürfte es Weile. [1]) Sie wissen, daß ich die Entstehung der Eidgenossenschaft überhaupt und insbesondere den Zustand der 3 Länder, mit ganz andern Augen ansehe, als man es bisher zu thun gewöhnt war.

Zu den Gründen, welche für die Königin Agnes sprechen, müssen noch hinzugezählt werden: 1) ihr ganzes Leben; 2) sie kommt in keiner Urkunde aus der Zeit der Blutrache vor, wohl aber Elisabeth ihre Mutter; 3) auch gedenkt keine ältere Chronik der Königin Agnes; 4) überhaupt wird die Blutrache in den alten Chroniken nirgends getadelt; 5) die Blutrache war kein Vertilgungskrieg, sondern zur eigenen Vertheidigung und was geschah, geschah mit Recht; daher sie weit übertrieben wird, wofür gewiß Beweise zu geben sind. Damit werden denn auch Königin Elisabeth und die Herzoge gerechtfertigt.

Ueber Rohrbach hat S. Urban frühere Briefe, wonach dieser Hof ein Eigenthum St. Gallens war, das Dietrich von Rüti zu Lehen trug, aber bald nach der Blutrache — er hatte Anna von der Balm zur Ehe! — an die Brüder Ulrich (des Matthias Vater) und Heinrich von Signou abtreten mußte. Darum fragte ich.

Der Liber Heremi ist mir noch nicht zu Gesichte gekommen.

Für die Anzeige über neue Telliana des jungen Hrn. von Mülinen danke ich; ich werde daran denken.

Herr Probst erwiedert herzlich Ihre freundschaftlichen Erinnerungen; er ist etwas unwohl, doch nicht von Bedeutung; er litt früher ziemlich an Ansetzung der Brustwassersucht: der Arzt wollte eine Gemahnung wahrnehmen, doch macht er es durchaus unbedenklich. Uebrigens wird Herr Probst in einigen Monaten 66 Jahre alt.

Hrn. A. Pfyffer habe ich noch nicht gesehen; denn mit Ausnahme meiner Lectionen habe ich heute von Morgen 8 Uhr bis jetzt Abends 9 Uhr an diesem Briefe geschrieben. Ich habe eine so unglückliche Hand; das Blatt will nie voll werden, und ungefüllt glaube ich es nicht abschicken zu dürfen.

Doch jetzt habe ich Ihren Brief in allen seinen Puncten beantwortet; und es bleibt mir nichts übrig, als mich und die Meinigen

[1]) Die folgende Stelle siehe S. 133 f.

Ihnen und Ihrer verehrten Familie bestens zu empfehlen. Ganz der Ihrige —

Kopp, Professor.

b.

Lucern, am 27. April 1834.

Hochverehrter Herr und Freund!

Das Necrologium in Wettingen hat:

iij Nonas Sept. (3. Herbstm.) **Anno Dni m⁰ cc⁰ lxiij θ (obiit) *Her*mannus (sic) Comes Junior de Kiburg et Anna vxor eius de quo habuimus quinque mansus.**

v Kl' Dec. (27. Winterm.) **Anno Dni m⁰ cc⁰ lxiiij θ Comes Hartmannus Senior de Kiburg de quo habemus v. mansus.**

Vorausgesetzt, daß die Angaben dieses Todtenbuches richtig sind, so sind sie auch bei Tschudi richtig. Nicht gerade hierin, wohl aber habe ich Ursache, an folgender Angabe zu zweifeln:

xj Kl' Febr. (22. Jänner). **Anno Dni m⁰ ccc⁰ xiiij** (also 1314) **θ R. comes de Habspurg qui iussit se de monte Pessulano deduci ad nostrum Moñ.**

Tschudi kannte diese Angabe ebenfalls und nahm sie als richtig an; allein er hat auch eine Urkunde von Rudolf, Grafen von Habsburg, unter dem ganz richtigen Datum vom 12. März 1314. Dieses veranlaßte ihn, zwei Rudolfe anzunehmen, Vater und Sohn, und er läßt dann den Sohn, um seiner los zu werden, bei Morgarten mir nichts dir nichts erschlagen werden. Schon Herrgott glaubte aus seinen Urkunden zeigen zu können, daß es nur einen Rudolf gegeben habe. Aber was wird dann aus der Wettinger Angabe?

Müller will durchaus, daß Tschudi Recht behalte. „Von Rudolf, „Grafen von Lauffenburg weiß ich wohl, daß **Herrg.** ihn in den Ur„kunden vergeblich gesucht; aber es ist hierauf mehr als eine Antwort: „ja verschiedene Verhandlungen des J. 1315, deren Urkunden der Pater „Marquard giebt, scheinen durch das frühe Schicksal des jungen Grafen „(dessen Erbtheil zu Lauffenburg, wie seines Bruders zu Rapp. war) „einige Erläuterung zu erhalten.“

Ausg. 1786: Bnd. II, S. 28, Anm. 97.

Allein gerade diese Urkunden, welche Tschudi nicht kannte, sprechen wider ihn und wider Müller, welch' Letzterer gut gethan hätte, wenn er von den vielen Antworten, die er geben zu können sich Miene gibt, wenigstens auch Eine zum Besten gegeben hätte. Wie nun helfen? Das Irrige bei Tschudi und Müller seh' ich wohl; aber mit der

Wettinger Angabe bin ich noch nicht fertig. Sollten Sie hiefür Rath wissen, theilen Sie ihn, oder auch nur Ihre Gedanken, Zweifel, gefälligst mit.

Daß Eschenbach und Wädischwyl gleiches Geschlecht sei, sagt Müller ebendaselbst II, 14, Anm. 40. — Ich erinnere mich, daß Hr. von Mülinen einmal fragte, wo er doch diese Behauptung her habe. Ich weiß es eben nicht; doch fand ich neulich bei Tschudi ad a. 1218, daß er Walthern von Eschenbach auch einen Freiherrn von Wädischwyl nennt. Da dieses Datum Bern selbst angeht, so möchten Sie vielleicht bei Ihnen das Nähere finden.

Meinen Sie mit Herrgotts No. 279 b etwa die Kiburger Urkunde vom 25. Mai 1223? Da ich Herrgott nicht gerade vor mir habe, so kann ich es nicht beurtheilen; auch nicht, ob sie (wie ich aus Ihren Worten schließen muß) nur unvollständig abgedruckt ist. Sie steht übrigens auch bei **Neugart** II, 147—151.

Allerdings betrifft sie die Kastvogtei, aber nur inwiefern die Grafen sich Uebergriffe erlaubten; darum werden nur darin die vertragsmäßigen Rechte der **Advocati** erläutert und ausdrücklich angesetzt: es sind übrigens die nämlichen, wie sie der Oest. Urbar aufzählt.

Ad Vocem Oest. Urbar: hat nicht Hr. Altschultheiß von Mülinen eine Abschrift, aber eine getreue? in der hiesigen sind, nebst Fehlern, auch Unvollständigkeiten: und wo liegt das Original? in Bern? oder in Straßburg?

Ueber die Richenza thut es mir leid, nicht mehr sagen zu können; ich habe in Balthasars Collectaneen nachgesehen, der eine Stammtafel hat, aber von ihrem Manne eben auch nichts weiß.

Für die Eschenbacher Urkunde danke ich recht sehr; der Streit ist nun für 1306 mit doppelten Gründen entschieden. Nur erlaube ich mir noch einige Fragen:

1). heißt das „*an̄* alienationem" wirklich *ante*, wie es scheint?
2). wer ist der Käufer? doch wohl Oesterreich? und in diesem Falle ist der Kaufbrief nicht im Berner Archive, da ja die spätern Versatzbriefe Oest.'s auch darin sind?
3). Warum sagt Walther dominiorum et bonorum *meorum?* warum ist von Mangold hiebei keine Rede?

Die Urkunde Königs Rudolf vom 19. April 1283 über die Reichslehen der Bubenberge datirt Lüthy in s. Sol. WBlatte Jhrgg. 1828, S. 398, **in Castris ante Paterniacum**, und zieht Folgerungen daraus für Rudolfs zweiten Feldzug in die Waadt. Hr. von Mülinen hingegen in seinen Habsburger Urkunden-Notizen hat, mit **Gerbert: in Castris ante Porentrut** gelesen. Sollten Sie gelegentlich auf die Urschrift stoßen, so bitte ich um den Entscheid, welche der beiden Angaben die richtige sei.

Müller (Ausg. 1786, Bnd. I, S. 515, Anm. 151) führt die

Einweihungs-Urkunde der Kirche Lausanne 1275 an. Ist diese Urkunde gedruckt? und wo? und wenn nicht, könnten Sie mir nicht dazu verhelfen? hat sie Canonicus Fontaine in seiner Abhandlung nicht?

Lassen Sie ferner Ihnen empfohlen sein

Ihren ergebenen Diener und Freund

Kopp, Professor.

21.

(Zu S. 142.)

München, den 3. September 1835.

Herr Kopp, Professor der Philologie am Lyceum zu Luzern, vor 20 Jahren mein Privatlehrer im Griechischen, und seither als tüchtiger Mann in seinem und dem Geschichtsfache bekannt, will auf der Rückreise von hier nach Wien über Stuttgart, um im Staatsarchive nach Schweizer-Urkunden im weitesten Sinne zu forschen. Er hat bereits ein sehr werthvolles Urkundenbuch als Probe höherer Geschichtsforschung herausgegeben, und wird eine Schweizer-Geschichte schreiben, welche die bisherigen Local-Schranken übersteigen und rücksichtslos allgemeinere Gesichtspunkte auffassen soll. Von der ausgezeichneten Güte der Vorstände des Königl. Archives aus eigener Erfahrung überzeugt, erlaube ich mir diesen alten hier gefundenen Freund und Lehrer Ihnen bestens zu empfehlen, zu welchem Behufe diese Zeilen den Weg über Wien nach Stuttgart machen werden.

Ich war in Kreuth, und bleibe noch einige Tage hier, um auf der Bibliothek ein wenig zu schwabenspiegelisiren. 23 Mpte. beschäftigen mich hinreichend, aber darunter keine sehr alte, nach Schrift, aber nach Text.

Herrn Cooper sende ich von hier für die H. H. Recorders eine gute Dissertation de Cadualla Rege (anglo) Saxonico von Schwarz.

Sie bestens grüßend und Herrn Archivar Lotter mich und Herrn Kopp angelegenst empfehlend geharret hochachtungsvollst

Ihr ergebenster

Fried. v. Laßberg.

22.

(Zu S. 142.)

Ew. Wohlgeboren

haben jedem Oesterreicher und vorzüglich jedem österreichischen Geschichtsforscher eine wahre Herzensfreude verursacht durch Ihr Urkundenbuch; aber darf ich es sagen, noch mehr durch Ihr Vorwort. Also ist doch endlich ein Schweizer aufgetreten, der dem Hause Habsburg Ge-

rechtigkeit wiederfahren läßt und Tschudi's und seines pittoresken Nachschreibers Parteywuth aufdeckt! Ich bin mehr als jeder andere interessirt mit Ew. Wohlgeboren in näheres Verhältniß zu treten, denn ich schreibe seit Jahren eine Geschichte des Hauses Habsburg und hoffe ein brauchbares Werk um so eher liefern zu können als ich von Seiten meines kaiserlichen Herrn auf das Außerordentlichste unterstützt werde. So sind alle Archive, alles, das Geheimste, ist mir eröffnet. Ich ersuche daher Ew. Wohlgeboren mir alle wissenschaftlichen Fragen ohne Scheu machen zu wollen, ich werde mir in wenigen Tagen die Erlaubniß erwirken, sie Ihnen belegt zu beantworten. Durch Vermittlung des päpstlichen R. Nuntius wird auch das k. geh. Archiv ermächtigt werden, Ihre frühern an den 2. Archivar, Chorherrn Chmel gestellten Fragen zu beantworten. Ich habe die zwei Briefe, welche Sie an diesen sandten, gelesen und kann vor der Hand nur sagen, daß Albrecht nie von Adolf belehnt wurde, daher auch keine Urkunde im Archiv sein kann.

Nun gestatten Sie mir einige Fragen, verehrter Herr Collega!

1. Wann erscheint der erste Band Ihrer Geschichte?

2. Sind für die Habsburger bis 1350 merkwürdige Urkunden Ihnen vor Augen gekommen, welche weder schon abgedruckt, noch von Ihnen selbst benutzt wurden?

3. Sind, wenn ja, darunter auch welche vor 1291?

4. Verlohnen sich die befindlichen der Mühe, daß ich nach der Schweiz eigends deshalb reise?

Ad 2 muß ich bemerken, daß es wohl denkbar sein dürfte, daß eine Geschichte der eidgenössischen **Bünde** Urkunden zurückweisen müßte, welche den Geschichtschreiber der Habsburger interessiren.

5. Wissen Sie von Archiven oder Sammlungen, die Ihnen verschlossen blieben, die aber für meinen Zweck wichtig wären, einzusehen?

Dies wären meine ergebensten Anfragen. Ich bitte sehr um Entschuldigung als ganz Fremder so frei zu sein mich direct an Ew. Wohlgeboren zu wenden — der Zweck entschuldigt wohl am Ersten. Wahrheit ist und soll dem Geschichtsschreiber Zweck und Mittel sein — Wahrheit ist der Befehl und Wunsch des Kaisers, der, ein edler Herr, jedes Lob, den entferntesten Ahnherrn unverdient gespendet, als Beleidigung aufnehmen würde.

In Erwartung einer baldigen gefälligen Antwort verbleibe ich hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren

ergebener Diener

Em. Fürst Lichnowsky.

Wien, 6. September 1835.

23.

(Zu S. 142.)

Kopp an Chmel.[1])

Lucern, am 31. März 1838.

Hochwürdiger Herr!
Hochverehrter Herr und Freund!

Indem ich Ihnen mein, an Sie gerichtetes, Schreiben vom 15. Mai 1836 beilege, so erlaube ich mir gegenwärtiges mit dem zu beginnen, was jenes als letztes besprach. Die drei dort erwähnten Briefe giengen nicht ab, weil gerade, als ich sie geschlossen hatte, ein ganz kurzes Schreiben des Herrn Fürsten vom 7. Mai 1836 eintraf; worin er auf mein früheres nicht eigentlich eine Antwort gibt, dagegen aber die Zusendung des ersten Bandes verspricht. Diesen wollte ich abwarten, und erhielt ihn wirklich am 10. Augustm.; vorher aber noch ein Paar Zeilen vom 20. Heum (Juli), mit der Bitte „um eine scharfe Kritik." Darauf antwortete ich unter dem 12. Herbstm. (Sept.) dahin: Ich erkenne gebührend, daß viel Vortreffliches in dem Bande enthalten sei, glaube aber auch Manches darin rügen zu müssen; liebe der Herr Fürst den Ruhm, so ich auch, und darum werde ich keine Kritik brieflich, sondern öffentlich geben. Ich dachte damals dieses in meinem zweiten Urkunden-Bändchen zu thun, aber da die Wuth unserer Tagesblätter gegen das erste Buch noch nicht aufgehört hat, so unterließ ich es, um so lieber, weil ich die Zeit zum Ausarbeiten benutzen wollte. Auf meinen Brief antwortete der Herr Fürst nicht mehr; es sei denn, daß Band II, S. 304, Anm. 15 eine Antwort sein soll.

Leider hat er meine Urkunde viel zu flüchtig gelesen, und mich vielfältig mißverstanden, was selbst Leo nicht ganz vermieden hat. Ich bin auf L i c h n o w s k y's dritten Band sehr gespannt, erwarte aber arge Verstöße, könnte ich ihm rathen, so wäre es, sich über die vordern Lande möglichst kurz zu fassen, und einfach zu erzählen: aber sein unendliches Reden schadet ihm an Gründlichkeit ungemein. Ich bekenne, daß der Gesammteindruck seines zweiten Bandes auf mich ein sehr ungünstiger ist, er steht weit unter dem ersten. Seit wann hat Herr Fürst sich einreden lassen, den Herzog und König Albrecht so in's Schwarze zu malen? ich begreife es nicht Wohl glaube ich zu sehen, w a s ihn dazu gebracht hat; aber ich kann mir nicht denken w a r u m er sich dazu hat bringen lassen. Er dachte wohl eine u n b e f a n g e n e Würdigung Albrechts zu geben, aber er gibt von Anfang bis zu Ende eine studirte Anklage desselben: woher dieses? Er führt wohl viele Quellen an, aber offenbar hat er nicht alle gelesen, und die gelesenen oftmals so eilig, daß ihm Triftiges entging; wer möchte doch eine

[1]) Die Briefe an Chmel sind theils aus dem Concept, theils aus den Originalien, wofür wir den Dank Sr. Gnaden dem HH. Prälaten Dr. Jod. Stülz in St. Florian schulden.

poetische Chronik zum Hauptführer wählen, selbst da wo sie durch Urkunden widerlegt wird! Doch ich will hier nicht in's Einzelne eingehen; ich müßte wohl mehrere Bogen füllen.

Mit der Anordnung seines Werkes bin ich übrigens wohl einverstanden, zuerst den Text zu geben, dann die Belege, die Quellenangabe, die Regesten und Urkunden; wiewohl ich mich an diese Ordnung nicht ganz halten werde, doch das thut nichts zur Sache. Was aber Wesentliches ist, und ich rügen zu müssen glaube, ist dieses: Lichnowsky's Darstellung ist weder Geschichte noch Chronik, sondern bald dieses bald jenes, und statt ein Ganzes, das es sein soll, ist es in viele unorganische einzelne Theile zerstreut; mit einem Worte, man fühlt, daß die Kunst der Composition zu wenig Berücksichtigung gefunden hat: so schon im Rudolf, so in Albrecht. Es ist alles so eilig gearbeitet! Zweitens sieht man, daß, wenn der Herr Fürst das Reich unter den Königen Rudolf und Albrecht schildert, er dieses nur thut, weil sie Habsburger sind; sobald es aber der Nassauer hat, wird nicht einmal eine erschöpfende Uebersicht der Reichszustände gegeben: daraus entsteht ein doppelter Nachtheil, daß das Werk nicht einen allgemeinen Grundtypus bekommen hat, und dann daß, wenn Lichnowsky den König Adolf studirt und dargestellt hätte, er wohl Manches anders angeschaut haben würde. Doch tadeln ist leichter als besser machen!

Ich meines Theils huldige fortwährend der Ansicht, welche Sie gegen den Herrn Fürsten vertheidigten, daß der Historiker, statt selber zu reden, die Sachen sprechen lasse; wird die Darstellung dadurch auch etwas trocken, so weiß der Leser doch was er hat, und für den Verfasser sind die Vortheile manigfaltig. Wie bald ist man mit einem Urtheile, mit einer Erklärung bei der Hand die man später zurückzunehmen genöthigt ist! Es kommt noch Subjectives genug in ein Werk, wenn man auch den ernsten Willen hat, objectiv zu bleiben; dieses wird leider auch mir begegnen.

Bei mir, in den wenigen Mußestunden, geht die Arbeit etwas langsam vorwärts; doch bin ich keineswegs müssig. Mein König Rudolf (1273—1291) ist fertig; auch das Zwischenreich und König Adolf (1291—1298) liegen hinter mir; nun ist seit einigen Wochen König Albrecht (1298—1308) in der Arbeit. Den hoffe ich diesen Sommer zu vollenden. Doch wird nichts gedruckt werden, bis ich nach dem Vorworte meiner Urkunden beim Jahr 1336 angelangt bin. Ich werde vielfältig breit und denke es sei besser mehr Stoff zu geben als weniger; dann dürften zwei Bände mit oder nach einander erscheinen. Die Urtheile, die ich dann gebe, werden die Darstellung nicht aufhalten. Also noch ein paar Jahre Gesundheit, und so Gott will! dann in die Welt hinaus.

Mit Wehmuth habe ich in der Allg. Zeitung die Nachricht von Buchholz's Tode gelesen! Dagegen war es mir sehr erfreulich, Böhmer und Pertz kennen zu lernen; sie waren letzten Sommer hier. Was leben denn Sie? und Ihre Geschichte? o könnte ich ein paar Stunden nur zu Ihnen hinfliegen, um so Vieles zu fragen, zu sagen! Was macht Hr. Hofrath Knechtl? was Hr. Kaltenbäck? Ihnen allen wünsche und biete ich das Beste, was ich habe!

Da ich nicht wissen kann, ob Sie noch die frühere Wohnung inne haben, so bekommen Sie diesen Brief durch ein Züricher Handlungshaus. Beehren Sie mich mit ein paar Zeilen und erlauben Sie dann, daß ich regelmäßig einen Briefwechsel mit Ihnen unterhalten darf; es ist so trostlos, sich an Niemand wenden, sich bei keiner Seele Rathes erholen zu können!

Ich lege angebogen einige Fragen und Wünsche bei, die ich Sie dringend bitte mir berichtigen und beantworten zu wollen! Hätten Sie mich nicht mit Ihrer Freundschaft beehrt, so getraute ich mir nicht vor Ihnen zu erscheinen; denn in diesem Falle käme mir Alles unbescheiden vor, um welches ich Sie bemühen möchte. Lassen Sie nicht unerhört, Hochwürdiger Herr! Hochverehrter Herr und Freund!

Ihren ganz ergebenen Diener und Freund
Kopp, Professor.

24.

(Zu S. 144.)

a) Hottinger an Kopp.

Zürich, 5. März 1838.

Hochzuverehrender Herr Professor!

Schon früher würde ich Ihr geehrtes Schreiben vom 8. Januar beantwortet haben; aber von Tage zu Tage gewärtigte ich die Erscheinung des dritten Heftes des Museums, die von der Verlagshandlung bestimmt auf Anfang des Jahres verheißen war und das ich Ihnen beilegen wollte. Endlich kann ich es Ihnen übersenden mit der erneuerten Zusicherung, daß wenn auch Sie sich veranlaßt sehen sollten, dieser Zeitschrift gelegentlich einen Beitrag zukommen zu lassen, derselbe herzlich willkommen sein soll. Für ein bescheidenes Benehmen des Hrn. Häusler, falls Sie auf seinen Aufsatz dabei Rücksicht nehmen würden, wollte ich wohl einstehen. Unterdessen ehre ich auch Ihr einstweiliges Vorhaben, die Zeit nicht an einer Polemik zu zersplittern, an deren Stelle weit zweckmäßiger und rechtfertigender Ihr Werk selbst sprechen kann. Möge auf Ihrer Arbeit das beste Gedeihen ruhen!

Ich bin seit einiger Zeit mit einer ebenfalls für's Museum bestimmten Arbeit über den alten Zürichkrieg beschäftigt, weniger einer Geschichte desselben, (denn ich halte diesen Abschnitt Müllers für einen seiner besten,) als vielmehr einer Untersuchung über die damalige Stellung und Politik meiner Vaterstadt, das Spiel der Parteien in derselben und überhaupt die Vorgänge im Innern. Ich habe darüber in unserm Archive verschiedenes Interessante und durchaus neue gefunden. Auch hier werde ich in einigen Punkten von Tschudis Ansichten abgehen, obwohl er mir im Ganzen in Darstellung dieser Periode genauer erscheint, als in derjenigen der frühern Brunischen. Hin und wieder stieg schon bei mir der Gedanke auf: Stimmt auch dasjenige, was wir als Tschudis Chronik gedruckt besitzen, genau mit seinem eigenhändigen Manuscripte überein? Iselin behauptet es; allein Sie kennen auch die Bemerkung von Fuchs in dessen Leben Tschudis, zufolge welcher der ehemalige Besitzer der Urschrift geäußert haben soll, in der Basler Ausgabe sei von Anfang bis auf den ersten eidgenössischen Bund ungefähr ein halber Foliant weggelassen und im Fortgange selbst weiche der Druck von der Urschrift gar sehr ab, so daß das Werk sich nicht gleich sehe. Ueberhaupt sei Alles, was von 1000—1370 handelt, im Gedruckten gar nicht Tschudis Arbeit und seiner auch nicht würdig. Umsonst trachtete ich seit einiger Zeit, um hierüber auf's Klare zu kommen, jene Urschrift zu sehen oder zu erfahren, wo sie sich finde? In Zürich, wo sie nach Fuchs sein soll, ist sie nicht, weder im Staatsarchiv, noch auf der öffentlichen Bibliothek; auch in Basel will man auf meinerseits eingezogene Erkundigungen hin nichts davon wissen. Räthselhaft ist Iselins Aeußerung in seiner Vorrede zum gedruckten Tschudi, das Autographon sei an einem sichern Ort verwahrt. Warum bezeichnet er diesen Ort nicht? Immer bleibt hier noch etwas Dunkles, welches unser Urtheil über Tschudi erschwert.

Sehr wird es mich freuen, neben Anderm auch über diesen Gegenstand mit Ihnen sprechen zu können, wenn, wie Sie hoffen lassen, es Ihnen möglich sein wird, auf Ostern nach Zürich zu kommen. Unterdessen versichere ich Sie meiner fortdauernden aufrichtigen Hochachtung als Ihr stets ergebener **J. Hottinger,** Professor.

b) Kopp an Hottinger.[1]

Lucern, am 14. März 1838.

Hochverehrter Herr Professor!

Fürwahr Sie beschämen mich durch die freundliche Gabe, die Sie mir am 5. letzthin übersandt haben, während ich kaum im Stande sein

[1] Die Briefe Kopps an seine Freunde in Zürich verdanken wir der gefälligen Vermittlung Herrn Junker Professor Dr. Georgs v. Wyß.

werde, Ihnen etwas dagegen thun zu können. Nicht daß ich es nicht gar sehr wünschte; aber die geringe Rührigkeit, die mir eigen ist, steht fortwährend nur auf Eines gerichtet, und die wenigen Mußestunden erlauben mir kaum da nachzukommen.

Zudem, wie Sie wissen, ist mein Geschichtforschen nicht angewiesener Beruf, sondern nur Liebhaberei; wahrscheinlich wenn nicht zwischen 1825 und heuer das Jahr 1832, das fünfhundertste des Lucerner Bundes, gelegen wäre, ich hätte niemals Urkunden nachgespürt und durch den ersten Fund gereizt schwerlich mein Stöbern über unsere Gauen hinaus ins Reich gereckt. Freilich war Thucydides schon frühe mein liebster Schriftsteller und ist es noch; aber darum wäre mir doch nie eingefallen, selber Geschichte schreiben zu wollen.

Was Sie aber nicht wissen und gut daran thun, ist das, daß mich eine frühe Liebe zur griechischen Sprache zum Philologen machte — dieses Wort im bescheidensten Sinne genommen; denn mir sind die Wortklaubereien und Sylbenstecherkünste (und wenn sie ein Hermann in der Antigone bis zur Langweiligkeit fein treibt!) in der innersten Seele zuwider. Was ich an den Alten liebe und bewundere, und woran es uns Teutschen noch sehr gebricht, ist der Reiz des Schönen, die Vollendung des Wohllautes, das richtige Maß zwischen Inhalt und Form; das Einzelne überlasse ich gern Andern, ich will nur den Genuß, das Wohlthuende im Anschauen des Gelungenen und die Ermunterung zu ähnlichen Versuchen.

Dieses bei mir vorwaltende Gefühl ist wohl auch die Ursache, warum ich Jahre lang der dramatischen Muße nachgieng und jeden Augenblick zu dieser alten Liebe zurückkehren könnte, wenn mich nicht jetzt unsere Bünde verstrickt hätten. Ich schreibe Ihnen von diesem Zeuge nur darum, damit Sie sehen, daß ich weder zum gründlichen Philologen noch zum vielseitigen Historiker geboren bin; Geschichte bin ich nie gelehrt worden und habe Sie niemals gelehrt, und was ich nothdürftig weiß, sind mühsam zusammengelesene Bruchstücke. **I nunc, et versus tecum meditare canores!**

Um so mehr freut es mich, daß Sie wieder rüstig an der Geschichte sitzen und Neues und Gediegenes zu Tage fördern werden. Sie haben sich in Bezug auf den alten Züricher Krieg ein schönes Ziel gesetzt. Ich hatte mir einmal die Möglichkeit gedacht, diesen Krieg so darstellen zu können, wie Thucydides den peloponnesischen: in der Darstellung der Ereignisse einfach, schmucklos, ernst und gewichtig; die Beweggründe in wohlangebrachten Reden der Führer, in welchem (wie bei Ihm) auch für uns die Summe aller republicanischen Staatsweisheit dargelegt würden. Wäre ich jünger, ich hätte die Aufgabe gewagt (denn in unserer gährenden Zeit wären die Reden nichts Ueberflüssiges — freilich nicht Reden wie Redings, Bruns, Montforts, die nur im Sinne Müllers wahr sind), dazu aber bedürfte es der Kenntniß des Innern,

und daß Sie dieses an's Licht bringen wollen, ist es eben, was mich voraus anspricht.

Auch die Untersuchung über Tschudi ist eines Historikers würdig; mögen Sie die Spur der Urschrift auffinden! Es wäre auch (dächte ich) nicht unverdienstlich, wenn ein jüngerer Forscher, den noch kein besonderer Gegenstand einseitig in Beschlag genommen hätte, die Quellen überall nachzuweisen suchte; z. B. Die Casus monasteri S. Galli, Justinger, Etterlin, Fründ u. s. w. Auch dieses dürfte das Urtheil über ihn berichtigen.

Verzeihen Sie das Geschreibsel und bleiben Sie ferner gewogen

Ihrem ganz ergebenen

Kopp, Professor.

25. [1]

(Zu Seite 148.)

Lucern, am 7. Weinmonat, October 1837.

Ew. Wohlgeboren

verehrliches Schreiben vom 6. Augustmonats abhin habe ich am 4. d. empfangen, und mich an dem lieben schönen Geschenke nicht satt sehen können; halten Sie hiefür meinen und der Bibliothek verbindlichsten Dank genehm! Ihr gnädiges Geschenk werde ich der hiesigen Cantonsbibliothek, da diese einem größern Wirkungskreise bestimmt ist als die Bürgerbibliothek, nebst Fichard in Ihrem Namen übergeben, sobald die Commission, deren Mitglied ich bin, sich ordentlich versammelt; sie wird ohne Zweifel mit beiden Händen darnach greifen und Ihren Namen in das Verhandlungsprotokoll und in das Schenkungsbuch unter ehrenvoller Meldung eintragen, um so mehr da ein anderes Mitglied, Adolf von Hertenstein, seine Jugendbildung in Frankfurt erhalten hat. Was dann die Auslagen betrifft, die nur auf fr. 18 gestiegen sind, darüber mögen Sie sich gänzlich beruhigen!

Es war mir sehr angenehm zu hören, daß Sie mit Ordnung Ihrer reichen Ausbeute ernstlich beschäftigt sind, und daß zu hoffen steht, daß die Herausgabe sich nicht zu lange verzögern werde; ich besonders fühle mich dabei betheiligt, da ich diesen neuen Reichthum zu kennen wünsche, bevor ich eine Zeile meiner Arbeit erscheinen lasse, in welcher jetzt noch eine Menge Irrthümer stehen müssen. Eben so lüstern bin ich nach dem Band IV der Mon. Ger., der erschienen ist, und nach dem Band V, der bald unter die Presse kommen wird; Herr Archivrath Dr. Pertz, der vor einigen Wochen einen halben Tag hier zubrachte,

[1]) Wir haben die Mittheilung der Briefe Kopps an Böhmer der Güte des Herrn Geistl. Rath Prof. Dr. Joh. Janssen in Frankfurt zu verdanken.

und mir vergönnte in seiner Gesellschaft einige sehr lehrreiche Stunden zuzubringen, hat nur bestätigt was Sie kurz vorher mich von diesen Bänden Großes erwarten ließen; leider ist der vierte Band noch immer nicht an unsere Bibliothek eingegangen! Wenn Sie an Herrn Pertz schreiben, wollen Sie gefälligst auch meiner bei ihm in Freundschaft gedenken? Wenn ich mir auch neben Ihnen Beiden nur als ein armer Wicht vorkomme in dem All der Geschichte, dessen Sie Meister sind, so finde ich mich um so mehr geschmeichelt, daß Sie die niedrige Thüre eines mindestens wißbegierigen Jüngers nicht vorübergehen wollten.

Was nun mich selbst betrifft, empfangen Sie zuförderst meinen aufrichtigen Dank für die gegebenen Aufschlüsse, und für die große Mühe, die Sie genommen haben, sich zum Abschreiber für mich herzugeben. Die kleine Schrift von Geissel besitze ich bereits seit einem halben Jahre, und sie wird nicht ungewürdigt von mir bleiben; auch das Chron. Sindelfing. habe ich vor ein Paar Wochen aus Tübingen erhalten. Die fragliche Stelle, die Sie auszuziehen die Güte hatten, hat mich gar wohl gefreut, und mir einen neuen Gesichtspunkt gezeigt, der nun hoffentlich durch die römischen Urkunden des Königs Albrecht vollkommen klar werden wird oder bereits geworden ist, da, wie mich Herr Pertz versicherte, Lichnowsky's zweiter Band mit diesen Urkunden erschienen ist. Ich habe sogleich diesen Band bestellt, natürlich aber noch nicht erhalten können; sollte es übrigens, statt eines wirklichen zweiten Bandes, nur die zweite Auflage des ersten sein, so bitte ich Sie diesen Umstand mit zwei Worten zu beleuchten, wenn Sie mich einer Antwort würdigen, worum ich bitte, und falls ich also den zweiten Band nicht erhalten könnte.

Da nun, (wie Herr Dr. Pertz sagte) König Albrecht selbst seine Huldigung an Adolf eingesteht, und somit hierüber kein Zweifel mehr obwalten kann, wohl aber (mindestens bei mir) über die Art und Weise der Huldigung; so wird es nun auch mit den Willebriefen für Hessen seine volle Richtigkeit haben. Die Worte Estor's (S. 132): **Sufficiat antistitis Moguntiaci adulisse diploma, quoniam ceterorum electorum instrumenta, hac de caussa edita, unius eiusdemque sunt argumenti,** werden nun durch die verdankenswerthe Mittheilung des Herrn Archivars Landau durchaus bestätigt. Nur eine Aengstlichkeit hätte ich noch zu beseitigen gewünscht, was in den Worten Estors und Landaus **implicite** schon geschehen sein mag; immerhin aber der ausdrücklichen Erwähnung vollkommen würdig ist. Nämlich da Gerhard zu Frankfurt am zehenten Mai seine Einwilligung gibt, sind die Briefe der übrigen Kurfürsten ebenfalls aus Frankfurt und vom zehenten Mai? Diese Lösung ist (dünkt mich) sehr wesentlich die Stellung des Pfalzgrafen Ludwig zu erklären; freilich ist er, nach Ihrem eigenen Urkundenbuche S. 264, noch am 19. Mai in Frankfurt, und dieser Umstand scheint auch für die Annahme des

10. zu sprechen. Gleichwohl wenn ich nicht besorgte, Ihnen und Herrn Landau damit überlästig zu werden, so möchte ich nochmals recht sehr gebethen haben um die nochmalige Vergleichung und Erwahrung des vollständigen Datums aller Willebriefe. Zudem erlaube ich mir die Bitte um Ihren Aufschluß über die beiden Markgrafen von Brandenburg; ist der Otto quondam Ottonis filius etwa der Kleine? und Otto de Landsberg vielleicht der Lange? oder ist es umgekehrt?

Ich bin die ganze Ferienzeit über in Lucern geblieben, um mit der Geschichte des Königs Rudolf möglichst weit vorzurücken; es gelang mir, damit an eben dem Tage fertig zu werden, an welchem ich Ihre schöne Sendung erhielt. Freilich ist es nur ein erster Wurf, und Manches muß nothwendig umgeschmolzen werden; das kann aber erst geschehen, wenn ich der Mon. Band IV zur Benützung habe. Immerhin, so unvollkommen und schlechtbegründet das Geschreibsel auch sein mag, der Muth wächst mir zur Fortsetzung, und ich werde, wenn ich erst wieder in meine Philologica bei Wiederbeginn unserer Schulen eingeschossen bin, etwa gegen Ende dieses Monats die Zeiten Adolfs und Albrechts zu schildern versuchen. Dazu wird mir Lichnowskys zweiter Band sehr erwünscht sein, um die Quellen kennen zu lernen, die er besser und neuer benützt haben mag als ich. Inzwischen raste ich von der Darstellung etwa drei Wochen aus, und lese, schreibe auch wohl Urkunden ab, die mir zukommen, und stehe im Begriffe noch für acht Tage einen kleinen Ausflug zu machen, um einige domestica einzuholen. — Sagen Sie mir doch gefälligst, aus welchem Hause der Erzbischof Engelbrecht von Cöln war, [1]) der Rudolfen wählte und krönte, und 1275 starb oder doch todt ist?

(Das Folgende ist Seite 198 abgedruckt.)

26.

(Zu S. 163.)

a.

Interlaken, den 26. July 1836.

Verehrtester Freund!

Hier folgt die Epistel nach Straßburg, die ich an Professor Schweighäuser zunächst, aber auch an seinen Schwager, H. Engelhart gerichtet habe, weil ich mit Ersterem vor kürzerer Zeit noch wegen römischen Antiquitäten in Verbindung stund. Professor Schweighäuser

---

[1]) Valkenburg (schrieb Böhmer hin).

wird Sie aber vielleicht nicht sehen, weil er sehr leidend, fast ganz gelähmt und ohne Gesicht ist, aber immer noch arbeitet. Seine Frau liest und schreibt ihm Alles. Sein Nervenübel hat ihn schon mit 50 Jahren in diesen Zustand versetzt. — Wollen Sie meinen Brief mit einer Karte hinsenden, und fragen lassen, wann Sie kommen können? H. Engelhart, Herausgeber des Ritters von Stauffenberg, altes Gedicht, wird Sie dann wohl empfangen. — Uebrigens hatte der alte Schweighäuser, Vater des Obigen, als Philolog einen Namen auch in Teutschland. Vergessen Sie im Hause nicht, daß Sie bei Protestanten sind, die in Straßburg den früheren beengten Verhältnisse wegen noch einen besondern Corporationsgeist haben. — Oestreich ist wahrscheinlich hiebei traditionel nicht sehr beliebt. — In Ihren Urkunden ist eine Stelle, die ich nicht sogleich wiederfinden kann, worin Sie König Rudolf von Habsburg zum Ruhm anrechnen, daß er bei Uebernahme einer Schirmvogtey sich verschrieben habe die Vogtey zu verlieren, wenn er das betreffende Kloster bedrücken sollte ꝛc. — Allein diese aus den Mißbräuchen der Vögte hervorgegangene Clausel war um jene Zeit ziemlich allgemein, daher gewiß stehende Formel, ohne besonderes Verdienst. — Ich bemerke dieses der Kritiker halber, von denen die Heidelberger sich besonders an dem König Albert gespendeten Lob alteriren.

Dahier laufe ich mehr als ich arbeite, der Molken halber. Ich werde wohl mit dem Schwabenspiegel nicht zum Abschluß kommen. Register, Concordanzen, Noten, Vergleichungen ꝛc. sind sehr zeitraubend. —

Herrn Probst Füglistaller die freundschaftlichsten Empfehlungen und wiederholten Dank für seine gütige Aufnahme. —

In der abzudruckenden Schwabenspiegel-Handschrift von 1287 kommen die nachstehenden alten Beugungen und Formen noch vor und ich möchte wohl durch des Herrn Probst Güte erfahren, bis zu welchen Jahren ungefähr dergleichen sich noch finden und ob sie nicht einer früheren Urschrift als 1287 angehören könnten. —

Mit aufrichtiger Freundschaft

Ihr

Fritz Laßberg.

b.

(Zu S. 163.)

F. v. Laßberg an Schweighäuser.

Interlaken, den 26. July 1836.

Professor Kopp aus Lucern, mein vieljähriger Freund, wünscht für seine Geschichte der eidgenössischen Bünde nach Quellen,

namentlich Urkunden zu forschen, und hofft in Beziehung auf das Haus Habsburg in Straßburg Mehreres zu finden. — Seine vorläufig herausgegebenen Urkunden zu dieser Geschichte, sammt den Erläuterungen dazu, haben die Anerkennung der ersten teutschen Litteratur-Blätter erhalten, theils wegen dem neuen Gesichtspunkte, von dem aus die geschichtlichen Thatsachen aufgefaßt sind, theils wegen der urkundlichen Nachweisung vieler selbst von Johann von Müller begangenen Irrthümer. —

Im Vertrauen auf Ihre und Ihres Herrn Schwagers, Herrn Engelharts Güte und Theilnahme an teutscher Geschichtsforschung erlaube ich mir, soweit es ohne Ihre Unbequemlichkeit geschehen kann, um gütige Anleitung für Herrn Kopp zu bitten, wie er seine Absicht in Straßburg ausführen könnte, und an wen sich hiefür zunächst zu wenden ist? —

Ich habe mich von Sigmaringen hieher nach Interlaken begeben, um von den Geschäften mich zu erholen und eine Molkenkur zu gebrauchen, was mir Anlaß gab, Herrn Kopp in Lucern zu besuchen. Sehr hätte ich gewünscht, ihn nach Straßburg begleiten zu können, woselbst ich unter Ihrer Anleitung so viel geschichtlich Merkwürdiges einzusehen Gelegenheit fände, besonders was teutsche Rechtsquellen betrifft, womit ich in meinen wenigen Freistunden mich beschäftige.

In den Würtenbergischen Jahrbüchern, letztes Heft, ist eine interessante Zusammenstellung und Erläuterung aller bis jetzt in Würtenberg gefundenen römischen Denkmäler, insbesondere Inscriptionen mit mehrfachen Uebersichten. Sie ist vom Professor und Bibliothekar Stälin in Stuttgart. Sollte das Heft Sie interessiren, so werde ich es mit Vergnügen übersenden.

Indem ich bitte, mich Herrn Engelhart angelegenst zu empfehlen, ersuche ich Sie um Nachsicht wegen der mir hiemit genommenen Freiheit, und geharre mit vollkommenster Hochachtung

Ihr gehorsamster Diener
Fried. von Laßberg aus Sigmaringen.

27.

(Zu S. 167.)

Trogen, den 21. 8b. 1839.

Hochzuverehrender Herr!

Es war meine Zuversicht zu Ihrer Ordnungsliebe, die mich veranlaßte, die Bücher für-Andere Ihnen beizupacken, da manchmal sonst sehr ehrenwerthe Männer nicht sehr genau sind, den Empfang der

Gegenstände, die man ihnen leihet, weder zu bescheinigen, noch sie zurückzusenden. Sollte Ihnen das bewußte porto nicht vergütet werden, so werde ich es Ihnen vergüten, hingegen Sie um die Erlaubniß bitten, durch Sie seiner Zeit meine Handschrift reclamiren zu machen, wenn sie mir nicht zurückgeschickt würde.

Das Exemplar der Mémoires ꝛc., welches ich gekauft und gelesen hatte, ist noch in Circulation bei einem Lesezirkel, den ich speise, daher sandte ich Ihnen das später erhaltene, noch nicht aufgeschnittene Exemplar, welches mein Freund Hr. Friedrich von Gingins die Güte hatte mir zu schenken.

Mein Ex. von Böhmers Regesten ist bei dem Buchbinder, daher ich es noch nicht geprüft habe. Ihr Urtheil darüber macht mich aber sehr begierig, es zu durchgehen. Ich kann nicht begreifen, warum Böhmer von den Karolingischen Regesten zu denen Ludwigs des Baier springt und die der Sächsischen und Schwäbischen Kaiser überspringt, da ich doch weiß, daß er die Urk. der Otonen sammelte und sich sehr freute, in Magdeburg so viele unbekannte aufgefunden zu haben.

Bei Vergleichung Ihrer werthvollen Arbeit über die schweizerischen Abschiede mit meiner Geschichte von Appenzell fand ich im ersten Theil der Geschichte p. 369: Erwähnung des Abschiedes zu Zug vom 1. Jl. 1411, welcher in der Abschiedesammlung zu Lucern sich vorfindet, wovon Sie nichts sagen.

Dieses ließ mich vermuthen, Sie haben sich ausschließlich an das Stadtbuch gehalten, und bewies mir, daß Sie vielleicht in der Abschiedensammlung noch andere Abschiede finden könnten, die nicht im Stadtbuch verzeichnet wären, worauf ich Sie möchte aufmerksam machen.

p. 417 ist ein Tag zu Zug erwähnt von Sommer 1419.
" " ein anderer Tag zu Lucern den 13. Septemb.
" 418 wieder ein " " auf St. Michael,
dann fehlt der Abschied vom 20. Brachmonat zu St. Gallen, sowie auch die zwei Tage zu St. Gallen, die in der Urkunden-Sammlung I, 2, S. 329 erwähnt sind. Diese alle fand ich nicht, da ich aber die Abschiedesammlung im Kloster zu St. Gallen nicht durchgesucht habe, so könnten sie sich vielleicht dort noch vorfinden.

Ich habe soeben von einem Freund aus Chur eine Urk.-Sammlung zur Einsicht erhalten, die scheint mit der diplomatischen Genauigkeit von den Originalen copirt zu sein, die ich übrigens dem Charakter und den Kenntnissen meines Freundes auch zuschreiben soll. Darin ist unter Andern eine Copie des Bundes zwischen den Herren und Gemeinden des obern Bundes von 1424, welche in der Orthographie beträchtlich von der Copie abweicht, welche bei Leu Art. Oberen Bund enthalten ist. Sollte es für Sie Werth haben, eine genaue Copie davon zu

erhalten, so bitte Sie, es mir in schneller Rückantwort zu melden, da ich diese Sammlung nicht zu lange behalten darf.

Empfangen Sie die erneuerte Versicherung der Hochachtung von

Ihrem ergebenen

Joh. Casp. Zellweger.

28.

(Zu S. 167.)

Zürich, den 7. Weinmonat 1839.

Hochgeachteter Herr!

Die ordentliche Tagsazung des Jahres 1839 hat mit großem Vergnügen von dem von Euer Wohlgeboren bearbeiteten ersten Heft einer amtlichen Sammlung älterer eidgenössischer Abschiede Kenntniß genommen; sie hat den eidgenössischen Vorort ermächtigt, diese wichtige und interessante Arbeit fortsezen zu lassen und denselben angewiesen, für die Bearbeitung des ersten Heftes denjenigen, die an dessen Bearbeitung Antheil genommen haben, den Dank der Tagsazung auf angemessene Weise zu bezeugen.

Indem wir Wohldenselben diesen Dank demnach aussprechen, haben wir zugleich das Vergnügen, Ihnen als Honorar die Summe von sieben hundert vierzig Franken zu überreichen.

Wollen sich Euer Wohlgeboren zugleich mit dem eidgenössischen Kanzler über die Fortsezung der so rühmlich begonnenen Arbeit in's Einverständniß sezen.

Uebrigens benuzen wir diesen Anlaß, Sie, Hochgeachteter Herr! unserer vollkommenen Hochachtung zu versichern.

Bürgermeister und Staatsrath des Kantons Zürich,
als eidgenössischer Vorort; in deren Namen,
Der Amtsbürgermeister:
J. J. Heß.
Der eidgenössische Kanzler:
Am Rhyn.

29.

(Zu S. 180 f.)

a) Lucerns Stellung zur Landschaft.

Der große Rath.

Was wir jetzt unter Verfassung verstehen, ein Ganzes von Grundsätzen und Bestimmungen über das öffentliche, politische (und religiöse), Leben des Staates, das hatte, wie andere Städte, auch Lucern lange nicht, und konnte es nicht haben. Was die Stadt Lucern zuerst besaß,

waren, unter der Oberherrlichkeit der Aebte von Murbach erworbene Vergünstigungen und Freiheiten, aus denen sich allmählig ein Herkommen und durch lange Uebung gleichsam Rechte bildeten; aber sie betrafen, natürlich nicht das Innere eines freien Gemeinwesens, sondern größtentheils, zu Sicherung Leibes und Gutes, das gesellschaftliche Zusammenleben unter den Bürgern und Gästen (oder Insaßen) Lucerns. So entstand durch Arnold von Rothenburg, Kastenvogt des Stifts auf dem Hof, und durch die Bürgerschaft der Stadt, schon im Jahre 1252, der erste geschworne Brief, auf welchen jährlich zweimal, an beiden Johannistagen, der Eid geleistet wurde. So unbedeutend veränderte sich in dieser Hinsich der Zustand Lucerns, daß, obwohl die Stadt von Murbach unter Oesterreich und hierauf in die Eidgenossenschaft getreten war, der erste geschworne Brief nach beinahe zwei Jahrhunderten, im J. 1434, erneuert wurde und nur sehr wenige Zusätze und Verbesserungen erhielt. Inzwischen bereitete sich eine andere Erscheinung vor. Durch der Stadt Lucern Beitritt zum Bunde der Eidgenossen zeigte sich im Keime die dereinstige Möglichkeit, unabhängig zu werden; darauf durch Oesterreichs Schwächung und allmähliges Verdrängen aus den vordern Landen erwachte mehr und mehr die Lust dazu; endlich durch die Trennung vom Römischen Reiche wurde die Unabhängigkeit ausgesprochen. Es umfaßt dieses einen Zeitraum von mehr als dreihundert Jahren. Mittlerweile gewann Lucern an Gebiet: Sempach, ehrwürdig durch seine Treue und frühe Anhänglichkeit, trat als Bürger; Sursee, hochgeehrt durch schöne Freiheiten von seinen Fürsten, trat als Reichsglied zu dem eidgenössischen Lucern; Willisau, unter einem milden Herrn für stille Freiheit sammelnd, kam unmittelbar, und Münster, damals noch ein Dorf, unter S. Michaels Schutz entstanden, kam mittelbar an die Stadt. Diese vier Communitäten, und besonders die ersten beiden, hatten bedeutende Freiheiten und Rechte; diese, und was einzelne Landestheile sich erworben hatten, stellten eine große Ungleichheit dar: die Stadt Lucern, welche nur im Namen des Reiches handeln konnte, mußte, nach der Reichsverfassung, alles gewährleisten. So entstunden und blieben so viele einzelne Verfassungen, als einzelne Communitäten und Aemter waren; eine allgemeine Verfassung konnte das Ganze nicht umfassen, weil es nur Theile, nicht aber ein Ganzes, waren. Ein solches zu bilden, wurde erst seit dem westphälischen Frieden, 1648, möglich; bis dahin waren Stadt und Aemter, jetzt war ein Kanton Lucern möglich. Was die Stadt bis auf diese Zeit verfügt, angeordnet, geboten oder verboten hatte, war unter der Firma des römischen Reiches geschehen; was seit diesem Zeitpunkte von der Stadt gethan wurde, kam auf ihre eigene Rechnung. Was geschah? Die Jahrhundert lange Angewöhnung, die bisher der Stadt ausschließlich gebliebene Regierung und der wichtige Umstand, daß eigentlich nur sie im eidgenössischen Bunde war, verleitete sie zu dem Mißgriffe, sich selber, statt für das

Haupt, geradezu für Alles anzusehen: daher wurde ihr Recht vorzugsweise das Recht des Kantons; die Gerechtsame der einzelnen Theile desselben hingegen, in sofern sie denen der Stadt widersprechend gefunden wurden, anstatt sie gegenseitig auszugleichen und (wo beide nicht neben einander bestehen konnten) den Werth anderweitig zu vergüten, mußten weichen. Es versteht sich jedoch, daß dieses, obwohl im Satze wahr, dennoch nur in einzelnen Fällen geübt wurde. Im entgegengesetzten Sinne, aber bei weitem geschichtswidriger, trat die Mediations-Verfassung ein, und, indem sie das Land hervorzuheben schien, setzte sie die Stadt beinahe zu Nichts herab. Zwar erklärte Bonaparte, der erste Consul der fränkischen Republik, in seiner Vermittelungs-Acte vom 19. Hornung 1803, man habe „in den alten Kantonen die Vereinbarung derjenigen Einrichtungen, die durch die Zeit ehrwürdig geworden waren, mit den wiederhergestellten Rechten des Volkes," in's Auge gefaßt; allein, wenn man die Namen der Schultheißen, des Kleinen und Großen Rathes abrechnet, so wird man nach jenen ehrwürdigen Einrichtungen vergebens suchen.

Diese Verfassung, sowie die des gesammten eidgenössischen Bundes, konnte nur bestehen, so lange der Druck des Welttyrannen, der sie gegeben, auf uns lag; endlich athmete die Eidgenossenschaft wieder auf und durch die Uebereinkunft vom 29. Christmonat 1813, welcher die damalige Regierung Lucerns am 4. Jänner 1814 feierlich beitrat, wurde von den eidgenössischen Ständen das Werk der Mediation aufgehoben. Hierauf trat die gegenwärtige Verfassung ein. Zu ihrer Würdigung werde ich mir einige Aeußerungen erlauben, sobald nur das Historische des Großen Rathes und der Repräsentation nachgewiesen sein wird.

Die früheste Spur eines Großen Rathes in der Stadt Lucern findet sich erst seit ihrem Beitritte zu dem eidgenössischen Bunde. Ueber die Art und die eigentliche Zeit seiner Entstehung herrscht noch viel Ungewisses; auch weiß man nicht genau, wann die Zahl von dreihundert Bürgern, aus denen er anfänglich bestund, auf hundert herabgesetzt wurde. Bald zeigte sich der Große Rath von einer zweiten Seite. Gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts übernahm ihn ein Gefühl seiner Kraft; die Hundert wollten sich selber repräsentiren und versuchten sich ohne die Räthe zu versammeln und Beschlüsse zu fassen; das sonderbare Ereigniß erregte Aufsehen in der Eidgenossenschaft und die Räthe, nach vielfach vergeblichen Bemühungen, konnten den ausbrechenden Sturm nur dadurch beschwören, daß sie das Verderbliche einer getheilten Stadt zeigten, das ist, wenn in Einem Gemeinwesen zwei Regierungen sind. Von dem an wußte die Klugheit der Räthe die Hundert in ihr Interesse zu ziehen; die Furcht vor ihrer überlegenen Zahl — sie waren, wie sie hießen, Hundert ohne die Räthe — verlor sich, als in den vielfältigen Kriegen die meisten umgekommen waren und man am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts darauf an-

tragen durfte, die Hundert bis auf 50 oder 60 aussterben zu lassen. Da machten Räthe und Hundert — und das ist die dritte Periode des Großen Rathes — wenn auch nicht planmäßig und nach einer Verabredung, doch durch die Umstände verleitet, zusammen gleichsam gemeine Sache gegen die Gemeinde, deren Verwalter und Comittirte sie ursprünglich waren. Als endlich durch die Spaltung der Reformation die letzte Gesammtkraft der Völker gebrochen wurde und das vor und seit den Mailändischen Feldzügen neuerwachte Volksleben (Bauern-Aufstand nannte man es damals) über den Kämpfen für den alten oder den neuen Glauben die politische Richtung verlor; da trat die Gemeinde mehr und mehr in den Hintergrund. Ihr Name blieb jedoch bis zur französischen Umwälzung. Was uns seit dieser geworden ist, sehen wir. Wir haben einen Großen Rath, der im Namen des Volkes die höchste souveraine Gewalt ausübt. An Statt der Gemeinde, das ist, des Volkes, trat, gleichsam als Ersatz, die Repräsentation. Es ist ganz natürlich, daß diese in den frühesten Zeiten ausschließlich auf die Stadt beschränkt war. Doch schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir eine doppelte Uebung: bei den wichtigsten Interessen, worüber die Gemeinde aller Bürger zu entscheiden hatte, wurden dazu Ausschüsse der Landsaßen einberufen; und man fieng an, in die Hundert achtbare Männer aus den Aemtern und Vogteien zu wählen. Wären diese beiden Uebungen zeitgemäß zu Staatsgrundsätzen ausgebildet worden, in andern Schweizerstädten wie in Lucern, höchst wahrscheinlich wären die wiederholten Volksaufstände unterblieben und hätten die Revolution und ihre Folgen uns nicht wehthuend berührt. Diesem offenbaren Mangel, dem lange und tief gefühlten Bedürfnisse, hat die gegenwärtige Verfassung wenn nicht vortrefflich, doch gewiß auch nicht auf ungerechte Weise abgeholfen; auf sie vielmehr paßt, was der Vermittler in seiner Acte von der Mediation sagte, die Vereinbarung der alten ehrwürdigen Einrichtungen mit den wiederhergestellten Rechten des Volkes. Wir Schweizer müssen alle, als Schweizer, einerlei Grundsätze der Politik haben und wir haben sie auch; aber die Anwendung derselben ist verschieden und muß es sein, anders in den demokratischen Ständen, anders in den neuen Kantonen und wiederum anders in den alten Orten. Unter diesen hat die Stadt Freiburg $^3/_4$ der Repräsentation, die Städte Bern, Solothurn und Schaffhausen $^2/_3$ und Zürich und Basel $^3/_3$ derselben; nur die Stadt Lucern hat den schönen Ruhm, mit der Landschaft brüderlich getheilt zu haben. Neben und in dieser haben die vier Landstädte (Sempach, Sursee, Willisau und Münster) nach ihrer frühern politischen Bedeutung und nach dem Werthe ihrer durch die Umwälzung aufgehobenen Freiheiten und Rechte, einen verhältnißmäßigen Ersatz in der Repräsentation erhalten. Das hat (oder ich müßte mich sehr irren) nicht Willkühr so bestimmt; das hat, bewußt oder unbewußt, die Macht der Geschichte gethan.

Diese Macht bewährt sich in allen unsern Verhältnissen. Was wir haben und sind, gehört der Geschichte an; die Beweise stehen überall geschrieben: ja, unsere freie Existenz beruht lediglich auf diesem Grundsatze. Die Rangordnung unserer fünf Aemter, wie die Rangordnung der zweiundzwanzig Kantone — Kleines wie Großes — ist historisch begründet; ja, den Art. 28 der Mediations-Bundesverfassung, welcher den sechs Ständen Bern, Zürich, Waadt, St. Gallen, Aargau und Graubünden, wegen ihrer größern Bevölkerung, je zwei Stimmen auf der Tagsatzung einräumte, hat die Macht der Geschichte für die wiederhergestellte Eidgenossenschaft aufgehoben und verworfen. Zwar ein neuer Kanton, der löbl. Stand St. Gallen, dessen freisinnige Verfassung (Art. 3) keine Vorrechte des Orts anerkennt, hat gleichwohl der Macht der Geschichte gehuldigt, und, dadurch bewogen, der Stadt St. Gallen, welche, obwohl frei, bedeutend und mit Eidgenossen verbündet, dennoch ohne Gebiet gewesen war, nicht nur in Verwaltungs- und Gerichtssachen eigene Competenz, sondern auch an der Repräsentation einen solchen Antheil — 24 auf 150 — zugestanden, wie sie ihn nach ihrer Bevölkerung kaum zum Drittel erwarten durfte. Nun haben M. G. Herren von Räth und Hundert, als Hochdieselben unterm 25. Jänner 1828 die Repräsentation des Landes in ungeschmälerter Anzahl festsetzten, zugleich damit den Municipal-Orten ihre constitutionellen Rechte gesichert: denn Sursee und Sempach können mit eben so gutem Grunde jegliches seine drei, Willisau die zwei als unantastbare behaupten, so gut als die Hauptstadt ihre 50, das Land seine 41 fordern kann.

b) Der tägliche Rath.

Ich erlaube mir, bei dem § 2 der Vorschläge, welcher die neue Gestaltung des täglichen Rathes betrifft, einige Bemerkungen zu machen über die Art, wie die Zusammensetzung erfolgen soll, über die Grundsätze, welche derselben zu Grunde zu liegen scheinen, und über die Folgen, welche daraus hervorgehen werden. Eine Vergleichung desjenigen, was ehemals gewesen ist, mit dem, was jetzt noch besteht, und was nun werden soll, dürfte nicht ganz unnütz sein.

So weit unsere Forschungen in der Geschichte der Stadt Lucern heraufsteigen können, so finden wir eine Anzahl von 18 Männern, unter den Namen „Räthe," welche die Sachen des kleinen Gemeinwesens verwalteten. Weil aber der geschworne Brief, diese erste urkundliche Grundlage der Communal-Rechte Lucerns, alle Jahre zweimal eidlich beschworen wurde; so traten auch, von einem Johannistag zum andern, andere 18 Bürger in den Rath. Es waren dieses meistens Männer des benachbarten Adels, alte angesehene Bürgergeschlechter, aber auch Neu-Niedergelassene von Kenntnissen und gutem Rufe. Bei

solchem halbjährlichen Wechsel, der auch in andern Städten, z. B. in Zürich, auf gleiche Weise Statt fand, entstanden jedoch keinerlei Reibungen der Eifersucht, weil sich nicht jedermann dem Regieren für gewachsen hielt, weil die wenigsten sich den Geschäften aufzuopfern Zeit und Lust hatten, und weil, was wohl eine Hauptsache war, die Räthe von keinerlei Besoldung etwas wußten. Also wurden meistens die alten Räthe, nach sechs Monaten, wieder neugewählt. Sie lebten größtentheils von ihrem angestammten Vermögen, etwa auch von dem kleinen Ertrage einiger Lehen, welche sie von dem Stift auf dem Hof oder von Oesterreich trugen. Eine größere Stetigkeit gewährten die Herzoge, als sie, wenige Jahre vor dem Vier-Waldstetten-Bunde, den Räthen die Befugniß ertheilten, bei ihrem Austritte sich ihre Nachfolger selber zu wählen. So merkwürdig und sonderbar eine solche Einräumung scheinen mußte, so findet sich doch, meines Wissens, nicht die mindeste Spur, daß die Gemeinde dieselbe für einen Eingriff in ihre Rechte gehalten hätte; sonst müßte sie, bei dem kurz darauf erfolgten Bunde mit den Eidgenossen und der sogenannten Mordnacht, keinen Anstand genommen haben, wieder an sich zu bringen, was ursprünglich ihr gehörte. Allein über diesen höchst denkwürdigen Zeitpunkt walten noch in unsern Geschichtsbüchern vielfältige und grobe Irrthümer: nicht nur wurden den adelichen Geschlechtern, wie doch noch Johannes Müller behauptet, weder das Ansehen noch die Regierung genommen; sondern den Räthen, deren größter Theil und ihre Häupter meistens Adel waren, blieb sogar das Wahlrecht über 100 Jahre unangestritten. Erst im fünfzehnten Jahrhundert, nachdem die Stadt Lucern ein nicht unbeträchtliches Gebiet erworben, und die Hundert des Großen Rathes Antheil an den Landvogteien erhalten hatten, wollten diese auch größeren Einfluß auf die Regierung ausüben; dagegen beriefen sich die Räthe standhaft auf ihr althergebrachtes Recht, und — merkwürdig genug — sie wurden dabei von der Gemeinde selbst geschützt. Dieser Entscheid hatte eine doppelte Folge, eine gute, und eine üble. Der Stetigkeit, der Ruhe, der Sicherheit der Regierung verdanken wir im fünfzehnten, sechszehnten, selbst im siebentzehnten Jahrhundert eine große Anzahl vortrefflicher Feldherren, tüchtiger Staatsmänner und ausgezeichneter Schultheißen, so daß wir in dieser Hinsicht, weder mit Zürich noch mit Bern, eine Vergleichung zu scheuen haben. Das Schlimme war, daß mit und neben diesem Guten, besonders seit der Unabhängigkeits-Erklärung der Eidgenossenschaft, in unsere Rathssäle die Erblichkeit einschlich, wie ein Gift, welches man Jahrelang mit sich herumtragen kann, ohne daß man, obgleich der Tod nicht sogleich eintritt, sagen dürfte, man lebe. Dieses Scheinleben zerstörte die Revolution. Auch das Werk der Mediation, welche fremdartig in das Wesen der Eidgenossenschaft eingriff, mußte nach kurzer Dauer aufgehoben werden. Man kehrte, wo und wie es immer thunlich war, zu dem gewohnten Alten zurück: auch

wir wählen wieder an beiden Johannistagen die Räthe, doch nur die abgegangenen; auch wir sehen wieder ihre Selbstwahl, doch als etwas Unschädliches, sobald wir wollen; auch wir haben wieder die beiden Jahreshälften der alten Räthe, doch nicht in Sommer- und Winter-Seite getheilt, sondern vereint. Diese Sechsunddreißig will nun der Vorschlag vermindert wissen.

Freilich, so heißt es schon lange, sind 36 Tägliche Räthe auch gar zu viel und zu köstlich. Sehen wir aber, in welcher verfassungsmäßigen Stellung sich diese Sechsunddreißig befinden, und wie sie sich verhalten zu der Anzahl der Mitglieder und ihrer Aufgabe in den übrigen eidgenössischen Orten. Es versteht sich auch hier, daß weder die demokratischen Stände, als von ganz andern Elementen ausgehend, noch auch die neuen Kantone, als welche sie die Geschichte früherer Jahrhunderte in dieser Hinsicht nicht zu ehren hatten, dabei in keinerlei Vergleichung gezogen werden. Dagegen zählt Solothurn im Kleinen Rathe 21 Mitglieder, Schaffhausen 24, die Stände Zürich und Basel 25, Bern 27, endlich Freiburg und sogar Genf 28 Mitglieder: dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß, mit Ausnahme Freiburgs und Schaffhausens, die genannten übrigen Stände neben der bedeutenden Zahl Regierungsglieder noch ein für sich bestehendes Appellations-Gericht haben; Lucern hingegen schließt Beides in seinen 36 ein, so daß, wenn man ohne den Präsidenten 12 Glieder für den Appellationsrath abrechnet, für den Kleinen oder Täglichen Rath nur 24 bleiben würden. Diese Zahl ist weder im Verhältniß zu den andern Kantonen, noch für Lucerns eigenen Rang unter ihnen, noch in seiner Stellung als eidgenössischen Vororts, im mindesten zu groß; gleichwohl sollen diese Glieder noch um fünfe vermindert werden. Es bleiben daher nur noch 19 Tägliche Räthe.

c) Der Rathsrichter.

Die beiden §§ 4 und 5 der Vorschläge, welche die Aufhebung des Rathsrichters und die Uebertragung seiner Verrichtungen an die beiden Standeshäupter enthalten, können füglich zusammen genommen und gemeinsam betrachtet werden. Es ist der Rathsrichters-Stelle ergangen, wie es den meisten andern Institutionen ebenfalls begegnet; selten liegt schon im Anfange so viel Gutes oder Böses darin, als mit der Zeit die Menschen und die Umstände hinein legen oder darin finden. Bevor ich aber über den Werth oder Unwerth der vorgeschlagenen Aufhebung mir ein Urtheil erlaube, will ich versuchen Einiges über Ursprung und Bedeutung des Rathsrichters vorauszuschicken.

Eine geraume Zeit, bevor Lucern dem eidgenössischen Bunde beigetreten, zählte der Rath dieser Stadt in seiner Mitte einen Richter. Wie der Ammann für Murbach und das Kloster auf dem Hof darin

saß, so war der Richter des Raths das Haupt desselben. Es ist auch der Name und das Amt eines Rathsrichters viel älter, als Name und Amt eines Schultheißen in Lucern; denn schwerlich wird können nachgewiesen werden, daß diese Stadt einen Schultheißen gehabt habe, bevor sie österreichisch geworden ist. Es ist daher auch nicht der strengen Wahrheit gemäß, wenn man sagt, die Stadt Lucern habe die Erwählung eines Schultheißen an Oesterreich überlassen: nein, Oesterreich hat, als Oberherr, der Stadt Lucern einen Schultheißen gesetzt; so der Herzog von Zäringen der Stadt Bern, so die Kyburger der Stadt Freiburg; so war es auch der Graf von Buchegg in Solothurn. Allein durch die Einführung des Schultheißen-Amtes traten Ammann und Rathsrichter nach und nach zurück; der letztere, welcher sonst wöchentlich wechselte, wurde schon im funfzehnten Jahrhundert für ein halbes Jahr gewählt; dadurch endlich, daß er mehr für das Innere des Raths wirksam blieb, kam er in die neutrale Stellung, die er jetzt hat.

In der That: der Rathsrichter hat eine vortreffliche Stellung, er hat eine wahrhaft große Aufgabe zu lösen; er ist gleichsam der einzig Parteilose und Unbefangene in beiden Räthen; er steht nicht in der Berathung, sondern er steht über derselben. Deswegen kann er auch seine eigene Meinung äußern — denn nur derjenige hat keine Meinung, der eine Null ist, — aber er hat keine Stimme; und nach ergangenen Mehren, wenn zwei Parteien einander die Wage halten, so ist der Rathsrichter das Zünglein an derselben, welches für die Wahrheit den Ausschlag gibt. Diese schöne Idee wird vernichtet, man mag nun, nach Aufhebung des Rathsrichters, seine Verrichtungen einem oder beiden Standeshäuptern übertragen. Allein dieser Uebelstand ist nicht der einzige. Es ist eine alte, lange vor mir gemachte Bemerkung, welche durch die Geschichte aller Freistaaten als wahr nachgewiesen wird, wie gefährlich es für die Freiheit werden kann, wenn man in einer Republik einem einzelnen Manne oder einigen wenigen eine größere Macht, als nothwendig ist, bleibend einräumt: — ich sage dieses mit ruhigem Gewissen, und ohne alle Besorgniß mißverstanden zu werden, da ich durchaus nur die Sache im Auge habe, aber keine Person. Die Umfrage, das in's Mehr-Setzen entgegengesetzter Meinungen, die Untersuchung und Eröffnung aller Abstimmungen und Wahlen, welches alles die Verfassung in den §§ 33 und 34 dem Rathsrichter beilegt, erhalten eben dadurch das unverwerfliche Gepräge der Unparteilichkeit; der Glaube an diese letztere kann hingegen gestört werden, wenn die angeführten Verrichtungen, wie der § 4 der Vorschläge will, an den Amtsschultheißen übergehen, welcher nicht nur an Allem thätigen Antheil nimmt, sondern gar oft in seiner Stellung, als Präsident des Rathes, eine Vormeinung äußern muß, die bedeutend darauf wirken kann, wie der zu berathende Gegenstand angeschaut

werden wolle. — Ebenso ist der Sinn des § 32 der Verfassung, welcher dem Rathsrichter das Staatssiegel übergibt, gewiß keine leere Form; nicht das ist die Hauptsache, daß das Siegel aufgedrückt werde, sondern daß durch das Aufdrücken derselben die Controle zwischen Standeshaupt und Canzlei geführt und gehalten werde. Wie wohlthätig und für Freiheit und Sicherheit vorsorglich eine solche Controle sei, haben Räth und Hundert unterm 15. März 1828, bei Aufstellung eines neuen Reglements, dadurch ausgesprochen, daß Hochdieselben ihre Protokolle, nebst Präsidium und Staatsschreiber, von einem eigends dazu erwählten Secretär unterschrieben und beaufsichtigt wissen wollen. Oder sind etwa die, im Namen des Staats und seiner Regierung ausgehenden, Acten und Urkunden minder wichtig, als die Verhandlungsprotokolle? Und, wenn man doch das Staatssiegel-Amt, nach § 5 der Vorschläge, dem zweiten Standeshaupte übertragen will, warum nicht auch jenes Secretariat? Die Gründe gegen Dieses gelten auch gegen Jenes — schon nach dem alten Sprüchwort: **Duo cum faciunt idem, non est idem**; „wenn Zwei das Gleiche thun, so ist es darum noch nicht das Gleiche." Der Altschultheiß ist nicht bloß Altschulheiß, d. h. austretender Amtsschultheiß; sondern er ist, so wie er austritt, schon wiederum — man verzeihe mir den Ausdruck — Candidat und Wartner der Schultheißen-Würde: dadurch kömmt er in eine Stellung, theils zum Amtsschultheißen theils zum Großen Rathe selbst, die, wenigstens nach meiner Ansicht, nicht ganz unbefangen und parteilos ist; dagegen ist dieses in vollem Maße bei dem Rathsrichter, welcher wohl selten eine Bestätigung wünscht, und alle Jahre frisch gewählt werden muß. Eben dadurch, und hauptsächlich durch den § 35 der Verfassung, welcher in besondern Fällen die Verpflichtungen des Amtsschultheißen ausdrücklich dem Rathsrichter überträgt, ist dieser Letztere im eigentlichen Sinne der Mann der beiden Räthe, ist dieser ein besonderer Wächter der constitutionellen Freiheit. Solche Institutionen — statt sie aufzuheben, wo sie vorhanden sind — verdienten eingeführt zu werden, wo sie noch nicht sind.

Ich bescheide mich gar gern, für die Beibehaltung der Rathsrichterstelle weder alle Gründe angeführt, noch auch die angeführten sattsam erörtert, geschweige erschöpft zu haben. Der Umstand, daß durch die Aufhebung die Stellung der Standeshäupter erschwert und ihr Amt unnöthig belastet, und daß das noch so junge Reglement, plötzlich veraltet, größtentheils unnütz wird, Beides dieses ist nicht ohne alles Gewicht. Auch dürfte der Hauptgrund des Täglichen Rathes, nämlich die nummerische Gewinnung einer Stimme in demselben, schwerlich die unberechenbaren Vortheile und Folgen einer constitutionel gesicherten Berathung und Freiheit aufwiegen. — Sollte, über kurz oder lang, auf umsichtigem, ruhigem, besonnenem Wege eine Revision unserer Verfassung besprochen und vorgenommen werden wollen; so

werde ich dannzumal den Antrag machen, daß, zu größerer Sicherstellung von Räth und Hundert und der Constitution, der Rathsrichter aus der Mitte des Großen Rathes gewählt werde, gleichwohl aber und in gleicher Eigenschaft, wie der bisherige, dem Täglichen Rathe beizuwohnen habe.

Für jetzt stimme ich einfach für Verwerfung der §§ 4 und 5 der Vorschläge.

d) Die Gäste.

Aus: Was soll aus der Bürgerschaft der Stadt Lucern werden?

Was nun zuerst den Schultheiß betrifft, so war diese Stelle eine Beamtung Oesterreichs, ein Lehen, welches dieser oder jener angesehene Mann von den Herzogen trug; daß es übrigens ein Bürger sein mußte, beweisen die Freiheitsbriefe Herzog Otto's von 1330 und 1334. Noch im Jahre 1352 urkundet die Stadt Lucern feierlich, daß das Amt des Schultheißen, des Ammanns und des Kellers, der Herrschaft Oesterreich zugehöre; ja, selbst noch der ehrwürdige Peter von Gundoldingen war nicht ein gewählter, sondern ein belehnter Schultheiß. Erst nachdem vor Sempachs Mauern Oesterreichs Macht zusammengebrochen, besetzten die Räthe, und nach wenigen Jahren Räthe und Hundert gemeinsam den Schultheiß — niemals aber die Gemeinde. Wenn nun aber selbst die Gemeinde der Bürger nie zur Wahl des Schultheißen mitwirken konnte, wie hätten denn die Einsaßen oder, wie sie damals ganz richtig genannt wurden, die Gäste, die nicht Burgrecht hatten, dazu mitwirken können?

Aber so halfen sie doch mindestens ihre Richter wählen! Wer waren denn diese Richter in Lucern, welche die von dem obersten Richter, dem Reichsoberhaupte, ausgegangene Gewalt handhabten und ausübten? Es gab einen Richter im Namen des Oberherrn oder in Hoheitssachen und der war der Schultheiß; es gab einen andern Richter um Mein und Dein oder um Eigen und Erb und der war der Ammann; es gab endlich einen dritten Richter in bürgerlichen oder Stadtsachen und der war der Rath. Lange Jahre, wie bereits gezeigt worden, waren Schultheiß und Ammann Lehenmänner der Herzoge und erst nach der Schlacht ob Sempach kam die Wahl derselben an die Räthe und die Hundert; aber so wenig als Schultheiß und Ammann, eben so wenig wurde auch der Rath von der Gemeinde gewählt. Freilich führte man dagegen im Verfassungs-Rathe, als eine aristokratische Uebereinkunft, die Urkunde Herzog Otto's von 1330 an, nach welcher ein Rath den andern halbjährlich erwählen sollte: allein diesem Unwesen sei nach dem Bunde sogleich ein Ende gemacht worden; jedoch wie dieses geschah, verschwieg der Redner. Wenn man hiebei sich erinnert, was im Jahre 1335 in Zürich geschah und von Kaiser Ludwig dem Baiern bestätigt

wurde; wenn man ferner weiß, daß derselbe Kaiser Ludwig im Jahre 1332 der Reichsstadt Hagenau eine ähnliche Freiheit ertheilte, wie Herzog Otto der Stadt Lucern zusicherte: so wird man finden, daß die Uebung einer solchen Raths-Besatzung Uebung im Reiche sein mußte und daß Otto's Brief nur eine Bestätigung dessen war, was Lucern von den frühern Edlen von Rothenburg als vom Reiche verlangt hatte und nunmehr von den österreichischen Vögten auf Rothenburg als ein ihnen zustehendes Recht wieder angemaßt wurde. Es kam auch der auf ihre Freiheiten gewiß sehr eifersüchtigen Gemeinde diese Wahl der Räthe so wenig aristokratisch vor, daß beim Eintritt in den ewigen Bund nicht nur nichts daran geändert wurde, sondern daß sie noch Jahrhunderte lang keinen Widerspruch fand. Ob aber diese Wahlart in der Folge nicht sehr nachtheilig werden konnte und wurde, ist eine andere Frage, die für jetzt nicht hieher gehört; hier war nur zu zeigen, daß die Gemeinde der Bürger keinen Theil daran hatte — also gewiß auch nicht die Gäste.

Was nun die Hundert betrifft oder den später so geheißenen Großen Rath, so ist die Zeit und Bedeutung dieser merkwürdigen Erscheinung weder zu Lucern, noch in Zürich oder Bern, oder in welchen Städten es sonst noch einen solchen Rath in sehr früher Zeit gab, so ganz außer allen Zweifel gesetzt; ja, es dürfte selbst noch erst auszumachen sein, ob die Großen Räthe nicht wohl eben so oft der Freiheit der Gemeinde, das ist, des Volkes im Wege gestanden sind, als dieselbe vertheidigt und beschützt haben. Aber soviel ist wenigstens gewiß, daß zu Lucern die Menge oder die Gemeinde der Bürger keinen Theil an der Wahl der Hundert hatten; sondern daß diese eine geraume Zeit durch die Räthe allein und erst kurz vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Räthe und die Hundert vereint vorgenommen worden ist. Es ergiebt sich also auch wiederum hieraus, daß, wo die Bürger kein Recht hatten, auch ihre Gäste keines haben konnten. Um so neugieriger und gespannter muß man werden, endlich zu erfahren, was denn für wichtige Rechte im Jahr 1421 die Bürger der Stadt Lucern ihren Gästen oder Einsaßen so unverantwortlich weggenommen haben. Das muß sich zeigen, sobald man einmal bestimmt weiß, wie denn Bürger und Gäste zu einander stunden und ob Beide mit einander in eine Gemeinde verschmolzen waren und mit einander sich selber die Gesetze gaben.

Daß die Städte in der Verfassung des Reiches von großer Bedeutung waren, ist noch von Niemand angestritten worden. Ihre Wichtigkeit ersieht man schon aus den zahllosen Freiheits- und Gnaden-Briefen, die ihnen von Kaisern und Königen ertheilt wurden: diese wurden aber denen ertheilt, die sich in den Städten niedergelassen hatten, das ist, den Bürgern; nicht aber den Gästen, die kamen und giengen und sich etwa so lange aufhielten, als ihr persönlicher Vortheil es er-

heischte, ohne alle andere Gemeinde-Interessen. Blieb ein solcher Gast für längere Zeit, so suchte er, was er leicht fand, das Burgrecht — damit er den Schutz, den er bisdahin als Gunst genossen, nunmehr als Recht ansprechen könne.

So war es auch zu Lucern. Alles, was von Königen, Herzogen, von Städten und Ländern, oder von einzelnen Personen an die Stadt Lucern gerichtet ward, das kam an Ammann oder Schultheiß, Rath und Gemeinde, oder schlechtweg an die Bürger: von diesen gieng ebenso Alles wiederum aus; der zufälligen Gäste geschieht in keiner Urkunde Erwähnung und konnte auch, eben weil sie nur zufällig in den Mauern sich befanden, keine Erwähnung geschehen. Nur wo bleibende Verordnungen erlassen wurden, wie z. B. der bereits angeführte geschworne Brief von 1252 deren enthält, da konnten wohl auch Bestimmungen erscheinen, welche die Gäste beschlagen mußten; allein deren finden sich nur selten und für wenige in die Augen springende Fälle gegeben. Daraus entsprang jedoch ein befremdender Uebelstand. Die Bürger hatten ihre Gesetze, nach denen sie sich richten mußten und ohne welche sie des Burgrechts sich nicht erfreuen durften; für die Gäste oder Einsaßen hingegen waren nur sparsame Vorschriften vorhanden und gar oft, wenn Klugheit oder Menschlichkeit rieth, ihnen den Schutz der bürgerlichen Gesetze angedeihen zu lassen, waren sie zu keinen oder geringen Verpflichtungen angehalten. Dadurch geschah, daß manchmal die Bürger vor dem Gesetze im Nachtheile stunden gegen die Gäste und diese über jene eines Vorrechtes genossen. Ein solcher Uebelstand — besonders wenn er, wie in den Jahren 1357 und 1419, Todtschlag oder Mißhandlung betraf — mußte frühzeitig und schmerzlich gefühlt werden, und Abhülfe war nothwendig, sollte nicht der allein gesetzliche Zustand des Burgrechts Bedeutung und Werth verlieren und die Gemeinde mit Vernichtung bedroht werden.

Und wer gab denn den Bürgern ihre Gesetze? Die Antwort ist so natürlich als leicht zu geben; ja, sie ist schon gegeben. Die Grundlagen der städtischen Gemeinwesen, das ist, ihre geschwornen Briefe und Handvesten, giengen entweder unmittelbar von dem Reichs-Oberhaupte aus, oder mittelbar von oberherrlichen Reichsständen, von geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren; was dann diese Grundlagen nicht enthielten und noch zu der allmählig sich ausbildenden Selbstständigkeit der Städte zu wünschen übrig ließen, das suchte man, bei günstiger Gelegenheit und oft um schweres Geld, durch Gnaden- und Freiheits-Briefe zu erlangen. Das Alles zusammen bildete ihre Verfassung oder ihr Stadtrecht; darnach mußten die Gemeinden handeln, und nur nach diesen Grundbestimmungen und in ihrem Sinne und Geiste konnten die Bürger ihre Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse fassen. Damals noch that man nicht Alles, was man konnte; sondern man konnte nur, was man durfte. So gewissenhaft ward gehandelt, daß z. B. Lucern,

wenn etwa im geschwornen Briefe eine drückende Bestimmung war oder sie im Laufe der Zeit und durch veränderte Umstände drückend geworden war, dieselbe nicht eigenmächtig abänderte, sondern sich durch das Reichs-Oberhaupt, als den Herrn der Gesetze, die Abänderung treffen ließ. Uebrigens geschah die Ausführung der Gesetze, das Verordnen und Beschließen anfänglich durch den Rath, alsdann durch Räthe und Hundert und in wichtigen Fällen wurde Bestätigung und Bekräftigung durch die Gemeinde eingeholt. Zu dieser Gemeinde versammelten sich nur die Bürger; nur die Bürger, als die von dem Reiche aufgestellte Obrigkeit, trafen die Verordnungen und diesen Verordnungen mußten sich, wie sie selbst, so auch ihre Gäste unterwerfen.

Darum: wenn es unläugbar ist, daß die Einsaßen oder die damals so geheißenen Gäste der Stadt Lucern weder an der Wahl der Gemeinde-Vorsteher, noch der Richter, noch an der der Räthe überhaupt Antheil nehmen konnten; wenn es ebenso unläugbar ist, daß sie an der Gemeinde der Bürger nicht erschienen und, weit entfernt, den Bürgern Gesetze vorschreiben zu können, vielmehr, wie es die Verfassung des Reichs und der städtischen Gemeinwesen mit sich brachte, sich wie die Bürger selbst den Gesetzen derselben unterziehen mußten; — so möchte man doch, voll billiger Verwunderung, endlich fragen: Was sind denn für Rechte im Jahre 1421 den Gästen oder Einsaßen entzogen und geraubt worden? Nun ist es wirklich wahr, daß in den Jahren 1421 und 1424 merkwürdige Beschlüsse erlassen worden sind; allein um sie richtig zu würdigen, muß man einen Blick auf die damalige Lage der Dinge werfen.

Jedermann weiß, daß die Schlacht ob Sempach im Jahre 1386 Lucerns Abhängigkeit von Oesterreich größtentheils, wenigstens factisch, aufhob: die Stadt verstärkte sich durch Burgrechte mit den ehemals Murbachischen Dörfern der Umgegend, mit der Stadt Sempach, mit dem Lande Entlebuch, mit dem Amte Merischwand; sie gewann an Gebiet und Macht durch den Erwerb der nicht unbedeutenden, aber tief verschuldeten Herrschaft Willisau; kurz, von 1386 bis 1415 errang sie mit ihrer Bürger Gut und Blut fast alle die Herrschaften und Aemter, welche gegenwärtig unsern Kanton ausmachen. Alles Dieses verwaltete die Stadt Lucern im Namen des Reiches, und wie sie nun bereits ein bedeutender Ort geworden war, so war auch ihre Stimme nicht ohne Gewicht auf eidgenössischen Tagen und ihre Mannschaft nicht ohne Nachdruck im Felde. Ein heißes Gefühl für die Freiheit, große Liebe der Waffen, Muth und Tapferkeit lebte in ihren Bürgern. Aber noch war Lucerns Selbstständigkeit und die der Eidgenossenschaft keineswegs behauptet und gesichert: manigfacher Stoff zu neuen und wechselvollen Kriegen war gegeben, oder wurde gesucht; ja, oft gelang es einem einzelnen Manne, der schnell ein Burgrecht aufnahm und ebenso schnell wieder aufgab, sobald sein Ehrgeiz oder seine Eitelkeit nicht

befriedigt wurde, einzelne eidgenössische Orte oder mehrere mit fremden Gerichten und Waffen Jahre lang zu plagen und zu beunruhigen. Dagegen wurde von den Städten und Ländern der Eidgenossen Vieles versucht und angeordnet; dagegen traf auch Lucern geeignete Maßregeln. Wenn in den erstern Zeiten Aufnahme und Aufgeben des Burgrechts ohne große Schwierigkeit erfolgen konnte und man die Bürger mehr nach der Zahl schätzte, um stets eine bedeutende Mannschaft zu haben, so hatte sich Dieses nun dahin geändert, daß man die Bürger auch nach ihrem innern Gehalte schätzte, das ist, daß man in dem Aufzunehmenden nicht bloß einen Mann fühlte, der etwa im Felde die Lücke eines Gefallenen auszufüllen vermöchte, sondern einen Mann, der im Rathe und zum Regieren eines bedeutenden Gebietes weise und geeignet wäre. Dazu bedurfte es von Seite des Gastes Anhänglichkeit an das Gemeinwesen und von Seite der Bürger Vertrauen in den Fremden, zu Beiden aber Zeit. So aufgefaßt erschienen nun die folgenden Beschlüsse im wahren Gesichtspunkte.

Im Jahre 1421 ward verordnet: daß man von nun an keinen Bürger an die Hundert setzen oder wählen wolle, er sei denn bereits fünf Jahre haushäblich in der Stadt gewesen. Dagegen wurde im Jahre 1424 verfügt: daß, wer in der Stadt gesessen ist und nicht Bürger ist, in einem Monate Bürger werden soll. Hinwiederum ward in ebendemselben Jahre 1424 beschlossen: daß jeder ehrbare und von gutem Geschlechte bekannte Mann aus den Aemtern (das heißt, nach jetziger Sprache, jeder achtbare Kantonsbürger) an die Hundert gesetzt werden könne, wofern er nur haushäblich in die Stadt ziehe, wenn er auch nicht fünf Jahre daselbst ansäßig sei.

Wir möchten nun fragen: Wo ist in diesen Beschlüssen und Verfügungen auch nur eine entfernte Spur von Beeinträchtigung oder Ausschließung der Eingesessenen? wo eine Spur von einer verhaßten Beraubung ihrer Rechte? Im Gegentheile wird es sonnenklar, daß das Erlangen des Bürgerrechtes nicht nur erleichtert, sondern sogar gefordert war; und daß der geachtete Kantonsbürger, nicht wie ein Landesfremder, fünf Jahre abwarten mußte, bis er an den Großen Rath gewählt werden durfte, sondern er konnte dazu berufen werden, sobald er sich in der Stadt niedergelassen hatte und Bürger geworden war. Ich weiß nicht, wie man die Geschichte so sonderbar auslegen konnte, so daß das, was der Stadt Lucern zum Lobe gereichen muß, ihr als Tadel angerechnet wurde: an eine böswillige Absicht zu denken, sei ferne, denn zu der Niedrigkeit einer Verfälschung wird sich doch Keiner hergeben; aber das meiste Böse, das in der Welt gethan und gesprochen wird, geschieht wohl aus Unwissenheit. Dieser tröstliche Gedanke kann allein den gesunkenen Glauben an die Menschen aufrecht erhalten.

30.

(Zu S. 200.)

a) Hisely an Kopp.

Lausanne, den 26. Christm. 1851.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ihr wohlwollendes Schreiben vom 24. Augustm., das ich bei meiner Heimkunft aus London auf meinem Schreibtische fand, hat mich sehr erfreut. Es war mir natürlich sehr angenehm zu vernehmen, daß Ihnen meine Einleitung zur Geschichte der Grafschaft Greyers nicht mißfallen. Es ist dieses Werk jedenfalls eine gründliche und gewissenhafte Arbeit. Gerne habe ich die günstige Gelegenheit, Ihren werthen Namen in das Gedächtniß der Wälschen zu bringen. Unsere Waadtländer sind, mit wenigen Ausnahmen, zu vornehm und zu bequem, um in den Archiven zu grübeln und sich viel Mühe zu geben. Daher kommt es, daß sie den Stubengelehrten nicht immer die ihnen gebührende Achtung bezeugen. Die deutsche Sprache ist sogar für die meisten noch immer ein *μορμολύκειον* Und doch! wie könnte Einer ohne die Kenntniß der deutschen Sprache die Geschichte der romanischen Lande und die der Grafschaft Greyers verstehen und schreiben können.

Indessen haben Sie, mein werthgeschätzter Freund, auch aufrichtige Verehrer im Waadtlande. – Neben Ihren verschiedenen Werken wird auch Ihre zweite Urkundensammlung sehr gepriesen. Und eben wegen dieser so wichtigen Sammlung, die eine wahre Fundgrube ist, habe ich die Ehre, an Sie zu schreiben. Ich habe nämlich den Auftrag erhalten, Sie zu fragen, wo und wie man sich diesen Schatz käuflich verschaffen kann. Ich meine das zweite Bändchen der von Ihnen in Wien herausgegebenen Urkunden und bloß diese. Geben Sie mir gefälligst darüber Auskunft. Auch ich wäre gerne im Besitz derselben. Wie bedaure ich es, daß Ihnen kein Exemplar für mich übrig blieb! Ich möchte, wenn auch die Bettelei verboten ist, dennoch mich Ihrem wohlwollenden Andenken anempfehlen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung,

Ihr ergebenster

J. J. Hisely.

b) Kopp an Hisely. [1])

Lucern, am 10. Jänner 1852.

Daß theilweise der Inhalt meines zweiten Urkundenbändchens die wälsche Schweiz namentlich interessirt, ist begreiflich; aber weit mehr muß dieses der Fall sein mit dem vierten Buche meiner Geschichte:

---

[1]) Von Madame Wittwe Hisely freundlichst dargereicht.

in diesem haben Sie mindestens die Umrisse „der burgundischen Lande" im 13. Jahrhundert bis 1291.

Und doch haben Männer wie Herr * der doch der teutschen Sprache vollkommen mächtig ist, in seiner neuesten Arbeit keinen Gebrauch davon gemacht. Für wen schreibt man denn, wenn nicht für die Gebildeten? Es ist diese Unterlassung begreiflich, doch kaum ganz zu entschuldigen, da ja mein Buch sich in Lausanne befand.

Ueberhaupt haben wir Teutschen — ich darf das ohne Unbescheidenheit wohl sagen — einen großen Vorzug, wenigstens bis heute, vor Ihnen, Franzosen. Sie werden keinen gebildeten Teutschen antreffen, der nicht die französische Sprache kennte, wenn nicht bis zum geläufigen Sprechen, doch bis zum richtigen Verständniß; nur wenige werden Sie finden, die nicht auch im Italienischen und Englischen sich umgesehen hätten.

Nun komme ich auf Ihr letztes Buch, mit dem ich nur wünsche mich so oft beschäftigen zu können, als ich wollte.

Mein Freund Böhmer, der letzten Herbst hier war und, wie ich weiß, Sie selbst besuchte, tadelte (und das hat er Ihnen wohl selbst gesagt) an Ihrem Werke, als sei es zu weitläufig. Dasselbe sagte er, und sagt noch von meinem ersten Bande; denn die folgenden Bände, unsere innern Zustände betreffend, sprechen ihn nicht mehr an, ja er sieht sie kaum an (ich sah das bei ihm selbst in Frankfurt).

Und warum das? Ihn interessiren nur die Reichssachen, diese Zustände kennt er durch und durch, und darum findet er in Ihrem und meinem Buche lauter bekannte oder ihm gleichgültige Dinge, die er zu weitläufig findet und darum wegwünscht. Aber nicht alle Leser sind Böhmer; ja um mit Persius zu reden, vel duo vel nemo.

Sollen wir darum verzweifeln? Was mich betrifft, so halte ich dafür, ich habe durch meine Forschungen und deren Ergebnisse unsere teutschen Schweizer gezwungen, wenn sie ihre Geschichte verstehen wollen, die Reichsgeschichte wieder zu studieren; Sie mit Ihrer vollkommenen Kenntniß der deutschen Sprache, sind zunächst berufen der Vermittler zu sein zwischen der historischen teutschen und wälschen Schweiz: oder lehnen Sie vielleicht diese Stellung ab?

Freilich kömmt dann mancher, und mästet sich an Ihnen und mir; aber immer ist es besser, man könne sich plündern lassen als daß man andere plündere.

Ihr ganz ergebener

J. E. Kopp, Professor.

31.

(Zu Seite 200.)

Lausanne, den 1. Februar 1851.

Hochverehrter Herr und Freund!

Sobald Ihr werthes Schreiben d. 10. des vorigen Monats erhalten, theilte ich meinem sehr geschätzten Nachbarn, Herrn v. Gingins, das Ihren zweiten Urkundenband Betreffende mit. Herr v. Gingins schrieb sogleich an die Huber'sche Buchhandlung in Bern, sie solle ihm 3 Exemplare dieser wichtigen Sammlung übersenden. Allein erst dieser Tage erhielt er auf ein zweites Schreiben die Antwort, es seien in Bern keine Exemplare vorhanden, und Herr Huber habe nach Wien geschrieben und lasse von dortaus die gewünschten Abdrücke kommen. Wir werden sie also über Bern erhalten. Dieses beeile ich mich Ihnen mitzutheilen, damit Sie sich nicht länger darüber bekümmern. Wir kennen den Werth Ihrer Forschungen und Arbeiten, und wünschen, indem es noch Zeit ist, in den Besitz jenes höchstinteressanten Bandes zu kommen.

Allerdings interessirt Ihr reichhaltiges IV. Buch Ihrer Geschichte der eidgenössischen Bünde die allemanische und ganz besonders die wälsche Schweiz. Indessen sind die Leute, wie ich schon früher bemerkte, zu bequem, und mit der deutschen Sprache zu wenig vertraut um ein solches Werk gehörig lesen und würdigen zu können. Ich bin vielleicht der einzige in unserer Umgebung, der es (so wie die übrigen Bücher) fleißig durchstudirt, zur Erläuterung unserer romanischen Verhältnisse benutzt und mit einem wahren Gefühle des Dankes und der Anerkennung angeführt hat. Habent sua fata libelli. Es wird schon die Zeit kommen, wo man Sie und Ihre gründlichen Arbeiten wird zu würdigen und zu benützen wissen. Sie haben, mein werther Herr und Freund, mit Vorurtheilen zu kämpfen. Was der eitle Mensch als wahr angenommen und geglaubt hat, will und kann er nicht so leicht aufopfern. Das haben Sie schon bei der Herausgabe des ersten Urkundenbändchens, und ich mit der Tellgeschichte erfahren. Lassen wir die Menschen bei ihrem Wahn, und vorwärts in dem Kampf für die Wahrheit. Die Lüge und der Aberglaube haben noch Keinem gefrommt.

Wundern Sie sich doch nicht darüber, mein wackrer Freund, daß Herr * Ihr 4. Buch nicht citirt hat. Gelesen hat er es, wie ich glaube. Herr * verfährt ganz sonderlich. Er besitzt ganz besonders die Kunst, die Forschungen Anderer auszubeuten, ohne es merken zu lassen. Ein Geschichtsforscher, ein Grübler ist er keineswegs. Unternimmt er irgend eine weitläufige Arbeit, so hat er eine ganze Werk-

stätte in der seine zahlreichen Knechte unentgeltlich arbeiten. Der Meister knetet das Material mit Scharfsinn und großer Kunst zusammen. Er gilt für den Hohenpriester der historischen Wissenschaft. Diese Ehre will er mit Niemanden theilen. —

Ich hatte wirklich den 18. September das unerhoffte Glück, Ihren Freund, den hochverehrten Herrn Böhmer, den ich schon persönlich kannte, mit seinem und meinem Freunde Aschbach aus Bonn, bei mir zu sehen. Der Besuch hat mich außerordentlich gefreut. Sagen Sie's dem Herrn Böhmer, wenn Sie an diesen hochgeschätzten Gelehrten schreiben.

Ueber meine Einleitung zur Geschichte der Grafschaft Greiers werden die Meinungen wohl verschieden sein. Quot capita tot sensus. Sobald ich ein wenig mehr Freiheit habe, werde ich die begonnene Arbeit fortsetzen.

Nun genehmigen Sie, hochverehrter Herr und Freund, meinen herzlichen Gruß nebst der Zusicherung meiner besondern Hochachtung und Ergebenheit

J. J. Hisely.

32.

(Zu S. 203.)

Basel, den 12. October 1840.

Hochgelehrter Herr!

Bei unserer Zusammenkunft in Baden hatte ich Anlaß, Ihnen zu sagen, daß ein zweiter Aufsatz gegen Sie unter der Presse sey. Sie erhalten denselben noch vor seinem öffentlichen Erscheinen. Er behandelt eine Frage, die mir schwieriger scheint als die frühere. Hoffentlich werden Sie in meiner diesmaligen Polemik eine wesentliche Veränderung gegen früher wahrnehmen, und wenn Sie sich früher verletzt finden konnten, so glaube ich, es enthalte der gegenwärtige Aufsatz nichts, das Sie beleidigen könnte. Es ist ein Streit, aber um die Sache, nicht um Personen. Nur in Bezug auf die Urkunde von 1217 ist mir seither eingefallen, daß wenn sie ächt ist, Ihre Behauptung von der Landgrafschaft der Habsburger über Schwyz dadurch ins Gedränge kommt. Im Jahre 1217 wußte also Rudolf selbst noch nichts von derselben, könnten Sie aber wohl deren Erwerbung zwischen 1217 und 1240 nachweisen?

Doch Sie werden darauf nicht eher antworten, bis Ihr Buch erscheint, und Sie haben von Ihrem Standpunkte aus Recht, das zu thun. Ich will Sie also nicht weiter mit Fragen belästigen, sondern mit Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung schließen.

Ihr ergebenster Diener

A. Heusler.

33.

(Zu S. 208.)

An Hottinger.

Lucern, am 5. Weinmonat 1842.

Hochgeehrter Herr Professor!

Noch habe ich etwas auf dem Herzen, was mich drückt. Ich wünschte das Archiv so fehlerfrei, als möglich. Nun datirt Herr Gerold Meyer von K. die Urk. des Königs Friedrich vom 8. Hornung 1326, welche die Pfandschaft von Mark Gröningen im Würtenbergischen betrifft und nicht Grüningen im C. Zürich, aus Wels anstatt aus Sels. Zwei Urkunden bei Kurz vom 16. Hornung 1326 geben ebenfalls Sels, auch Böhmer hat sie so genommen; dagegen sei er jetzt anderer Meinung und wolle mit Herrn Gerold, daß man Wels in Oesterreich und nicht Sels im Elsaß lese.

Ich halte dieses für einen Fehler. In der einen Urkunde handelt Friedrich als König gegen den Brudermörder von Kiburg; in der andern gibt er seinem Bruder mehrere Pfandschaften, welche alle in den obern Landen liegen, zum Theil in der Nähe und im Elsaß selbst, ja sogar Sels; in der Gröninger Urkunde gedenkt er der Pfandsumme, die seine Brüder *ex illorum Ducatu allata* haben sollen: würde er wohl so sprechen, wenn er im Herzogthum selbst wäre? Dazu paßt der Ton nur für den Reichsboden, auf welchem Friedrich stand, und erklärt sich aus der Zeit seit der Ulmer Sühne, welche den Ton der drei Briefe hervorgerufen hat.

Ich wünschte, wofern das Regestum noch nicht gedruckt ist, ich könnte Hrn. Gerold überzeugen, daß er dießmal im Irrthum ist. Wäre es anders, so wünschte ich Belehrung und Ueberführung, daß ich selber im Irrthum sei. [1])

34.

(Zu S. 208.)

Frankfurt, 30. Apr. 1844.

Hochverehrter Herr Regierungsrath!

Gegen Ende dieses Monats sollte Rudolf auf dem 20. Bogen meiner Regesten ausgedruckt sein und dann wollte ich Ihnen die Aushängebogen schicken. Allein es ist nun seit 14 Tagen eine Unterbrechung im Druck eingetreten. So will ich denn nicht länger zögern mit der Absendung dessen, was fertig ist. Ich habe doch eine stille Hoffnung, daß Ihnen meine Arbeit willkommen sein werde, und bitte nur, solche nach dem Maßstab dessen zu messen, was bisher vorhanden

---

1) Kopp behielt Recht. Vrgl. Additament. tertium ad reg. imp. Reg. Friedr. d. Sch. 10. Feb. 1326 u. Geschichtsbl. II, 304.

war, nicht aber nach demjenigen dessen, was Sie uns bringen und was ich, gerade durch diese Uebersendung, um so eher herauslocken möchte. Fugit tempus! Zögern Sie nicht länger!

Um ein Werk zu fördern, ist nichts besser, als daß nur einmal der Druck begonnen habe. Wenn dann die Setzer nach MS. schreien, muß der Autor schon voran machen. Ob Sie nun einen Verleger haben? Wenn Sie mit Hurter nicht einig werden können, so möchte ich zu einem Versuch mit Cotta rathen. Dieser hat so viele leichte Waare, daß er nothwendig auch auf Gewichtigeres sehen muß, wenn sein Lager nicht endlich Veraltetes enthalten soll. Ich bin hinsichtlich der Fontes mit dem Benehmen der Cotta'schen Buchhandlung zufrieden. Sonst könnte man auch einen Versuch in Leipzig machen. Weigel, bei dem das Serapeum herauskommt, hat sich erboten, solche Geschäfte zu vermitteln, und ist, wie ich nicht anders weiß, ein ordentlicher Mann. Schreiben Sie mir doch ein Wort darüber, wie weit Sie in dieser Hinsicht sind.

Mein Adolf ist jetzt ganz fertig, Albrecht auch bis auf die Einleitung, die freilich noch Arbeit machen wird, und eine mir jetzt erst aufgestoßene Schwierigkeit. Wann begann Albrecht seine Verhandlungen mit Bonifaz? In seinem Diplomatar sind die leider noch ungedruckten Vollmachten, aber ohne Datum. Dieses findet sich bei Muratori Ant. It. 6, 94: in Radam 1302 Indic. Reg. 4. 6. kal. april. Also alle Daten auf 27. März 1302. Das klappt aber nicht mit der päpstl. Anerkennung vom 30. Apr. 1303 und Albrechts Versprechenserneuerung vom 17. Jul. 1303. Es ist nicht wahrscheinlich, daß so lange unterhandelt worden. Bonifaz hatte Ursache zur Eile. Darf man nun den 27. März 1303 annehmen gegen Muratoris dreifache Jahresangabe? — In Radam entscheidet nichts. Denn wenn es in Baden heißen soll, so paßt's auf 1303, wo sich für Schaffhausen eine ungedr. Urk. Albrechts d. d. Zürich 1. Apr. findet. Darüber möchte ich mit Ihnen sprechen können. Es wird mir sauer, mich zu entscheiden. Uebrigens gefällt Ihnen mein Albrecht gewiß, denn er hat weit mehr gewonnen wie Rudolf durch neue Urkk.

Im Geschichtsfreund S. 18 ist die Urk. No. 8 vom 19. (nicht 12. März) 1344. Die großen Buchstaben bei Substantivis gefallen mir in alten Urkunden um so weniger, da man sie gewiß mit der Zeit auch in neuen Schriften weglassen wird.

Der zweite Bd. des Schweizer Archivs gefällt mir nicht. Die Regesten der Stadt Baden sind geringen Werthes. Die neueren Acten hätten ungedruckt bleiben können, wenn man eine Relation daraus gab. Daß man auch die Excremente der Schweizerpresse registrirt, ist ekelhaft. Mag jeder drucken lassen, was er will, so müssen ordentliche Leute auch das Recht haben, nur von demjenigen Notiz zu nehmen, was derselben würdig ist.

Das Regestenmachen hat eigentlich zwei Stadien: Archivsregesten sind nur Materialien für Canzleiregesten, oder wie man sagen will, nämlich solche, die immer nur dasjenige enthalten, was aus einer und derselben Canzlei hervorgegangen. Nur in diesen ist geordneter Stoff, wie ihn der Historiker verbauen kann. Jene sind also auch nur Material für diese.

S. XIV. meiner Regesta Ludovici vermißte ich einen Codex der Andreaskirche zu Worms. Derselbe ist wieder gefunden. Als ich letzten Mittwoch mit Stälin (der 8 Tage hier war, um meine Materialien für seinen 2ten Band zu benutzen) in Darmstadt war, war das erste, was mir dort in die Hände fiel, das Inhaltsverzeichniß dieses im Augenblick verliehenen Codex. Es ist das Concept- und Missivbuch des Geheimschreibers des Erzb. Balduin und scheint für die Zeit seit circa 1335 von der allergrößten Wichtigkeit.

Wegen dieser letzten Nachricht halten Sie mir's zu gute, daß ich diesmal nur raptim schrieb.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft.

Der Ihrige: **Böhmer.**

35.

(Zu S. 211.)

Kopp an Hisely.

Lucern, am 5. Augstmonat 1849.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ihre Briefe vom 21. und 22. März laufenden Jahres haben mich sehr gefreut und Sie dürfen über meine Verbindlichkeit gegen Sie nicht darnach urtheilen, daß ich so lange verzog, Ihnen eine Antwort zu geben; es ist eine meiner übeln Gewohnheiten, für Empfangenes erst dann zu danken, wenn ich um neue Gefälligkeit einkommen will. Und so ist es leider auch jetzt.

Ich bin mit meinem vierten Buche: „Die burgundischen Lande zu beiden Seiten der Aare" unter der Presse und bereits sind eilf Bogen gedruckt; bald komme ich an Königs Rudolf Urk. für Lausanne von 1275, und da habe ich nun einiges mitzutheilen und anderes zu fragen.

1) Das Datum haben Sie die dominica proxima *post*, nicht prius festum zu lesen.

2) Aymo de Parto præpositus ecclesiæ Lausannensis heißt in der **Hist. de Dauphiné** II. 140, a de Quarto; ebenso heißt er *Quart* bei **Guichenon** Hist. de Sav. I. 353 und 375; zufolge

l'Art de vérifier les dates XVII, ist derselbe Aymo oder Heimo Bischof von Genf von 1304—1311.

3) Nun sagen Sie mir: gibt es ein Schloß, eine Stadt, eine Landschaft de Quarto? und wo liegt sie, oder wo liegt es?

4) Rudolfs Urk. geben Sie mit dem Datum: Basilee (mense) Augusti indictione tertia; dagegen hat **Böhmer** in seinem ersten Ergänzungshefte Reg. Rud. 1155, als Mittheilung von **Baumgartner** aus dem Vidimus von 1286, geradezu den 11. August. Woher dieses? ist, statt mense welches Sie nur mit Bleistift schrieben und einschlossen, etwa undecima als verblichen herauszulesen? oder da Augusti im Genitiv folgt, ist vielleicht undecima gesetzt? oder was denn? Wollen Sie gefälligst mir über diesen Baumgartnerischen Stein hinüberhelfen. Wegen der zwei oder drei Herren von Grandson, über welche ich von Ihnen mir Aufschluß erbat, komme ich vielleicht später noch einmal und frage nach; für jetzt drückt mich der Schuh noch an einem andern Orte.

5) Eine Urk. vom Jahre 1267 nennt **turrim de Vivesio**, eine andere von 1272 turrim **Viniaci** (oder **Viviaci**?). Schriftsteller nehmen jenes und dieses für eines und dasselbe: haben sie Recht? und wurde Vivey oder Vivis bald Vivesium genannt und bald Viniacum? oder gibt es wirklich noch einen anderen Ort, der Viniacum (mit n) oder Viviacum (mit u oder v) genannt wurde? Es wird mir sehr lieb sein, wenn Sie so gut sind mir diese Zweifel zu lösen.

Daß Herr Altkanzler Amrhyn, unser Präsident, verunglückte, wissen Sie längst; die Versammlung wird nun nicht in Luzern Statt finden, erstens weil niemand Geld hat, zweitens weil niemand und ich am wenigsten Präsident sein mag. Ich hoffe, ein provisorischer Zusammentritt werde nun in Baden Statt finden und dann für die nächsten zwei Jahre Lausanne als Versammlungsort bestimmt werden. Wollen Sie mir gefälligst sub rosa mittheilen, ob man bei Ihnen die Wahl wünscht, oder wenigstens annimmt; sowie ob Herr Vulliemin oder Sie die Präsidentschaft nicht ausschlagen. Wenn die Versammlung in Baden Statt findet, dürften wir Sie nicht auch daselbst erwarten?

Wollen Sie mir zu gut halten, daß ich Sie schon wiederum mit einem Schreiben behellige, und zugleich sich meiner erbarmen, der ich in Drucknöthen bin, und mir (wenn es Ihnen nicht Unmuße macht) bald eine Antwort geben.

Ihr ganz ergebener

J. E. Kopp, Professor.

36.

(Zu S. 212.)

Antrag

betreffend das Habsburgisch-Oesterreichische Urbarbuch und den Herausgeber desselben.

Die Erscheinung dieses Buches im Jahre 1850 verdient, wenn es nicht bereits in der letztjährigen Versammlung unser allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft zu Murten geschehen ist, eine ehrenvolle Erwähnung in der gegenwärtigen Versammlung.

Es ist dieses, ich wage es zu sagen, gewissermaßen eine Schuld, welche die Gesellschaft gegen sich selbst abträgt; denn man darf wohl nicht mit Unrecht behaupten, daß es Sache unserer Gesellschaft gewesen wäre, diese so wichtige Geschichtsquelle dem größern Publikum vorzuführen.

Inzwischen wenn auch der Herausgeber des Urbarbuches, Herr Professor und Bibliothekar Franz Pfeiffer in Stuttgart, nicht auf eidgenössischem Boden weilt, so ist er doch ein geborener Eidgenosse aus dem Canton Solothurn. Und zum Glück kann auch die Herausgabe des Urbars theilweise eine eidgenössische genannt werden, da es ja, wenn ich auch übergehe, was etwa einzelne Gelehrte zur Unterstützung des Buches gethan, namentlich die Herren Staatsarchivare von Zürich, von Lucern und von Bern sind, welche dem Herrn Herausgeber bei seiner Arbeit nicht unwesentlichen Vorschub geleistet haben.

In der Voraussetzung, daß die verehrliche Vorsteherschaft unserer Gesellschaft eine Würdigung der Leistungen des Herrn Franz Pfeiffer selbst veranlassen werde, glaubte ich mich eines längern Vortrages enthalten zu sollen. Ich will mich daher nur auf einige wenige Worte beschränken und daran einige Wünsche und Anträge reihen.

Der Herausgeber des Urbarbuches hat, meines Bedünkens alles geleistet, was beim gegenwärtigen Stande der Forschungen nur immer möglich war; er gibt uns

a) eine geschichtliche **Einleitung** über die Entstehung und die Schicksale des Buches, welche möglichst erschöpfend genannt werden darf;

b) einen reinen **Text**, zunächst nach der ursprünglichen Reinschrift oder doch nach den derselben zu Grunde liegenden Röbeln (rodalia, Pergamenrollen), und erst wo diese fehlen nach spätern Abschriften;

c) unter dem Texte eine **Erläuterung des Geographischen**, und zwar nach den jetzigen Cantonen und deren Eintheilungen (ich sehe hier von Schwaben und vom Elsaß ab), welche, wenn sie auch nach des Herausgebers eigenem Geständnisse an mancher Stelle mangelhaft ist, und der Natur der Sache nach es sein mußte, an den meisten Orten durchaus richtig ist;

d) hinter dem Texte gibt er, außer der bedeutsamen Zugabe von 4 **Urbarverzeichnissen,** welche der Reinschrift des Buches selbst entweder vorangingen oder geradezu derselben zu Grunde liegen, eine sehr verdankenswerthe **Erklärung aller Ausdrücke,** wozu der Herausgeber als gründlicher Kenner der alten teutschen Sprache und ihrer Denkmäler ganz besonders berufen war, und welche Erklärung kaum etwas unerörtert läßt; endlich

e) schließt sich dem Buche ein Register an, das wegen seiner vorzüglichen Brauchbarkeit bei Anfertigung ähnlicher Arbeiten gar sehr zu empfehlen ist.

Nach allen diesen Leistungen des Herrn F. Pfeiffer, die ich nur schwach und flüchtig angedeutet habe, entsteht nun die Frage: Ist mit der Herausgabe des Urbars, namentlich für die eidgenössische Geschichtsforschung, bereits alles gethan? Niemand wird die Frage unbedingt mit Ja beantworten wollen. Ich erlaube mir daher einige Punkte zu berühren, von welchen ich glaube, daß sie uns noch zu bearbeiten zukommen möchten:

1) Wohl sind die einzelnen **Rödel,** wo solche noch vorhanden sind, dem Abdrucke durch Vergleichung möglichst zu Grunde gelegt; aber es frägt sich: verdienen selbe nicht, so wie sie sind, von unserer Gesellschaft oder doch von den historischen Vereinen jener Orte, wo sie gerade liegen, besonders abgedruckt zu werden?

2) Von der Reinschrift haben sich im Zusammenhange nur diejenigen Theile des Urbarbuches erhalten, welche nicht den nunmehr eidgenössischen Boden berühren; dagegen nur wenige, die meisten in Zürich, welche das eidgenössische Gebiet selbst betreffen. Es darf übrigens die Hoffnung nicht aufgegeben werden, auch die übrigen Bruchtheile noch aufzufinden; liegen doch in Bern, wo man mir letzte Ostern fragend und zweifelnd solche Pergamene vorlegte, die ächten Blätter der Reinschrift von lxviiij bis lxxv (also 7, von deren Auffindung mit Bezeichnung ihres Inhaltes ich Herrn F. Pfeiffer bereits Kenntniß gegeben habe). Ich erlaube mir die Frage: sollten diese 7 Blätter nicht von dem historischen Verein in Bern, oder lieber von unserer Gesellschaft in ihrem Archive abgedruckt werden? und nicht überhaupt das Archiv der Sammelplatz sein, wo alle die einzelnen Erörterungen als in einem Centrum zusammenliefen?

3) Was die geographischen Erklärungen betrifft, so hat wohl die letzte Volkszählung in der Eidgenossenschaft manche Oertlichkeit näher constatirt, als es dem Herausgeber möglich war (andere Namen mögen gänzlich verschwunden, umgewandelt oder sonst untergegangen sein). Frage: wäre von unserer Gesellschaft nicht der Wunsch auszusprechen, daß die Herren Staatsarchivare oder Canzleien und insbesondere die einzelnen Vereine der betreffenden Cantone, ihr Augenmerk auf diesen Gegenstand richten möchten?

4) Diese geographische Feststellung der Oertlichkeiten muß wohl ohne Zweifel vorauserzielt werden, wenn einmal von unserer Gesellschaft, was so sehr zu wünschen ist, eine möglichst genaue **Karte** des ausgehenden 13. oder anfangenden 14. Jahrhunderts zu Tage gefördert werden soll. Das Urbarbuch wird aber nicht nur das einzelne Besitzthum näher bestimmen helfen, sondern auch dazu dienen, um in die einzelnen Grafschaften mehr Licht bringen zu können; ich will hier nur den **Frikgau** nennen, wo vielleicht unser verehrtes Mitglied, das heute gerade anwesend ist, und welches bereits eine sehr verdienstliche Arbeit über den **Sißgau** in die Baseler Beiträge geliefert hat, Veranlassung nehmen wird, das Erbe der **alten** Grafen von Homburg einem nochmaligen Untersuche zu unterwerfen und uns zu zeigen wie dasselbe an Habsburg und an Froburg, sowie an die aus dem letztern Hause hervorgegangenen **neuen** Grafen von Homburg gekommen ist;

5) das habsburg. Urbarbuch vom Jahre 1303—1309, das sich vor allen andern, selbst ältern Verzeichnissen (dahin gehört jenes in Bern liegende, viel kleinere kiburgische vom Jahre 1261, dessen Veröffentlichung dem dortigen historischen Vereine wohl anstehen dürfte) dadurch auszeichnet, daß es nicht nur die „Nütze", der Herrschaft aufzählt, sondern auch die „Rechte" derselben, nennt unter andern gar oft, daß die Herrschaft an dem und dem Orte nur „Düb und Frevel" oder die Vogtei besitze, nicht auch „Twing und Bann" oder die niedere Gerichtsbarkeit des Grundeigenthums. Wer hat nun jedesmal Twing und Bann besessen? oft weiß man es, aber wohl an den meisten Orten muß erst noch erörtert und belegt werden, ob Gotteshäuser, ob Edle, ob Ritter. Dieses zu ermitteln ist eine zum Verständniß unserer Geschichte wichtige und äußerst belehrende Aufgabe für die Cantonalvereine und ich trage darauf an, daß unsere Gesellschaft an Staatsarchive und Vereine den Wunsch aussprechen möge, daß diese Forschungen angestellt und ihre Ergebnisse in unserm Archiv nachgewiesen würden;

6) damit ließen sich füglich die 2 Fragen verbinden: a) wie ist Habsburg-Oesterreich zu dem im Urbar verzeichneten Besitzthum gekommen (die Beantwortung dürfte theilweise nicht ohne Schwierigkeiten und wohl nicht überall mehr urkundlich zu belegen sein)? und b) durch welche Veränderungen (Pfandschaft, Verkauf, Eroberung) sind die einzelnen Bruchtheile oder größere Ganze des ehmaligen habsb.-österr. Besitzthums an die eidgenössischen Orte (Gemeinwesen oder Einzelne) gekommen? Auch die Beantwortung dieser Fragen hätte von den verschiedenen Vereinen auszugehen und unser Archiv könnte wiederum nur die Ergebnisse mittheilen;

7) endlich wäre ein fernerer wichtiger Punkt die Nachweisung, wo die Gränze sei zwischen der niedern Vogtei (Frevel) und der obern Vogtei (Düb, der Grafschaft); doch ich enthalte mich, näheres darüber

zu sagen, da bereits einzelne Andeutungen in meinem ausführlichen Geschichtswerke niedergelegt sind.

Ich lege nun, Herr Präsident und meine Herren, diese wenigen und flüchtigen Bemerkungen Ihrer wohlwollenden Besprechung und reifern Prüfung vor und erlaube mir nur an diese meine Worte den Antrag zu schließen: es möge der gegenwärtigen Versammlung unserer allgemeinen Gesellschaft gefallen, zu erklären, Hr. Franz Pfeiffer habe sich durch die Herausgabe des Habsburg.-Oesterreich. Urbarbuchs um die eidgenössische Geschichtforschung verdient gemacht und er sei daher als Ehrenmitglied in unsere Gesellschaft aufzunehmen.

37.

(Zu Seite 214.)

Zur Versammlung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz,

am 23. Herbstmonat 1852 in Raprechtswile.

Herr Präsident, meine Herren!

Wiederholt schon haben sich, wenn auch nicht in öffentlichen Kreisen, doch bei freundschaftlicher Besprechung Wünsche vernehmen lassen: es möchte „unsere allgemeine historische Gesellschaft" schon vermöge der von ihr eingenommenen ehrenvollen Stellung, indem sie durch den Beitritt zahlreicher Mitglieder aus allen Cantonen die gesammte Eidgenossenschaft in Wahrheit zu vertreten berufen ist, einerseits die einzelnen Mitglieder sowie die verschiedenen Cantonal-Vereine in regerem Leben mit sich verbinden, andrerseits durch mehr und mehr bedeutsame Leistungen die ihr bereitwillig zu Theil gewordene Anerkennung fortwährend zu steigern suchen.

Indem ich diesen Wünschen, welche gewiß viele der verehrtesten Mitglieder theilen, mich aufrichtig ebenfalls anschließe, bin ich gleichwohl weit entfernt von der Anmaßung, das bisherige Leben und die Leistungen unserer Gesellschaft einer Prüfung zu unterwerfen und, als hätte ich den Stein der Weisen gefunden, mit sogenannten unfehlbaren Heilsmitteln gegen allfällige Gebrechen und Uebelstände großthun zu wollen.

Was ich einzig beabsichtige, ist unter Nachsicht der verehrten Versammlung, um die ich für wenige Augenblicke bitte, die durch den dießjährigen Herrn Präsidenten vermittelten und Ihrer Berathung unterlegten Verfassungsfragen mit einigen Bemerkungen zu begleiten, welche namentlich die damit in engem Zusammenhange stehende Frage der „Regesten" und des „Archivs", wenn auch nur als Ansicht eines Einzelnen, zu beleuchten gemeint sind.

Auf die Vortheile, welche einer historischen Gesellschaft zu Statten kommen, deren sämmtliche oder doch die meisten Mitglieder in einer größern Haupstadt vereinigt sind: als da sind, vor allem sich leicht und wiederholt sehen und sprechen, durch Beispiel und Wetteifer sich anspornen, Ansichten und Entdeckungen austauschen, sich ohne viele Mühe an den öffentlichen Anstalten in den Besitz der neuesten Forschungen setzen; auf alle diese und manche andere Vortheile müssen wir, als Gesammtheit, geradezu verzichten.

Wenn dagegen unter uns die historischen Kräfte, nach Maßgabe des eigenen Volkslebens, über Stadt und Land verbreitet, ja zerstreut sind und daher, was einer fest- und wohlgeordneten Gesellschaft gebricht, nur den vielen Vereinzelten zu gute kömmt; so ist wohl das langgenährte Verlangen nach einem öffentlichen Organe, welches von Zeit zu Zeit zu den einzelnen Mitgliedern im Namen der Gesellschaft spräche und das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit zu einem Ganzen stets wach erhielte, ohne Zweifel mehr als ein flüchtiger unfruchtbarer Wunsch. Insbesondere aber bedürfen wir — und gewiß ist niemand unter uns, der über diesem Worte erschrickt — wir bedürfen, sage ich, einer einigen starken Regierung.

Soll die Präsidentschaft, wie es seit einiger Zeit geübt wird, auf ein einziges Jahr beschränkt bleiben und überdieß jede neue Wahl sich nach dem Wechsel des Versammlungsortes richten; so mag man fürderhin getrost, wie es von dem geräuschlosen Leben jenes ehrbaren Bürgers hieß, „er ward geboren, nahm ein Weib, und starb", auch auf den Grabstein jedes unserer Präsidenten setzen: „er ward gewählt, berief die Jahresversammlung und ward ersetzt." Kann auch die Wahl eines Präsidenten auf viele Jahre oder auf unbestimmte Zeit, es ist nicht zu leugnen, Uebelstände mit sich führen; so beschränke man die Amtsdauer auf zwei Jahre, selbst auf ein einzelnes Jahr, jedoch unter bestimmter Zusicherung der Wiederwählbarkeit: dann wünsche ich mir zum Präsidenten einen zukunftsvollen, zur Aufwendung von Zeit und Arbeit opferwilligen, noch jungen Mann, der im Stande ist, die Gesellschaft zu heben und nicht von ihr aus dem Nichts gehoben zu werden braucht. Denn der Präsident soll die Seele der Gesellschaft sein, nicht ihr Figurant auf einen einzigen Tag.

Bis dahin war er jenes nicht, konnte es nicht sein; denn gerade durch unsere Gesellschafts-Verfassung sah sich der Präsident von den zwei wichtigsten Functionen derselben, der Herausgabe des „Archivs" und der „Regesten," sozusagen ganz ausgeschlossen. Es offenbart sich aber unser Gesellschaftsleben nicht so fast in der jährlichen Versammlung, wo das gesprochene Wort, wenn doch gesprochen wird, so gern wieder verhallt; sondern in den veröffentlichten Vereinsschriften, an welche der Finger des Präsidenten nicht rührt, legen wir das bleibende Zeugniß von unserer Thätigkeit ab. In unsern bisherigen Bestrebungen

und Leistungen, anders kann ich die Sache nicht ansehen, fehlt die durch das Centrum der Gesellschaft vermittelte Einheit; hierin erblicke ich den Hauptmangel unsers historischen Lebens, der nach meinem Dafürhalten von Grund aus gehoben werden muß. Es ist aber namentlich nicht meine Meinung, daß die Redactionscommission für das Archiv und die Regestencommission, bestehen sie in dieser oder jener Form, beseitigt werden sollen; wohl aber, daß, indem der Präsident der Gesellschaft an deren Spitze tritt und die Leitung übernimmt, während wohl das Wenigste durch ihn gethan wird, dagegen Nichts ohne ihn geschehen soll. Auf diese Weise dürfte die Selbstständigkeit und Würde der beiden Ausschüsse gewahrt bleiben, zugleich aber für Einheit der Leistungen gesorgt sein. Bei diesem Anlasse sei mir erlaubt, noch einige Wünsche in Bezug auf „Archiv" und „Regesten" beizufügen.

Indem ich mich zuerst den Regesten zuwende, erkläre ich voraus, daß ich es mit meinen Bemerkungen weder auf den Herrn. Hauptredactor, noch auf die Herren Specialredactoren abgesehen habe; ebenso ist es keineswegs meine Absicht, in Bezug auf die bereits erschienenen Bearbeitungen, auch vorausgesetzt, es wäre Grund dazu vorhanden, nach vorausgeschicktem obligaten Lobspruche diese oder jene Rüge oder Ausstellung über Verständniß der Originalurkunde, über Umfang und Form des Regests und der Art Dinge selbstgefällig anzubringen. Weniger das was bereits geleistet worden ist, schwebt mir vor Augen, als vielmehr was noch zu thun übrig bleibt; nicht die Personen und ihre Leistungen kommen jetzt bei mir in Betracht, sondern für mich ist die Hauptfrage: sollen die Bearbeitungen nach dem noch bestehenden „Arbeitsplan für die Regesten" fortgesetzt werden? oder wird, wenn nicht die Gesellschaft selbst, doch die Vorsteherschaft, respective die Redactionscommission von dem zu Basel am 20. Herbstm. 1843 gestellten Vorbehalte Gebrauch machen, „in diesem Plane die nöthig scheinenden Veränderungen nach bestem Ermessen vorzunehmen?"

Der Zweck des zu Basel beschlossenen Regestenwerkes ist, um mit dem damals genehmigten „Arbeitsplan" zu sprechen, „den Freunden „der Geschichte, dem vaterländischen Staatsmann, Beamten und Rechts„gelehrten zu einer leichtern Kenntniß und Uebersicht des Inhalts der „einheimischen Archive, so weit derselbe der ältern Zeit angehört, zu „verhelfen. Zu diesem Ende ist von jedem Archive, dessen Regesten „verfaßt werden, ein besonderes Verzeichniß zu machen"; und dieses „Verzeichniß wird, möglichst vollständig und in chronologischer Ordnung, „alle in einem Archive befindlichen Documente" (das Wort im weitesten Sinne genommen) „enthalten, die bis zum Jahre 1520 gehen."

Es springt beim ersten flüchtigen Anblicke unverweigerlich in die Augen, daß diese so allgemein hingestellte Aufgabe eine mühsame und ununterbrochene Arbeit vieler, sehr vieler Jahre bedingt. Die Schwierigkeiten des Bearbeiters werden vermehrt, da ihm kein näherer Ge-

sichtspunct bestimmt und vorgezeichnet ist; und vollends sind insbesondere größere Archive, in welchen der Lauf der Zeit mehrere andere und meist nicht unbedeutende vereinigt hat, schwer zu erschöpfen und die Wahl des Wichtigern vor dem minder Bedeutsamen nicht immer leicht zu treffen. So betrachtet, müßte es einen Wunder nehmen, wenn sich in die bearbeiteten Regesten irgend welche Einheit hätte finden können; vielmehr muß man den Muth und die Beharrlichkeit der Specialredactoren lobend anerkennen, womit sie nicht müde wurden zu dem so weitläufig angelegten Gesammtbaue, ohne nahe Aussicht eines endlichen Abschlusses, vereinzelte Bruchsteine geduldig zusammenzutragen.

Um für das Letztgesagte Beweise vorzuführen, finde ich nicht nothwendig, die bisher erschienenen Regesten nach den einzelnen Gotteshäusern, nach den Städten oder Landschaften, deren Urkunden bearbeitet sind, hier zu erwähnen; ohnehin gehört die anerkennende Benennung des Inhalts eines jeden herausgegebenen Regestenheftes in das Protokoll der Gesellschaft, damit derselbe mindestens auf diesem Wege zur Kenntniß eines jeden Vereinsmitgliedes gebracht werde. Dagegen erlaube ich mir, in der Meinung größerer Einheit in der Bearbeitung Vorschub zu leisten, folgende kurze und unmaßgebliche Vorschläge als Wünsche der verehrten Versammlung zu eröffnen.

Daß der „Arbeitsplan für die Regesten" das Jahr 1520 als die Gränze der ältern Zeit angenommen hat, kann schon an und für sich und namentlich wegen der besondern Verhältnisse in den eidgenössischen Landen nur gebilligt werden. Allein der Zeitraum von dem ersten urkundlichen Auftreten bis an die Schwelle der Glaubensspaltung, inner welchem der Zerfall des Reiches und damit die Entstehung und Blüthe der Eidgenossenschaft erscheint, ist ohne allen Zweifel ein viel zu langer, als daß die Regesten selbst in geraumer Zeit etwas Fertiges, Abgeschlossenes, Vollendetes zu leisten vermöchten. Es dürften daher bestimmte Zeitabschnitte wünschenswerth sein, und als einen solchen ersten betrachte ich das Jahr 1250 oder 1273, Friedrichs des Zweiten Tod oder die Wahl Rudolfs von Habsburg; schon darum, weil in diese Zeit das erste bedeutsame Regen der Städte, die ersten Bünde fallen. Diesen ersten Zeitabschnitt, dessen einzelne Regestenhefte, auch wenn sie nicht gleichzeitig erscheinen könnten, mit fortlaufender Paginatur allmälig einen Band zu bilden hätten, glaubte ich als die Grundlage aller folgenden Bearbeitungen betrachten zu dürfen. Dabei könnte man ungefähr in dieser Weise verfahren:

In erster Reihe erschienen die Regesten der bischöflichen Archive von Cur, von Constanz (dieses besonders wichtig wegen seiner bedeutenden Ausdehnung über die alemannische Schweiz), von Basel, Lausanne, Genf und Sitten; diesen hätten zu folgen die Regesten der Benedictinerklöster, seien sie unmittelbare Reichsabteien oder nicht (ich nenne nur Disentis, Fischingen, Pfävers, S. Gallen, Schaffhausen,

Rheinau, die Abteien der Frauen zu Zürich und zu Seckingen, letztere schon wegen Glarus und des Frickthals, Beinwile (jetzt Mariastein), Muri und selbst S. Blasien wegen Klingnau's und der Umgegend, Einsiedeln, Murbach, Lucern und Engelberg; in ähnlicher Weise würde sich die romanische Schweiz anreihen); dazu kämen noch die größern und kleinern Chorherrenstifte (ich nenne nur die Propstei zu Zürich, die zu Beromünster und zu Solothurn).

Das hohe Alterthum der meisten dieser Stiftungen, der Umstand, daß sämmtliche Domstifte und eine große Anzahl der genannten Klöster in Städten gegründet und selbst deren Wiege geworden sind, ja daß die früheste Geschichte unserer Städte ohne Gotteshäuser nicht gedacht werden kann; daß ferner Kaiser und Könige, geistliche und weltliche Fürsten, auch Grafen und Herren, welch' letztere als große Grundeigenthümer uns keine besondern Archive ihrer Häuser zurückließen, sich vielfältig an diesen Stiftungen betheiligten: alles dieses rechtfertigt wohl zur Genüge, sie an die Spitze des Regestenwerkes zu stellen, sollte auch der durch sie zu bildende erste Band wegen reichhaltigen Stoffes bis zum Jahre 1273 in zwei oder selbst drei Abtheilungen erscheinen müssen.

Wenn schon mehrere der vorgenannten Stiftungen nicht nur mit Städten, sondern theilweise mit Landschaften (z. B. Pfävers mit Sargans, S. Gallen mit Appencell, Seckingen mit Glarus, Zürich mit Uri, Einsiedeln mit Schwiz, Sitten mit Wallis) gleichsam verwachsen waren, so kommen denselben hierin am nächsten, weil mitten in der Landschaft selbst gegründet, die etwas jüngern Abteien der Cistercienser (ich nenne nur Cappel, das besonders wichtige Wettingen, S. Urban, Frienisberg, Altenrif). Diese Cistercer mit den zahlreichen Frauenklöstern desselben Ordens, welche von Grafen, Freiherren, Rittern und selbst von Bürgern aus den Städten gestiftet oder doch reichlich bedacht wurden, verdienten wohl nicht mit Unrecht den zweiten Band des Regestenwerkes zu bilden, oder, wenn man lieber will, die erste Abtheilung eines zweiten Bandes desselben.

Im letztern Falle würden die übrigen zahlreichen, meist kleinern Stiftungen weitere Abtheilungen dieses zweiten Bandes ausmachen. Immerhin aber müßten stets die Klöster desselben Ordens, männliche und weibliche, zusammengestellt werden und ihre Regesten sich möglichst nach den Landschaften reihen, so daß nicht alemannische und burgundische durcheinander geworfen würden; nur auf diese Weise wird man, wie das Gleichartige des Ordens, so allfällige Verschiedenheiten in Sitte und Recht leicht wahrnehmen. Eine besondere Abtheilung dieses zweiten Bandes müßte die Regesten der geistlichen Ritterhäuser des hl. Lazarus, der Spital- und Teutschbrüder, für Besitzthum und sonst nicht unwichtig beisammen enthalten.

Ehe ich zum Schlusse eile, sei mir erlaubt, meinem gegebenen Worte untreu zu werden und über die bisherigen Regestenarbeiten doch

eine Rüge auszusprechen. Die Rüge soll übrigens nicht wehe thun und derjenige, dem sie gilt, wenn er noch unter uns lebte, würde sie gelassen mit anhören; ich meine Hr. Stettlers Regesten des Cantons Bern. Allerdings kann man die Einheit des Regestenwerkes in einem und demselben, aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Archive eines erst allmälig gebildeten Cantons erblicken wollen; allein dieses ist die Einheit des Botensackes, der in einer und derselben Stunde die verschiedenartigsten Briefe in alle Welt ausschüttet. Liegt hierin ein Fehler, so trifft er weniger unsern guten Freund Fr. Stettler, als vielmehr den „Arbeitsplan," der für Bearbeitung der Regesten keine bestimmtere Vorschrift aufstellte.

Hätte ich die Urkunden Berns zum Behufe der Geschichte zu registriren, an die Spitze stellte ich nicht S. Vincenzen Stift, dessen früheste Urkunde erst vom 14. Christm. 1484 ist und welches nicht aus kirchlichem Bedürfnisse hervorgegangen, sondern aus der Prachtliebe der mächtig gewordenen Bürger, schon nach vierzig Jahren ein wurzelloses Leben sozusagen spurlos aushauchte. An die Spitze der urkundlichen Geschichte Berns gehört unstreitig das Haus der Teutschbrüder zu Könitz, dem nicht nur frühzeitig die Kirche zu Bern einverleibt wurde, sondern mit welchem auch das Reich selbst noch lange und die Bürger der Stadt in fortwährender Verbindung standen. Wegen ähnlicher Verbindung mit Bern und um der eigenen Wichtigkeit willen folgten dann die Augustiner zu Interlachen (welches mit ch zu schreiben ist, nicht mit k; unsere Schweizer Sprache kennt das hochteutsche oder englische k nicht), die Augustiner zu Interlachen, sage ich, und die Cistercer zu Frienisberg, diese im Constanzer Bisthume, jene im Lausanner gelegen; an diese beiden Gotteshäuser, wie an zwei Flügelmänner, reihten sich dann in geschiedenen Abtheilungen die übrigen zahlreichen Klöster und Stiftungen, nach ihren Orden und ihrer Lage, wie sie dem einen oder dem andern der beiden Bisthümer angehörten. Die urkundliche Reihe schlössen sodann die Regesten der vielen, über die Landschaft zerstreuten, alemannischen und burgundischen Städte und Städtchen.

In gleicher Weise bildeten, nach meiner Ansicht, die Urkunden der Städte den Schluß des Gesammt-Regestenwerkes oder den dritten Band. Dabei könnte auf zweifache Weise verfahren werden: wären jene Urkunden des ersten und zweiten Bandes, welche die Städte beträfen, in vollständigem Auszuge registrirt, so genügte im dritten Bande lediglich in chronologischer Folge darauf zu verweisen; oder man hätte sie in den zwei ersten Bänden, wo sie gerade erwähnt werden müßten, gleichsam nur angedeutet, und sie würden dann im dritten Bande umständlich regestirt. Immerhin müßten die Reichs- und bischöflichen Städte vorausgehen und die herrschaftlichen Landstädte sodann folgen; bei den letztern aber müßten z. B. die Städte im Thurgau (die kiburgischen), die im Aargau (Kiburgs und Habsburgs, als Erbe von Lenzburg), sowie in

Burgund die teutschen (Kiburgs und Neuenburgs) als auch die wälschen zusammengestellt werden.

Der Weg bis zum Jahre 1273, der durch diese drei Bände mit ihren Abtheilungen führt, ist allerdings ebenfalls ein weiter, und allzu sanguinische Hoffnungen auf baldige Vollendung des Regestenwerkes dürften so leicht nicht in Erfüllung gehen; aber wo ein bestimmtes sicheres Ziel vorgesteckt ist, rückt jeder Tag der Arbeit demselben näher. Es bedarf keines Beweises, daß vom Jahre 1273 an die Städte und übrigen eidgenössischen Orte mehr und mehr in den Vordergrund treten; hat man aber erst die feste Grundlage für die Geschichte der nunmehr eidgenössichen Lande aus dem ersten Abschnitt der ältern Zeit genommen, dann mag um so sicherer entschieden werden, ob die hier vorgeschlagene Ordnung der drei Bände wolle beibehalten werden, oder ob nicht vielmehr der umgekehrte Weg einzuschlagen sei. Kömmt Zeit, kömmt Rath; und gern gebiet' ich hier Halt meinen vielleicht ohnehin zu verwegenen Wünschen.

Mag übrigens in Bearbeitung des Regestenwerkes die bisherige Weise eingehalten werden, oder will man den von mir nur in Umrissen gezeichneten Arbeitsplan oder einen dritten ihm mehr oder weniger ähnlichen zu Grunde legen; in jedem Falle glaube ich nicht mehr bei bloßen Wünschen stehen bleiben zu dürfen, sondern ich fühle mich gedrungen, an die hochverehrliche Versammlung eine bestimmte Ehrenforderung zu stellen. Es bezweckt diese die Gründung und Herausgabe eines **Codex Diplomaticus** und zwar eines solchen in zweifacher Abtheilung.

Erschrecken Sie nicht, meine Herren, als ob ich Ihnen die Aufstellung eines Werkes zumuthete, das unerschwinglich wäre oder über die Kräfte unserer Gesellschaft gienge. Gibt es doch unter uns kleinere historische Vereine, die Jahr aus Jahr ein eine größere Anzahl von Urkunden in die Welt aussenden, welche, sollten sie zuweilen auch etwas bunt durcheinander laufen und wie umsonst nach einem bestimmten Plane oder Zwecke zu suchen scheinen, dennoch stets ihre Liebhaber und Käufer finden und denen das wirkliche Verdienst gebührt, bekannt gemacht zu sein; denn, man vergesse es nicht, Quellensammlungen sind es hauptsächlich, die dem einzelnen Forscher wie einer ganzen Gesellschaft bleibenden Namen und Werth verbürgen. Und sollten nun wir, die wir uns die „allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz" zu sein rühmen, von einem Cantonalvereine uns noch länger übertreffen lassen?

Es ist nichts Schwieriges, was ich verlange; auch ist nicht nothwendig, daß es schon im ersten Jahre zu Stande komme: vielmehr kann es zu gleicher Zeit mit der Bearbeitung der Regesten des von mir gewünschten ersten Bandes an die Hand genommen werden. Dieser **Codex Diplomaticus** oder dieses Urkundenbuch, mag man es dann ersten Band, erstes Heft oder noch bescheidener Probeheft nennen, soll

vorerst gleich dem vorgeschlagenen ersten Regestenbande nur bis zum Jahre 1273 reichen; hinwieder ausschließlich nur die Urkunden einerseits der damaligen weltlichen Regenten, in zweiter Abtheilung die der Kirchenvorsteher der nunmehr eidgenössischen Lande geben. In der ersten Abtheilung erscheinen daher sämmtliche Erlasse und Briefe der Kaiser und Könige, der Herzoge und Reichsstatthalter, selbst der Bischöfe insofern sie Reichsgewalt ausüben, bis hinunter auf die Grafen, auf allfällige Reichsvögte und Landrichter, jedoch letztere mit Uebergehung aller Urkunden, wo sie lediglich als Herren oder Grundbesitzer handeln; ebenso werden die Briefe der Päpste und ihrer Sendboten, welches Ranges sie immer waren, sowie der Erzbischöfe und Bischöfe, ihrer Generalvicare, der Archidiaconen und selbst der Decane, wofern sie eine kirchliche Wirksamkeit bethätigen, die zweite Abtheilung füllen, und es ist leicht abzusehen, daß Jaffe's jüngst erschienene **Regesta Pontificum** sich daraus werden bereichern können.

Die beiden Abtheilungen des von mir in Aussicht genommenen Urkundenbuches können, wie sich von selbst versteht, unabhängig von einander bearbeitet werden und auch so erscheinen. Von den vorgeschlagenen Regestenbänden unterscheiden sie sich wesentlich noch dadurch, daß, während jene jede geistliche und weltliche Genossenschaft im eigenen Bestande besonders zeigen, dagegen die Urkunden unserer geistlichen und weltlichen Regenten, die im Bereiche der Eidgenossenschaft liegen, ohne Unterschied gesammelt und sämmtlich in chronologischer Reihenfolge veröffentlicht werden müssen; nur auf diese Weise wird, indessen die verschiedenen Regesten nur bruchstückweise die Zustände des Landes enthüllen, ein Gesammteinblick in die einzelnen Jahrhunderte möglich. Kommt ein solcher **Codex Diplomaticus** zu Stande, so haben wir vor allem für unsere Ehre gesorgt und, ich bin es gewiß, die Erscheinung des Werkes wird im eigenen Vaterlande sowie von unsere Nachbarn mit Beifall aufgenommen; ja schon dem vorläufigen Beschlusse gegenwärtiger Versammlung als Ehrenvermächtniß für jede folgende, wozu ich den bestimmten Antrag stelle, kann eine freundliche Begrüßung nicht ausstehen.

Indem ich mich endlich anschicke, Abschied von den Regesten zu nehmen, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß fürderhin, mag man dann nach diesem oder jenem Plane arbeiten, bei Abfassung der Auszüge größere Gleichartigkeit angestrebt werde. Gern verbinde ich mit diesem Wunsche das Bekenntniß dessen, was mich mit andern Freunden zu Basel am 20. Herbstm. 1843 abgehalten hat den Beschluß über Herstellung eines Regestenwerkes auch mit meiner Hand zu unterstützen. Ohne Zweifel ist unsere Gesellschaft, wie die Eidgenossenschaft selbst, eine teutsche; aber schon durch die Wahl lateinischer Lettern für den Druck des Archives, wie der Regesten, ist man zu leichterm Verständniß unsern wälschen Mitgenossen freundlich entgegen-

gekommen. Warum gieng man nicht einen Schritt weiter? warum wird unsern burgundischen Mitgliedern das Verständniß der alten Zustände im alemannischen Lande nicht schon dadurch wesentlich erleichtert, daß von den lateinisch geschriebenen Urkunden die Regesten in lateinischer Sprache abgefaßt werden? Jede Schrift wie jede Urkunde — nach diesem Grundsatze hat auch Jaffe seine **Regesta Pontificum** bearbeitet — wird am besten und sichersten, ganz oder im Auszuge, in derjenigen Sprache verstanden und wiedergegeben, in welcher sie ursprünglich geschrieben ist. Freilich können wir uns, wenn nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entschuldigung hinter unser vortreffliches Ehrenmitglied Dr. Böhmer als unser Vorbild verbergen; nun gut! gilt ein Vorbild, ich stelle Ihnen denselben Freund Böhmer als ein solches noch mit besserm Fug zu etwas anderm vor.

Zeitbücher oder Chroniken sind andere Geschichtsquellen von besonderer Bedeutsamkeit, welchen in den Namens der teutschen geschichtforschenden Gesellschaft von Pertz herausgegebenen **Monumenta Germaniæ** — einem Werke, das wohl nicht mit Unrecht ein **monumentum ære perennius** genannt werden darf — ein ehrenvoller Platz zugesichert ist oder die ihn theilweise bereits darin gefunden haben, läßt Herr Böhmer als **Fontes Rerum Germanicarum** in einer handlichen, jederman zugänglichen Ausgabe besonders abdrucken und verdient sich dadurch den warmen Dank aller Geschichtsfreunde. Und nun, sind wir nicht auch im Besitze solcher Zeitbücher, die als Quellen zur eidgenössischen Geschichte einer besondern Ausgabe werth sind. Hat nicht bereits Pertz die **Casus Monasterii ad S. Gallum** in seine Monumenta aufgenommen? und sind nicht Küchemeisters neue Casus, ist nicht das **Chronicon Vitodurani** und **Matthias Neoburgensis** ebenfalls dazu bestimmt? Allerdings sind diese und andere spätere Chroniken größtentheils schon längst gedruckt; aber entweder befinden sie sich in Folianten, oder die Ausgaben genügen sonst nicht, wohl auch sind die Werke nicht leicht mehr erhältlich. Wem anderm als der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft, soll die Ehre vorbehalten bleiben diese Quellenschriften der Geschichtswelt, namentlich unsrer jüngern, zugänglich und beliebt zu machen?

Gewiß gibt es in St. Gallen, in Zürich und Bern, wo die Handschriften unserer ältesten Chroniken liegen, ebenso gelehrte als für die Würde und das Ansehen unserer Gesellschaft eingenommene Männer (zählen wir sie doch zu unsern Mitgliedern selbst!), die zu einer solchen Herausgabe gern Hand bieten werden. Auch Ort und Sammlung, wo diese Geschichtsquellen zu erscheinen haben, werden unschwer auszumitteln sein. Man lege dem jedes Jahr zu erscheinenden Archivbande, wofern immer die Umstände es gestalten, alljährlich noch vier bis fünf Bogen zu, oder wenn die bisherige Bogenzahl nicht wohl überschritten werden darf, so trachte man von dem gegebenen Raume

alljährlich für diese ältesten Geschichtsquellen vier oder fünf Bogen zu besondern Heften zu ersparen. Durch wenige solcher Chronikenhefte, die, wie unser verehrter Alterspräsident Theodor v. Mohr mit seinem Codex Diplomaticus Curiensis oder Rhæticus seit langem thut, bis zur Vollendung eines Zeitbuches in besonderer Folge paginirt werden müssen, kann in ganz kurzer Zeit die eine oder die andere dieser Geschichtsquellen, leicht anschaffen, in jedermans Hände und selbst in den größern Buchhandel kommen.

Sollte das Herauskommen eines Centralblattes, das, welchen Namen immer man ihm geben möchte, die über die ganze Eidgenossenschaft zerstreuten Mitglieder unserer Gesellschaft bis zum jährlichen Zusammentritte derselben unter sich zu verbinden und insbesondere die von Zeit zu Zeit erscheinenden historischen Werke einzelner Forscher oder der Cantonalvereine gegenseitig und förderlichst zu vermitteln hätte, auch dieses Jahr noch nicht möglich sein; so dürfte der Wunsch, welchen unser Ehrenmitglied, Dr Böhmer, letztes Jahr vertraulich aussprach, um so beherzigenswerther sein, daß nämlich, zu Unterhaltung regern Lebens, der alljährliche Archivband mindestens in halbjährlichen Heften erscheinen möchte. Ja, wenn es möglich würde den Archivband in Vierteljahrsheften herauszugeben, so könnte zugleich jedem derselben, zu vorläufigem Ersatze für ein Centralblatt, die Anzeige der neuesten historischen Erzeugnisse zur Kenntniß sämmtlicher Mitglieder unserer Gesellschaft gebracht werden.

Indem ich mit diesem letzten Wunsche schließe, danke ich, Herr Präsident, meine Herren, für die mir von Ihnen so bereitwillig gewährte, von mir wohl über Gebühr in Anspruch genommene Nachsicht; und erlaube mir nur noch die durch mich angeregte Verlebendigung unsers verfassungsmäßigen Gesellschaftslebens, die hier geäußerten Wünsche und Vorschläge für Bearbeitung der Regesten, für Herausgabe eines Urkundenbuches, sowie unserer ältesten Chroniken der weisern Erwägung und allfälliger Beschlußnahme der hochverehrlichen Versammlung nach bestem Vermögen nochmals zu empfehlen. Was Sie immer zu beschließen für gut erachten, zur Vollziehung werden Sie zuversichtlich die nöthigen Kräfte in Ihrer eigenen Mitte finden; ich selber aber bin dann vollkommen befriedigt, wenn ich mit jenem alten Römer sagen darf:

fungar vice cotis, acutum
Reddere quæ ferrum valet, exsors ipsa secandi.

38.

(Zu S. 215.)

a) Urkunde und Regest.

1303, 18. Jänner (15 Kal. Febr.) — König Albrecht (R. n. a. quinto; Ind. 1), zu Speier; Ebirhardo abbati et conventui

mon. in Zwiuelten, ord. S. Benedicti, Constant. dioc., — — — eterne retributionis intuitu, necnon et illustris Friderici ducis Austrie et Styrie, principis et filii nostri carissimi, aduocati eiusdem mon. instantivis peticionibus — annuentes, has subsequentes gracias — duximus faciendas. Primo — : ministeriales imperii mögen Leute und Gut, que a nobis et imp. tenentur in feodo, an das Kloster vendere, donare vel—transferre, absque *ñra* requisitione; jedoch unter der Bedingung, quod huiusmodi venditio, donatio uel translatio ad viginti marcas reddituum solummodo se extendat. Ceterum cum nomine imperii simus aduocatus mon supradicti Zwiuelten super possessiones ipsius, dictas Colnberg, Nuenhusen, Hindernkolberg, Mittenkolberg, in Dettingen et in Pfullingen, et (cum) advocatus castri in Achalm, qui advocatiam dictarum possessionum *ñro* et imp. nomine hactenus habere consuevit, idem mon. turbet frequentius et molestet, sibi in advocatia et possessionibus ipsius dampna gravia inferendo; memorato abbati, ut alium aduocatum de *ñris* officialibus, amoto, priore, eligat, damus plenam et liberam potestatem, so daß der Abt, sobald ein Vogt inutilis et inexpediens wird, wiederum einen andern wählen kann; et quicumque aduocatus fuerit, contentus debet esse iuribus aduocaticiis, que ab antiquo dari aduocato huiusmodi consueverunt. —

Glafey Anecdotor. Collect. I, 355 s.

1303, 18. Januar; Spire. — Albrecht (Reg. 5, Ind. 1) erlaubt dem Abt und Convent des Klosters Zwifalten Besitzungen bis zum Belauf von 20 Mark jährlicher Einkünfte von Reichsministerialen zu erwerben und sich für genannte Güter, statt des Vogtes der Burg Achalm, aus den Reichsministerialen einen beliebigen Vogt zu erwählen.

Böhmer Reg. Albr. 416.

1) Der Name des Abts ist nicht angegeben und weder des Klosters Orden benannt, noch das Bisthum, in welchem es liegt.

2) Von Herzog Friedrich, des Königs Fürsten und Sohn Zwiefaltens Gotteshausvogte, steht kein Wort.

3) Die Reichsdienstmanne haben auch Eigengüter, für diese bedurfte das Kloster keine Erlaubniß; gleichwohl sollte die Erwerbung von Reichslehengut ausdrücklich benannt sein.

4) Daß Zwiefalten unmittelbar unter der Vogtei des Reiches stand und daß der Vogt auf Achalm selbe nur für König und Reich verwaltete, ist gar nicht oder nur undeutlich gesagt.

5) Der Ausdruck „genannte Güter" verleitet zu einem Mißverständnisse; die Einzelgüter müssen besonders angegeben werden, damit man nicht die gesammte Gotteshausvogtei (Kastvogtei) darunter verstehe.

6) Der Begriff „Reichsministerialen“ (ministeriales imperii) erschöpft nicht geradezu den von „Amtleuten“ (officiales).

7) Endlich ist weder die dem Abte zugestandene Wahlfreiheit eines Vogts bestimmt genug bezeichnet, noch auch auf das Herkömmliche der Vogteirechte aufmerksam gemacht worden.

b) Ueber die Regesten des Cantons Bern.

An Theodor v. Mohr.[1])

10. Weinm. 1849.

„Was denn das zweite Heft Ihres Regestenwerks betrifft, so gestehe ich aufrichtig, daß es mich ärgerte, daß Stettler an die Spitze seiner Beronensia das Chorherrenstift von 1484 setzte; das nenne ich das Roß beim Schwanz aufzäumen. Erlauben Sie mir kurz darzulegen, wie ich mir den alten Canton Bern regestirt zu sehen wünsche.

A. In kirchlicher Hinsicht:

a. das Teutschhaus zu Könitz; in diesem wurzelt Bern und man lernt aus dessen Urkunden die Stadt ich möchte sagen von Kindes Beinen an kennen; daran schlössen sich aa) die Prediger, die Minderbrüder, der Spital, Brunnadern oder die Insel in Bern selbst (diese vervollständigen das Bild der Stadt);

b. die Augustiner zu Interlachen (für das Reich, für den Bischof, für die Stadt gleich merkwürdig); an dieses Doppelkloster schlössen sich an

bb. die verschiedenen Stifte und Klöster, welche zum Bisthum Lausanne gehörten;

c. die Cistercer zu Frienisberg (als das Hauptkloster auf d. rechten Ufer d. Aare, mit welchem die Stadt frühzeitig in Berührung kam); an dasselbe reihten sich dann

cc) sämmtl. Klöster und Propsteien der verschiedenen Orden, die zum Bisthum Constanz gehörten.

B. In bürgerl. Hinsicht:

1) die Stadt Bern und

2) die verschiedenen Landstädte.

Der Prospectus oder die Uebersicht sämmtlicher Gotteshäuser und Städte müßte im Vorworte gegeben sein mit namentl. Angabe aller Stifter und Gemeinwesen, welche behandelt werden sollten.

Daraus würde folgen, daß Könitz und Interlachen an der Spitze der Lausanner Stifte, sowie Frienisberg an jener der Constanzischen stehen müßte und diese beiden Bisthumshälften erhielten eigene Paginatur.

An die eine oder die andere Paginatur schlössen sich dann die übrigen Klöster, sowie die Bearbeiter mit diesem oder jenem fertig würden,

[1]) Wird Hrn. Conradin von Moor höflichst verdankt.

da ihm hierin keinerlei Zwang anzuthun wäre; nur müßte Köniz für Bern, Interlachen (wie Köniz) für Lausanne und Frienisberg für Constanz ohne alle Bedingung vorausgehen.

Erst nach Bearbeitung dieser drei Hauptklöster gienge man an die Städte; auf diese Weise würde das Entstehen und Fortbilden des Staates Bern sich, wie mir scheint, am naturgemäßesten entwickeln und darstellen.

So könnte und, erlauben Sie, daß ich es sage, so sollte bei jedem Canton verfahren werden; ich will nur noch hinsetzen, wie ich mir den gegenwärtigen Aargau denke.

A. Im Aargau sind für die ältere Landesgeschichte besonders wichtig und können und müssen daher selbstständig behandelt werden (mindestens bis zum Jahr 1415),
   a) die Benedictiner zu Muri und
   b) die Cistercer zu Wettingen.

B. Diesen beiden zunächststehend an Wichtigkeit durch ihr Alter sind:
   c) die Chorherrenstifte zu Zurzach, zu Zofingen, zu Rheinfelden (damit können verbunden werden die, freilich nicht sehr bedeutenden Frauenklöster zu Aarau und Zofingen).

C. Nicht unwichtig sind schon wegen ihres Besitzes die beiden Stiftungen
   d. Olsberg,
   e. Königsfeld.

D. Endlich folgen die zahlreichen Städte und zwar
   aa) in der kiburgisch-habsburgischen Zeit und
   bb) unter den Eidgenossen.

An diese allerdings nur dürftigen Umrisse sei mir erlaubt, noch einige allgemeine Bemerkungen zu knüpfen.

1) Bei jedem Regest einer Urk., wofern sie gedruckt ist, soll das Werk namhaft gemacht werden und kann das Regest sich um so kürzer fassen;

2) Als Oberredactor sind Sie Ihrer Sache nie ganz sicher, wenn nicht die Abschriften der Urkunden in extenso vor Ihnen liegen und

3) die Regesten sollen unerläßlich in der Sprache der Urkunden abgefaßt sein (oder wie wollen Sie sich z. B. helfen, wenn man Ihnen in den wälschen Cantonen die lateinischen Urkunden französisch regestirt! ich halte dieses für nicht minder zuläßig, als von ihnen zu fordern, daß sie teutsch regestiren sollten.)"

c) Die Einsiedler Regesten in Mohrs schweiz. Regestenwerk.

An P. Gall Morel.

Lucern, 21. Mai 1846.

„Bei gedruckten Urkunden kann das Regest so kurz als möglich sein, wenn man nur angibt, wo sie gedruckt sind; bei ungedruckten wünschte ich selbes möglichst erschöpfend, damit kein Hauptumstand vergessen sei und man den ganzen Inhalt bekomme, mit Zerstörung der Form."

An Prof. Hottinger.

Lucern, 21. Heum. 1847.

„Daß die Regesten mit Einsiedeln beginnen, hat nicht ganz meinen Beifall: warum mit Regesten von Urkunden beginnen, von welchen die meisten gedruckt sind!"

39.

(Zu S. 215.)

Hrn. Prof. Hardegger in St. Gallen. [1])

Wünsche zur Beherzigung.

A. Das Regestenwerk betreffend.

1) Aufnahme eines vollständigen Verzeichnisses sämmtlicher noch bestehender oder aufgehobener Stifte und Gotteshäuser jeglicher Art in dem jetzigen Umfange der Cantone St. Gallen und Appencell, sowie, wenn immer möglich, des Thurgaus (die Herren K. Wegelin und Dekan Pupikofer werden gern Vorschub leisten):

a) Domstifte und andere Chorherrenstifte;
b) Benediktinerklöster, männliche und weibliche;
c) Cistercerklöster, männliche und weibliche;
d) übrige kleinere Stiftungen (Minderbrüder, Prediger und andere) des einen oder anderen Geschlechts;
e) Spitalbrüder (fratres domus hospitalis S. Johannis Bapt. Jerosol.), Teutschbrüder (fr. dom. S. Marie Theutonicorum Jerosol.), Lazariten (fr. dom. hospitalis Leprosorum S. Lazari Jerosol.) andere.

2) Aufnahme eines gleichen Verzeichnisses der Städte und allfälliger anderer bürgerlicher Genossenschaften.

3) Von allen diesen Stiftungen soll wo möglich die Zeit ihrer Gründung oder doch das Datum der ältesten Urkunde namhaft gemacht und überhaupt die Gesammtzahl der Urkunden einer jeden der ältern Genossenschaften wenigstens bis zum Jahr 1273 aufgenommen werden.

4) Insbesondere aber und vor allem sollte, um die Beschleunigung

---

[1]) Ihm und HH. P. Gall Morel gebührt unser Dank.

wenn auch nur vorerst eines alemannischen Regestenwerkes zu ermöglichen und den Ueberblick des Umfanges zu erleichtern, das Datum sämmtlicher Urkunden der unter litt. a und b bezeichneten Dom- und Chorstifte und Benediktinerabteien, der Zeitfolge nach bis zum Jahre 1273, mit dem urkundlichen Ausdrucke und nach dem jetzigen Kalender berechnet, aufgeführt werden; erst auf dieses Verzeichniß wäre später die Bearbeitung der Regesten selbst vorzunehmen.

B. Den Codex Diplomaticus betreffend.

1) Dieser zerfällt in zwei Haupttheile:

a) vollständige Sammlung sämmtlicher Erlasse und Briefe der Kaiser und Könige, der Herzoge und Reichsstatthalter, selbst der Bischöfe, insofern sie Reichsgewalt ausübten, bis hinunter auf die Grafen, auf allfällige Reichsvögte und Landrichter, jedoch letztere mit Uebergehung aller Urkunden, wo sie lediglich als Herren oder Grundbesitzer handeln;

b) gleiche Sammlung der Erlasse und Briefe der Päpste und ihrer Sendboten (Nuntien), welches Ranges sie immer waren, sowie der Erzbischöfe und Bischöfe, ihrer Generalvicare, der Archidiakonen und selbst der Decane, insofern sie eine kirchliche Wirksamkeit bethätigen.

2) Die Urkunden der beiden Theile dieses Codex Diplomaticus sollen vorerst nur bis zum Jahre 1273 hinabreichen und werden, wie sich von selbst versteht, aus dem gesammten für das Regestenwerk bestimmten Vorrathe genommen; sie können jedoch nicht zu Regesten verarbeitet, sondern sie müssen in extenso abgeschrieben werden.

3) Jede Urkunde wird diplomatisch genau wiedergegeben, jede auf ein besonderes Blatt geschrieben, dabei ein anständig breiter Seitenrand zu allfälligen Verbesserungen sowie ad calcem jeglichen Briefes hinlänglicher Raum gelassen, um über Siegel, Schrift und Abdruck das Nöthige bemerken zu können.

C. Die Zeitbücher oder Chroniken betreffend.

1) Wie es wünschenswerth ist, daß sämmtliche Casus Monasterii ad S. Gallum verschiedener Verfasser, obwohl von Pertz in seine Monumenta aufgenommen, in einer handlichen Octavausgabe wie Böhmers Fontes jedermann zugänglich werden; ebenso, und wohl noch mehr, verdienen einen besondern Abdruck Küchemeisters neue Casus.

2) Liegt die Handschrift — oder gibt es mehrere derselben? — wirklich in St. Gallen, so wäre eine sorgfältige, durchaus reine und zum Abdruck geeignete Abschrift eine sehr verdienstliche Arbeit. Sie müßte jedenfalls auf halbbrüchige Blätter geschrieben sein, damit Raum genug wäre, um allfällige Abweichungen des Abdrucks in der Helvet. Bibliothek, oder einer andern Handschrift, sowie etwa sonst nothwendige Bemerkungen, genüglich anbringen zu können.

(Sollte es möglich werden, eine oder die andere, um nicht zu sagen alle, dieser durch Wünsche in Aussicht genommenen Vorarbeiten der Allg. geschichtforschenden Gesellschaft bei der nächstjährigen Versammlung vorlegen zu können, so würden ohne Zweifel für dieselbe sowohl als für die Bearbeiter ehrenvolle Beschlüsse erzielt werden.)

Lucern, am 11. (16.) Wintermonat 1852.

J. E. Kopp, Professor.

40.

(Zu S. 215.)

Stein, am Rh. den 28. December 1852.

Ich kann, verehrtester Herr Professor! das Jahr nicht vorüber gehen lassen ohne Beantwortung Ihres werthen Briefes, über den ich sehr erfreut war, weil derselbe ein gewisses Mißbehagen, das seit unserer Versammlung in mir zurückblieb, so wenig als möglich ausgerichtet zu haben, tilgte.

Noch ehe die Regesten erschienen hielt ich dafür, das Ziel bis 1520 sey zu weit gesteckt, um zu einem Ziele zu kommen, obwohl Andere meinen, dasselbe sey noch zu enge und weit darüber hinaus schreiten möchten. Wären der Arbeiter viele, dann ließe ich mir die weitere Schranke wohl gefallen, aber so schreckt die größere Arbeit manchen Beschäftigten zurück. Die Sache geht, wenn man nur die Leute hat und die finden sich zuletzt auch, wenn man sie sucht und die Nacheiferung treibt. Es wäre gut, ja nothwendig, jüngere Leute zu werben, aber wie schwer sind diese zu finden. Je größer die leidige Büreaucratie wird, je mehr greift das Fleisch um sich und der Geist leidet. Ein Theil des jüngern Clerus auf beiden Seiten versumpft in andern ungleichen, wenn gleich ähnlichen Dingen. Ich wüßte kaum einen aufzutreiben.

Auch in Hinsicht der Wünsche, die Herr Professor Hardegger in St. Gallen hegt, muß ich bemerken, daß, ob ich gleich gern alle erfüllt sehen würde, nichts erreicht wird, wenn der Anlauf zu groß genommen wird. Mich freut es, daß dieselben von einem jungen Manne herrühren, so daß diejenigen, die die Zukunft nicht erleben, sich doch künftiger Arbeiter getrösten können. Das müssen wir von der deutschen Zunge vorher ins Auge fassen, daß wir uns von den Wälschen nicht irre machen lassen. Wir gehen voran, mögen sie nachfolgen, wohl und gut, wo nicht, so gehen wir unentwegt unsern Weg fort. Doch sage Ihnen zu für Schaffhausen, Stein, (St. Georg, wo aber bis 1275 so wenig als möglich vorhanden ist) und etwa für nahe liegende thurgauische Clöster z. B. Catharina-Thal.

Ich stecke in einer Abschiedsnoth. Schaffhausen trat 1454 zuerst in den Bund mit sechs eidgenössischen Ständen. Ueber die Weise des Eintrittes herrscht viel Irrthum. Wie ein deus ex machina reiten die Eidgenossen über die Brücke ein. Die Geschichte der ersten sechs Monate des Jahres 1454 oder die Geschichte des Eintritts habe ich bearbeitet. Die Hauptbasis dieser Arbeit sind Briefe aus dem Archive von Lucern und Ulm, welche der Sache eine ganz andere Gestalt geben, aber von den mehreren Tagen, die vom 1. Jänner bis 7. Juni gehalten wurden, finde ich nirgends Abschiede außer die von Tschudi berührten. Ich suchte letzten Sommer vergebens nach solchen in den Archiven von Schwyz und beiden Unterwalden. Vor einem Jahr hat Hr. Gerold Meyer für die Abschiede noch nichts gethan, sonst hätte er mir die beste Auskunft geben können. Da ich eine neue Bahn brechen und eine hochpoetische gewundene Schilderung Johann v. Müllers rein wegwischen muß, so suche ich den festesten urkundlichen Boden.

Schreiten Sie glücklich in das künftige Jahr hinüber und behalten Sie in freundlichem Andenken Ihren ergebenen

Kirchenrath **Dr. Kirchhofer.**

41.

(Zu S. 215.)

Zürich, 9. Jänner 1853.

Hochverehrtester Herr Professor!

Nach einer mir lieben Gewohnheit und im Wunsche, für Empfangenes auch den Geber möglichst zu ehren, habe ich Ihnen wiederum einige Blätter vorzulegen, zu deren Inhalt Ihr Vorgang und Ihre Belehrung so ungemein Vieles beygetragen haben: die Fortsetzung meiner Abteigeschichte von 1218 — 1270. Wollen Sie auch dieses Heft mit dem gleichen freundschaftlichen Wohlwollen aufnehmen, wie frühere. Ich hoffe, auch hier wieder einiges Brauchbare zur Geschichte Zürichs (im XIII Jahrhunderte) beygetragen zu haben; und wenn ich da und dort mit allem Freimuth auch meine Abweichungen von Ihren Bemerkungen und Ansichten vorgetragen habe, so weiß ich — aus früherer Erfahrung — daß ich damit in Ihren Augen nur gewinne. Wie Vieles hingegen ich Ihnen allein verdanke, werden nicht allein Sie, sondern auch die übrigen mit den Quellen vertrauten Leser leicht aus meinen Zeilen entnehmen. Die Urkunden zu dem Hefte sollen in einigen Wochen nachfolgen. Für eine jede Kritik desselben [1])

[1]) Nur in Ihrem Nächsten an mich.

werde ich Ihnen sehr verbunden seyn. Freilich darf ich dieß kaum mehr sagen, nachdem ich — kurz nach der Rapperschwiler Versammlung — in der Schwyz.-Zeitung Ihre nur allzu günstige Aeußerung in meinem Betreff gelesen habe. Ungeachtet ich weiß, daß ich dieselbe bei weitem nicht verdiene, müßte ich doch die Unwahrheit sagen, wenn ich mich nicht durch Ihre damals ausgesprochene Gesinnung höchlich erfreut und Ihnen dafür sehr dankbar bezeugen wollte.

Um nun aber — was Ihnen das Liebste seyn wird, zu dem Gegenstande zu kommen, den Sie mir vorlegen, so beginne ich mit dem Bekenntniß, daß in dem mir zugestellten Plane zwey Punkte meine allerunumwundenste Beistimmung finden. Es ist einerseits das Programm für die Regestenarbeit und für die Anlegung des dabei als vorläufige Grundlage dienenden Registers; anderseits die Absicht und der Vorschlag einer Herausgabe der Zeitbücher und Chroniken. Eine handliche Ausgabe dieser letztern auf gute Handschriften hin wäre ein Werk von großem Werth für alle Geschichtsfreunde, und eifriger Anstrengung wohl höchst würdig. Dagegen scheint mir der Plan eines Urkundenwerkes unsere Kräfte viel zu sehr zu übersteigen, um denselben ernstlich an Hand nehmen zu können. Auf den Umstand, daß in den verschiedensten Sammlungen ꝛc. bereits wohl fast die meisten wichtigern Urkunden bis 1273 gedruckt sind, will ich kein Gewicht legen, im Gegentheil würde daraus gerade die Wünschbarkeit einer Vereinigung dieses ganzen zerstreuten Materials in einem Werke hervorgehen, wohl aber scheint mir die Arbeit nach Umfang und Inhalt viel zu gewaltig. Ich schließe dies aus eigener, wenn auch noch so kleiner Erfahrung. Die Urkunden der Abtei (die ich größtentheils nicht einmal selbst gesammelt, sondern in zuverlässiger Sammlung von Herrn Stadtrath Ott empfing — bey eigener Sammlung würde ich im Abdrucke mit Bezug auf Orthographie und Interpunktionen Böhmers Grundsätze befolgt haben) haben mir nur für die Bereitung zum Drucke und Correctur mehr Arbeit und Zeit gekostet, als das ganze Studium derselben. Und ein wie geringer Theil des ganzen Vorrathes wären sie, den wir zu umfassen hätten! Ich schrecke vor dem bloßen Gedanken zurück. Gewiß sollte man sich einstweilen auf die Regesten (in kurzer Form) und auf die Chroniken beschränken.

Wenn Sie mich nun aber fragen, was ich hiebei mitwirken könne und versprechen wolle, so muß ich leider sagen, daß ich über eine persönliche Thätigkeit dabei noch keine bestimmte Erklärung geben kann. Noch liegt die Gestaltung meiner eigenen Verhältnisse undeutlich vor mir und erst in einigen Monaten werde ich beurtheilen können, was mir noch von Zeit und Kraft zu unseren historischen Aufgaben übrig bleibt.

42.[1])

(Zu S 215.)

43.

(Zu S. 216.)

St. Gallen, 8. Febr. 1853.

Hochgeehrter Herr Professor!

Sie werden bald an meiner Thätigkeit für den hist. Verein zweifeln, da ich so lange die Nachrichten über den Erfolg verzögere. — —

In Bezug auf den Codex Diplomaticus hat mich Wegelin trostlos entlassen. Bis in's 13. Jhh. ist überhaupt sehr wenig vorhanden; was Pfäffers besaß, ist gedruckt, Schänis ist abgebrannt, die übrigen Klöster sind theils spätern Ursprungs, wie die Frauenklöster Wil und Wurmspach, oder waren klein und unbedeutend, daß bei ihnen keinerlei herzogliche oder andere bedeutende Erlasse vorkommen. Was etwa noch vorhanden, ist in von Arx und Tschudi.

Nach dieser Aussage gieng ich zur Stadtbibliothek, um wenigstens doch den alten Küchemeister aufzusuchen. Den fand ich, aber mit fast unkenntlichen Mienen. Ich bin lange bei ihm gesessen, bis ich recht traulich mit ihm zu sein wagte. Die Schrift ist äußerst unleserlich, viel frühere Manuscripte sind weit freundlicher. Ich ließ mich nicht abschrecken, nahm die helvetische Chronik zu meinem Gefährten und syllabirte heraus so lang, bis ich es nun zum ordentlichen Lesen gebracht und bereits einige Aebte abgeschrieben habe. Die Sache geht langsam, weil ich wenig freie Zeit habe und anderseits das Manuscript nur auf dem Rathhaus benutzen darf und mich auf bestimmte Stunden beschränken muß. Demungeachtet würde es mir durch Benützung der Frühlingsferien ermöglicht, Ihnen den Küchemeister reingeschrieben bis Ende Mai zur Einsicht einzuhändigen. Manchmal hat die Handschrift einige Worte nicht und diese sind im Abdrucke meistens durch große Lettern kenntlich gemacht und dienen oft zur Vervollständigung, nähern Bezeichnung einer Person oder eines Ortes. Bei einzelnen Stellen ist der Satz gar nicht vollendet, ohne die im Druck ergänzten Worte. Seltener finden sich Worte, die im Gedruckten nicht vorhanden und diese haben gewöhnlich keine Bedeutung. Glauben Sie nach dieser Mittheilung, eine Abschrift dieser Hdschr. möchte doch zweckdienlich sein und vielleicht in der Folge mehrere Abweichungen vorkommen, so bitte ich Sie, mich baldigst zu benachrichtigen, auf daß ich unverdrossen die Arbeit vollende. Dann denke ich, wird man ohne irgend welche Correctur und Ergänzung die Handschrift geben wie sie ist? Soll ich das stets vor-

[1]) Wir finden diesen Brief nun auch bei Janssen, Böhmers Leben u. Briefe III, 89 f. gedruckt, weßhalb wir jetzt einfach darauf verweisen.

kommende y (wie in yar, ym, kryeg ꝛc.) mit j oder y schreiben? die von der helvet. Chronik abweichende Lesart mit einem Zeichen am Rand andeuten, hinschreiben oder auslassen? Die Handschrift hat, glaube ich, 45 Blätter.

Wäre diese Arbeit vollendet, so gehe ich zur Aufgabe, die die Regesten betrifft. Es wird aber sehr schwer halten, in den Frauenklöstern die Urkunden zu erhalten, wie mir Hr. Bibliothekar Gmür sagt, der in Magdenau und Wesen Regesten aufgenommen.

Auf baldige Antwort harrend grüßt Sie und Hrn. Aebi recht herzlich
Ihr ergebenster Schüler,
Hardegger, Prof.

St. Gallen, 23. Juni 1853.

Hiemit übersende ich Ihnen meine Manuscripte nebst Facsimile und einem Abbild des Wasserzeichens, das auf dem Papier der Urkunde sich vorfindet. Meine Scripta überlasse ich ganz Ihrem Gutfinden; werden sie auch nicht gedruckt, so habe ich doch den Vortheil der Uebung des Urkundenlesens gewonnen und bin gern bereit auf den Winter wieder eine historische Arbeit zu übernehmen. Ich bin für das Streben des Vereins, besonders in der von Ihnen angestrebten Richtung, ganz begeistert, freue mich aber um so mehr, als Neuling in Ihnen einen erfahrenen Lenker erhalten zu haben, denn dessen bedarf ich.

Den Küchemeister glaube ich getreu gegeben zu haben. Hr. K. A. Wegelin sagt mir erst am Ende meiner Arbeit, daß er dieselbe Handschrift früher für Pertz copirt habe und wunderte sich sehr, als ich ihm nachwies, daß sie in Pertz nirgends vorkomme.

Hardegger, Prof.

44.

(Zu S. 216.)

Lucern, am 15. Hornung 1853.

S. T.

Ich gehe sogleich, wie Horatius von Homerus sagt, in medias res.

I. ad vocem Küchemeister.

1) Vor allem aus, wie ich schon früher bat, haben Sie die Güte, die Abschrift auf halbbrüchigem Papiere zu besorgen, auf welchem jedoch die eine der beiden Spalten gar nicht beschrieben werden soll.

2) Den Text in der Helv. Bibl. lassen Sie sich nur zum Verständniß der Handschrift dienen, aber zu Aenderungen in der Abschrift oder zu Randbemerkungen lassen Sie sich nicht verleiten; sparen Sie dieses für die letzte Hand vor dem Drucke.

3) Da Sie in S. Gallen zwei Handschriften Küchemeisters besitzen, [1]) von denen mindestens die eine nur Abschrift sein kann, so wollen Sie doch in der Helv. Bibl. die Einleitung S. 3—10 erdauern und sich die Ergebnisse Ihrer Vergleichung auf besonderm Blatte bemerken.

4) Wenn Sie sich für eine der beiden Handschriften als die (möglicherweise wirkliche) Urschrift entscheiden, so halten Sie sich bei der Abschrift ausschließlich an dieselbe; so jedoch daß Sie allfällige Abweichungen der Abschrift **sub calce** (**nicht in margine**) der Urschrift einfach aufführen.

5) Geben Sie die Abschrift mit allen Fehlern, Auslassungen oder Lücken und mit denselben Zügen der Urschrift (daher auch y, nicht j oder ÿ).

6) Sehen Sie, ob das Papier der Handschrift — es ist ja weder die eine noch die andere auf Pergament — kein, Bogen für Bogen oder vielmehr Blatt für Blatt wiederkehrendes Wasserzeichen habe, um desto leichter auf deren Alter schließen zu lassen.

7) Auf alle Fälle lassen Sie von der Urschrift Ihrer eigenen Abschrift einige wenige Zeilen am Ende der Arbeit in Facsimile geben.

8) Holen Sie über die Beschaffenheit der Urschrift, wenn es immer angeht, auch das Gutachten des Herrn Gmür und Wegelin ein.

9) Damit man auch im Abdrucke nach der Blattseite der Urschrift citiren oder darauf verweisen könne (z. B. **Küchemeister** 27, a oder 36 b), so ziehen Sie in Ihrer Abschrift bei dem Worte oder der Sylbe, wo die Blattseite der Handschrift aufhört, einen senkrechten Strich oder (//), und setzen Sie dann auf die zweite Spalte: B l a t t 1, a, oder B l a t t s e i t e 3, b, oder F o l. 2, a.

10) Läßt sich in der Stiftsbibliothek für den deutschen Küchemeister nicht etwa eine lateinische Quelle, ganz oder theilweise auffinden?

11) Sind Sie mit der Abschrift zu Ende (es ist jedoch nicht nöthig, daß sie gerade mit dem Mai fertig sei, oder daß Sie selbe sofort einsenden; es dürfte leicht noch etwas zu bemerken sein, ehe Sie sie aus der Hand geben), sind Sie damit fertig, so lesen Sie in meiner Geschichte II, 1, 342 Anm. 2, 347 Anm. 2—6, 600—604, 608 Anm. 5, 627 Anm. 3, 628 Anm. 5—9, 629 Anm. 4, 632 Anm. 1, 636 Anm. 1 und 3, 637 Anm. 1 und 3, 638 Anm. 3, 4 und 6, 641 Anm. 1, 648 Anm. 6, 649 Anm. 1—6, und dann von Seite 665 bis 710 zu Ende; sollten Sie irgendwo einen Fehler eingeschlichen finden, wollen Sie es gefälligst anmerken.

12) Kann Hr. Wegelin den guten Küchemeister noch mit Urkunden beleuchten, die mir nicht bekannt sind, so bitten Sie ihn sehr darum; es wäre sehr gut, wenn er sich die Mühe nehmen wollte, zu dem Ende die Helv. Bibl. zu lesen.

[1]) Beruhte auf Irrthum.

II. Zum Codex Diplomaticus.

Was nach meinem Urtheile der allgemeinen Gesellschaft die größte Ehre sichern wird, ist die Herausgabe eines Codex; es ist aber auch der Arbeit wegen das Schwierigste und wird daher nicht so leicht beschlossen werden. Hätte ich soviel Vermögen, um meine Zeit allein dem Sammeln zuzuwenden, ich wollte ohne anders den Codex selbst zu Stande bringen und gewiß in sehr kurzer Zeit; was aber durch viele Hände gehen muß und vielen Köpfen einleuchten soll, hält immer schwer.

Eilen Sie daher mit diesem Codex nicht zu sehr; sind Sie im Urkundenlesen einmal geübt, so machen Sie nicht gerade Jagd darauf, aber wo Ihnen etwas in die Hände läuft, halten Sie es fest; lassen Sie sich nicht einreden, Alles oder das Meiste sei schon gedruckt; als ein Ganzes sind diese Urkunden noch nirgends beisammen, und abgedruckt sind die meisten daß Gott erbarme; lassen Sie sich daher nicht mit Abschriften abspeisen, sondern ziehen Sie überall diplomatisch genaue Abschriften nach dem Ihnen von mir mitgetheilten Blättchen. Indessen Eile mit Weile!

III. Betreffend das Regestenwerk.

Wir brauchen vor der Hand noch keine bearbeitete Regesten, sondern nur die Daten oder die Verzeichnisse der Urkunden bis 1273; halten Sie sich auch hierin ganz an mein Blättchen. Also vorerst: a) Die Aufzählung aller Gotteshäuser, welcher Art sie waren und welcher Zeit sie angehörten; b) damit verbinden Sie die städtischen Gemeinwesen, wo solche urkundlich nachweisbar sind; c) überall geben Sie Ursprung oder Stiftung an und da dieses gar oft nicht möglich ist, so geben Sie die älteste Urkunde und fahren dann der Zeitfolge bis 1273 fort; wo ein geistliches oder weltliches Gemeinwesen erst nach 1273 in den Urkundenact eintritt, gut, so setzen Sie nur die erste Urkunde an, und damit vor der Hand Punktum; d) setzen Sie die Urkunden-Daten einer jeden Stiftung auf ein besonderes Blatt, so daß sie verschiebbar sind und mit den Stiftungen desselben Ordens aus anderen Cantonen zusammengestellt werden können; e) vor allem versichern Sie sich aller urkundlichen Daten, seien sie gedruckt, oder noch in Pergamen oder nur noch in Abschriften vorhanden, des Stifts St. Gallen; denn mit den Benediktinern, als den ältesten Klöstern, muß jedenfalls angefangen und daraus das erste Regestenheft gebildet werden; dann folgen die Cistercer u. s. w.

Können wir in Solothurn alle alemannischen Benediktiner, versteht sich nur in den Urkunden-Daten, vorlegen, so zweifle ich nicht, wir erzielen einen Beschluß zur Herausgabe eines ersten Heftes. — Unsere Staatsarchivare sind mit ihrem Pensum so gut wie fertig, andere werden folgen; Hr. G. v. Wyß spricht sich über unser Beginnen sehr anerkennend aus; Hr. Kirchhofer in Stein hat Schaffhausen und das thurgauische

St. Katharina-Thal übernommen. Es waltet das Gefühl, es müsse etwas gethan werden.

Hier sind wir unser zwölf, und kommen jeden Donnerstag bei einem Schoppen zusammen; wir treiben dann Gelehrtes und Ungelehrtes, nach einer gewissen Ordnung oder wie es gerade jeder auf den Markt bringt. Diesem Zwölfer-Verein habe ich Ihr Schreiben vorgelesen; alle waren darüber sehr erfreut, und auf's neue zu eigener Thätigkeit durch Ihr Beispiel ermuntert. Die obigen drei Punkte wurden nochmals besprochen, und was ich Ihnen oben schrieb ist im Sinne unser aller gesprochen.

Also unverzagt! Herr Aebi insbesondere erwiedert Ihre Grüße, dem von Herzen sich anschließt

Ganz der Ihrige
J. E. Kopp, Professor.

NB. Herr G. v. W. ist, wie für die Regesten, sehr für Herausgabe der Zeitbücher; es ist kein Zweifel, wenn wir nach Solothurn eine druckfertige Reinschrift Küchemeisters bringen, so wird der Druck wirklich beschlossen. Dann heißt es:

edente V. Cl. Hardeggero
Professore S. Gallensi.
Cuique suum.

45.

(Zu S. 300.)

Lucern, am 4. Weinm. 1839.

a.

Daß die Zusammenkunft Ludwigs und Friederichs, statt im April 1314, schon im Christm. 1313 Statt gefunden habe, könnte ich mir gefallen lassen, wenn die bei Lichnowsky DXXXV ff. abgedruckten Urkunden die Möglichkeit für Ranshofen zugeben.[1]) Immerhin bleibt mir die Urk. 21. Christm. 1313 (Schunk Cod. Dipl. 190) noch ein Räthsel, und gern möchte ich Sie bitten, wenn die Mühe nicht groß ist, mir brieflich eine vollständige Abschrift zukommen zu lassen. In unsern Bibliotheken sind derlei Sachen nicht anzutreffen.

Bei den Wahlacten haben Sie die Urk. 22. Winterm. 1312 aus Fischer aufgenommen; mir schien immer ein Vertrag bei Lebzeiten eines Kaisers zwischen zwei Kurfürsten über die Wahl eines Königs außer dem kaiserlichen Hause völlig widernatürlich, und siehe die Regesten Lang V, 238 geben einen ganz andern Inhalt an! Daß Fischer, dem nicht überall zu trauen ist, den längst todten Dieter von Trier auch herbeigezogen hat, ist noch viel erbaulicher; aber die Urk. 14. Weinm. 1300, die er anführt, geht ja wider König

[1]) Böhmers Bemerkung: Herzoge von Oesterreich Nr. 160 und geht!

Albrecht! und ich begreife nicht, wie Sie einen solchen groben Verstoß mit „nicht ganz richtig" hingehen lassen mochten. Ich wünschte, daß Sie Ihre Nr. 1 strichen. [1])

Dagegen lobe ich Sie, daß Sie nach Nr. 3 die Angabe des Abtes von Königssaal wegen des Zusammentritts **in mense Septembri** festhielten; Kurz will durchaus Mai gelesen wissen, und der Fürst Lichnowsky, der nur zu oft in des Chorherrn [2]) Schuhen steht, nennt das eine Verbesserung! — Daß Sie dann sogleich die Würzburger Zusammenkunft **in mense Octobri** folgen lassen, ist mir wiederum vollkommen recht; nur hätte ich gewünscht, Sie hätten die Urk. 14. Weinm. 1313 (Schultes Dipl. Gesch. von Henneberg) zu diesem Behufe herbeiziehen mögen. [3])

Aus meiner Reise nach Mannheim, und folglich nach Frankfurt, ist leider nichts geworden, da ich erst gestern meine Feder niederlegen konnte. Ich habe nun meine diesjährige Aufgabe zum Theile lösen können. mit dem Innern unserer Lande bin ich wirklich bis zum Jahre 1322 heruntergekommen, aber die Reichsgeschichte 1319—1322 bleibt noch zurück, und schwerlich dürfte ich von Allerheiligen bis Weihnachten damit fertig werden. Jetzt muß ich Kopf, Brust und namentlich die Augen etwa drei Wochen ausruhen lassen.

J. E. Kopp, Professor.

b.

(Zu S. 232.)

Lucern, am 3. März 1840.

Hochverehrter Herr und Freund!

Es sind heute auf den Tag zwei Monate, daß ich Ihr verehrliches Schreiben vom 29. Christm. 1839 erhalten habe — eine lange Zeit, und ich will versuchen, ob ich mich entschuldigen kann nicht mehr geantwortet zu haben; ich wollte zuwarten, bis ich einigermaßen im Stande sein werde, Ihre an die Spitze Ihres Briefes gestellte Hoffnung, daß ich Ihnen in meinem nächsten melden könne, wann mein Werk druckfertig sein werde, mindestens besprechen zu können.

Wenn ich nicht irre, so habe ich Ihnen bereits gemeldet, daß der im Vorworte zu meinen „Urkunden" bezeichnete Umfang eines

---

1) Böhmer: „Scheint richtig, bedarf aber vor der Entscheidung noch einer auf die vollständige Urkunde gestützten Untersuchung. Kopp hat vollkommen recht".

2) Kurz.

3) Vid. Reg. Joh. Seite 183. Ich nehme an, daß man auch unaufgefordert nachsehe.

ersten Bandes von 1273 –1336 (mit der nothwendigen Vorgeschichte, als Einleitung), soweit ich jetzt Arbeit und Stoff zu berechnen vermag, gewiß drei Bände füllen werde. Ein solcher Umfang läßt eine schnelle Vollendung nicht voraussehen, und ich habe mich seit einigen Jahren schon mehreremal getäuscht. Auch hat mich die diesjährige Bearbeitung der „Abschiede" um mehr als zwei Monate zurückgesetzt, und ich habe erst mit dem Schlusse des Jahres 1838 die Schlacht bei Mühldorf erreicht und erzählt. Was ich nun seit dem 5. Jänner 1840 bis gestern 2. März geleistet habe, ist Folgendes: [1])

Soweit bin ich gekommen in zwei Monaten, und Sie werden finden, der Weg reicht eben nicht weit. Aber Ihre Frage im Auge haltend, wollte ich nun noch den Druck dieses Bruchstückes berechnen. Ich habe drei Bogen, minder beinahe drei Seiten; ich zählte nun die Zeilen (2273) und die Buchstaben einer Zeile (60); diese berechnete ich nun nach Zeilen und Buchstaben bei **Buchner**, und finde, indem ich meine Anmerkungen zu einem Drittel des Textes anschlagen zu müssen glaube, daß meine nicht volle drei Bogen mindestens sechs von **Buchner** ausmachen werden.

Sie ersehen aus diesen Angaben leicht, daß ich an ein schnelles Beenden nicht denken darf; ich würde zufrieden sein, wenn ich bis Ostern den gefangenen Friedrich frei hätte, aber ich wage es nicht zu hoffen; ja, ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich im nächsten Herbste mit den ersten Ereignissen zu Anfang 1330 dieses mein letztes Buch schließen kann. Dann dürften die sieben Jahre 1330—1336 bis Ostern 1841 kaum darzustellen sein; und hätte ich auch dieses und damit das Ende meines Werkes erreicht, so möchte ich noch die Einleitung schreiben vom Erlöschen der Zäringer bis Rudolf 1218—1273, freilich dieses möglichst nur in Umrissen; aber ich fürchte, ich täusche mich auch hierüber in Zeit und Umfang.

Ist auch dieses erreicht, dann Durchsicht des Ausgearbeiteten, und mit allen Lücken und Mängeln in den Druck, wofern das Kind von Jemand übernommen und ausgestattet werden will. Sie sehen, es bleibt mir noch sehr viel zu thun übrig, und es wandelt mich zuweilen unter der Last ein Vorgefühl meiner Sterblichkeit an, welcher Fall vor Herausgabe mir um so schmerzlicher wäre, weil ich Vieles erst beim Drucke sagen kann, und es eher niederzuschreiben nicht möglich ist. Kömmt auch nichts Vollendetes dabei heraus, so ist meines Erachtens meine Arbeit, die jetzt schon das zehnte Jahr hinter sich hat, für die Wissenschaft ein Verdienst.

Lassen Sie mich nun die Leiden des Autors einigermaßen versüßen durch die Lust des Kritikers, indem ich Anfänger mich an den

[1]) Folgt die Skizze, die wir übergehen dürfen.

Leistungen eines Meisters, wie Sie sind, zu vergreifen wage: **sed hanc veniam petimusque damusque vicissim.**

Vorerst wünsche ich, Sie hätten die Bündniß.-Urk. Regensburg 11. Weinm. 1322 (**Lang** IV, 73) in Ihren Ludwig aufgenommen; dasselbe wünsche ich von des Kärnther Herzogs Teidigungs.-Urk. München 21. Herbstmonat 1323 (**Kurz** II, 481). Gern hätte ich über diesen, mit der böhmischen Sühne gleichzeitigen, Brief Ihr Urtheil. **Kurz, Buchner** und **Lichnowsky** wollen, die Herzoge von Oesterreich haben diese Vorschläge zu Befreiung Friedrichs eingereicht (bei **Buchner** muß man überhaupt vorsichtig sein, da er die Thatsachen vielfältig entstellt, ich weiß nicht ob aus Befangenheit oder mit Absicht); mir kommen die Bedingungen so demüthigend vor — die Loslassung Friederichs ist sogar ausgeschlossen, und das Schiedgericht ohne Obmann von vorherein baierisch gesinnt! — daß ich vielmehr annehme, die im Sinne Ludwigs vorgeschriebenen Bedingungen habe der Kärnthner an Oesterreich bringen sollen, und darum wohl liege die Urk. zu Wien und nicht zu München. Treten Sie meiner nur angedeuteten Ansicht bei, so soll mich die ganze Schriftstellerwelt nicht auf andere Gedanken bringen! [1])

Eine Hauptfrage bleibt: wann sind die ersten Verständigungen zwischen Ludwig und Oesterreich eingetreten? Sie sind nach Ihrer Urk. Ludwig 582 der Meinung, daß es schon eine Weile vor dem 20. Brachmonat 1323 geschehen sei. Ich kann Ihre dort in petto behaltenen Gründe um so weniger würdigen, da mir **Sattler** gerade nicht zur Hand ist. Da jedoch die Annahme zweier Zustände mit Schwierigkeiten verbunden ist, nämlich des einen wegen der Reichskleinode u. s. w. mit Abbrechung desselben, und des Waffenstillstandes (Urk. Ludwig 716), so kommt mir dagegen die Dauer eines und desselben Waffenstillstandes von einem ganzen Jahre viel zu lang vor. Da der Stillstand am 4. Mai 1324 aufgekündigt wurde, gleichwohl aber bis zum 3. Brachmonat dauern mußte, so glaube ich er sei bis St. Georgs Tag geschlossen worden, und die Feindseligkeiten haben erst vier Wochen nach Aufkündigung beginnen können; in diesem Falle würde er Aehnlichkeit mit dem niederbaierischen erhalten, und ich glaubte den Abschluß in den letzten oder vorletzten Monat 1323 setzen zu müssen. Diese Annahme stimmt mindestens mit den übrigen Ereignissen zusammen; Leopold läßt vier oder fünf Monate dieser Zeit Waffen und Werbungen ruhn, und Ludwig, immerhin durch den Papst aus den Siegesträumen geweckt, dürfte den Versuch gemacht haben sich Oesterreich zu nähern. Haben Sie die Gefälligkeit, mich hierüber zurechtzuweisen!

---

[1]) Böhmer: Diese Ansicht ist gewiß richtig.

Wegen der Urk. Herz. v. Oest. 174 bin ich Ihnen ordentlich mißgünstig; bei allem dem möchte ich Sie bitten, ob der dort angeführte St. Johannes Tag nicht der des Täufers oder zu Sungichten ist? — In Ihren Urk. Ludwig 569, 657 und 840 geben Sie einen Arnold von Schwarzburg, Albrecht von Straßburg und Albrecht von Avaretburg. Erlauben Sie, daß ich diese dreifache Schreibung eines und desselben Namens für einen lapsus calami halte; der Johanniter Großgebieter ist kein anderer, als Bruder Albrecht von Schwarzburg. Als **frater Albertus de *Nigro Castro* magnus præceptor domus hospitalis S. Joh. Jeros.** erscheint er schon Urk. 25 Winterm. 1313 in **Rymer** *Fœdera* (neue Ausgabe) II. 235; richtigen teutschen Namen haben die Urk. 1. Hornung 1324 und 28. Augustm. 1325 bei **Lang** VI, 125 und 173; auch das **Oberbayer. Archiv** I, 84 f. nennt ihn richtig Albertum de Suarzburch. Ungeachtet der völligen Zeitfolgelosigkeit (vergeben Sie dieses monstrum!) und des vielfach schlechten Abdruckes enthält dieses **Archiv** dennoch viel Brauchbares und ich wünschte, Sie hätten **Höfler'n** nicht mit solcher Ungunst behandelt. Die von Ihnen daraus angeführte Urk. (Vorwort VI,*) steht bereits, freilich um ein Jahr zu spät, bei **Lang** V, 416, wo mir die Lesart *cuilibet* statt *ciuiliter* das vorgeschlagene *usibus* unnöthig zu machen scheint, dagegen *familiares* festgehalten wird.[1])

c.

Lucern, am 28. August 1841.

Während des abgewichenen Winters konnte ich, um mein geschwächtes Augenlicht bei den kurzen Tagen nicht vollends zu gefährden, nur unbedeutend in meiner Darstellung vorrücken; ich begann mit Friedrichs Tod und Ludwigs Rückkehr aus Italien, und bin nur bis zum J. 1331 in den Angelegenheiten des Reichs gekommen, welche Zeit mir drei Bogen füllte und mich den vierten anfangen ließ.

Seit dem 2. März ist nun kein Federzug mehr erfolgt. Unsere innern Angelegenheiten nahmen mich als Bürger vielfach in Anspruch; ich ward in den Verfassungsrath und dessen Commission gewählt, sowie seit der Annahme des Verfassungsentwurfs in den Großen Rath und, wiewohl ich die Wiedererwählung ablehnte, nachher in den Regierungsrath und zum Präsidenten des Erziehungsraths. Vor der Hand habe ich mich in die beiden letzten Stellen gefügt und muß mindestens eine Weile zuwarten, bevor ich sie wieder loswerden kann.

Diese amtlichen Geschäfte — ich sage es mit großem Herzeleid — haben mich wenigstens für jetzt der Geschichte gänzlich entzogen; Sitzung auf Sitzung erfolgt, Bericht und Aufträge mancherlei Art bleiben nicht aus, und so konnte ich bis heute — ich war auch für die hist. Zeitschrift in die Redactionscommission gewählt — weder für

[1]) Folgt nun, was in der R. G. V, 1. S. 126 u. f. zu lesen ist.

mich, noch für das „Archiv" auch nur eine Zeile schreiben. Ob ich, wenn einmal die neuen Zustände besser geregelt und die nothwendigsten Vorarbeiten gemacht sind, mehr Zeit finden werde, weiß ich wahrhaft nicht; mindestens hoffe ich es.

In dieser Zeit, da ich mich nicht ungestört genug zu sammeln vermag, um mein letztes Buch von 1330—1336 fortzusetzen und ohne Unterbrechung zu vollenden, fiel ich auf den Gedanken, das bisher Ausgearbeitete einer neuen Durchsicht zu unterwerfen und dasselbe buchweise sofort dem Druck zu übergeben. Ich erlaube mir, Ihnen den Plan mitzutheilen, wie ich ihn mit mir herumtrage. [1])

Was sagen Sie zu diesem Plane? kommt er Ihnen geheuer oder ungeheuer vor? soll ich ihn festhalten? oder rathen Sie mir, ihn abzuändern? und worin? — Mein Wunsch wäre, das Werk unter meinen Augen drucken lassen zu können, aber einen Verleger in Teutschland oder an der Schwelle desselben zu suchen. — Vor zwei Jahren empfahl sich mir die Hurter'sche Buchhandlung in Schaffhausen zum Verlage, wenn ich einst drucken lasse; mir gefiel das Anerbieten nicht übel und ich fragte nun vor einigen Wochen bei Hurter an; dieser will nun die Auflage zu 750 und in Schaffhausen drucken und mir für den Druckbogen von Gr. Octav zu mindestens 34 Zeilen 24 Schweizerfranken (6 Neuthaler oder $1^1/_2$ Louisd'or) bezahlen. Der Druckort (nicht Verlagsort) gefällt mir nicht, denn ich habe nicht genug Sicherheit für correcten Druck; die Auflage zu 750 für ganz Teutschland und die Schweiz scheint mir zu gering, und auf keinen Fall werde ich den Bogen um diesen Spottpreis ablassen.

Was sagen Sie dazu?

Die große Note in Ihrem Hefte über die römischen Archivverhältnisse hat mir überaus wohl gefallen und ich könnte meinerseits jedes Wort unterschreiben; auch andere hiesige Geschichtsfreunde, welchen ich das Heft mittheilte, sind vollkommen einverstanden. Da Fürst Metternich jetzt auf dem Johannisberg ist, könnten Sie nicht einen Versuch machen, um ihn für Teutschland in das große historische Interesse zu ziehen? Es lohnte sich mindestens, den Versuch zu machen.

J. E. Kopp, Professor.

d.

Lucern, 29. Wintermonat 1843.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ihr liebes Schreiben vom 23. d. ist mir am 26. richtig zugekommen und hat mich, was jedesmal zu geschehen pflegt, wieder mit neuem Muthe erfüllt; Sie sind so glücklich, Ihre Muße unverkümmert

---

[1]) Folgt nun der Plan kurz skizzirt.

der Geschichtsforschung zu weihen, mir aber ist durch die zeitraubende Regiererei die freie Zeit so gut als abgeschnitten, indem ich oft zwei bis drei Tage keine Zeile schreiben kann: gleichwohl werde ich thun was ich kann und sollte mich am Ende Niemand darüber beloben, so bin ich doch Ihres Beifalls gewiß und dieses soll mir genügen.

Ihre **Fontes** haben mich ungemein gefreut und ich bin Ihnen hiefür zu ungemeinem Danke verbunden, den ich vor der Hand nicht besser zu erwiedern vermag, als daß ich die schöne Ausgabe fleißig gebrauche; schon thue ich dieses gegenwärtig mit dem Mon. **Fürstenfeld.** und **Joh. Victoriensis**, nur glaube ich dennoch in meinen Anmerkungen gleichzeitig das **Chron. Volcmari** und den **Anon. Leob.** anführen zu sollen, nicht um meine jedenfalls nur geringe Belesenheit zu zeigen, sondern weil nicht jedem Leser nur etwa das eine Werk zu Gebote steht. Um Ihnen zu beweisen, mit welcher Aufmerksamkeit ich die **Fontes** lese, will ich Sie nur auf einen Fehler in denselben führen: der **Anon. Leob.** I 852, D hat im ersten Hexameter das Wort *potentia,* wogegen in Ihrem **Joh. Vict.** 311 *portio* steht, welch' letztere Leseart ich mir gefallen lassen könnte, wenn nur noch der Vers ginge; so aber muß ein Druckfehler eingeschlichen sein.

Die Absendung unsers „Geschichtsfreundes" war schon angeordnet und der Brief mit dem Büchlein geschlossen, als ich durch die Hurter'sche Buchhandlung Ihre **Fontes** erhielt; da ich später Ihnen eigens danken wollte, so konnte ich Hrn. Hurter nur noch ersuchen, Ihnen in meinem Namen vorläufig den Empfang anzuzeigen. Seither schrieb ich nicht, weil ich Sie auf Reisen wußte und vorzog, Ihre Rückkunft abzuwarten. Ich wiederhole nunmehr meine obige Erklärung und sage Ihnen für das schöne Buch den verbindlichsten Dank. Nicht minder erfreut es mich, daß Sie eine so lange und durch mehrere Fünde so glückliche Ferienreise gemacht haben; ob ich das Ergebniß derselben für genüglich halte? Nicht nur für genüglich, sondern beinahe für zu groß: denn — (da Sie den Ausdruck „Regestenmacher" gebraucht haben, erlauben Sie mir den entsprechenden andern) — wie sollen wir armen „Geschichtenmacher" im Stande sein, sich aller Quellen zu bemächtigen? und muß nicht, wenn man auch glaubt alles gewissenhaft benützt zu haben, jede Geschichtsbearbeitung lückenhaft erscheinen, wenn Sie nicht aufhören, neue Sachen hervorzusuchen? Doch in Gottes Namen, nur zu!

Im Jahre 1837 entwarf ich meine Geschichte, freilich mehr übersichtlich, der Zeit des Königs Rudolf, was etwa zehen Bogen Text ausmachte; seit 1842 gieng ich an eine „Durchsicht" dieser Zeit, allein diese Durchsicht wurde und wird zu einer völlig andern Arbeit; ja es wird, ohne daß der erste Entwurf in den Druck gekommen ist, eine zweite völlig umgearbeitete Ausgabe erscheinen und ich zweifle nicht, wenn ich einmal Ihre zweiten Regesten besitze und die darin neuverzeichneten Urkunden und Chroniken bekäme, ich, bevor das Kindlein nur

zur Taufe gelangte, dasselbe zum Drittenmale erzeugen müßte. Das Alles haben Sie angerichtet! In meiner Umarbeitung bin ich noch nicht weiter gekommen, als bis und mit 26. Augustm. 1278; und ich bin wirklich froh, daß ich einmal mit dem Böhmen-König fertig bin; nicht wenig hat mir Palacky, dieser Stockböhme, zu schaffen gemacht; zwar werden meine Anmerkungen an Palacky keine Bekehrung bewirken, darum aber schweigen und das römische Reich dem Slavismus überlassen möchte ich doch nicht. Ungeachtet dieses kleinen Geschichtstücks (1273—1278) habe ich gleichwohl 75 Seiten Text (mit wenigstens 50 Zeilen die Seite), und 54 Seiten Anmerkungen. Wo soll das enden?

Am 1. Christmonat.

Mit Recht, wie ich dafür halte, freuen Sie sich Ihrer Entdeckung der Urkn. 1278 bei Rymer (oder *Fœdera*) betreffend die Herrlichkeit der beiden Thäler Schwyz (und Unterwalden); und wundern sich nur, daß Sie weder bei mir noch bei Andern hievon Gebrauch gemacht finden. Die Sache verhält sich ganz einfach. Als ich meine „Urkunden" herausgab, fand sich in Lucern Rymer nicht vor, auch in andern Schweizerstädten dürfte dieses Werk eine Seltenheit sein; erst seit ein paar Jahren hat die englische Regierung den drei Vororten und vielleicht noch andern Bibliotheken die neue Ausgabe der **Fœdera** zum Geschenke gemacht. Durch Müller war ich jedoch auf Rymer aufmerksam gemacht, und als ich nach dem Erscheinen meines Büchleins die Reise nach Wien machte, war es schon in München mein erstes Geschäfte, mir Rymer geben zu lassen. Wie traute ich meinen Augen kaum, als ich diese Urkunde las, und wie stieg mein Unwille gegen Müller, der das Werk anruft, es vielleicht aber nicht gelesen oder, was noch schlimmer für ihn wäre, das Gefundene absichtlich verschwiegen hätte. Mir gieng es, wie Ihnen: ich hielt die Sache für entschieden. Diese Ansicht theilte ich im Herbste 1835 in Wien dem Fürsten Lichnowsky mit, der sie sich sogleich hinters Ohr schrieb und hierauf einen großen Theil der fraglichen Urkunde in seinem ersten Geschichtsbande S. 471 f. abdrucken ließ; allerdings gehen wohl seine Folgerungen (die drei Länder zu habsburgischen Hörigen zu machen) zu weit und gegen die haben sich Nüscheler und, wenn ich nicht irre, auch Heusler erhoben. Sie sehen also, daß ich seit 1835 Ihre Bedenklichkeiten theile, wenn ich sie auch noch nicht veröffentlicht habe.

Schon in Ihren „Reichslandsvogteien" in Reimers Archive und neuerlich in den Anmerkungen zu den **Fontes** habe ich wahrgenommen, daß Sie mit mir so ziemlich zusammentreffen in der Beurtheilung der Zeit des Königs Albrecht und dieses Königs selbst. Ich zweifle nun nicht, daß wir in der Hauptsache über König Rudolf ebenfalls

übereinstimmen werden; allfällige Abweichungen sind mir immer sehr merkwürdig, um mein eigenes Urtheil daran prüfen zu können. Ueberhaupt, wie Sie wohl wissen, habe ich mich in keinen Geschichtsforscher so hineingelebt, wie in Sie und daher ist mir Alles sehr willkommen, was aus Ihrer Feder fließt. Dazu kommt, daß Ihnen noch viele Quellen zu Gebote stehen, die mir leider fehlen und für die ich Ihnen nicht anders als dankbar sein muß; mir kömmt daher Ihr Fingerzeig sehr erwünscht und ich lege daher hier meine förmliche Bitte nieder, Sie möchten mich auch mit diesen Rudolphinis seiner Zeit beschenken! Da ich mit meinem Rudolf auf alle Fälle in einem einzelnen Jahre nicht zu Stande kommen werde, so bedarf ich zwar nicht jeden Aushängebogen und kann mich wohl gedulden, bis Ihr ganzer Rudolf fertig ist; daß ich mich aber dennoch sehne, Ihr Werk sobald als möglich zu besitzen, um für mich Nutzen daraus zu ziehen, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen.

Am 28. Christmonat.

Indem ich nach längerer Unterbrechung wieder anknüpfe, so bitte ich mir zu erlauben, auch meine Begehrlichkeiten wieder fortzusetzen. — Palacky in seiner ital. Reise Nr. 357 und 358 verzeichnet zwei Urkunden vom 9. März 1275, die er zu Rom ex originale des Königs Otokar abschrieb; er benützt dieselben, wenigstens eine, in seiner Geschichte von Böhmen II, 1, 241 f., jedoch auf eine Weise, daß ich den Inhalt nicht als genügend dargestellt betrachte. Ueberhaupt muß man bei ihm sehr auf der Hut sein. Vor mehreren Monaten schrieb ich an Chmel und ersuchte ihn, mir, wenn es ihm möglich sei, die vollständige Abschrift der beiden Urkunden zu verschaffen; allein Palacky und Chmel, Böhmen und Mähren, sind (scheint es) nicht auf ganz mittheilsamem Fuße gegen einander. Da Sie nun in Ihrem zweiten Rudolf diese Urkunden gewiß auch regestiren, wie? wäre es Ihnen nicht möglich, von Palacky diese Dinger zu erhalten? Mich will bedünken, daß eine genaue Kenntniß dieser zwei Briefe wesentlich beitragen würde zur Beurtheilung der Verhältnisse zwischen Rudolf und Otokar. Ferner: in Palacky's Gesch. S. 233, Anm. 294, führt er eine Stelle an, angeblich aus einem Schreiben des Olmützers an Otokar und mit dem Datum zu Anfange Juli 1274. Wie? ist wirklich ein solcher Brief vorhanden? und wo kann man ihn finden?

Fischer Kleine Schriften I, 31 f. macht aufmerksam auf eine Urkunde Regensburg 29. Mai 1276, betreffend die Streitigkeiten der Brüder Ludwig und Heinrich von Baiern, und gibt eine Stelle daraus, welche der Herzoge Verhältniß zu König Otokar bespricht. In seiner Erbfolgsgeschichte von Baiern, Stück V, Seite 252—265, ist die Urkunde vollständig abgedruckt; allein nur die Stelle S. 264 ist im obigen Sinne wichtig. Ich habe mir nun alle ersinnliche Mühe gege-

ben, das verhunzte Teutsch verstehen zu lernen; aber umsonst. Zwar sehe ich wohl, daß von den Worten „Item von wegen der briefl. Urk. — von wegen der Chur" die Urkunde des Königs Rudolf vom 15. Mai 1275 gemeint ist; was dann aber folgt von „derhalben zwischen unser — Rechtens und Gute mitsyn", ist für mich barer Unsinn. Das, was Fischer drinn sieht, Erzschenkenamt und Kur, kann ich aus den Worten nicht herausfinden. Wie? hat Herzog Heinrich die Urk. vom 15. Mai 1275 in seine Hand bekommen? hat er sie vielleicht an Otokar ausgeliefert? (wo liegt das Original? in Wien? oder in München?) und nun; bei seinem Vergleiche mit Ludwig: verspricht er nicht, sie wiederzubegehren und sich zurückstellen zu lassen? und verspricht nicht Ludwig, ihm hierbei beholfen zu sein? Buchner ist über diese Zeit erbärmlich und Palacky verkehrt. — Es wurde mir klar: die Sache wäre jeden Augenblick entschieden, wenn man nur das lateinische Original der fraglichen Stelle hätte; ich schrieb daher nach München und erhielt (nach monatlangen Gängen und Drängen) von Hrn. Dr. Wittmann unterm 22. Hornung 1843 die Anzeige: „Die Urkunde, wovon der Regest abgedruckt ist bei „Lang IV, 12, ist eine ganz andere als die in Fischers Erbfolg„geschichte abgedruckte; und von letzterer ist weder das Original noch „eine Copie vorhanden." Da war ich wieder einmal draußen vor dem Heiligthum, und werde auch nicht hineinkommen, wofern Sie mir nicht hülfreiche Hand leisten. Ich möchte Sie daher dringend gebeten haben um Mittheilung der fraglichen Stelle, wofern sie Ihnen erhältlich ist, oder mindestens um Ihre Auslegung der mir zu dunkeln Stelle.

Sie fragen, was ich zu dem Gedanken einer allgemeinen Zusammenkunft deutscher Historiker sage? Mir sagen solche Congresse zu, weil sich so am leichtesten Leute zusammenfinden und kennen lernen, die für eine und dieselbe Wissenschaft arbeiten. Sollte ich jedoch von den teutschen Vereinsarbeiten nicht mehr sagen oder erwarten dürfen, als was ich (und Sie mit mir) in Bern und dieses Jahr in Basel sah, so wäre das sehr wenig. Wenn nicht Sie und Pertz sich der Sache annehmen, so wird denk' ich eben auch nicht viel werden; aber eine Bethätigung des historischen Wissens nach bestimmten Grundsätzen wäre ungemein wünschenswerth. Allein neben den (strengen) Geschichtsforschern und den (bloßen) Geschichtsliebhabern müssen Sie doch auch uns arme Geschichtschreiber zulassen, die nicht ausschließlich das eine oder das andere, jedoch theilweise Beides sind. Ich werde dann auch einmal erscheinen, allein erst wenn mein Rudolf in die weite Welt gelaufen ist.

Auf Ihre Anfrage antwortet Hr. von Liebenau: „mit Dank, ja".

Ihr ganz ergebener

J. E. Kopp, RR.

46.

(Zu S. 232.)

Lucern, am nächsten Sonntage vor St. Marien Magdalenen Tag, 1841.

(Nach Vorausgehendem.)

„Geschrieben ist: Buch I, oder König Rudolf (1273—1322); mit dem Rückblicke auf die frühere Geschichte; Buch II oder Zwischenreich und König Adolf (1291—1298); Buch III oder König Albrecht (1298—1308); Buch IV oder Zwischenreich und König und Kaiser Heinrich (1308—1313); Buch V oder Zwischenreich und die Gegenkönige Friderich und Ludwig bis zur Schlacht bei Mühldorf (1313—1322); und Buch VI oder die Gegenkönige bis zu Friderichs Tod (1322—1330). Angefangen, aber noch nicht vollendet ist das letzte oder VII Buch (1330—1336.)

Da ich mich nun nicht augenblicklich an die Vollendung meiner letzten Aufgabe machen kann, so dachte ich auf ein Mittel es möglich zu machen, mein längst gegebenes Versprechen möglichst bald zu halten, ohne mich mit Arbeit allzusehr überladen zu müssen. Da die verschiedenen Bücher meines Werkes bedeutend stark sind und einzelne derselben bis auf 25 Druckbogen steigen dürften, so schien mir Folgendes das Angemessenste zu sein.

Ich dächte mein Geschichtswerk in Lieferungen erscheinen zu lassen; nämlich: jedes der sechs bereits ausgearbeiteten Bücher, deren jedes für sich ein Ganzes ausmacht, würde eine Lieferung bilden; jedem Buche müßten die in die Zeit desselben einschlagenden Urkunden, mit Römerzahlen paginirt nach meiner Auswahl beigegeben werden. Der Abnehmer könnte nach Belieben alles getrennt beisammen lassen oder den Text besonders binden lassen und so auch die Urkunden. Ich selbst, wiewohl stets vorrückend, würde doch nicht übereilt.

Mein nächster Wunsch wäre dann, um ein typographisch fehlerfreies Werk zu liefern, den Druck unter meinen Augen veranstalten zu können; dieses müßte und würde geschehen, wenn ich die Geschichte auf meine Kosten drucken ließe. Allein dieses ist für einen ganz unbemittelten Mann immerhin ein gewagtes Unternehmen und ich möchte mich dessen nicht unterfangen, wenn ich nicht eines bestimmten Absatzes voraus versichert wäre.

Als ich im Herbst 1835 in Wien war, versicherte mich der Fürst Lichnowsky auf das Bestimmteste, er werde, sobald ich druckfertig sei, vereint mit Ihnen und Herrn Kaltenbäk im Falle sein, mir so viel Exemplare abzunehmen, als erfordert würden, um die Druckkosten zu decken. Da ich nun nicht weiß, ob der Herr Fürst in Wien ist, und ich daher nicht zugleich mit Ihnen auch an ihn schreiben kann, so erlaube ich mir Sie mit folgenden Fragen zu behelligen.

1) Da König Rudolf meine erste Lieferung sein wird, und die Druckkosten durch die Abnahme von ungefähr 300 Exemplaren nahezu gedeckt werden dürften (die Lieferung dürfte in keinem Falle den bei Ihnen üblichen Bücherpreis nach Verhältniß der Bogenzahl übersteigen); könnten Sie mir nicht bloß Hoffnung, sondern Zusicherung geben, daß etwa 300 Exemplare in Wien abgesetzt würden?

2) Dürfte ich Sie bitten, daß Sie hierüber mit dem Herrn Fürsten, wofern er in Wien anwesend ist, und mit Herrn Kaltenbäk Rücksprache nehmen wollen?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich würde es nicht gewagt haben mich in dieser Angelegenheit an Sie zu wenden, wenn ich nicht wüßte, wie sehr Sie als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber und insbesondere als Oesterreicher eine Arbeit begünstigen, welche die strengste Wahrheit zum Zwecke hat und die Ehrenrettung des Hauses Habsburg gegen Jahrhundert alte Verunglimpfungen zum sichern Erfolg haben wird.

Dieses und Ihre bekannte Güte und Freundschaft für mich lassen mich auch zuverlässig einige Zeilen erwarten, was dann immer ihr Inhalt auch sein möge; in dieser angenehmen Hoffnung erbietet sich zu jeglichem Gegendienste

Ihr ganz ergebener Diener und Freund
J. E. Kopp, Professor.

47.

(Zu S. 235.)

Lucern, am nächsten Dienstag nach S. Johannes des Täufers Buße zu Sonnwende, 1844.

Hochverehrter Herr und Freund!

Obwohl ich am 7. Mai abhin durch den eidgenössischen Herrn Staatskanzler Amrhyn einige Zeilen an Sie richtete, bleibt mir doch noch Einiges als Antwort auf Ihre Zuschriften nachzutragen übrig.

a) 1844, 19. Februar. — Da Sie „auch genaue Bestimmungen über Rudolfs zweiten Feldzug nach Böhmen" haben, so möchte ich Sie wohl fragen, wo denn in castris ante (oder apud) Mittelberge dieser Ort liegt? [1]) Ich fand ihn noch auf keiner Karte. — Was die Frage eines Verlegers betrifft, so habe ich bereits am 7. Mai auf Leipzig gedeutet; seither bin ich in dieser Sache um keinen Schritt weiter, und werde von mir aus keinen thun, bis ich mit einiger Ge-

---

[1]) Böhmer: Mittelberg weiß ich auch nicht; die Lesart in Zürich zu erfragen.

wißheit auf Jahr und Tag hinaus die Zeit bestimmen kann, wann der erste Band druckfertig sein werde. Alsdann werde ich Ihnen ungesäumt Kenntniß davon geben. — Daß Berliner oder andere sich über Ihre Regesten hermachen und nach Gutfinden benützen werden, ist wohl nicht zu verhindern; was mich betrifft, so wissen Sie schon, daß ich einen durchaus gewissenhaften Gebrauch davon machen werde. — Sagen Sie mir doch, wie soll ich Ihre neuen Regesten anführen? Am faßlichsten schiene es mir, wenn ich z. B. sagen könnte, Urk. Wien, 15. Mai 1277: **Böhmer** neue Regest. Rud. 831; oder was es dann ist; (ich schreibe diese Zeilen nach einer Sitzung im Rathssaale, ohne alle historischen Belege; Sie mögen sich daher an meinen Anführungen nicht stoßen). — Wenn Sie Anlaß haben mit **Palacky** zu verkehren, oder wenn Sie nach **München** kommen, so bitte ich sehr die von mir früher angedeuteten Urk. 1275 (Otokar) und 1276 (Herzog von Baiern, bei **Fischer**) einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. — Sie schreiben, daß Ihnen **Chmels** „weitläufiger Friedrich unlesbar" sei. Ich dachte dabei sogleich an mich, weil ich ebenfalls weitläufig und umständlich werde; um mir einen Spiegel vorzuhalten, begab ich mich auf die Cantonsbibliothek, und ließ mir seinen Friedrich geben. In der That: ich legte das Buch auch bald wieder aus der Hand. Mir scheint: **Kurz**, **Lichnowsky** und nun auch **Chmel** sind Vereinzler, nirgends aber Zusammenfasser; sie wollen, wenigstens der Letztere, gründlich sein, aber sie lassen Ordnung, Uebersicht und Licht vermissen: überhaupt sie verstehen das componere res nicht. Bin ich ungerecht gegen sie? ich weiß es nicht. Ich selber gebe des Stoffartigen viel, vielleicht zu viel; aber ich glaube den Zeug allen so anzuordnen und darzustellen, daß am Schlusse jeder Leser, auch wenn ich ihn nicht ausdrücklich darauf aufmerksam mache, sich ein Bild machen kann. Das wenigstens schwebt mir als Ziel vor; ob ich es auch nur annähernd erreiche, mögen dann vorab Sie, mein vortrefflicher Freund, ein befugtes Urtheil ausfällen.

b) 1844, 30. April. — Die mit diesem Briefe mir gütigst zugesendeten Aushängebogen Rudolfs sind durch Herrn Schnyder von Wartensee, der mir am 1. Brachmonat noch die Bogen 18—20 überbrachte, vervollständigt worden, und ich besitze nun Alles, was Rudolf selbst von sich aus erlassen hat. Ein reiches Feld! Erlauben Sie, daß ich Ihnen sage, wie ich vor der Hand Ihre Regesten benutze. Da Sie, und wohl mit allem Rechte, darauf dringen, daß ich bald mit einem ersten Bande fertig werde, so mußte ich den Gedanken des unverweilten Vorrückens festhalten; ich beschloß daher Ihre Regesten nur von da an, wo ich in meiner Arbeit selbst stand, sofort zu gebrauchen; dagegen alles frühere auf jenen Augenblick zu ersparen, wo ich am Schlusse meines ersten Bandes stehen werde. Alsdann mag ich in meiner Handschrift vervollständigen, ändern, verbessern, soviel

als nothwendig sein wird; dieses jetzt schon thun, würde mir unnöthig die beste Zeit in den langen Tagen rauben, mich noch für lange Zeit vom Ziele fern halten, und am Ende mißmuthig machen. Ich hoffe daher von Ihrer Nachsicht, daß Sie mir es nicht verübeln, wenn ich vor der Hand Ihre Regesten bis zum Jahre 1281/2 nicht studire, um sie sogleich anzuwenden, wohl aber zuweilen einen Blick hinein werfe. — Da ich von meinen Briefen keine Abschriften behalte, so weiß ich auch nicht deutlich, was und wie viel ich Ihnen über den **Inhalt**, den **Gang** und die **Eintheilung** meines ersten Bandes bereits gesagt haben mag. Wollen Sie gefälligst in Ihrem Nächsten mit einigen Worten andeuten, worüber Sie im Klaren oder noch im Dunkeln sind; es liegt mir daran, Ihnen von meinem Thun Rechenschaft zu geben, bevor ich ganz fertig bin. — Wenn Sie „eine stille Hoffnung" haben, daß Ihre Arbeit mir willkommen sein werde, so kann ich Ihnen das laute Zeugniß geben, daß mir Ihre Regesten um so unentbehrlicher sind, da mir so viele Quellen nicht zugänglich sind, um so willkommener, da Sie nun auch die Zeitbücher überall zu Rathe gezogen und das Aufschlußgebenste angeführt haben; um so unentbehrlicher und willkommener, weil ich nunmehr die Mühen Ihrer Forschungen auf so leichte Weise mir zu eigen machen kann. Ich selbst führe in meiner Arbeit hundert Stellen und andere Belege an und mache mir das Vorrücken dadurch schwer, in der Hoffnung manchem jüngern Manne die eigene Wanderung angenehm zu machen. —

c) 1844, 19 Juni. — Es ist sehr erfreulich von Ihnen, daß Sie mir die Correcturblätter über Albrecht zusenden wollten Sie wünschen meine Mienen zu beobachten, oder doch schriftlich ein Ja oder Nein zu erhalten. Ich entsinne mich noch gar wohl des ersten Eindruckes, den **Lichnowskys** Albrecht auf mich machte der den ohnehin Geschwärzten unnöthig noch schwärzer machte, und ganz dem polternden oder geifernden **Kurz** nachtrat, und des Königs Rechtfertigungsschrift gerne zur Lüge gemacht hätte; dieser Eindruck war ein widerlicher. Als nun Ihre Correcturblätter mir wie in einem Spiegel (erlauben Sie mir den Ausdruck) mein eigenes Bild zurückwarfen, nur ausgeführter, vollendeter, ja daß ich es nur sage schöner; da erschrack ich. Fürwahr: auf unbefangene, unbestochene Gemüther wirkt die Wahrheit unabweisbar; mir steht das Bild Albrechts (und so Rudolfs) seit mehr als zehen Jahren fest, und kurz zusammengefaßt wüßte ich im Ganzen nichts Besseres über sie zu sagen, als was bereits in meinem Vorworte steht. So stelle ich nun Rudolf in zweiter Auflage dar; so habe ich Albrecht in meiner ausgearbeiteten Geschichte vor mir. Bei mir bedürfen Sie daher für Ihre kecke Zeichnung Albrechts keiner Entschuldigung; wohl aber werden Sie von Außen wahrscheinlich nicht ohne Widerspruch bleiben. So nagen bis auf die heutige Stunde unsere Erdensöhne an meinen verwünschten Urkunden, und geberden

sich ganz entsetzlich, indem sie mich derbe abfertigen mit meinem thörichten Versuche, den drei Ländern die Reichsunmittelbarkeit zu bestreiten. Solche Angriffe werden Sie wohl auch erfahren; thun Sie, wie ich, und lassen Sie alles unbeantwortet; dagegen arbeiten wir vorwärts, und die Zeit — so glaube ich zuversichtlich — wird die Wahrheit auf unserer Seite finden. — Aus dem Gesagten werden Sie schon ersehen haben, daß es mir nicht leid thut, wenn Sie bei Albrecht schon einen Schritt weiter gegangen sind. — Wenn ich bei mir über Rudolf und Albrecht im Reinen zu sein glaube, so bin ich es nicht wohl minder mit Adolf und Heinrich; Adolf wollte wohl anfänglich Rudolfs Bahn verfolgen, aber er war zu schwach, zu unbesonnen, darf ich sagen zu thöricht dazu; Heinrich ist mir ein fremdes Element (so alle Lucelnburger bis und mit Sigmund), und er ist mindestens zweideutig. Was mich am meisten empört, ist, daß er das, was man Albrechten zum Vorwurfe macht, gerade für sich benützt: Böhmen, indem er es für seinen unreifen Sohn wegnimmt; Thüringen, indem er es geradezu wegwirft, nur um Böhmen zu behaupten! und nachdem er Oesterreich gekrönt hat, wie es ihm nur der verschmitzte Peter eingeben mochte, fand er doch an den biedern Herzogen die einzige zuverlässige Stütze. Was ihn jedoch in den Augen Vieler erhob, ist das von Ihnen Angegebene; dann seine Ritterlichkeit, sein Kaiserschmuck und selbst sein schneller Tod. Vielleicht hätte er bei längerem Leben Manches wieder gut gemacht; vielleicht aber auch, daß er geendet hätte, wie Friedrich der Zweite. Aber immerhin! schwerlich wäre eine Zerrüttung gefolgt, wie unter Ludwig dem Baiern. Bei allem dem ist Heinrich doch wohl der beste Lucelnburger! — Sie malen mir Ihre Zukunft etwas düster; wir wollen das Beste hoffen. Aber das ist, scheint mir, das Uebel der Gelehrten: mir bangt vor Erblinden, vor Brustwassersucht, vor einem Schlage; spreche ich jedoch mit einem Arzte, so lacht man mich aus, und so schöpfe ich denn wieder Hoffnung, und arbeite fort. Gott gönne Ihnen eine vollkommene Beruhigung! — Ungemein wird es mich freuen, wenn Sie noch diesen Sommer durch die Schweiz reisen würden; ich könnte Ihnen dann alles besser sagen, als ich es zu schreiben weiß. Ich wollte Ihnen noch Vieles mittheilen, aber während des Schreibens verdrängen die einen Gedanken die andern, und so unterbleibt es. — Eines jedoch kann und darf ich nicht unberührt lassen. Sie schreiben „im Sinne der Kirche, des Rechts, der Wahrheit,“ und haben von mir die gute Meinung, daß ich auch so thun werde. Das ist meine Absicht, und daß Sie hiefür das Zutrauen in mich setzen, verdient meinen besten Dank. Ich wiederhole, daß ich bei meiner Arbeit vielfältig von Ihnen abhängig und daher Ihnen sehr verpflichtet bin; dafür werde ich Sie auch überall als meinen Gewährsmann anführen. Zuweilen, jedoch höchst selten, begegnet mir, daß ich etwas noch genauer zu kennen

meine oder eine wirkliche Verbesserung anbringen kann; in diesem Falle gebe ich zwar der Wahrheit das Zeugniß, aber mit so leisem Finger gegen Sie, daß wohl schwerlich ein Anderer merkt, wem es eigentlich gilt. — Noch möchte ich etwas berühren, allein mit Hinweisung auf die Urkunden; ich muß daher hier abbrechen, und das Blättchen auf meiner Stube fertig schreiben.

An S. Peters und S. Pauls Abend der heiligen Zwölfboten.

Daß Sie den Slawen Palacky erinnert haben, daß Böhmen ein Reichsland ist, hat ganz meinen Beifall; hinwieder zähle ich auch auf den Ihrigen, wenn ich demselben Palacky noch etwas schärfer zu Leibe gehe, jedoch (wie es sich von selbst versteht) stetsfort mit dem gebührenden Anstande. Ich glaube die merkwürdigen Briefe vom 6. Mai, 12. Herbstmonat und 31. Weinmonat 1277, die ich einläßlich behandle, von einer neuen Seite betrachten zu müssen, für welche Anschauungsweise ich seiner Zeit Ihren Beifall zu erhalten mir schmeichle. —

In Ihren Regesten freut mich insbesondere auch, daß Sie meist die Zeugen angegeben haben; so vortheilhaft dieses auch für viele Fälle ist, so komme ich dennoch durch eine Urkunde in große Verlegenheit, aus welcher ich (da mir **Lambachers** Oest. Interregnum nicht zu Gebote steht) mir nicht zu helfen weiß, und daher Ihre Hülfe in Anspruch nehmen muß. Die Sache ist folgende:

Die Urk. Wien 24. Brachm. 1278 (Reg. 451) nennt, unter vielen andern Zeugen auch diese: Bischof Leo von Regensburg, B. Heinrich von Basel; Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, des Königs Söhne Albrecht und Hartman, die Grafen Albrecht von Hohenberg, Hugo von Werdenberg, drei Markgrafen, die Grafen Eberhard von Catzenelnbogen, Friederich von Leiningen, den Burggraf, und Andere. — Nun habe ich mehrere Bedenken:

a) Der König kennt bereits den Verrath Paltrams, und hat ihn bestraft; der Auszug Otokars ist ihm schwerlich unbekannt; ihn umgeben eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten und Herren, und von allen diesen ist in der bald folgenden Schlacht kaum der eine und der andere anwesend; wie, der König sollte sie, bei ausgebrochener Gefahr, alle, ja wohl beinahe alle, von sich entlassen haben?

b) Die als Zeugen angeführten: Pfalzgraf Ludwig, die Grafen A. von Hohenberg, E. von Catzenelnbogen und F. von Leiningen sind an der Spitze des, an ebendemselben Tage zu Hagenau ausgestellten, Landfriedensbriefes (s. Ihr **Urkundenbuch** I, 185). Wie reimt sich nun das? — Soll angenommen werden, die Vier haben der Hagen-

auer Urkunde nur ihre Namen geliehen, während sie selber zu Wien waren? Ich glaube, diese Annahme sei durchaus unstatthaft. — Oder soll man den Wiener Brief für eine Verfälschung halten? Hierüber kann ich gar keine Meinung abgeben, da ich, wie gesagt, den **Lambacher** nicht besitze und er, meines Wissens, leider sich in keiner Schweizerbibliothek befindet. — Eine dritte Meinung ist folgende:

c) Der als Zeuge genannte Bischof Leo von Regensburg ist, wie Sie selber in Ihren Reg. 394 angemerkt haben, bereits am 12. Heumonat 1277 gestorben, und kann daher am 24. Brachm. 1278 nicht mehr als lebend aufgeführt werden.

Ich ziehe aus allem dem den Schluß — soweit ein solcher ohne Einsicht der Urk. selber möglich ist: —

Die fragliche Urkunde, wofern sie wirklich ächt ist, muß vom 24. Brachm. 1277 (statt 1278) angenommen werden; alle darin genannten geistliche und weltliche Fürsten und Herren können damals in Wien gewesen sein, und die Anwesenheit der meisten noch ohne Schwierigkeiten nachgewiesen werden; selbst des Königs Söhne waren mit ihrer Mutter bereits in Wien eingetroffen.

Allein es entsteht nun die Frage: Welche Stellung gewinnt nunmehr, wenn die Zurückdatirung um ein Jahr richtig ist, der König zu der Stadt Wien? Der Gesichtspunkt, namentlich der von **Lichnowsky** angenommene (zur Begütigung eines ausbruchdrohenden Verraths), wird nicht länger festgehalten werden können.

Eine zweite Frage ist diese: Wie ist des Königs andere Urk. Wien 20. Brachm. 1278 (Reg. 450) anzusehen? kann das Datum als richtig angenommen werden? können überhaupt beide Urkunden neben einander bestehen? und können sie neben einander bestehen, wenn die eine von 1277, die andere von 1278 ist?

Hierüber bin ich völlig rathlos, da ich die beiden Urkunden nicht ganz und nicht im Auszuge habe, und daher den Wortlaut ganz und gar nicht kenne. Sie werden mich sehr verpflichten, wenn Sie bei Gelegenheit mich hierüber belehren wollen, oder vielleicht vorziehen, die allfälligen Erörterungen in Ihre neuen Regesten aufzunehmen. Sollten Sie über einen **Lambacher**, sowie über einen **Dobner** verfügen können zum Abtreten, so werden Sie mich und die hiesige Bibliothek sehr verbinden, wenn Sie selbe auf geeignetem Wege hieher senden wollen; für die Auslagen stehe ich Ihnen einsweilen gut.

Nochmals für alles Liebe und Gute meinen verbindlichsten Dank!

Ihr ganz ergebener
J. E. Kopp, RR.

N. S. Sie erinnern mich an Ihr Schlußwort in Ludwigs von Baiern erstem Ergänzungshefte; ich habe es, nach Ihrem Wunsche, wieder gelesen. Daß Sie, wenn ich endlich erscheine, diejenige Aner-

kennung, die ich etwa verdienen mag, mir von Herzen angedeihen lassen werden, bin ich von Ihrer Freundschaft für mich und mehr noch von Ihrer Liebe zu Wahrheit und Recht vollkommen überzeugt; aber ich bitte Sie, sprechen Sie mir nicht wieder von der „Meisterschaft." Uebrigens arbeite ich so fleißig fort, als ich nur immer kann. —

48.

(Zu S. 237.)

Leipzig, 10. Dec. 1844.

Hochverehrter Herr!

Empfangen Sie vor Allem für ihre gütige Zuschrift vom 29. v. M. meinen verbindlichsten Dank. Je größer die Spannung war, mit der ich Ihrer Rückäußerung auf meine Vorschläge entgegensah, desto größer war auch nach Empfang und Lesung derselben meine Freude. Ich darf nunmehr unsere Verbindung als fest begründet ansehn und getrost die Erwartung hegen, daß sich mit der Zeit das Vertrauen rechtfertigen werde, mit welchem Sie jetzt so gütig mir entgegen kommen.

Lassen Sie mich den Inhalt Ihrer Briefe Punct für Punct, aber in umgekehrter Ordnung, beantworten. Was also zuerst das Honorar betrifft, so konnte mein erstes Gebot, da mir alle Materialien zu einem auch nur annähernden Ueberschlag abgingen, nur ein Vorschlag auf Gerathwohl seyn. Immerhin glaubte ich, daß er ein durchaus anständiger seyn sollte. Hätte ich bei Bestimmung desselben den innern Werth Ihres Werkes ausschließlich zum Maßstab nehmen wollen, so würde ich mir gar nicht getraut haben, irgend eine Summe auszusprechen, denn leider ist auch das Publikum wenig geneigt, die Bücher nach ihrem innern Werthe zu bezahlen. Wenn aber dieser Maßstab im Handel unhaltbar und geradezu unmöglich ist, so scheint mir immer der allein angemessene zu seyn, daß das Honorar in einem billigen Verhältnisse stehe zu dem Ertrag, den möglicherweise das Werk dem Verleger gewähren kann. Von diesem Gesichtspunct ausgehend, ziehe ich es vor, auf Ihren gütigen Vorschlag, die Bestimmung des Honorars von der Ansicht der ersten Bogen abhängig zu lassen, so sehr ich die hohe Billigkeit desselben und den sich darin aussprechenden Beweis von Vertrauen anerkenne, Verzicht zu leisten, und erkläre mich dagegen mit Ihrem Gegenvorschlage, wonach das Honorar für 1000 Auflage auf 40 Schw. Fr., bei 1250 auf 48 bestimmt seyn soll, vollkommen einverstanden. Ich wünschte dann, daß wir für den ersten Band auf 1250 und 48 contrahirten, dabei aber der Verlagshandlung freie Hand gelassen werde, bei dem 2. Band auf 1000 und 40 zurück zu kommen. Es ist nöthig, daß von dem ersten Bande Exemplare im Ueberfluß vorhanden seyen, damit das Werk überallhin reichlich verschickt werden könne,

ein Theil der Auflage wird zur Befriedigung der Nachfrage in der Schweiz verbleiben müssen. Auch wird im günstigsten Falle bei der etwas stärkern Auflage des ersten Theiles das Bedürfniß einer neuen Auflage etwas weiter hinausgeschoben, so daß mit Wahrscheinlichkeit erst einige Bände ruhig fortgedruckt werden können.

Auch mit Erhöhung der Zahl der Freiexemplare auf 20 bin ich vollkommen einverstanden und erlaube mir den Vorschlag, daß 12 davon auf Schreibpapier über die Auflage hinaus gedruckt werden.

Was nun die zweite Hauptsache, Druck und Papier, betrifft, so hat die Probe von Herrn Meyer meine Erwartungen übertroffen. Ich finde, daß sowohl Text als Noten gefällig aussehen. Die Schrift ist einfach, auch was von Zeichen dazu gehört, gleichfalls; für meinen Geschmack das größte Lob. Nur die Ziffern im Text könnten minder fett seyn. Die Columnentitel werden sich gefälliger ausnehmen, wenn sie aus der Notenschrift gesetzt werden. Den Strich zwischen Text und Noten möchte ich beizubehalten rathen, nur darf er nicht breiter seyn. Ohne ihn müßte der Raum zwischen Text und Noten eher erweitert werden, um die Klarheit und Uebersichtlichkeit nicht zu gefährden.

Die Qualität des Papiers scheint mir gut. Es ist anständig weiß und nicht zu dünn, so daß das Durchscheinen des Druckes nicht zu befürchten ist.

Mit wahrhafter Hochachtung.

Ihr ganz ergebener
S. Hirzel.

49.

(Zu S. 242.)

Auch dieser Brief ist bei Janssen II, 416 abgedruckt. Wir tragen hier bloß jene Stelle nach, welche dort ausgelassen ist, worauf aber die folgende Nummer antwortet.

Böhmer fährt nach „benützt gesehen" fort: „So vermisse ich namentlich S. 154, was wir zum Theil aus Briefen über Rudolfs Feldzugsplan wissen. Hätten Sie doch meine Darstellung, auf welche Sie verweisen, wenigstens in der Note abdrucken lassen. Ebenso hätte ich S. 249 gerne gelesen, was Rudolf über seine damalige Lage an Schwager, Schwiegersohn und Verbündeten schrieb. Reg. S. 93. Desgleichen Gregors Scheidebrief an Rudolf, Rudolfs Brief über den Tod seines ersten Canzlers, die Briefe des Erzbischof Friedrichs von Salzburg. Wenn ich meinen dritten Band der Fontes herausgebe, so soll dieser außer dem Alb. Arg. eine Briefsammlung für's 13. Jahrhundert mit den nöthigen Nachweisungen enthalten, welche gewiß interessant sein soll."

50.

(Zu Seite 243)

Lucern, am 17. Heum. 1845.

Hochverehrter Herr und Freund!

Endlich steht seit zwei Tagen meine Presse mit Bogen 59 still. Ich habe den Buchbinder getrieben, mir zwei Exemplare eilig zu heften, um gegen Regierungsrath und Erziehungsrath unverweilt zu thun, was mir Anstand und Schicklichkeit zu gebieten schien. Bereits habe ich auch an den Hrn. Verleger die vier letzten Bogen gesendet und erwarte mit Ungeduld, wie er den Band verkaufen wolle; unter 9 Franken oder 5 Gl. C. M. kann er ihn schwerlich erlassen.

Diesen Abend gehen die letzten vier Bogen an Sie ab. Mit den Beilagen werden Sie nicht ganz unzufrieden sein; einiges habe ich, vorgreifend, ganz eigens Ihretwegen aufgenommen. Der vorgesetzte Inhalt dürfte, namentlich wegen der Größe des Buchs, nicht unwillkommen sein; übrigens sind die Worte nicht nach meinem Sinne, da ich genöthigt war, Columnentitel zu geben und ich daher von den bezeichnenden Randschriften absehen mußte. Das Vorwort, wie Sie sehen, ist sehr einfach ausgefallen. Das eigentliche Vorwort steht vor meinen „Urkunden" und ich besann mich, daß ich mich nicht wiederholen solle; so habe ich nun nur das gesagt, was vielleicht die Neugierde am liebsten liest.

Tragen Sie nun Nachsicht mit dem Buche und nehmen Sie dasselbe so gütig auf, wie Sie mit dem Verfasser und seinen Schwachheiten und Eigenheiten eben auch Geduld haben! Aber vor allem melden Sie mir, daß Sie wieder festeres Vertrauen in Ihre Gesundheit haben; nach diesem hörte ich am liebsten, ob wir nicht während meiner Ferienzeit irgendwo zusammentreffen könnten. Ich denke gegen den 8.—10. Augustm. abzureisen, einen Tag in Zürich und einen in Constanz zuzubringen und dann über St. Gallen nach Insbruck; die Benützung des Archivs ist mir bereits gestattet. Vor dem 15. Weinmonat kehre ich, mit meinem Willen, nicht nach Hause zurück. Kommen Sie doch mit, oder lassen Sie mich in Wien oder in München von Ihnen mindestens etwas hören!

Darüber, daß Sie von mir eine kürzere Geschichte erwarteten und diesen Plan auch mir zutrauten, werden Sie bereits im Vorworte einigen Aufschluß finden; aber schon mein erster Entwurf Albrechts ist, soweit ich nur greifen konnte, mit ungefähr gleicher Umständlichkeit geschildert; so dann auch das Uebrige.

Sie vermissen eine genauere Benutzung der Briefe. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, noch kann ich kein rechtes Herz zu diesen Briefen fassen, bevor nicht die Kritik jedem seine bestimmte Stelle angewiesen

hat. So z. B. besitze ich Bodmann selbst und habe ihn wiederholt gelesen; aber mir wollte immer scheinen, daß die individuellen Züge für diese und keine andere Person oder Lage noch nie recht einleuchten können: oder bin ich hierin wirklich zu kurzsichtig? oder zu mißtrauisch? Ich habe daher vor der Hand nur einen bescheidenen Gebrauch davon gemacht und möglichst nicht Hauptbeweise, sondern nur zur Verstärkung daraus hergeholt; ist dieses Schüchternsein ein Fehler, so läßt er sich wohl noch verbessern: aber ich wollte lieber zu wenig als zu viel darauf bauen. Ein neues Beleg gibt meine Anm. 6 auf Seite 871; auch den Brief Rudolfs an Herzog Albrecht bei **Chmel** (s. meine Anm. 6 auf Seite 924 f.) kann ich unmöglich **so** vom Könige geschrieben glauben. Sie thun mir und der literarischen Welt einen großen Dienst, wenn Sie, was Sie bei Ihrem ungeheuren Büchervorrath und Ihren ausgebreiteten Kenntnissen allein zu thun vermögen, aus diesem (mindestens für mich größtentheils) Stoppelfelde die ächten Aehren der Geschichte hervorgehen lassen wollen!

Ihre Ausstellungen habe ich mir besonders angezeichnet und werde, wenn je eine zweite Auflage möglich werden sollte, gewiß alles nochmaliger Prüfung unterwerfen. Leid thut es mir auch, daß mir selbst bei den Nachträgen nicht zu rechter Zeit Ihre Anm. S. V. Ihrer Regesten in Erinnerung war; aber solcher Sünden werde ich wohl noch in großer Anzahl schuldig sein.

Wiewohl mich Philipp von Schwaben minder nahe angeht, so freut es mich doch, wenn Sie ihn herausgeben sollten; aber lieber hätte ich, wenn Ihre Gesundheit wieder so erstarkte, daß Sie zuwarten könnten, bis die Staufen ganz fertig wären. Doch mögen Sie thun, welches Sie wollen, um Eines bitte ich sehr: nehmen Sie die Reichssachen mit noch größerer Vollständigkeit, als es namentlich bei Rudolf geschehen ist; mich dünkt, meine eigenen Häckeleien haben noch Manches zu Tage gefördert, was bei den Reichssachen zu stehen verdiente.

Ich darf also doch vor dem 10. Augustm. noch einige Zeilen von Ihnen erwarten? Herzlich grüßt Sie

Ihr ganz ergebener Freund
J. E. Kopp, Professor.

51.

(Zu Seite 247.)

a.

Hochverehrter Herr Professor!

Meine erste Pflicht ist nunmehr, Ihnen noch einmal für die Belehrung und ich kann es wol sagen auch für den wissenschaftlichen Genuß zu danken, den mir das Lesen der ersten Abtheilung Ihres

Werkes verschafft hat. Erst jetzt seit ich neben den Ihnen zukommenden Vorlesungen auch noch einige andere meine Zeit beinahe ausschließlich in Anspruch nehmende Arbeiten vollendet habe, wird es mir möglich, auch die letzte Hälfte des inhaltreichen Bandes noch vollends und mit Aufmerksamkeit durchzulesen. Hier, wo die Schilderung vom Allgemeinen mehr auf das Einzelne, auf das innere Leben in den verschiedenen Theilen des deutschen Reiches übergeht, war mir der größere Theil durchaus neu und ich bewunderte den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit, die Sie der Darstellung auch dieser Zustände widmeten, um ein möglichst getreues Bild von der Gesammtwirksamkeit des ausgezeichneten und in der That Achtung gebietenden Kaisers, sowie von der damaligen Lage des Reichs zu entwerfen. Mit um so lebendigerem Interesse sehe ich nun auch dem zweiten Bande, der das Gemälde dieser Regierung vollenden soll und für uns Schweizer doppelten Werth hat, entgegen.

Der Eindruck, den die Lectüre des Ganzen bei mir zurückließ, war derjenige der Befriedigung, die ein reines Forschen nach objectiver Wahrheit und eine männliche klare und einfache Darstellung derselben gewährt. Sie erklären die Zeit aus der Zeit, ohne eigene Lieblingsansichten oder Tendenzen hineinzutragen. Jeder unbefangene Leser, sein politisches oder religiöses Glaubensbekenntniß sei nun, welches es wolle, wird sagen müssen: das waren allerdings die Zustände jener Zeit, das (S. 121 ff. S. 281 f.) die Grundgedanken, die Anschauungsweise, aus denen sich dieselben entwickelten und welche sie trugen. Ebenso interessant war mir S. 494 ff. die Geschichte der Heranbildung der österreichischen Hausmacht und dann wieder die verschiedenen Beiträge zur Kenntniß der Stadtrechte und Städtefreiheiten, der Verhältnisse der Hochstifte und Abteien. Ich werde noch oft zur Vorbereitung auf Collegien über jene ältere Zeit, in der ich ohnehin schlechter zu Hause bin, als in der neuern Ihr Werk mit Dank gegen den Verfasser in die Hände nehmen und meinen Zuhörern dasselbe zum Studium empfehlen; denn für dieses ist es geschaffen, für den gewöhnlichen Leser, der sich mit so wenigen Kosten als möglich nur über einige Hauptmomente zu orientiren wünscht, oder Nahrung mehr für die Phantasie als für den Verstand sucht, ist es zu gewissenhaft, zu detaillirt und zu gründlich. Darum wird es langsam Wurzel fassen unter der Masse schneller und üppiger emporsproßender Pflanzen, aber dafür um so tiefer und dauernder. Ebenso wird sich auch die Kritik nur mit Besonnenheit an dasselbe wagen. Man muß auf sehr festen eigenen Füßen stehen, wenn man dieses unternehmen will. Herzlich erfreute mich die würdige Beurtheilung desselben in den Wiener Jahrbüchern, deren Schluß jedoch erst das folgende, hier einstweilen noch nicht aufliegende Heft bringen wird.

Nachdem ich von Ihrem Werke gesprochen habe, darf ich es kaum

wagen, noch ein Wort über das kleine Schriftchen beizufügen, das ich hier in Ihre Hände lege. Sie erhalten es, weil Sie den Anfang haben, weil ich schuldig bin, wenigstens Kleines zu geben, da ich Großes nicht mit ebenso Großem vergelten kann. Mögen Sie finden, daß ich wenigstens gewissenhaft untersucht, mit Wahrheitsliebe geschrieben habe.

Es ist schwerer, bei Darstellung neuerer und neuester Zustände sich auf der Höhe unbefangener Beobachtung zu halten, als bei denjenigen einer länger vergangenen Zeit. Wollten Sie mein Urtheil bisweilen scharf oder schroff ausgesprochen finden, so möge es mir zu einiger Entschuldigung gereichen, daß ich meine unmittelbaren Landsleute, die eigene Vaterstadt am wenigsten geschont habe. Was ich über unsere jetzigen Zustände denke, ist in den wenigen Schlußworten ausgesprochen, und auf welchem Wege ich allein eine künftige Aussöhnung von Gemüths- und Verstandesleben mir als möglich denke, möge Ihnen die beigelegte Parabel zeigen, die ich einem Collegium von 130 hiesigen Frauen und Jungfrauen vorlegte, vor dem ich den Winter hindurch wöchentliche Vorträge hielt und die ich auf Ansuchen derselben als Manuscript für Befreundete drucken ließ.

Mit aufrichtiger Verehrung

Ihr hochachtend ergebener

J. J. Hottinger.

Zürich, 20. III. 1846.

b.

(Zu S. 254.)

Kopp an Chmel.

Lucern, am 21. Mai 1848.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und nun, was leben denn Sie und alle unsere lieben Freunde und Bekannte im Archiv und auf der Bibliothek? Herzliche Grüße Ihnen und denselben allen! Wie! haben wir keine Aussicht, Sie und Hrn. Karajan künftigen Herbst bei uns zu sehen? Auch Freund Böhmer sehnt sich sehr nach Nachricht von Ihnen beiden. Sie werden doch auf den 24. Herbstmonat d. J. nach Frankfurt kommen und Karajan mitnehmen? Wie mir Böhmer vor mehreren Wochen schrieb, werden Sie besonders zu dem Vereine eingeladen und dieses ist nun wohl bereits geschehen. Was mich betrifft, so habe ich Böhmern bestimmt zugesagt zu erscheinen, wenn mich der Himmel bei Gesundheit läßt und wofern er sich nicht selber dem Vereine entziehe; es wäre doch gar zu schön, wenn wir Vier uns in Böhmers Gartenhause zusammenfänden, wie wir so traulich vor meinem Weggange auf Karajans Stube beisammen saßen."

Am 23. Mai.

(Nach Einigem.)

Ich hoffe, Sie befinden sich vollkommen wohl; ich war diesen Winter über etwas unwohl, hoffe nun aber neue Stärkung in der guten Jahreszeit. Inzwischen hat meine Arbeit nie geruht und ich rücke mit dem gänzlichen Umarbeiten allmählig vor; freilich bekomme ich gewaltig zu thun, weil mein Entwurf von 1837 nur selten hinter Rudolf als König zurückging und ich nun die ganze Grafenzeit nachholen muß, was nichts Geringes ist. Käme es auf Bluntschli an, so bliebe mein zweiter Band als nutzlos ungeschrieben. Dieser Tage sendete er an die Häupter der drei Ländercantone ein Schriftchen, S. 78 stark, unter dem Titel: „Die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden und ihre ersten ewigen Bünde;" es ist dieses nur der Vorläufer oder die ersten Bogen eines neuen eidgenössischen Bundesrechts, das er in Zürich herausgeben will. Voran ist eine Zueignung an die drei Länder und das Ergebniß die reine Reichsunmittelbarkeit derselben; da helfen keine Ansprüche der Habsburger, da helfen keine Urkunden, der Streit ist „ein für alle mal" abgethan: so der Meister vom Stuhle, der mit seiner Construction herausrückt ohne abzuwarten, was etwa der Urkundenmann von 1835 vorzubringen wisse. Die Beweisführung müssen Sie seiner Zeit bei ihm selbst lesen; ich nehme in meinem zweiten Bande (so weit die Zeit desselben betroffen wird) Rücksicht auf Bluntschli, ohne ihn zu nennen; es waltet starke Einbildung vor und selbst Verdrehung; das Geheimniß ist: seine liberal-conservative Partei in Zürich ist völlig vernichtet; jetzt möchte er an den Ländern sich wieder groß leben und die Geschichte wird zur Magd einer politischen Speculation: daß sein Zweck nicht literarisch, sondern politisch ist, gesteht er selbst (eidgen. Zeitung vom 19. Mai).

52.

(Zu S. 256.)

Leipzig, 10. Juni 1846.

Hochverehrter Herr Professor!

Was Sie in Betreff der Art und Weise, wie Sie sich vom 3. Bande ab das Erscheinen der Fortsetzung denken, mir mitzutheilen so gütig waren, hat meinen ganzen Beifall und entspricht einem Wunsche, den ich schon beim Drucke des ersten Bandes im Stillen hegte, aber damals nicht schicklich fand zu äußern. Gewiß, das lesende Publikum von heute liebt mehr einen öftern und weniger anstrengenden Genuß, und für die Verbreitung oder Bekanntwerdung eines Werkes ist nichts vortheilhafter, als wenn es in kurzen Zwischenräumen dem Publikum immer wieder auf's Neue vor Augen geführt wird.

Dagegen bin ich fast erschrocken, aus Ihrem Briefe zu vernehmen, daß der Beginn des Druckes des 2. Bandes bis Ostern nächsten Jahres Anstand haben solle. Daß schon wenige Monate nach dem Erscheinen des 1. Bandes ein zweiter folgen werde, durfte billigerweise Niemand erwarten, aber daß man hoffte, der Druck werde nicht lange unterbrochen bleiben, hatte ich oft Gelegenheit zu bemerken und so oft ich nach Berlin komme, was in letzter Zeit öfter der Fall war, unterläßt Herr Hofrath Grimm nie mich zu fragen, ob schon stark am 2. Bande gedruckt werde, auf den gerade er natürlich noch begieriger ist als auf den ersten. Wenn ich nicht irre, so bestimmt Sie zu der langen Pause auch eine wohlwollende Rücksicht auf Ihren Verleger, der erst einige Gewißheit über den Absatz haben soll. Allein nichts liegt weniger in dessen Interesse, als daß der erste Band so lange für sich allein bleibe, ehe ein nachfolgender die Besorgniß des Publikums, ob das Werk auch seinen Fortgang haben werde, beseitigt. Das Resultat der Ostermesse zeigt deutlich, daß erst die eigentlichsten Leute vom Fach den 1. Band angeschafft haben und deren ist bekanntlich keine große Zahl. Nichts desto weniger habe ich den besten Muth, daß die innere Vortrefflichkeit des Werkes schon noch zu allgemeinerer Anerkennung durchdringen werde, sobald dasselbe nur erst, wie man zu sagen pflegt, im Zuge ist. Eine Stelle Ihres Briefes gibt mir einige Hoffnung, daß Sie vielleicht nicht abgeneigt sein möchten, schon den 2. Band in 2 Hälften erscheinen zu lassen, und ich möchte, wenn dazu Neigung vorhanden wäre, die dringendste Bitte an Sie richten, doch ja einen solchen Entschluß zu fassen, da sich dann hoffen ließe, daß vielleicht schon in nächster Zeit der Druck wieder beginnen könnte.

Genehmigen Sie inzwischen die Versicherung aufrichtigster Hochachtung von Ihrem ganz ergebenen

S. Hirzel.

53.[1]

(Zu S. 277.)

a.

Glarus, den 12. Juni 1847.

Hochzuverehrender Herr!

Was Ihre Bemerkungen über meine oben erwähnte Abhandlung [2]) betrifft, so sehe ich wohl ein, daß meine Auffassung des Ammanns als ausschließlichen Stellvertreters des Meier einer Berichtigung bedürfen wird. Dagegen haben Sie (S. 297 Anm. 3) mich mißverstanden, wenn Sie glauben, daß ich (S. 23. Anm. 40) in der

[1]) Vrgl. S. 368.

[2]) Ueber die älteste Geschichte von Glarus.

Urk. v. 1240 ein Meiergericht erblicke, da es ja ganz klar ist, daß dieselbe einen schiedsrichterlichen Spruch ertheilt. Ich habe sie an besagtem Orte bloß wegen der „Eiche" citirt, unter der die Verhandlung geschah, da immerhin anzunehmen ist, daß dies die gewöhnliche Gerichtsstätte war. Uebrigens dürften unter den „jurati", die freilich bloß als Zeugen beiwohnten, doch wohl am natürlichsten die 12 Rechtsprecher des Thales zu verstehen sein, welche auch im Seckinger Urbar schon ausdrücklich genannt werden. Ueber ihr Aufkommen enthalten die Quellen nichts; hierin dürfte aber gerade der Beweis dafür liegen, daß sie von ältester Zeit her bestanden.

Es hat mich sehr gefreut, daß Sie auf S. 261 einer von mir schon früher gemachten Entdeckung, nämlich daß die beiden Urk. von 1254 bei Schmid in's Jahr 1294 gehören, beistimmen: da diese Antedatirung nicht allein steht, sondern das nämliche Bestreben auch bei mehrern andern, auf die Entstehung der Eidgenossenschaft bezüglichen Urkunden sich zeigt (neben den von Ihnen nachgewiesenen Beispielen verweise ich auf die Schwizer Landsgemeindschlüsse von 1294, welche auf der Außenseite des von mir eingesehenen Pergamens die Jahreszahl 1244 tragen), so möchte ich nicht sowohl Irrthum, als eine überall sich kundgebende Absicht, alle Belege für eine freie Verfassung in frühere Zeiten zurückzuversetzen, annehmen. Der eine der erwähnten Briefe nennt den Landammann Wernher von Attinghausen!

In der Hoffnung, Sie werden mir diese Bemerkungen, sowie die gewagten Bitten nicht verübeln, empfiehlt sich Ihnen mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr Ergebener
J. J. Blumer-Heer, Gerichtspräsident.

b.

Bern, 19. Sept. 1849.

Hochverehrter Herr und Freund!

Mit freudigem Danke bescheinige ich Ihnen den Empfang ihres 4. Buches der eidgenössischen Bünde. Bei meiner Leidenschaft für vaterländische Geschichtsforschung können Sie sich denken, wie glücklich ich bin, endlich einmal eine G e s c h i c h t e der alten Schweiz vor mir zu haben. Denn was bis jetzt in allgemeinen und besondern Geschichtswerken über das 12, 13. und 14. Jahrhundert geschrieben worden, ist Stück- und Flickwerk, Nachplappern der alten, unzuverlässigen, oft ganz fabelhaften Chroniken, blos etwas stattlicher aufgestutzt und hie und da verbessert und ergänzt aus den wahren Quellen.

Die Masse des Stoffs und der Begründungszugaben macht ein flüchtiges Durchgehen ganz unmöglich, — ein neues Verdienst, denn es zwingt, den Geist anzustrengen zum Erfassen, Eindringen und weitern Verarbeiten. Sein Abgott sind ja sonst die Bequemlichkeit und der Gefühlskitzel. Willkommen ein Werk, das nicht die breite, getretene Straße, sondern den schmalen, dornigen Fußsteig geht, das nicht etwa auf das Mahl im Lehnsessel oder gar im Bette, sondern blos in den frischesten und fruchtbarsten Augenblicken des Tages gelesen und erfaßt werden kann!

In vergnügter Hoffnung des mir verkündeten baldigen Wiedersehens

Ihr ergebenster

M. v. Stürler, Rathschr. u. Staatsarchivar.

54.

(Zu S. 277.)

Hochgeachteter Herr Professor!

Mit verehrlichem Begleitschreiben vom 16. Juli übersandten Sie der h. Regierung des Kantons Zürich den zweiten Theil Ihres Buches

„König Rudolf und seine Zeit.“

Im Auftrage des Regierungsrathes haben wir die Ehre, Ihnen die Uebersendung Ihres trefflichen Werkes bestens zu verdanken. Wenn auch das Urtheil über diejenige Periode der schweizerischen Geschichtsforschung, die für immer mit Ihrem Namen verknüpft bleiben wird, noch nicht zu allseitigem Abschluß gekommen ist, so werden doch für alle Zeiten Ihre Forschungen jenen so äußerst folgereichen Wendepunkt bezeichnen, der in unsere Nationalhistoriographie die von der allseitigsten Gelehrsamkeit unterstützte Kritik unabweisbar eingeführt hat. Wir vereinigen unsere Wünsche mit denen aller wahren Freunde der Wissenschaft, daß es Ihnen noch lange vergönnt sein möge, uns're Annalen mit neuen wissenschaftlichen Eroberungen zu bereichern.

Genehmigen Sie, Hochgeachteter Herr Professor! die Versicherung unserer vollkommenen Hochschätzung.

Die Staatskanzlei:

Der zweite Staatsschreiber:

Sulzberger.

Zürich, den 21. Juli 1847.

55.

(Zu S. 277.)

Gfrörer an Kopp.

a.

Freiburg, 22. November 1849.

Hochverehrter Herr!

Als ich vor 10 Tagen nach langer Abwesenheit in die Heimath zurückkam, fand ich Ihr Schreiben vom 15. v Monats sammt dem 4. Bande Ihrer Geschichte der eidgenössischen Bünde. Ich kann kaum sagen, wie sehr es mich freute, mit dem Verfasser eines solchen Werks, das durch seine Gründlichkeit und quellenmäßige Forschung Epoche in der deutschen historischen Literatur macht, in so freundschaftliche Berührung zu kommen.

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für diese mir so werthvolle Gabe und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen als geringen Beweis meiner Hochachtung ein Exemplar des Buches über die späteren Karolinger, das ich kurz vor der neusten Revolution ausgearbeitet habe, übersende.

Erlauben Sie, daß ich einen Vorschlag beifüge, den ich andern nicht so leicht machen möchte. Gerne würde ich mich verpflichten, Ihnen ein Exemplar meiner Geschichte Gustav Adolfs und der Monographien, die ich später herausgeben werde, zu liefern, wenn Sie mich in den vollständigen Besitz ihres klassischen Werks über die Zeit Rudolfs von Habsburg setzen wollten.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung verharre ich

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster

Dr. Fr. Gfrörer, Professor
in Freiburg.

b.

Freiburg, 31. Mai 1850.

Hochverehrter Herr!

Erst heute, nachdem ich die Geschichte der eidgenössischen Bünde allmählig neben meinen gehäuften Berufsgeschäften durchgelesen, komme ich dazu, Ihren freundschaftlichen Brief sammt werthvollem Geschenke zu beantworten.

Ich staune über den reichen Schatz, den Sie zu Tage gefördert, und der die verschwundenen Jahrhunderte so licht und hell macht, wie die Gegenwart. Ihr Buch wird eine dauernde Zierde der deutschen

Literatur bleiben, darum beschwöre ich Sie, lassen Sie sich durch das augenblickliche Stocken des Buchhandels nicht abschrecken, so rasch als möglich mit dem Drucke des Ganzen fortzufahren.

Beiliegend erlaube ich mir, ein Exemplar der zweiten Auflage meiner Geschichte Gustav Adolfs Ihnen zu übersenden. Vielleicht macht das Buch Ihnen einige angenehme Stunden.

Mit vollkommenster Hochachtung

A. Fr. Gfrörer.

c.

Freiburg, 8 December 1852.

Verehrter Herr und Freund!

Ich habe das Vergnügen Ihnen beiliegend durch Buchhändler-Gelegenheit ein Exemplar der dritten Auflage meines Gustav Adolph zu übersenden.

Wann wird wohl der fünfte Theil Ihrer Geschichte Rudolfs von Habsburg erscheinen!

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, mit welcher Spannung ich die Fortsetzung dieses Werkes erwarte, das durch musterhafte Forschung Epoche macht.

Hochachtungsvoll

Professor **A. Fr. Gfrörer.**

56.

(Zu S. 372.)

Hochverehrter Herr Professor!
Werthester Freund und Collega!

Sie sind ohne Frage der berufenste Herausgeber eines Diplomatarium Rudolfi I. R. R. sowie eines Diplomatarium Alberti I. R. R.

Beide Diplomatare müssen in unserer Ausgabe der Fontes rerum Austriacarum (wozu alle Habsburgica gehören) erscheinen, also — in Octav.

Die Zahl der Bände ist nicht beschränkt, die Sammlung muß möglichst vollständig seyn. —

Die innere Einrichtung bleibt Ihnen ganz überlassen.

Für den Band per 40 Bogen zahlt die k. Akademie 600 (sage sechs hundert) Gulden Convenzionsmünze (öster. Währung aber nicht Wienerwährung, in der macht es 1500 Fl.) als Honorar.

Die Zeit des Erscheinens wird ganz von Ihnen abhängen.

Zu einer Reise nach Rom und dem dortigen Aufenthalte gewährt Ihnen die kaiserliche Akademie ihre Verwendung und Unterstützung.

Bestimmen Sie nur die Zeit, wann Sie reisen können und wie lange Sie dort bleiben können. Die Akademie wird die diplomatische Verwendung für Sie erwirken, wenn sie weiß, daß Sie reisen können und wollen. — In dem Falle werden wir auch eine Reiseunterstützung von 700 bis 800 Gulden Convenzionsmünze Ihnen auswirken. —

Meiner Privatmeinung zufolge sollen Sie aber im Jahre 1850 noch zuwarten. — Bereiten Sie alles zu den Diplomatarien vor, sammeln Sie was möglich ist. — Es kömmt Ihnen Niemand vor, so wie Sie Niemand erreicht, an Genauigkeit und Umsicht. —

57.

(Zu S. 284.)

Wien, am 18. April 1851.

Verehrtester!

Sie werden nicht ohne Grund mir zürnen, obgleich ich nicht Schuld bin der langen langen Zögerungen, welche alle Sie betreffenden Geschäfte und Verhandlungen erleiden. —

Ich habe vor einigen Tagen die ersten 2 Aushängebogen Ihrer Turinerbriefe an Sie abgeschickt, der Druck Ihres Aufsatzes geht nun rascher, ich hoffe bis Ende Mai ist er vollendet. Sind Sie mit dem Drucke zufrieden?

Ihr kleines Schauspiel wird jetzt vorgelesen, in welchem Zirkel glauben Sie wohl? — Bei Ihrer k. Hoheit der Frau Erzherzogin Sophie, der Mutter unsers Kaisers. — Herr von Kaltenbäk, Lehrer der Geschichte der Erzherzoge, Brüder des Kaisers, hat diese Aufgabe übernommen. — Ihre Hoheit, die Frau Erzherzogin interessirt sich dafür. — Nächstens vielleicht kann ich melden, ob das Stückchen nicht doch vielleicht zur Aufführung kommt.

Aus Rom keine guten Nachrichten, in der letzten Generalsitzung unserer Akademie haben wir die Mittheilung von Seite des hohen Ministeriums des Auswärtigen erhalten, daß Ihren Wünschen leider nicht entsprochen werden kann. Laut des Berichtes unsers Gesandten in Rom (d. d. 2. März) ist „der Grundsatz aufgestellt, den „Zutritt zum geheimen Archiv des Vatikans jedermann, mit alleiniger „Ausnahme der daselbst Angestellten, bei Strafe der Excommuni-„cation zu untersagen."

„Die Aufrechthaltung dieses Grundsatzes geht so weit, daß „vor nicht langem, selbst ein Cardinal, der die Strenge dieser Ver-„ordnung nicht kennend mit dem in gleicher Unwissenheit lebenden

„Archivar dasselbe nur betrat, sich gefallen lassen mußte, mit einer nicht „unbedeutenden Geldbuße belegt zu werden, welche die Bestimmung „erhielt, zur Herstellung der Lokalitäten des Archivs verwendet zu „werden.“

„Bei dieser grundsätzlichen Strenge des päpstlichen Stuhles „ist kaum Aussicht vorhanden, andere Erleichterungen zu erhalten „als jene, welche uns angeboten worden sind.“

„Dieselben bestehen darin, daß von allen Urkunden, welche von „Herrn Kopp würden bezeichnet werden, und sich auf die Epoche „vom Jahre 1246 bis 1346 beziehen, ihm authentische Abschriften „zur Benutzung für sein historisches Werk ausgehändigt werden. Das „ist alles, was zu erreichen möglich war.“ —

Dieß das traurige Resultat unserer Bitte und der Verwendung unsers hohen Ministeriums. —

Sie haben keine andere Begünstigung zu erwarten, als die gewöhnliche. — Ich zweifle, ob Sie unter diesen Umständen noch geneigt seyn werden, nach Rom zu gehen, ich wenigstens ginge nicht. — Schreiben Sie mir hierüber Ihre Ansicht. — Für heuer ist es ohnehin schon zu spät! —

Sie haben übrigens so viel schon geleistet und Ihre Arbeiten sind auf der höchsten Stufe der Vollendung, was Zuverlässigkeit und Umsicht in der Benutzung des Erreichbaren betrifft, daß Sie ruhig es der Zeit überlassen können, ob sie je günstigere Verhältnisse für deutsche Geschichtforschung veranlasse. — Ich bitte Sie inständig, mir fürs Notizenblatt öfter was zu schicken. Vielleicht würden Sie über das Habsburgische Urbar so manche Bemerkung und Aufklärung uns geben können? —

Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Familie und meinem Begleiter vom Rigi — ach wie schön ist es dort bey Euch! —

Leben Sie recht wohl und bleiben Sie gut

Ihrem ergebensten

J. Chmel.

58.

(Zu Seite 285.)

Von der historischen Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Wien, den 18. November 1851.

Ew. Wohlgeboren!

Der historischen Commission ist zur Kenntniß gelangt, daß Sie verehrter Herr Professor eine bestimmte Antwort über die Frage wünschen: ob unter den dermahl obwaltenden Verhältnissen und nach der

wohlerwogenen Ansicht der Commission eine Reise nach Rom auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften räthlich sei oder nicht, und zwar zu dem Behufe, um für die **Monumenta Habsburgica** in den Archiven des Vatikans über die Zeit Rudolfs von Habsburg und seiner nächsten Nachfolger im Reiche ergiebigere Ausbeute zu erzielen, als nach der bisherigen sehr beschränkten Benützungsart dieser Archive möglich war.

Die Commission glaubt diese Frage unbedingt mit Nein beantworten zu müssen, da wider alles Erwarten das durch das kaiserliche Ministerium des Aeußern aufs kräftigste unterstützte Gesuch der Akademie zu Rom nicht den erwünschten Erfolg hatte, ein zweites Einschreiten aber, nach so kurzer Zeit schon wiederholt, gewiß kein günstigeres Ergebniß erzielen würde.

Sollten übrigens Ew. Wohlgeboren trotz dieses ungünstigen Ausganges der versuchten diplomatischen Verwendung von hier aus, dennoch der gegründeten Hoffnung sein, in Rom auf eigene Faust genügende Erfolge zu erringen, so schlägt die Commission Ew. Wohlgeboren vor, eine motivirte Eingabe an sie hieher gelangen zu lassen, auf welche hin bei der Klasse auf die Bewilligung einer Unterstützung zur beabsichtigten Reise angetragen werden könnte. Diese Eingabe will die Commission aufs beste bevorworten, und wenn Ew. Wohlgeboren sich in derselben möglichst genau über den gewünschten Unterstützungsbeitrag und dessen Verwendung, sowie über die Widmung der gewonnenen Ausbeute für die Publikationen der Akademie erklären wollten, so würde die Bevorwortung ohne Zweifel von erwünschtem Erfolge gekrönt werden.

Für die historische Commission

Joseph Bergmann.

59.

(Zu Seite 285)

Datum Romæ 27. Jänner 1853.

Verehrtester Herr Professor!

Ich kann meine Antwort kurz fassen, und sie besteht darin, daß es rein unmöglich wäre jene von Ihnen gewünschten Freiheiten in Bezug auf Benützung des vatikanischen Archivs auszuwirken. Es darf Niemand eine Urkunde sehen, viel weniger kopiren, und so ists auch mit den Regesten. Die größte erhältliche Gnade ist immer noch die, daß man das schlechte geographische Register einsehen und dann

aufs Gerathewohl die Urkunde zum Abschreiben beziehen kann. Jede Abschrift einer Urkunde, enthielte sie auch nur wenige Zeilen, kostet $1^{1}/_{2}$ Scudi (etwa 9 Fr.) so daß der hier arbeitende * * für etwa 80 Urkunden die er kopiren ließ schon ein schönes Geld auslegen mußte. Vakanzen gibt es so viele, daß sich die ganze Summe der jährlich zum Arbeiten eingeräumten Stunden auf 14 Tage vertheilen läßt. Von einem Arbeitszimmer neben dem Archiv ist keine Rede. Der Aufenthalt in Rom ist zudem sehr theuer, und so glaube ich nicht, daß Sie Ihren Zweck ohne allzu große Opfer erreichen könnten.

Dudik

(Ist nicht ganz).

P. Gall Morel

60.

(Zu Seite 290.)

Lucern, am 17. Heumonat 1850.

Hochverehrter Herr und Freund!

Sie wissen, daß ich, weil ich am „fünften" Buche meiner Geschichte nicht ausarbeiten mochte, bevor ich weiß ob ich Rom zu sehen bekomme oder nicht, nach Ihrem und Stälins letztjährigen Wunsche eine kleine Sammlung von „Urkunden" veranstaltete, um sie bei Gelegenheit mit Erläuterungen herauszugeben; die Pergamenabschriften, die ich besitze, würden, denk' ich, zwei Bändchen von 20—24 Bogen füllen, das eine bis 1314, das zweite bis 1336 und weiter.

Die Abschriften für ein erstes Bändchen, bis auf 3 oder 4 Briefe, sind gemacht; auch die Erläuterungen — nicht mehr den einzelnen Urkunden nachgeschickt, wie 1835, sondern in fortlaufender Darstellung voran, so daß ein historischer Ueberblick über das Ganze gewonnen werden kann — diese Erläuterungen, 39 Seiten stark (nicht ohne zahlreiche Anmerkungen), waren zu Ende gebracht, als Freund Chmel hier eintraf.

Seiner beiläufigen Frage, ob ich nichts besäße was ein Heft ihres akademischen „Archivs" zu füllen vermöchte, konnte ich nichts entgegenhalten, als die von mir eben beendigte Sammlung (als zweites Bändchen zu den Urk. von 1835); seinem Wunsche sie im Archive zu veröffentlichen gab ich nicht ohne Bedenklichkeit nach, und die Zusendung nach Wien sollte bis zum 15. Augustm. erfolgen, um sofort den Druck zu veranstalten. Seit seiner Abreise sind meine Gewissensscrupel neu erwacht, und ich erlaube mir, sie Ihnen mitzutheilen.

Meine Grillen, wenn. Sie selbe nicht für Gründe gelten lassen wollen, sind:

1) In der Sammlung sind mehrere Briefe, welche in Wien unmöglich ansprechen können, dagegen zu Beleuchtung der Zustände unserer obern Lande, wenn nicht geradezu wesentlich sind, doch dazu beitragen; dasselbe ist der Fall mit den Erläuterungen, welche absichtlich so und in diesem Umfange gegeben sind, deren Nothwendigkeit oder Zusammenhang man in Oesterreich kaum würdigen möchte;

2) würde dagegen die Sammlung hier oben gedruckt, so könnte sie dann im Archive der Akademie gar wohl besprochen werden, weil eine Auswahl zu treffen möglich und das, was Oesterreich zunächst interessiren könnte, anzupassen wäre;

3) doch dieses ist von untergeordneter Bedeutung: ich habe einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den lateinischen Druck teutscher Bücher, und nur nothgedrungen könnte ich mich dazu verstehen, mich innerlichst Teutschen in fremdem Gewande zu sehen; was die Hauptsache ist:

4) erschienen diese zwei Hefte (das bereits vollendete, sowie das künftige), welche meine innersten und geheimsten Gedanken und Beweise enthalten werden und bereits enthalten über „die Vögte und den Tell" (was den Schluß bilden soll), über die „Bünde" selbst und die „ganze Bewegung der drei Waldstätte," unter meinen Augen hier, so wird die radicale Meute wie 1835 nochmals hinter mir her sein im s. g. nationalen Hetzen (das wäre vielleicht noch zu ertragen); erschienen sie jedoch in Wien, so würde behauptet werden und geglaubt, ich stehe in österreichischem Solde, was zwar leicht zu widerlegen wäre, aber mein Charakter als Schriftsteller keine Partei als die Wahrheit zu vertreten, wäre verdächtigt, und eine Treibjagd wie gegen Hurter, dessen Stellung in Schaffhausen unhaltbar geworden, möchte ich gegen mich nicht veranlassen.

Wohl weiß ich, Müller war in kaiserlichem Dienste, aber er schrieb gegen Oesterreich; ich bin lediglich im Dienste der objectiven Wahrheit, aber dieses würde schwerlich mehr zugestanden werden. Ich brauche nicht erst zu versichern, daß kein Buchstabe geschrieben wird, den ich nicht für streng wahr halte; aber veritas odium parit.

Indem ich nun Ihrem Zusammensein mit Freund Chmel das größte Vergnügen und eine möglichst lange Dauer wünsche, und hierbei nur bedauere, daß ich meine Bedenklichkeiten Ihnen nicht mündlich eröffnen kann, bitte ich Sie sehr um Ihre Verwendung, daß mich Herr Chmel meiner ihm gegebenen Zusage entbinden wolle.

Sie und ihn grüßend bin ich wie immer

Ihr ganz ergebener

J. E. Kopp, Professor.

61.

(Zu S. 290.)

Wien, am 24. August 1850.

Verehrtester Herr Professor!

Gestern erhielt ich Ihren Brief mit der Sendung Ihres vortrefflichen Aufsatzes.

Das ist wieder eine historische Arbeit ersten Ranges und ich danke Ihnen vorläufig für die Mittheilung an uns, so etwas können und werden wir nicht auslassen!

Wenn auch Ihr Aufsatz unserer Geschichte um vieles weniger angehörte, wäre er unserer Zeitschrift und Sammlung hochwillkommen.

Wir haben schon ein præcedens, während meiner Abwesenheit wurden archival. Mittheilungen von Höfler in Bamberg unter dem Titel: „Fränkische Studien" abgedruckt in unserm „Archiv", die nicht zum zehnten Theil solche „Austriaca" sind, als Ihre Sammlung.

Nur eines muß ich Ihnen, liebster Freund, bemerken, wir müssen einen neuen Jahrgang damit eröffnen, folglich etwas zuwarten.

62.

(Zu S. 291.)

Verehrtester Herr und Freund!

Mit dem verbindlichsten Danke bescheinige ich Ihnen den Empfang des 2. Bandes der Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde. Ich hoffe von der Zahl derer zu sein, welche kennen, welche zu würdigen wissen — „die mit so süßer Freude lohnende Mühe, wenn oft „nach Monaten, nach jahrelangem Suchen plötzlich ein Strahl den „Wolkenschleier der im Laufe der Zeit getrübten Sage durchbricht und „zur Hoffnung berechtigt, wenn auch nur eine Thatsache ans helle „Taglicht zu fördern;" die überhaupt den angebornen Ruf und die untilgbare Gluth nach Erforschung der Wahrheit fühlen. Dies giebt Ihnen auch, verehrtester Herr, den Maaßstab der Hochachtung, die freudig seinem begeisterten Meister und dessen unschätzbaren Werken zollt

Ihr ergebenster Diener und Freund,
M. v. Stürler,
Staatsschreiber und Staatsarchivar.

Bern, 17. Aug. 1851.

63.

(Zu S. 306.)

Ist nun auch bei Janssen III, 94 gedruckt, weßhalb wir dorthin verweisen, zumal uns auch der zugemessene Raum dazu nöthigt.

64.

(Zu S. 311.)

Frankfurt, 1. Jan. 1854.

Hochverehrter Freund!

Die beschleunigte Zusendung Ihres grünen Heftchens, in dem leider kein Beitrag von mir steht, fordert mich auf zu beschleunigtem Dank. Ich will mir selbst damit heute am ersten Tag des Jahres eine Freude machen.

Sehr willkommen war mir das Facsimile des Habsburgischen Theilungsbriefes. Denn das gehört nun doch zu den Glorien des Hauses, daß durch dasselbe der Gebrauch deutscher Sprache in Urkk. sich zumeist verbreitet hat. Darum möchte ich aber auch von Ihnen noch nachträglich zu S. 53 ganz unten eine recht haarscharfe Erörterung des Alters dieses Stückes lesen. — S. 105 wäre dem Aufsatz, der so tiefgreifende Winke enthält (namentlich S. 107 unten und 108 oben) vielleicht eine etwas entsprechendere Ueberschrift zu wünschen gewesen. Ich halte dies nicht für gleichgültig, weil nach zehn und mehr Jahren die Inhaltsverzeichnisse demjenigen, der dergleichen Sammelschriften durchforscht, nothwendiger Leitfaden sein müssen. Hinzugefügt könnte noch werden zu den drei: Johann Bischof von Eichstädt und dann von Straßburg, Fontes 3, 118 und daher auch bei Closener. — S. 117 Urkk. aus Pisa? Ei verrathen Sie mir doch, durch wen Sie dieselben bekommen haben. Sie scheinen sorgfältig abgeschrieben zu sein. Ich hatte schon früher vermuthet, daß Pfalzgraf Rudolf am 17. Juli (was Sie wie es scheint Heumonat nennen) in Wimpfen gewesen sei, und freue mich der nun S. 118 erhaltenen Gewißheit. — S. 122. Für Heinrichs VII Nichtvergiftung hat nun Ficker neue Zeugnisse in Venedig gefunden. Aber in diesem Punct wird es der **Historia critica** noch lange schwer halten, über die **Historia vulgivaga** das Uebergewicht zu erlangen. **Petrus Zitt.** diesen Dingen zeitlich und räumlich ferne stehend hat nur das ganz Ordinaire, erwähnt, aber daß man unter dieser Firma (wie auch sonst bekannt ist) alle Dominicanerklöster geplündert habe. Wenn Sie mein Exemplar des *Petrus Zitt.* geliehen haben wollen, so verlangen Sie es gefälligst nur mit einem Worte. Ihre S. 124 Zeile 6 gegen Palacky ausgesprochene Mißbilligung theile ich durchaus. Das Zeugniß König Johanns von 1346 hat auch mir früher und jetzt verdächtig geschienen; es weicht vom gewöhnlichen Urkkstyl ab, freilich ist auch der Gegenstand kein gewöhnlicher. Sollte aber König Johann über die Thatsache keine bestimmtere, unmittelbarere Kunde gehabt haben, als diese weithergeholten Schlüsse aus dem Benehmen seiner weiblichen Anverwandten? Die Mittheilung der drei Zeugnisse in so

probater Form finde ich sehr dankenswerth. Die in Basel erhaltenen Kirchen- und Klosterarchive sollten wohl einmal von Ihnen gründlich durchforscht werden, wenn nicht etwa Trouillat ihren Inhalt in sein Werk nimmt. — S. 128 eine etwas allgemeine Ueberschrift, aber eine trefflich geführte Untersuchung, die mir aber freilich doch kein Resultat giebt. Was soll man von Herausgebern denken, die das rohe Material so hinwerfen? Darf man bei ihnen auf Einsicht, Kenntniß, Liebe schließen? Wir Beide wissen freilich, daß sie als Menschen viel besser sind, als sie als Gelehrte scheinen.

(Weiteres siehe Janssen III, 105.)

65.

(Zu S. 311.)

Nun bei Janssen III, 189.

66.[1])

(Zu S 312.)

Lucern, am 31. Jänner 1852.

Hochverehrter Herr und Freund!

Es war mir schmerzlich, ich gestehe es, mich von Ihnen seit dem Jahre 1845 gleichsam gänzlich verlassen zu sehen (und Sie werden mir glauben, daß, als ich von Ihrem vor einiger Zeit erlittenen Unfall und der glücklichen Wiederherstellung durch Freund Böhmer in Frankfurt Kunde erhielt, ich an Ihrem Schicksale lebhaften Antheil nahm); sonst wohl glaubte ich mich von Ihnen wie vergessen, doch ich that Ihnen großes Unrecht und Ihr liebes Schreiben vom 24./25. dieß, das mir vorgestern zukam, leistet vollen Ersatz für Ihr langes Stillschweigen.

Ehe ich mich jedoch auf die Beantwortung desselben einlasse, erlauben Sie, daß ich vor Ihnen, lieber junger Freund, über das, was ich bin und kann, eine aufrichtige Beichte ablege; Sie werden daraus unschwer entnehmen, daß Sie mich gar sehr überschätzen. Ich will nur diejenigen zwei Eigenschaften besprechen, die nach dem wichtigen Inhalte Ihres verehrlichen Schreibens hier zur Sprache kommen können.

Es ist wahr, daß mich, seitdem ich die Stiftsschule meines Geburtsortes Münster mit dem hiesigen Gymnasium vertauschte, das Studium der neuern Sprachen und besonders das der beiden classischen unwiderstehlich anzog; aber was ich in diesen und über sie von 1807 bis 1812 erlernte, war weniger die Sache des Schulunterrichts, als meiner eigenen Hinneigung zu ihnen. Selbst die Jahre 1813 und

[1]) Durch gütige Vermittlung Sr. Hochwohlgeboren des Präsidenten der k. k. Akademie in Wien, Dr. Theodor Georg von Karajan.

1814, während welcher ich in kriegbewegter Zeit die Hochschule zu Freiburg i. B. besuchte, änderte hierin nicht viel, da ich damals noch theologische Collegien hörte und darum auch das Hebräische und Arabische erlernen sollte.

Daher kommt es denn auch, daß ich (wenn ich so sagen darf) eine eigentlich gelehrte classische Bildung nicht gewonnen habe und nicht besitze. Niemals, oder doch nur auf das Nothwendigste mich beschränkend, stand ich mit dem Secirmesser der Buchstabenkritik auf dem anatomischen Theater der Philologie; ich begnügte mich den in ihrer Einfachheit großen Geist der Alten zu verstehen oder doch zu ahnen und denselben in der Schönheit der Form ihrer Werke nachzufühlen. So und nicht anders habe ich seit dem Herbste 1819 am hiesigen Lyceum, stets in derselben Stellung, für die Schüler der philosophischen Curse meine philologische Aufgabe verstanden und so gelehrt; aber ich zweifle sehr, ob ein teutscher Philolog, der sich mit so unendlichem Wissen belastet, mich in seinem Fache als zünftig anerkennen würde.

Und nun die Geschichte? Wohl haben mich die lateinischen und griechischen Historiker, vor allen Thucydides, erfreut und in Anspruch genommen und eben diese sind es mehr und mehr, die mich auch jetzt noch zu fesseln vermögen. Aber eigentlich historische Studien habe ich keine gemacht, kein historisches Collegium habe ich auf der Hochschule gehört; das Wenige, was ich über Geschichte weiß, habe ich mir seitdem ziemlich mühsam erworben.

Und dennoch, höre ich Sie sagen, sind Sie Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber. Ich weiß nicht, ob ich mir den letztern Namen gefallen lassen darf. Wenn zur Geschichtsschreibung nichts erfordert wird, als die nach bestem Wissen und Gewissen erforschte Wahrheit und die Absicht mit möglichster Einfachheit, ohne durch rhetorischen Schmuck die Leser irgendwie bestechen zu wollen, die gewonnenen Ergebnisse darzustellen; ja dann maße ich mir den Namen eines Geschichtsschreibers an. Aber wie viele sind, die sich mit diesem (wie ihnen scheint, niedrigen) Standpunkte zufrieden geben?

Was dann das Geschichtsforschen betrifft, so habe ich allerdings seit 20 Jahren viel Zeit und Mühe darauf verwendet, bin nach Wien gewandert und nach Turin, und ich schäme mich dessen nicht. Aber wie ich zum Geschichtsforschen gekommen, das haben Sie wohl in meinem Vorworte zu dem von der k. Akademie zum Drucke beförderten zweiten Bändchen der Urkunden, als in einem öffentlichen Bekenntnisse, gelesen. Welches ist aber der Umfang meiner Geschichtsforschung? Höchstens ein Jahrhundert. Und was ist der Erfolg meines Forschens?

Sie sind, lieber Freund! allerdings geneigt, den Ergebnissen desselben, namentlich für Oesterreich, einen nicht ganz unerheblichen Werth beizulegen. Darin stimme ich Ihnen bei, daß ich durch meine Forschungen im 13. und 14. Jahrhunderte der Wiederhersteller des arg

mißhandelten, aus blinder Leidenschaft verleumdeten oder doch verkannten Oesterreichs geworden bin, oder doch noch werden soll, wenn anders mir Gesundheit und Leben bleibt und ich nicht eher in's Grab sinke, bevor alles an's Licht der Oeffentlichkeit getreten ist. Denn ob ein anderer als ich den Muth gehabt hätte, oder noch haben würde, die gegen uns zeugende Wahrheit zu sagen, weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, daß kein anderer als ich diese Forschungen gemacht hat, um sie sagen zu können.

Und soll ich nun nach Wien kommen, um diese Veröffentlichungen fortzusetzen und zu vollenden? Hören Sie, wie ich hierüber dachte und noch denke.

Sie glauben mir auf's Wort, ich weiß es, wenn ich sage, daß ich 1848/9 um Oesterreich äußerst bekümmert war; Sie glauben hinwieder an meine aufrichtige Freude, daß der Kaiserstaat gerade jetzt so erleuchtete Staatsmänner besitzt, die den Lebensnerv darin gefunden haben, in Teutschland wieder jene Stellung zu behaupten oder, wo es Noth thut, durch ihre Weisheit und die Macht der Verhältnisse wieder zu erobern, die ihm seit (meinem, lassen Sie mir die Eitelkeit) Rudolf vorgezeichnet ist. Doch das sind meine persönlichen Ansichten.

Eben so gut (weiß ich) räumen Sie mir als Historiker ein, daß ich für Oesterreich weder zu lieb noch ihm zu leid schreiben kann oder soll; wohl weiß ich, daß die volle Wahrheit für Oesterreich spricht, und das fühlten längst die Gegner meiner Forschungen. Darum schrien sie gleich beim Erscheinen meiner „Urkunden" 1835: er ist an Oesterreich verkauft; darum munkelten sie, als ich noch im selben Jahre nach Wien zum Besuche des Archivs wanderte: er sucht eine Anstellung in Oesterreich.

Gott weiß es, noch habe ich nichts gesucht als die pure nakte Wahrheit; mit der größten Aengstlichkeit vermied ich alles, was nur den geringsten Schatten von Parteilichkeit auf mich werfen könnte. Selbst daß ich corresp. Mitglied der k. Akademie sei, nannte ich nur im Verein mit der Berliner Akademie; darum ist auch, da meine zweiten „Urkunden" in Wien erscheinen sollten, das Vorwort in so entschiedener Sprache ausgefallen. Dennoch schwiegen die Kläffer nicht.

Und nun? welch' Hallo würde hinter mir ertönen, wenn ich nach Wien übersiedelte? würde ich noch die Unbefangenheit des objectiven Geschichtsschreibers behaupten können? oder würde man noch daran glauben wollen? — Doch lassen Sie mich aufrichtig sein: ich hatte wohl auch eigennützige Absichten.

Für mich, wenn ich nach jahrelangem Forschen und Schreiben gebrochen wäre oder vielleicht vor der Zeit abgerufen würde, dachte ich wohl an die Möglichkeit, oder hegte mindestens den leisen Wunsch, daß Oesterreich, welches doch aus meinen Arbeiten den größten Gewinn zieht, die Unbeflecktheit seines Namens, alsdann meinen Hinterlassenen

ein wenn auch noch so geringes Jahrgeld für ein paar Jahre aussetzen möchte.

Diese Gedanken sind kaum in meiner Brust lebendig geworden; Ihnen wage ich sie anzuvertrauen, da Sie mir in Ihrem Schreiben eine Aussicht eröffnen, die über mein Endziel hinausführt. Und was soll ich nun zu Ihrem Vorschlage sagen? Hören Sie mich vollständig aus und dann entscheiden Sie selbst!

Sie täuschen sich, lieber Freund! Ich bin keine Celebrität, die einer Hochschule Glanz oder auch nur die nöthige Ehre verschaffen könnte. Mein armes Wissen, das ich allfällig habe, ist ein bescheidenes Lämpchen, vielleicht gerade recht, um eine kleine Stube zu beleuchten, bei weitem nicht groß genug, um in einem Hörsaale zu glänzen.

Stellen Sie sich vor: in meinem ganzen Leben habe ich noch keine historische Vorlesung gehalten und jetzt sollte ich an Wien's Hochschule als Lehrer der Geschichte auftreten!

Zwölf Stunden gebe ich wöchentlich am hiesigen Lyceum; nicht eigentliche Vorlesungen, sondern den Classiker in der Hand. Seit 33 Jahren stehe ich, freilich mit gehörigem Wechsel, auf demselben Boden, und ich fühle nachgerade Ermüdung: und Sie muthen mir zu, eine ganz neue Bahn zu betreten!

Ich bin fast in denselben Tagen (verzeihen Sie mir die Zusammenstellung!) mit dem guten Kaiser Ferdinand geboren; am künftigen 25. April erfülle ich mein 59. Jahr. Gesetzt, mein geschwächtes Augenlicht, meine beklommene Brust würde angestrengtere Arbeiten noch aushalten (denn angestrengter, schwerer, umfassender, seh' ich vor, würden sie bei Ihnen werden, als sie hier sind), was wäre auch eine höchstens 10jährige Ausdauer für die Hochschule für ein Gewinn!

Es ist wahr: 1835 und 1845 bin ich in Wien lieb und warm aufgenommen worden, Dank Ihnen und unsern gemeinsamen Freunden! Noch zehre ich von der Erinnerung, und dieselben Gefühle würde ich auch zum dritten Male wieder bringen und, so Gott will, auch wieder finden. Wäre München, Berlin oder welch anderer Ort in Frage, sie zu beantworten geruhte ich keine Viertelstunde; Wien aufzugeben, Oesterreich nicht wieder zu sehen, kostet allerdings einen Kampf.

Doch ich bin ein Kind der Berge und die Zeit des Heimwehs ist bei mir noch nicht vorüber. Sehen Sie! aus meiner vordern Stube erblicke ich ganz nahe vor mir den ernstschönen Pilatus; kaum 100 Schritte brauche ich zu gehn (fragen Sie Freund Chmel!), und vor meinen entzückten Blicken ruht See und Fluß, eingefaßt zwischen Rigi und Pilatus von dem wundersamsten Halbzirkel der alten und ewigjungen Berge und einer Hügelreihe mit frischem Grün. Freilich gibt es nur Eine Kaiserstadt, ich unterschreibe es von Herzen; aber auch Ihre Kaiserstadt ersetzt mir diesen täglichen Genuß nicht. Wie ein großgewachsenes, aber verwöhntes Kind müßte ich, wenn ich in Wien lebte,

Jahr aus Jahr ein (wie unser Sprüchwort sagt) heimgehen „go d'Mueter luege."

Sie haben sich getäuscht, und sollten Sie Ihrem hohen Vorstande eine allzu günstige Meinung von mir erweckt haben, so säumen Sie nicht, dieses Unrecht wieder gut zu machen und sagen Sie Sr. Exzellenz, ich sei weiter nichts als ein stiller, anspruchloser Mensch!

Noch habe ich Ihnen für Ihre freundschaftliche, so wohlwollende, nur zu günstige Gesinnung meinen besten Dank zu sagen. Ich fühle das ganze Gewicht Ihres Liebesdienstes, sowie das Ehrenvolle Ihres Antrages, aber ich fühle auch die Schwere der mir zugedachten Pflichten und die Unzulänglichkeit meiner geringen Kräfte. Möchte ich Ihren Wünschen entsprechen können!

Seien Sie mir herzlich gegrüßt; grüßen Sie mir herzlich alle unsere Freunde und Bekannte, die Herren Chmel, Karajan, Bergmann, Birck, Diemer, Kaltenbäck, Meiller, Firnhaber, Fiedler, Wocher; und sollte ich einen hier übergangen, nicht vergessen haben, so wollen Sie meiner bei ihm aus gütigem Herzen wohlwollend gedenken!

Ich bin Ihr ganz ergebener

J. E. Kopp, Professor.

67.

(Zu S. 326.)

a.

Lucern, am 3. April 1856.

Hochgeehrter Herr und Freund!

In Beziehung auf „Geschichtsblätter" und „Reichsgeschichte" habe ich mich am 1. März, wie ich aus Ihrer Antwort entnehme, etwas undeutlich ausgedrückt. Hr. Bertschinger, der neue Verleger (obwohl Hr. Stocker und er sich noch nicht gehörig aus einander gesetzt haben und ersterer daher noch keine feste Berechnung des Absatzes machen kann), hat mir bald nach dem neuen Jahre eröffnet, er müsse, da er nur Verluste berechnen könne, den weitern Verlag aufgeben, sobald die Reichsgeschichte bei einem bestimmten Abschnitte angekommen sei; zugleich fragte er angelegentlich, wann und wie bald dieses geschehen werde. Ich bin überzeugt, er würde morgen schon aufhören, wenn ich heute bei der Schlacht bei Ampfing oder Mühldorf ankäme.

Für die folgenden Hefte 5 und 6 sehe ich die Hauptaufsätze in den GB. vor und habe sie zum Theil bereits, oder doch das Material dazu. Da ich aber, nachdem mir Hr. Bertschinger das Todesurtheil angekündigt, nicht gern vom historischen Leben scheiden möchte, ohne auch noch ein Wörtchen gesprochen zu haben über das, was mir besonders auf dem Herzen liegt; so blieb nichts anders übrig, als für

den 1. Mai solche Aufsätze zu wählen, die als ein letztes Autorwort gelten mögen, ohne darum vor dem 1. Jänner 1857 eigentlich Abschied zu nehmen. Hierüber mag ich mich am 1. März nicht deutlich ausgesprochen, und dadurch Ihr Mißverständniß veranlaßt haben.

Da ich nun solche Scrupel meines historischen Gewissens nicht überwinden kann und darum auch nach W. zu schreiben gern aufschiebe, so wäre es mir sehr erwünscht, wenn Sie mir Mittel und Wege angeben können, um fortzudrucken; denn daß Sie mir nichts anders eröffnen werden als was mit Ihrer und meiner Ehre bestehen kann, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren.

Sollte mir der Himmel noch einige Jahre gönnen (und mich befällt manchmal, wenn ich auf meine unvollendete Geschichte und meine zwei jüngsten Kinder blicke, eine Bangigkeit, daß es wohl nicht geschehen werde), sollte nun aber das Leben noch gefristet werden, so wünsche ich, wenn ich bei Mühldorf angelangt bin, noch die Zeit von 1322—1330 (von Ampfing bis Friedrichs Tod) erscheinen zu lassen.

Ganz der Ihrige

J. E. Kopp, Professor.

b.

(Zu S. 328.)

Lucern, am 29. April 1856.

Hochverehrter Herr und Freund!

Diesen Morgen, in derselben Stunde als Ihr Schreiben in der verhängnißvollen Rolle eintraf, und wofür ich Ihnen vorläufig den Empfang bescheinige, erhielt ich vom Buchbinder meine Frei-Exemplare, und ich beeile mich Ihnen sofort das erste zuzusenden. Stoßen Sie beim Lesen der Aufsätze auf Großthuerei oder Eitelkeit, so wollen Sie das meiner Lage zu gut halten; wohl auch manches auf deren Rechnung setzen, was Sie wohl nach Ihren Ansichten nicht ganz billigen können.

Für das fünfte und sechste — letzteres als Schlußheft bis 1322 — werde ich trachten Herrn Bertschinger in guter Laune zu erhalten; um dann aber ihm den Muth zu geben, den neuen Band von 1322—1330 zu unternehmen, wird es wohl noch andere Mittel bedürfen, als nur guter Worte. Mittlerweile werde ich den Plan vorzubereiten suchen.

Was nun jene Rolle betrifft, die Sie mir so uneigennützig als wohlwollend zudenken, so betrachte ich Sie fortwährend als deren Eigenthümer, mich aber nur als Verwalter. Ich werde daher, bis zur Gründung eines neuen Vertrags Noth an Mann geht, den Inhalt

der Rolle in unsere „Ersparniß-Casse" legen; schon für den Fall, daß ich ohne Fortsetzung meiner „Reichsgeschichte" sterben sollte, Sie daher die Summe wieder in Anspruch nehmen könnten.

Aber auch so, ohne daß Sie es wollen, legen Sie mir eine große Verantwortlichkeit auf, und die Rolle wird mir oft genug vor Augen schweben, wenn ich arbeite. Bis jetzt war es meine Freude, wenn ich einen schicklichen Anlaß erhaschen konnte, meine Verpflichtungen gegen Sie öffentlich anzuerkennen; wird es Ihnen inskünftig nicht als „gemacht" oder „gesucht" vorkommen, wenn ich meine Gesinnung gegen Ihnen ausspreche? So haben Sie bereits ein verhängnißvolles Gewicht mir auf die Zunge gelegt.

Vom Principe di Belmonte in Neapel, dem ich noch im Jahre 1855 jene Urkunde in den „Geschichtsblättern" I, 369 f. im Abdrucke zugesandt, erhielt ich vor 14 Tagen ein sehr verbindliches Schreiben mit dem freundlichsten Erbieten; aber Friederichs procuratorium und der beiden Könige liga findet sich nicht in Neapel.

An andern Nachrichten bin ich völlig arm.

Ganz der Ihrige

J. E. Kopp, Professor.

68.

(Zu Seite 328)

a.

Lucern, am 31. Christmonat 1854.

Hochverehrter Herr und Freund!

Später als sein sollte, jedoch ohne meine Schuld, ist das fünfte Heft (erst gestern) fertig geworden; Sie werden sehen, wie ich in den „Nachträgen" Ihre freundliche Mittheilung geplündert habe, wenn auch die einzelnen Daten nicht mehr an Ort und Stelle einzureihen waren.

Wenn auch, gegenüber dem Drucker und Buchhändler, die „Geschichtsblätter" nur ein kümmerliches Leben, wenigstens bis dahin, gefristet haben (Absatz 300 Exemplare); so wollen doch Verleger und Herausgeber einen neuen Lauf wagen, und ein erstes Heft des zweiten Bandes auf den 1. Mai 1855 (wenn immer möglich) bereit halten.

Es ist mir daher ungemein erwünscht, wenn Sie uns mit irgend einem Aufsatze unter die Arme greifen wollen; Sie kennen nun aus dem ersten Bande das Hauptfeld, auf welchem sich unsere Zeitschrift am liebsten bewegt: Heimat und Reich, mit Oesterreich. Nun auch Tirol ist mit uns bergverwandt, und so dürften Sie in Ihrer Wahl nie verlegen sein.

Sehr lieb wäre es mir, wenn Sie schon für das nächste Heft etwas, wenn auch noch so kleines, beisteuern könnten, und früh genug käme der Aufsatz hier an, wenn er nur möglichst noch im Märzmonate einträfe.

Daß Sie die Urkunden aus Pisa nach Wien wandern lassen oder ließen, finde ich ganz begreiflich; ebenso natürlich scheint mir, wenn Sie Rudolfs Briefe in Sache Italiens etwa dorthin senden.

Wäre das letztere nicht der Fall, oder gesetzt auch es sei, so könnten Sie gleichwohl, wofern Sie diesen Weg vorzögen, die Einleitung dazu oder Rudolfs Stellung zu Italien in den „Geschichtsblättern" besprechen; doch wird es Ihnen wahrscheinlich lieber sein, die Urkunden und die Einleitung dazu an einem und demselben Orte mitzutheilen.

Ich selber werde wohl sobald nicht dazu kommen, meinem burgundischen Theile das fünfte Buch (oder kurze Zusammenstellung der Einwirkungen Rudolfs auf Italien) folgen zu lassen; ich kann daher von Ihren gütigen Anerbieten, so dankbar ich dafür bin, wenigstens für jetzt keinen Gebrauch machen.

Zwar sagte mir Herr Reimer in Leipzig, nach dieser Lücke werde mehrfältig gefragt; aber eine Aufforderung an mich, dort fortzusetzen, stellte er nicht. Wirklich ist mir durch die längere Unterbrechung die Sache etwas aus den Augen gerückt; und da nun Heinrich beendigt ist, und die nächste Darstellung den Zusammenstoß zwischen Oesterreich und den drei Ländern bringen muß, so zieht mich dieser (von Müller und Tschudi elend dargestellte) Theil vor allem an. Und gern will ich, wenn mir der Himmel Leben und Gesundheit auch ferner schenkt, wenigstens bis 1330 vorrücken.

Ob ich dann noch Zeit habe, Rudolfs Schluß und die Könige Adolf und Albrecht nachzuholen, steht dahin; *θεῶν ἐπὶ γούνασι κεῖται.*

Böhmer hat mir seine Wittelsbacher Regesten geschickt; ich hatte mir selbe theilweise, dem Stoffe nach, umfassender gedacht. Nun Ihre Tiroler Regesten werden sich vortrefflich anschließen.

Nun zum Schlusse des alten Jahres erlauben Sie mir den eigennützigen Wunsch, daß Sie auch im neuen nicht vergessen wollen der Herausgabe der „Geschichtsblätter".

Ihr ganz ergebener

J. E. Kopp, Professor.

b.

(Zu S. 428.)

Lucern, am 3. Christmonat 1857.

Hochverehrter Herr und Freund!

Um Ihnen allen Scrupel zu benehmen, wenn Ihnen wieder begegnen sollte, länger, als Sie selber wünschten, eine Antwort zu ver-

schieben, stelle ich Ihnen mein eigenes Beispiel hin, indem ich auf Ihr letztes mir am 9. Weinmonat zugekommenes erst jetzt einige Zeilen zu erwiedern vermag.

Für die mir gütigst mitgetheilten zwei Schriften danke ich sehr. Daß ich das Minus, obwohl es mich zunächst nicht angeht, mit großem Interesse verfolgt habe, werden Sie mir gern glauben; aber da ich kein Historiker ex professo, und zu dieser Gelehrtenzunft wie Saul unter die Propheten gerathen bin, so zürnen Sie mir gewiß nicht, wenn ich aufrichtig bekenne, über den neuen „Spiegel" mich unbefugt erklären zu müssen.

Ich bin vollkommen zufrieden, wenn Sie auch bei dem angeschlossenen Buche, daß ich anzunehmen bitte, finden sollten, daß ich zu Feststellung einzelner Thatsachen einiges beigetragen habe; mehr verlange ich nicht.

Ihnen gehört noch die Jugend, und steht noch die ganze Zukunft offen; ich hingegen habe mit der Vergangenheit schon abgerechnet, und beruhige mich bestens, wenn man mich in der Gegenwart nur noch als Zeugen duldet.

Herzlich grüßend ganz der Ihrige

J. E. Kopp, Professor.

69.

(Zu S. 329.)

Hochverehrtester Herr Professor!

Ich beeile mich, Sie mit freudigstem Antheile zu benachrichtigen, daß ich heute die allerhöchste Entschließung vom 10. l. Mts. erhalten und erledigt habe, womit Se. Majestät vom laufenden Jahre an Ihnen „in Anerkennung des Werthes Ihrer historischen Arbeiten und zur Förderung des Abschlusses Ihres Geschichtwerkes über die Wiederherstellung und den Verfall des h. r. Reiches" eine lebenslängliche Pension jährlicher 1000 Fl. ö. W. zu bewilligen geruhten.

Zugleich werden Sie aufgefordert, Ihre Wünsche in welcher Art Sie die Benutzung des vatikanischen Archivs erleichtert wollten, und auf welchem, Ihrem Verleger förderlichsten Wege die 50 Exemplare der in Lucern erschienenen Abtheilungen Ihrer Reichsgeschichte zu beziehen wären, dem Herrn Minister bekannt geben zu wollen.

Indem ich gleichzeitig unseren hochverehrten gemeinschaftlichen Freund Dr. Böhmer hiervon sub rosa verständige, wünsche ich von Herzen, daß Sie recht lange und ungetrübt das Merkmal a. h. Huld unseres verehrten Kaisers genießen, der nie und nirgends wahres Ver-

dienst, wo es ihm zur Kenntniß gelangt, ungelohnt läßt. Aus vollem Herzen: Hoch Franz Joseph! aus tiefstem Herzensgrunde: Heil und langes Leben dem hochverdienten Geschichtsschreiber und gediegenen Manne Professor Kopp!

Aus ganzer Seele mit herzlichster Verehrung wie immer

Ihr ergebenster treuer
Joseph Feil.

Wien, 14. Juli 1856.

70.

(Zu Seite 330.)

Lucern, am 42 Jahrtage der Befreiungsschlacht, 1857. (18. Juni.)

Hochverehrter Herr und Freund!

Ihre Sendung vom 28./31. Mai hat mich gar sehr gefreut; um so mehr da mich zuweilen eine Schwermuth befällt, der ich kaum Meister werde: sei es daß mir zuweilen vorkommt, ich arbeite jetzt um Lohn, während mich die letzten vier Jahre nur das Gefühl der Ehre aufrecht erhielt; sei es daß die, mehr oder weniger drückende, Brustbeklemmung mich bezweifeln läßt, ob mir ein längeres Leben beschieden sei.

Ihre Briefe sind mir daher stets ein wahres Labsal und über dem neuen Hefte hatte ich um so mehr Freude, weil, wenn ich auf weitere Lebenstage hoffen dürfte, es mir für die noch rückständigen Könige Adolf und Albrecht neuen Stoff und neues Licht darbietet. Doch an diese Arbeit darf ich vor der Hand noch nicht denken.

An Hrn. Ficker habe ich das Schlußheft der Geschichtsblätter noch nicht übersendet, aus Scheu, ich würde eine ungeziemende Bitte einfließen lassen; gerne, sehr gerne hätte ich gesehen, wenn er irgendwo die gewonnenen Urkunden über des Baiers Römerzug veröffentlicht hätte; aber darum ihn angehen, auch nur durch eine leise Frage, wollte ich nicht.

So werden nun die Jahre 1322—1330 großentheils nur in der Fassung erscheinen, wie ich sie noch im Jahre 1840 niedergeschrieben habe; es versteht sich, mit Benützung Ihrer seitdem erschienenen zwei Ergänzungshefte. Auch Dudik im Iter Romanum und im Archive sind von mir benützt; aber seine Regesten erschöpfen leider das Vaticanische nicht.

Inzwischen habe ich die Reinschrift der Jahre 1322—1330 nahezu an zwei Drittheile beendigt und der Druck ist begonnen; aber, was

mir Zeit läßt das noch Ausstehende möglichst nachzuholen, er rückt nur langsam vor. Hätte ich etwas Neues zu bieten, so dachte ich Ihnen, so wie ein Zeitabschnitt fertig vor mir läge, Ihnen je eine Lieferung zuzusenden; aber es ist wohl besser, Sie erhalten das Ganze am Schlusse beisammen. Ich bitte jedoch um einen Wink.

71.

(Zu S. 341.)

Lucern, am 30. Christmonat 1857.

Hochverehrter Herr und Freund!

Das Wort porcaro habe ich nicht erklärt, weil Villani es ausdrücklich mit conte castellano gibt, worunter gewiß jedermann einen Burggrafen versteht und somit von selbst auf purcgravius fallen muß.

Es ist nun sehr gut, daß Sie für Küchemeister alles haben, was Sie zu dessen Herausgabe bedürfen; an G. Wyß war nie zu zweifeln.

(Folgt die S. 51 abgedruckte Stelle.)

Daß vom 13. März 1325 bis zum 23. (24.) April, wofern es mit diesem Tage seine Richtigkeit hat, noch andere Verhandlungen zwischen Ludwig und Friederich Statt fanden und daß dieser „unter ganz andern Bedingungen, als sie der Märzvertrag enthielt, freigelassen wurde", ist wohl mehr als wahrscheinlich. Was ich darüber vermuthete, habe ich Band V, 1, 175 Anm. 5 angedeutet, und es wird mich gar wohl freuen, wenn Hr. Pfannenschmid es urkundlich zu erweisen vermag; sollte von ihm darüber etwas im Drucke erscheinen, so bitte ich um einen Wink. Rom, wie mir scheint, könnte hier allein helfen.

Ich danke sehr für die Nachricht, daß unser Hennes mit dem bloßen Schrecken davon gekommen ist; sollten Sie ihn sehen, meinen freundlichen Gruß! Ich habe seine „Bilder" gern angeführt; aber dieser Erzbischof Baldewin ist mir völlig zuwider.

Ueber den St. Galler Fund, der übrigens die Runde durch alle Zeitungen machte, ist (soviel ich weiß) alles wieder still; so, wie die Notiz gegeben war, enthält sie Unmögliches und kann in dieser Fassung selbst nicht von Henne herrühren. „Es wird wohl nichts sein", denke ich mit Ihnen, und ich werde ruhig schlafen, bis die neuen Entdeckungen zu Tage gefördert sind.

Letzten Sommer fand in Bern eine eidgenössische Industrieausstellung Statt; dahin zog man, ich weiß nicht mit welchem Rechte, auch die Schriftstellerthätigkeit und lud zu Mittheilung von Werken, Verleger und Auctoren ein. Wir von Lucern, Hr. Segesser und ich, schwiegen; aber die beiden Verleger willfahrten. Was geschieht? ein Preisgericht (von wem aufgestellt und aus was für Leuten es bestand,

weiß ich bis zur Stunde nicht) erkannte mir, unter den Literaten zuerst, eine silberne Ehrenmedaille zu, Hrn. Segesser eine von Bronze; wir haben sie noch zu erwarten.

Zufällig traf es sich, daß wenige Tage nachher mein letztes Buch fertig wurde und ich es in bisher gewohnter Weise meiner Regierung überreichen konnte. Es dauerte nicht lange und ich hörte: den Behörden gehe zu Herzen, daß ich bereits 38 Jahre lang meine Lehrstelle versehe und daß meine schriftstellerische Thätigkeit, namentlich als Geschichtforscher, eine Anerkennung verdiene. Sofort erklärten sich Erziehungsrath und Regierungsrath [1]) einstimmig dafür, beim Großen Rathe auf eine Gehaltszulage von Fr. 500 anzutragen; am 7. dieses Monats wurde der Antrag ebenfalls einstimmig (nur zwei Bauern fehlten) zum Beschlusse erhoben.

Obwohl man einwenden kann, daß eine Versammlung von 100 Personen nicht wohl geeignet sei, über schriftstellerische Verdienste ein gültiges Urtheil abzugeben, so freut es mich gleichwohl, daß meine Geschichtsforschungen (versteht sich in thesi; das Einzelne kann in keinem Falle gemeint sein), welche schon so oft verketzert wurden, die Anerkennung der drei maßgebenden Behörden gefunden haben.

Was das Materielle betrifft, so brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, daß etwas darin liegt, was mich drückt und ich dennoch weder ändern noch äußern kann.

Diese 500 Fr. dienen mir als Beisteuer zur Römerreise, wofern sie zu Stande kömmt.

J. E. Kopp, Professor.

72.

(Zu S. 345.)

Lucern, am 15. Jänner 1858.

Hochverehrter Herr und Freund!

So sehr mich die Betrachtung fesselt, wo die kleinen städtischen Gemeinwesen gegen die Feudalgewalt anringen, so widerlich wird mir das Treiben, wo die Städte selbst zu Herren geworden sind; und hier ist mir vor allen Bern zuwider. Es würde mich große Ueberwindung kosten, die Geschichte Berns unbefangen genug zu schreiben, sei es zur Zeit, da es noch katholisch war, sei es seit es reformirt wurde.

Ich begreife die Härte im tirolischen Zillerthale, ich begreife was im schwizerischen Art geschah; aber mit dem Begreifen kann ich es noch nicht billigen, ebensowenig was Bern in Sanen erzwang, was in der Waadt, was in Neuenburg und wo nicht?

---

[1]) Besonders auf Anregung der HH. Propst B. Leu u. Schultheiß R. Dula.

Glücklich, wenigstens hierin, ist unsere Zeit, wo jedem unbenommen bleibt, nach seiner Ueberzeugung Gott zu dienen und wo er nicht von Meinen Gnädigen Herrn und Obern gezwungen wird, von seinem Glauben zu lassen.

So hat es mich ungemein gefreut, letzte Ostern in Vivis sowie in Morsee katholischen Gottesdienst besuchen zu können; diese Duldung thut wohl und man vergißt dabei, wenn man auch nicht verzeiht, was im Mittelalter und noch später mit Gewalt und Härte gesündigt worden ist.

Uebrigens habe ich Sie bei Ihrem Greierz sehr beneidet; ich wie ein an die Scholle gebundener, kann bei meinem Buche nur Spanne um Spanne erfassen; die Ergebnisse, wenn auch in einem größern Gesichtskreise, sind doch nur gering. Sie dagegen haben, wie das ganze Leben eines einzelnen Mannes, so das gesammte Geschichtsleben eines wenn auch kleinen Völkchens darstellen und bis zum Schlusse führen können. Wohl Ihnen!

Ist es dieses oder mag es eine allgemeine Müdigkeit sein, ich seufze schon lange nach Erlösung von der Geschichte. Seit ich Ihnen mein Buch geschickt, habe ich noch keine historische Zeile geschrieben.

Wohl aber regte sich wieder meine alte Jugendsünde; ach! ich habe wieder Verse gemacht, geheim, verstohlen, und wer weiß, ob sie je das Tageslicht erblicken werden. Vor der Hand ist noch keine Aussicht, daß es zum Drucke kommen werde. Aber verrathen Sie mich nicht!

Die Ehren-Medaille habe ich bis zu dieser Stunde noch mit keinem Auge gesehen.

Gott zum Gruß! Ganz der Ihrige

J. E. Kopp, Professor.

73.

(Zu S. 345.)

Lucern, am 9. Brachmonat 1853.

Hochverehrter Herr und Freund!

Auf Ihr liebes Schreiben vom 12./15. April antworte ich so spät, weil ich vorerst sehen wollte, ob ich mich zum fünften rückständig gebliebenen Buche wieder in die Zeit Königs Rudolf zurückversetzen könne; der Versuch fiel eben nicht glänzend aus und ich brachte bis vorgestern kaum soviel zu Stande, was 1½ Druckbogen füllen mag. Nun aber stocke ich nochmals vor den Thoren Roms.

Für den Günderode danke ich sehr, wiewohl ich ihn sofort nicht brauchen kann; für seine Zeit hat er verdienstlich gesammelt, aber nach Ihren Regesten bietet er wohl wenig Brauchbares mehr. Ueber Thüringen hat er auch weiter nichts Urkundliches; doch werde ich ihn seiner Zeit fleißig zu Rathe halten, wenn ich so lange lebe.

Hennes Albrecht von Brandenburg habe ich ganz durchlesen (er hat mir das Buch geschickt, wofür ich ihm sehr dankbar bin); aber die Zeit ist für das Reich eine sehr trostlose. Ich begreife, warum Hennes nur Jahr um Jahr verzeichnet; er konnte so, bei seiner wohl heikeln Stellung, sein subjectives Urtheil ruhen und nur die fortschreitenden Thatsachen sprechen lassen.

Der fünfte Band der „Quellen zur b. Geschichte", auf den Sie mich aufmerksam gemacht, habe ich erhalten und bereits durchlaufen; die Brauchbarkeit möchte ich ihm nicht abstreiten, aber viel Neues bringt er nicht. Wenigstens sind die meisten Haupturkunden von der Theilung 1255 an in meinem ersten Bande, wenn auch freilich nicht erschöpfend, benützt; aber zur fraglichen Stelle über Heinrichs Kur besitze ich zur Stunde noch nicht den rechten Schlüssel. Nur soviel scheint mir: wenn anfänglich der Streit waltete zwischen Baiern (Heinrich) und Böhmen (1275), so schlug er bald zwischen Ludwig und Heinrich um (1276).

Was nun meine Romfahrt betrifft, so schweige hier in Lucern darüber gänzlich, aber ich fange an daran zu glauben, daß es sich verlohne, den Versuch zu machen; aber eines behalte ich mir vor, den Arzt noch zu berathen, ob meine Brust und meine (zusehends stumpfer werdenden) Augen es erlauben werden, mich möglicher Weise auf längere Zeit an die **Regesta pontificum** zu machen.

J. E. Kopp, Professor.

74.

(Zu S. 346.)

a.

Rom, am 26. Herbstmonat 1858.

Hochverehrter Herr und Freund!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Uebrigens ist der Reichthum des Weltarchivs, wenigstens von 1292—1308, nicht eben groß: kein einziger Brief von König Adolf ist da, kein Schreiben der Wahlfürsten oder anderer Fürsten; man ist gänzlich an die **Regesta pontificum** gewiesen. Allerdings wird mir manch päpstlicher Erlaß abgeschrieben, der etwas zu berichtigen, zu erläutern oder einen Blick in das Hauswesen der Zeit zu werfen erlaubt; allein neue Thatsachen, soweit ich noch gesehen habe, kommen nicht zum Vorschein.

Eigentliche Rechenschaft über das Gewonnene, da ich die Abschriften erst morgen oder übermorgen erhalten werde, kann ich noch nicht geben; ich muß dann erst collationiren und zusammenstellen. Die Urkunde des Papstes an Adolf **Paternis — merearis** ist nicht vom 27. Juni; sie hat kein Datum und **Raynald.** hat es aus der unmittelbar vorhergehenden heruntergenommen; es muß aber umgekehrt aus der nach-

folgenden herausgenommen werden, wo es heißt **Similis data est in precedenti.** Sonach ist der Brief aus Velletri vom 23. Mai 1295, enthält Bonifacius' erste Ansprache an Adolf und bekömmt dadurch die eigentliche, höhere Bedeutung, was freilich auch aus Ihrem Regest nicht deutlich zu ersehen ist.

In solchen Kleinigkeiten bewegt sich und beruht die Ausbeute der **Regesta pontificum**; dennoch bin ich sehr wohl damit zufrieden und kann es gar wohl leiden, wenn mir in diesem Rom Cicero und Horatius kaum flüchtig durch den Kopf gehen.

Ganz der Ihrige

J. E. Kopp, Professor.

b.

(Zu S. 346.)

Kopp an Feil.

Rom, am 2. October 1858.

Hochverehrter Herr und Freund!

Entschuldigen Sie mich, wenn ich aus der ewigen Stadt nur wenige Zeilen an Sie richte.

Am fünften September langte ich in Rom an. Das Schreiben des Hrn. Cardinal-Erzbischofs v. W. war bereits in Pater Theiners Händen und hat sehr gute Wirkung gethan; dagegen ein Schreiben des Hrn. Ministers sei, sagte man mir, niemals eingetroffen. Ich ließ mich dem Hrn. Cardinal Antonelli vorstellen und rief überdieß die Hülfe des Hrn. Grafen Colloredo an. Die Erlaubniß wurde nach einiger Zeit ertheilt und ich von Pater Theiner wohlwollend unterstützt.

Die Ausbeute ist dem Umfange nach nicht sehr groß, aber unter den gegebenen Verhältnissen bin ich damit wohl zufrieden. Urkunden, welcher Art sie seien und von wem immer sie herrühren, die an Rom gerichtet wurden, haben sich nur wenige erhalten; meist solche, welche die Privilegien der römischen Kirche betreffen.

Von König Rudolf habe ich einen bisher unbekannten Brief aus dem Anfange des Jahres 1274, einen zweiten noch ungedruckten von 1285, sowie, außer zwei andern minder wichtigen von Reichsfürsten, die Notariats-Acte vom 24. Mai 1281. Von König Adolf besitzt das römische Archiv keine einzige Urkunde. Von König Albrecht habe ich die Urkunden von 1302, welche nach Muratori in **Radam** ausgestellt ist; es heißt aber, wie Böhmer richtig augurirte, in **Baden.** Zugleich habe ich die zwei Briefe, welche Tuscien betreffen: die des Papstes, von 1300 an Sachsen; und die des Königs Albrecht von 1303.

Aus den **Regesta Pontificum** habe ich, wenn nicht gar wichtige, doch manches Wissenswerthe aus der Zeit Adolfs und Albrechts; aber die Rechtfertigungsschrift des letztern ist bis auf die letzte Spur

verschwunden. Da die letzten Abschriften erst gestern fertig wurden, so ist es mir heute noch nicht möglich, eine Uebersicht zu geben; ich muß es auf eine spätere Zeit verschieben, wofern Sie eine solche verlangen und Sie es mir nach Lucern melden.

Mit günstiger Gelegenheit reise ich morgen nach Neapel — dann zurück nach Genua und ohne Unterbrechung in die Heimath.

Inzwischen herzliche Grüße an Sie und unsere verehrten Freunde!

Der Ihrige
J. E. Kopp, Professor.

75.

(Zu S. 349.)

Lucern, am 5. Christmonat 1858.

Hochverehrter Herr und Freund!

In Ihrem Briefe vom 9./13. Wintermonat hat mich die Nachricht von Chmel's gefährlichem und, wie Sie ahnten, hoffnungslosem Erkranken schmerzlich berührt; gestern nun, vor meiner Nachmittagsstunde, theilte mir mein Reisegefährte von 1854 aus der Allg. Ztg. die betrübende Nachricht des Hintrittes unseres Freundes mit. So ist denn unsere Urkunden-Trias gewaltsam gelöset und der jüngste unter uns Dreien mußte vorangehen; so lösen sich allmälig die Bande des Lebens ab! Auch die Meinigen (denn sie kannten ihn; Chmel kam am 9. Heum. 1850 von Zürich in Lucern an und am 13. begleitete ich ihn bis Münster) nehmen an unserm Verluste herzlichen Antheil; Sie hatten doch noch das Glück, ihn in seinen letzten Tagen zu sehen; für mich war er schon seit 1854 gestorben!

Ich werde mir Ihre Winke über Adolf und Albrecht merken und das Schriftchen Schmids kommen lassen; bis jetzt aber habe ich nur meine römische kleine Ausbeute ins Reine geschrieben und chronologisirt, aber zum Ausarbeiten bin ich noch durchaus unfähig. Einen wahren Fund für die Geschichte haben Sie gemacht in Albrechts Urk. Alzei 5. Heum. 1298; ist der Brief lateinisch? und nennt sich Albrecht darin „erwählten" römischen König?

Der Himmel erhalte Sie noch lange Jahre!

Ganz der Ihrige
J. E. Kopp, Professor.

76.

(Zu S. 355.)

a.

Hochgeehrter Herr Professor!

Beiliegend habe ich die Ehre, Ihnen das Diplom als Doctor der Philosophie zu übersenden. Indem die philosophische Facultät bei Anlaß der Säcularfeier der Universität Ihnen diese Würde zu

ertheilen beschloß, wollte sie damit, soweit es in ihren Kräften steht, die hohe Anerkennung aussprechen, welche sie Ihren ausgezeichneten Verdiensten um die Geschichtsforschung zollt, und glaubte sich selber durch öffentliche Beurkundung derselben zu ehren.

Indem wir daher Sie bitten, das Diplom als kleines Zeichen unserer Hochachtung freundlichst aufzunehmen, bedauern wir nur, daß Sie uns nicht durch Ihre Gegenwart beim Feste Gelegenheit gegeben haben, dieselbe auch persönlich auszusprechen.

Mit ausgezeichneter Hochschätzung, Ihr ganz ergebenster

Wilh. Vischer,

d. Z. Decan der philosophischen Facultät.

Basel, 6. September 1860.

b.

Quod bonum felix faustumque sit | Ex Privilegiis | *Año* MCCCCLX in Academiam Basiliensem collatis | Decreto Senatus Populique Reipublicæ Basiliensis A. MDCCCXXXV | firmatis | Auspiciis viri amplissimi illustrissimi | Petri Merian | Philosophiæ doctoris reipublicæ senatoris Academiæ cancellarii | Hoc *año* Rectoris magnifici | In ipsis Academiæ sacris sæcularibus quartis | Ex decreto ordinis Philosophorum | Ego | Guilelmus Vischer | Philosophiæ doctor et artium liberalium magister | Litterarum Græcarum professor pub. ordin. ordinis Philosophici | H. A. Decanus **JOSEPHUM EUTYCHIUM KOPP** | Professorem Lucernensem | Rerum gestarum investigatorem diligentissimum | Sagacitate | industria doctrina inter paucos conspicuum | Qui libris de fœderibus Helvetiorum conscriptis de historia | patria optime meruit | Honoris causa | Philosophiæ doctorem et artium liberalium magistrum | Rite ac legitime creavi et renuntiavi eique omnia jura | honores et privilegia | Quæ hac cum dignitate conjuncta sunt | Contuli | Cujus rei has | litteras testes ordinis Philosophorum sigillo munitas. | Manu mea subscripsi | VII idus Septembris MDCCCLX.

LS. **Guil. Vischer.**

77.

(Zu S. 358.)

Lucern, am 20. Mai 1861.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ich will es nur gleich gestehen, ich schreibe diese Zeilen nicht, um Ihnen zu ungelegener Zeit ein Briefchen zu entlocken; auch komme ich

jetzt noch nicht, um Sie mit lästigen Bitten und Fragen zu plagen. Nein, widmen Sie die schöne, freilich immer noch kühle Frühlingszeit Ihrer eigenen Angelegenheit, vorab der vollständigen Wiederherstellung!

Denn daß Sie auf dem besten Wege dazu sind, schließe ich schon daraus, weil mir weder Hr. Hennes noch Hr. Stälin die mindeste Zeile zukommen lassen, daß es anders sei; zudem brachte jüngst aus Frankfurt ein Durchreisender, der Sie jedoch nicht gesprochen habe, die günstigsten Nachrichten über Ihr Wiedererstarken. Dem wolle der Himmel gnädig zusehen!

Was ich eigentlich wollte, ist kurze Rechenschaft abzulegen über mein Thun oder Nichtthun. Mein „König Albrecht und seine Zeit" habe ich vorgestern zum Abschlusse gebracht bis zum Jahr 1303 (oder Albrechts Anerkennung durch Bonifacius und des Papstes Tod); dieses erste Buch „Albrechts", oder in der ganzen Reihe das siebente, ist ziemlich umfangreich ausgefallen und ergibt wohl zwei Drittheile der Darstellung „Königs Adolf."

Noch habe ich das zweite (oder achte) Buch nicht begonnen und ich bedarf einige Tage Ausruhe, um den Muth zu sammeln, mich daran zu machen. Denn wenn ich meinen Entwurf von 1838 überblicke und hinzudenke, was mir Ihre seither erschienenen Regesten neues bieten, so dürfte Albrechts zweiter Theil (1303—1308) leicht größer werden als der erste, und zur Ueberarbeitung brauche ich wohl ein ganzes Jahr. Dazu brauche ich neuen Muth und zwar vielen.

Kann ich in Jahresfrist meinen „Albrecht" beendigen, bin ich dann noch am Leben und zu einer Reise gesund genug und tritt mir kein neuer Krieg in den Weg, so dächte ich nochmals Wien zu besuchen, um allfällige Nachlese zu halten und — (warum sollte ich es nicht sagen?) bei Ihnen, wofern Sie nicht inzwischen ein neues additamentum erscheinen lassen, mich um neue Spenden bittend zu melden.

Zudem habe ich große Sehnsucht, noch einmal Rom zu sehen und die Herbstferienzeit mit Wandern und Schauen zuzubringen; doch nicht den nächstkünftigen Herbst, denn dazu habe ich noch nicht Fassung und Sammlung genug.

Doch **homo proponit deus disponit**. Doch ob das eine oder andere Vorhaben zur Ausführung komme, oder auch keines, das weiß der Himmel. Immerhin erhalten Sie Ihnen und uns Ihre Gesundheit und seien Sie mir herzlich gegrüßt!

Ganz der Ihrige

J. E. Kopp, Professor.

78.

(Zu Seite 358.)

(Vrgl. Janssen III, 351.)

Lucern, am 29. Heumonat 1861.

Hochverehrter Herr und Freund!

Seit meinen letzten Zeilen an Sie sind wieder vier volle Wochen verflossen und noch sehen wir Ihrer Ankunft mit Ungeduld entgegen oder doch einem Brieschen gleichsam als Friedenstaube.

Freilich ist bis auf den gestrigen Tag noch keine Stätigkeit der Witterung eingetreten und bis heute konnte man noch nie auf zwei Tage ununterbrochen schönes Wetter rechnen; hat dieser Umstand Sie noch abgehalten, Ihren Alpen-Ausflug anzutreten, so sind wir damit ganz einverstanden.

Sollten Sie jedoch sich noch nicht körperlich stark genug fühlen, so müßten wir es ungemein bedauern, dennoch aber dazu rathen, sich von den Geschäften loszumachen und Ihre Brust frei der stärkenden Alpenluft anzuvertrauen.

Glauben Sie, nach meiner Darstellung im letzten, weder Sonnenberg noch Rigi würde Ihnen für den Augenblick genügen, so dürfte Ihnen dagegen das freundliche Engelberger Thal behagen, wenn einmal beständige Witterung da ist, wie sie doch endlich kommen muß.

Freilich sieben Stunden Entfernung von Lucern würde es uns schwer, theilweise unmöglich machen, Sie zu begleiten oder Sie zu besuchen; wäre es aber für Ihre Gesundheit zuträglich, so fände sich wohl auch dafür Abhülfe.

So lieb mir übrigens Engelberg ist, ich hätte Ihnen doch davon nicht gesprochen, wäre nicht letzter Tage Hr. Prof. Hardegger aus St. Gallen von Engelberg, wo er neun Tage zubrachte, zurückgekehrt; er konnte die gesunde Luft, das liebliche Thal (einladend zu größern oder kleinern Bergbesuchen), und namentlich das kleinere Kurhaus nicht genug rühmen.

Mir geht auch der Gedanke durch den Kopf, oder vielmehr der Wunsch, um den 15. Augustm. etwa 8 oder 10 Tage auf dem Rigi zu sein, lediglich um nichts zu thun; es wäre doch gar zu schön, wenn Sie auf dieselbe Zeit der **Regina montium** einen Besuch abstatteten und Freund Stälin auch dahin entführten!

Geben Sie doch einen Wink Ihrem Sie mit Zuversicht erwartenden Freund

J. E. Kopp, Professor.

79.

(Zu S. 363 f.)

Lucern, an S. Andreas Tag des hl. Zwölfboten 1862.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ihre lieben Briefe vom 23./27. Heum. und 12./16. Winterm. liegen vor mir und haben mir viel Wissenswerthes und Beherzigungswerthes gebracht; aber die Zeitlücke, während welcher wir stets Ihre Ankunft erwarteten, haben sie leider nicht gedeckt. Haben wir schon dadurch persönlich verloren, so mühet es uns um so mehr, weil wir Ihr Fernbleiben Ihrer andauernden Kränklichkeit zuschreiben müssen.

Die Urkunde Königs Rudolf v. 1285, die Sie mir aus Theiners Cod. Dipl. senden wollten, haben Sie wohl seitdem in meinen Vaticanischen Beilagen gefunden; immerhin besten Dank.

Noch vielmehr bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet, daß Sie mir Ihren Wunsch ausdrückten, Albrechts Excusatio unter die Beilagen aufgenommen zu sehen; ich war zu schüchtern oder vielmehr zu einfältig, um dieses nicht selbst einzusehen. Ich schrieb daher stante pede an Hrn. v. Meiller und bat ihn um Collationirung; daß dieses unverweilt geschehen ist, werden Sie gefälligst aus meinem „König Albrecht" ersehen.

Michelsens Abhandlung würde mir erwünscht sein, wenn ich erst an den Druck von „König Adolf" kommen sollte; vor der Hand aber kann ich, da auch „König Albrecht" gedruckt ist, keinen Gebrauch davon machen und zu einer zweiten Auflage werde ich es nicht kommen sehen. Bis dahin muß ich aller Versuchung zu widerstehen trachten.

Unser Feil ist leider uns entrissen. Noch am 23. Sept. schrieb er mir: „Lieber Freund, es geht mit mir entschieden thalabwärts; nun, wie Gott will!" Ungeachtet dieser Klage dachte ich doch nicht an eine so schnelle Auflösung; sein Verlust, ohne ihn seit 1845 nochmals gesehen zu haben, geht mir um so mehr nahe, als er nach Ihnen mein größter Wohlthäter war.

Indem ich Sie bitte, die eben beendigte Abtheilung 2 des Bandes III, oder „König Albrecht und seine Zeit" annehmen zu wollen, kann ich Ihnen damit, wie bei den früheren Bänden, nichts anderes bieten, als was ich zum größten Theile aus Ihnen selbst geschöpft habe; Neues werden Sie wenig oder nichts finden.

(Das Folgende steht S. 363.)

80.

(Zu S. 365.)

a) Fromm the Home and Foreign

Review No. 4. April 1863

27. *Geschichte der eidgenössischen Bünde.* Mit Urkunden. Von J. C. Kopp. Vol. III 1. König Adolf und seine Zeit. 2. König Albrecht und seine Zeit. 1292-1308. (Berlin : Weidmann.)

27. German Switzerland has been a nursery of great historians. The famous history of the Switzers by Johannes Müller was the first work that introduced historical composition as an art into German literature, and the most famous biography of a medieval Pope was written by Hurter of Schaffhausen. The constitutional history of each canton, and the provincial and municipal patriotism of the people, have furnished nearly every considerable town with a local history. But this very patriotism cherished legends and fables as much as truth; and traditions too unimportant to be carefully verified retained a vitality they would have lost in a larger scene. No really critical revision of the story of Switzerland had been attempted when, in 1835, the first result of ten years' research was given to the world in a little volume of documents, with notes, by Herr Kopp. Their author still lives obscurely, a professor in the schools of Lucerne, and his fame, unaided by the attractions of a romantic subject, or the merits of an eloquent style, has not extended beyond those to whom the details of medieval history are a subject of arduous study. Yet during the interval of near thirty years from his first publication to that with which he has now completed—a cycle of works extending over fifty important years of the thirteenth and fourteenth centuries—Professor Kopp has revolutionised the history of his country as completely as Niebuhr did that of Rome, and—more fortunate than Niebuhr—has raised a complete and unassailable superstructure on a basis totally new. His four volumes, illustrated by a series of important dissertations and collections of documents on Swiss and Austrian transactions, embrace the whole period from the elevation of a Swiss nobleman to the imperial throne down to the struggle between Austria and Bavaria for the empire. The arrangement is unfortunately confused. The book has a double title, and therefore an imperfect unity. It is at once a history of the Confederation, and a history of the Restoration of the Empire by Rudolph of Habsburg, and its decline under the princes of other houses. The author consequently embraces the general political and ecclesiastical history of that age, and groups it around the fate of the dwellers on the mountains and the lakes between the Jura and the Rhine. The incredible minuteness of his knowledge never deserts him in the remotest places, and he is equally master of documents and chronicles. But the safety of his judgment, and his mental grasp, fail him when he quits those scenes which alone are familiar and congenial to him. His mind is not cast in the mould of great historians; and the grandeur of universal history commands neither his intelligence nor his sympathy. If it is true, as we have reason to believe, that he declined a very conspicuous appoint-

ment at the University of Vienna, on the ground that the subject in which he was at home was too circumscribed, he showed a knowledge of his powers of which we are sometimes tempted to regret the abeyance in following him over events the spirit of which is strange to him. Attachment to the house of Habsburg and to the Holy See is the one thing that guides him when he is off his own ground.

But within the natural limits of his country and his subject, his information is so exact and exhaustive, his judgment so impartial and unerring, that it is not too much to say that his work is the best that any nation possesses on the origin of its political independence. Few histories so instructive are so painfully tiresome to read. The arrangement is not good, and there is no display of reflection or ornament. The period is that of Boniface VIII.; and Professor Kopp has every paper at his fingers' ends that emanated from that famous Pope. But he forfeits the keenness of his critical vision when he goes beyond the Alps. Thus he says (ii. 138) that at the Jubilee old men betook themselves to Rome who had made the pilgrimage in the year 1200. Nobody can believe for an instant that any man but the Wandering Jew could undertake the same journey twice, with an interval of a century between. The tale was told at the time when the belief prevailed among the people that the Jubilee was not a new institution; but it bore all the signs of a legend, and was more marvellous even than Herr Kopp says. An old man was found who said that his father had brought him to St. Peter's in the year 1200, when he was seven years old, and exhorted him to remember the old custom when the year 1300 came round. Again: he tells us (ii. 140) that Boniface VIII. was specially careful of the liberties of the orders. Yet any Franciscan or Dominican writer of the time could inform him that the orders had met with no more determined enemy since they were established. In general, all that indicates the colouring and movement of opinion is overlooked by this cautious and matter-of-fact writer. Being a man of no imagination, but profound learning, he has the merit of having in former writings demolished the legend of Tell; and the most conspicuous thing about the present volume is, that it relates the events of the period of Tell without mentioning his name in the text, and speaks of Gesler only to show that he never existed. The great achievement of the author is to have shown that self-government really subsisted in the Four Cantons long before the period of the meeting at Grütli.

b.

(Zu Seite 372)

Hochverehrter Herr Professor!

Erst im Herbste erwiedere ich Ihren freundlichen Maigruß. Ihre Charakteristik meines guten Onkels, dem ich so Vieles verdanke und dessen ehrenvolles Andenken mir so sehr am Herzen liegt, ist mir äußerst werthvoll. Sie ist es mir schon darum, weil sie von Ihnen ist, dem in heiligem Ernste und strenger Liebe für die historische Wahrheit, in unbefangener, unermüdlicher Forschung, in gerader, kräftiger Beurtheilung und Abwehr aller Halbheit und alles äußern Scheines dem Verewigten so nahe verwandten Manne, der die von Lüthy gesammelten Bausteine mit vielen selbstgesammelten zu einem soliden, Himmel anstrebenden Bauwerke trefflich zu vereinen wußte. Möge Gott Ihnen noch viele Jahre Ihre geistige Kraft und Gesundheit erhalten, daß Sie Ihren Bau wenigstens bis zum Abschluß der alten Bünde im Jahre 1353 vollenden können!

Zum freundlichen Gegengruße für Ihr Heft der Geschichtsblätter, denen ich das beste Gedeihen für die Zukunft wünsche, sende ich Ihnen Heft III unseres Urkundio. Ich hoffe, daß Sie in den zerstreuten Urkunden sowohl, als in der ersten Hälfte meines Hemmerlin's, die sich mehr um die Solothurnische Wirksamkeit des Mannes dreht, Einiges finden werden, das für Sie Interesse bietet. Ich fühle es sehr gut, daß meine Arbeit allzusehr in's Breite sich verloren hat und daß der Urkundensammler mit all seinem Detail dem abgerundeten, übersichtlichen Geschichtsbilde Eintrag thut; aber ich bin der festen Ueberzeugung, daß unsere Geschichte nur durch Ausklauben des Einzelnen und Kleinen gereinigt werden kann, und glaubte in meinen vielen Anmerkungen darüber öffentlich Rechenschaft ablegen zu sollen. Wohl fehlt mir auch da noch Manches; aber ich werde mit allem Fleiße und mit Gewissenhaftigkeit fortfahren zu forschen und zu sammeln, und habe mir für jetzt namentlich die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zum Tummelplatze ausersehen. Finden Sie das Heft einer Anzeige in den Geschichtsblättern oder sonst irgendwie werth, so würde ich Ihnen, im Namen unsres mühsam sich fortschleppenden Urkundio's, sehr dankbar sein; mir persönlich wäre noch erwünschter eine einläßlichere Beurtheilung, die mit der Hand des erfahrnen Gärtners die Wasserschosse abschneidet und dem Bäumchen die rechte Richtung gibt.

Erlauben Sie, verehrtester Herr Professor, mir zum Schlusse einige Notizen zu Ihrem „Etwas über den Buchsgau". Im Jahrzeitbuche von Oberbuchsiten, das 1407—1434 in's Reine geschrieben wurde und das einige Jahrzeite aus viel früherer Zeit hat, heißt es:

April 18. **O' d'us Ruodolfus Comes d' Valkenstein et Anna vxor sua d'quo Anniuersario dantur xij** β **| ecclesie in**

Buchsiten iiij β sac. et duobus socijs illa die celebrantibus missam vj β, ij β pauperibus pro pane de areis siue domibus subscriptis sitis in villa baltztal | ...

Unmittelbar darauf Apr. 20. O' Heinricus d' Buechegg Gerdrud vxor eius Volricus d' Buechegg Anna vxor sua et | H et R filij Volrici dant viij β de frustro ab dem furt ze wile... Item iiij β sac. ij β pauperibus.

Juni 24. O' Goetfridus miles dedit ad lumen ij dn | ij dn sac. de agro qui vocatur zer linden.

Juni 29. Adelgoldus miles contulit l β ju suo aniuersario | vj dn Item vi dn sac. de agro zer brugge zum anwander.

Beide letztern Aufzeichnungen führe ich nur als Beweise für das Alter der frühesten Einschreibungen an. Rud. von Falkenstein kann nun wohl der muthmaßliche Verungenossen von 1318, könnte vielleicht aber auch dessen Großvater sein. Wei sind aber die von Buchegg? Möglicher Weise einfache Landleute, wenigstens nicht die Söhne des Grafen Peter von Buchegg, deren Ehefrauen beide Adelheid heißen; aber merkwürdig ist die Uebereinstimmung mit den ältesten Namen der zwei Brüder von Bechburg. Sollte es, was in Oberbuchsiten nicht wahrscheinlich ist, ein Fehler des Abschreibers sein, oder deutet es auf eine uralte Familienverbindung der Grafen von Buchegg und der Herren von Bechburg und ließe sich daraus der Grafentitel der letzteren ableiten? Auch jener Burkard von Balm, von dem vor 1201 St. Urban den Kirchensatz von Oberbuchsiten hat, ist mir mit dieser Besitzung im Buchsgau eine räthselhafte Gestalt. Wissen Sie vielleicht Rath?

Das Resultat Ihrer Abhandlung, die Unächtheit der Briefe Nr. 11—13, ist mir klar; die Schuld der Fälschung möchte eher auf den kaufenden Städten lasten, die vielleicht in Uebereinstimmung mit den beiden Freien sich den Besitz der Landgrafschaft gegen den zum Vorschein gekommenen Brief Nr. 1 zu sichern suchten.

Ihnen, verehrtester Herr Professor, noch einmal meinen besten Dank aussprechend, geharre ich mit aller Hochachtung

Herbetswil, Freitag vor Unser Frauen Tag zum Herbst 1856.

Ihr ergebenster **F. Fiala**, Pfarrer.

81.

(Zu S. 387.)

An Prof. Dr. Albert Jäger in Wien.

Lucern, am März 1864.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ihrer verehrlichen Zuschrift vom 15./17. abhin kann leider nur unvollkommen entsprochen werden.

Die Edeln von Brandis in Bünden kenne ich erst aus dem

Toggenburger Erbe, dagegen wußte ich, daß sie bereits im 13. Jahrhunderte urkundlich im burgundischen Lande vorkommen; damit war all' mein Wissen erschöpft.

Ich wandte mich daher an meinen Freund, den Herrn Staatsschreiber und Staatsarchivar M. v. Stürler in Bern, was er mir erwiederte, bin ich so frei, Ihnen hier beizuschließen. Sie werden keine große Ausbeute finden.

Sie verzeihen, daß diese Zeilen von der Hand einer meiner Töchter geschrieben sind; mich hat seit einiger Zeit eine Abspannung der Nerven befallen, so daß ich ganz unleserlich schreibe.

Obwohl mir die Freunde Chmel und Feil (und nun auch Böhmer) entrissen sind, so wiegte ich mich doch bisher in der Hoffnung, in einem Herbstausfluge Sie persönlich zu begrüßen, sowie die Freunde Karajan, Bergmann, Birk, Pfeiffer und Aschbach und zugleich die jüngern Männer kennen zu lernen. Aber nunmehr muß ich wohl, wie auf Rom, die Hoffnung auf Wien aufgeben.

Ich bin nicht eigentlich unwohl oder krank, aber die 71 Jahre lassen doch zu rechter Zeit an das Jenseits denken. Da es nun, wenn nicht geboten, doch üblich ist, eine kurze Lebensskizze von jedem Mitgliede oder Correspondenten der Akademie zu hinterlassen, so nehme ich die Freiheit Sie zu bitten, die mitkommenden Blättchen beim Secretariate oder wo es sonst bräuchlich ist, niederlegen zu wollen.

Gott zum Gruß! Ihr ganz ergebener

J. E. K.

82.

(Zu S. 387.)

An die Weidmann'sche Buchhandlung in Berlin.

Hochgeehrteste Herren!

Ihre Zuschrift vom 6./8. Mai mit beigeschlossener kurzer, jedoch nicht ungünstiger Anzeige unsers gemeinsamen Werkes, verdanke ich bestens; mit der Bitte jedoch, die verspätete Beantwortung entschuldigen zu wollen, kann ich leider keine erfreuliche Nachricht verbinden.

Nach Beendigung von „König Adolf und König Albrecht" machte ich mich, sobald ich mich wieder zurecht finden konnte, an „des Reichs Verhältnisse in Italien" und gelangte, in möglichst benutzter Zeit, vom Jahr 1273 bis 1281. Dieses Stück jedoch, Text und Anmerkungen, mag freilich kaum über zwei Bogen betragen.

Noch übrigen:

a. die Sicilische Vesper, mit ihrer Rückwirkung auf Italien und Arelat oder Burgund (ein nicht unwichtiger Theil, je nachdem er umständlicher behandelt werden kann, oder nicht);

b. die Reichsverhältnisse von 1281 bis 1291 in Lombardien und Tuscien, womit die Angelegenheiten Roms zusammen hängen; endlich

c. Schluß des Königs Rudolf und Uebersicht, dazu die vielen Beilagen.

Indem ich nun vor dieser Aufgabe stand, befiel mich eine solche Muthlosigkeit, daß ich meine Feder nicht weiter rühren wollte. Dazu kam die niederschlagende Nachricht vom Hintritte meines Freundes Böhmer, mit welchem ich 25 Jahre lang in historischem Verkehre stand, und der mich erinnerte, daß ich um zwei Jahre älter sei.

Zu diesen seelischen Zuständen gesellte sich unerwartet ein körperlicher. Mich ergriff eine Abspannung oder Ueberspannung der Nerven; sie begann im rechten Unterbein und hat sich, ungeachtet der dagegen angewandten Heilmittel, bereits dem übrigen Körper so mitgetheilt, daß ich seit einem Jahre keine Zeile mehr schreibe und Sie auch diesen Brief von der Hand meiner Tochter erhalten.

Was ist zu thun? oder vielmehr, was kann gethan werden?

Ich beabsichtige, sobald die Schulferien eintreten, einen nochmaligen Versuch zu Stärkung meiner Nerven in einer Luftveränderung oder Bergcur zu machen und werde dann, wofern der Himmel meine alten Tage noch fristet, gegen den Spätherbst mich meines gegebenen Versprechens wenn immer möglich zu entledigen suchen. Daß ich Sie so übel vertrösten muß, thut Niemand so leid als mir.

Mit vollkommener Hochachtung.

Ihr ganz Ergebener.

Lucern, am 500sten Sterbetag der Königin Agnes von Ungarn (11. Brachm.) 1864.

83.

(Zu S. 388.)

Der Große Rath beschließt den 7. März 1865, Hrn. Dr. E. K. „unter Anerkennung seiner vieljährigen Dienstleistungen als Professor an der höhern Lehranstalt" einen Ruhegehalt von 2790 Fr. (vom 1. April 1865 an bis zu seinem Ableben) auszusetzen.

„Bei diesem Anlasse wird dem Hrn. Kopp für die während seiner 46jährigen Anstellung geleisteten Dienste volle Anerkennung und Dank ausgesprochen.

Lucern, 7. März 1865.

Namens des Großen Rathes.
Der Präsident: **Jos. Egli.**
Secretäre: **A. Vonwyl.**
A. Willimann.

Der Erziehungsrath den 16. März 1865:

„Indem wir mit Vergnügen von dieser ehrenvollen Würdigung [1]) Ihrer Verdienste Seitens der obersten Landesbehörde Kenntniß genommen, erübrigt uns noch einer Bitte gerecht zu werden, welche Sie laut Mittheilung unseres Präsidiums — diesem zu Handen der Behörde eröffnet haben, indem Sie bei Anlaß mündlicher Verdankung des Ihnen angebotenen Ruhegehaltes beförderlichst in den Ruhestand zurückzutreten wünschten. Wir wollten nicht ermangeln, diesem gerechten Wunsche zu entsprechen, wie schwer es auch fallen wird, uns mit dem Gedanken zu befreunden, Sie aus einer Stelle scheiden zu sehen, welche Sie seit bald 50 Jahren zum Ruhme unserer Anstalt bekleidet haben" u. s. f.

84.

(Zu S. 402.)

23. Mai 1846.

Hochverehrter Herr Professor!

Ich lebte während dieser Woche für einige Tage in Baden meiner Gemächlichkeit und hatte es auf diese Zeit verschoben, verschiedene Briefschulden zu tilgen, wohin vor Allem aus die Antwort auf Ihr ausführliches Schreiben vom 18. April gehörte, in welchem ich die wahre Freundessprache erkannte. Denken Sie nicht, daß mich dasselbe in irgend einer Beziehung verletzt habe. Im Gegentheil, ich fühle mich Ihnen für diesen offenen und achtungswerthen Ausdruck Ihrer Gesinnung und Ihres Urtheils zum innigsten Danke verpflichtet.

Ich kann es vollkommen begreifen und billige es auch, daß Sie einer rein objectiv gehaltenen Geschichte den Vorzug vor den nur die Hauptmomente heraushebenden Vorlesungen gegeben hätten und ich selbst würde auch mit mehr Genugthuung eine solche geliefert haben, wäre ich Herr der Umstände und meiner Zeit gewesen. Hätte ich nach Beendigung des zweiten Bandes der Fortsetzung Müllers, welche unsrer Revolution von 1830 nur um weniges vorherging, mich nur auch einer bescheidenen ökonomischen Selbstständigkeit erfreut, so wäre es mir die erwünschteste Lebensaufgabe geblieben, da wo ich das Werk hatte stehen lassen, fortzufahren und vielleicht wäre dasselbe nun bis zu der in meinen Vorlesungen geschilderten Zeit vollendet. Allein die Lehranstalt, an der ich bis damals bei einer mäßigen Besoldung gearbeitet hatte, erlag den Stürmen der Zeit; ich selbst aber ward nach Usteris Tode in den neuen Regierungsrath gewählt, nahm aber schon nach Ablauf eines Jahres, weil ich meine Ueberzeugung den Dictaten eines Volksvereines nicht opfern konnte, mit sieben meiner Collegen den

---

[1]) Aussetzung des Ruhgehaltes durch den Gr. Rath.

Austritt. Bei der radikalen Umgestaltung unseres Erziehungswesens wurde mir ohne Meldung, denn ich hielt mich nicht für befähigt, erst im 50sten Lebensjahre noch Universitätsprofessor zu werden, ein Lehrstuhl, doch nur mit unbedeutendem Gehalt übertragen; dessenungeachtet bedurfte ich aller meiner Zeit, um in das neue Amt mich hineinzuarbeiten. An Reisen, an Aufenthalt in Archiven war nicht zu denken, um so weniger, als sich bereits die Vorboten der Krankheit zu zeigen begannen, die mich später drei Jahre in's Zimmer, am Ende auf den Lehnstuhl bannte. So ging die Zeit bis zum Jahre 1840 ohne die Möglichkeit bedeutender wissenschaftlicher Arbeiten vorüber. Später, als ich eher wieder an die Aufnahme des unterbrochenen Werkes hätte denken können, waren bereits Vulliemin und Monnard als Fortsetzer aufgetreten und deßnahen beschied ich mich.

Die Vorlesungen nun aber entstanden in der wirklichen Absicht, subjective Ansichten über unsere Zeitverhältnisse an eine historische Darstellung zu knüpfen. Sie sollten anregen, meine Ansichten bestritten, auch widerlegt werden, wenn sie unrichtig sind. Die Rechtfertigung meines Versuches schien mir in den kritischen Zuständen unsers Vaterlandes, dem bereits vorhandenen Parteihader, der ungeschickten Polemik der Masse unsrer öffentlichen Blätter zu liegen. Wenn jeder unreife Knabe seine Ansichten über die höchsten Zeitfragen dem Volke gegenüber veröffentlicht, so wird es die Pflicht des Mannes, der eines reinen Willens, der Kenntniß der Thatsachen und vielfachen Nachdenkens darüber sich bewußt ist, dieses ebenfalls zu thun. Nicht eiserne Waffen werden den Frieden bei uns herstellen; aber der geistige Kampf muß, damit dieser zurückkehren könne, unser aller Ansichten läutern und aus dieser allseitigen Läuterung dasjenige bewährt hervorgehen, was innere Wahrheit hat und die Grundlage der Eidgenossenschaft eines durch Erfahrung belehrten, vielleicht auch noch durch Leiden gebesserten Volkes bilden kann.

Daß die von jeher demokratischen Cantone der innern Schweiz, daß auch Luzern, welches ihnen sich angeschlossen hat, eine solche Läuterung vielleicht weniger nothwendig finden, daß sie annehmen, die Grundlage der Wohlfahrt und des Friedens unseres Vaterlandes sei ja schon gegeben, daß sie dieselbe zunächst in Erhaltung des Bestehenden und vorzüglich in Aufrechthaltung der Kirche so wie sie ist suchen, dieses begreife ich vollkommen. Ich begreife es sogar, wenn sie bei den Stürmen, die diese bedrohen, zu ihrem Schutze selbst eine Beihülfe in Anspruch nehmen, an die sie in ruhigen Zeiten schwerlich gedacht hätten, die sie im Stillen vielleicht selbst bedenklich finden.

Anders aber ist die Lage der gesammten übrigen Schweiz. Unsre Demokratie ist neu, gefällt sich daher und wird sich, wie ich fürchte, noch mehr im Experimentiren gefallen. Die Mehrheit der Bevölkerung ist protestantisch und die protestantische Kirche selbst befindet sich in einer Krise. Zurückkehren zu frühern Zuständen können wir nicht. Wir

sind auf den tobenden Ocean geworfen und müssen ohne Gnade hindurch. Allein der Compaß ist noch vorhanden, er ist unzerstörbar, der durch alle Stürme uns und die gesammte Menschheit hindurchführen wird, es allein auch zu thun im Stande ist: Christliche Gesinnung muß wieder das Volksleben durchdringen, dasselbe veredeln und leiten. Ohne sie werden wir zuverlässig zu Grunde gehen Achtungswerthe Katholiken und achtungswerthe Protestanten müssen in dieser Ueberzeugung zusammentreffen. Auch darin treffen wir zusammen, wenn wir annehmen, daß, um dieses zu bewirken, von Christus die Kirche gestiftet worden sei, ebenso darin, daß diese Kirche eine Theokratie unter einem einzigen und unantastbaren Oberhaupte und Gesetzgeber sei. Die Differenz der Ansichten beginnt erst bei der Stellung der Diener, der Apostel dieses Oberhaupts. Auch da indessen stimmen wir wol noch insofern zusammen, daß wir beiderseits annehmen, dieselben seien ihrem Gebieter und Oberhaupte verantwortlich. Hier aber bleibt dann die katholische Hierarchie stehen. Sie anerkennt keine weitere Verantwortlichkeit, verstattet auch in ihre Amtsführung keinerlei menschlichen Eingriff und steht unstreitig in dieser Beziehung kraftvoll und einflußreich da. Ich finde dieses ganz recht, ich trete heute noch selbst auf ihre Seite hinüber, sobald sie die Consequenz vollständig durchführt, sobald sie den Muth hat, zu sagen: Eben weil wir keine andre Verantwortlichkeit kennen, als diejenige gegen unser göttliches Oberhaupt, eben darum begehren wir auch keines andern Schutzes. Er, in dessen Diensten wir stehen, er, der seine Jünger ohne Geld und ohne doppelte Kleider aussendete im Bewußtsein, daß sie dennoch ihren Lohn finden werden, wird uns nähren, unter allen Gefahren und Stürmen erhalten, wenn wir unsre Pflicht thun. Nehmen hingegen diese Apostel auch den Schutz der Regierungen oder des christlichen Volkes in Anspruch, bedürfen sie desselben zur Erhaltung von Rechten, die sie behaupten wollen, von irdischen Gütern, die ihnen zugekommen sind, dann werden sie denjenigen, welche sie schützen müssen für die Anwendung jener Rechte und Güter ebenfalls verantwortlich, dann dürfen sie der Aufsicht und dem Urtheile derselben hierüber sich um so weniger entziehen, als Christus selbst uns berechtigt, den Werth des Stammes nach seinen Früchten zu beurtheilen. Diese, ich gebe es gerne zu, nur protestantische und vorzüglich Zwinglische Ansicht von der Stellung der Kirche zum Staate konnte indessen auch neben der katholischen sich dennoch ohne Gefahr für das hierarchische Element in der letztern behaupten, so lange unsere protestantischen Regierungsformen aristokratisch waren. Es kam für die Kirche nur darauf an, mit den Regierungen in gutem Einverständnisse zu stehen und der Vortheil war ein gegenseitiger, wenn dieses geschah. Gerne ließen ihr dann auch protestantische Regierungen eine gewisse äußere Selbstständigkeit, ja sie sahen mit Vorliebe selbst in der Kirche aristokratische Formen. Allein mit unsrer demokratischen

Umgestaltung mußten naturgemäß auch in der Kirche sich veränderte Verhältnisse anbahnen und entwickeln. Das Volk in seiner Gesammtheit fordert auch in Kirchensachen immer stärkern Einfluß und erringt ihn. Und wie wollen Sie am Ende demselben sogar über Dogmen das freie Urtheil verwehren, wo das Buch, an das zu diesem Zwecke selbst der Einzelne apelliren kann, in aller Händen ist? Auf diese Weise wird die Kirche immer mehr dahin gedrängt, auf den Schutz, den sie bisher in menschlichen Einrichtungen, menschlicher Macht, menschlicher Ueber- und Unterordnung gefunden hat, zu verzichten und ihn allein da zu suchen, wo er ewig zu finden sein wird, im gläubigen Anschließen an ihr unsichtbares Oberhaupt, im lebendigen Vertrauen auf Christus.

Das war es, was ich in jener von Ihnen gerügten Note andeuten wollte. Bei alledem anerkenne ich selbst, daß ich dasselbe in andrer, für Katholiken minder anstößiger Weise ebenfalls hätte sagen können, ja sagen sollen. Es thut mir aufrichtig leid, wenn durch eine meiner Aeußerungen eidgenössische Brüder verletzt werden und ich gebe Ihnen mein Wort, daß wenn je meine Vorlesungen eine zweite Auflage erleben sollten, die Schlußstelle jener Note gänzlich wegbleiben, der übrige Theil aber so modifizirt werden soll, daß auch kein billig denkender Katholik Stoff zu Beschwerden darin finden wird. Auch stimme ich mit Ihnen darin ganz überein, daß auch für die Hierarchie bei den gegenwärtigen Zuständen der protestantischen Welt, bei der nur in zarten Keimen vorhandenen Saat einer bessern Zeit, bei dem neben derselben üppig emporkeimenden Unkraut noch keine große Gefahr obhanden ist. Es müssen noch gewaltige Läuterungen über uns gehen, bis es dahin kommen wird. Wer weiß auch, ob bis dahin nicht die Hierarchie selbst den Mahnungen der Zeit Gehör gebend, sich zu einer so reinen, edeln und freien Stellung heranzuarbeiten vermag, daß sie selbst von Protestanten, insoferne sie nur aufrichtige Christen sind, nicht mehr kann angegriffen werden. Hier, mein hochverehrter Herr Professor, haben Sie nun das offene Geständniß eines Mannes, der es mit der Religion, dem Vaterlande und dem Frieden zwischen den Confessionen aufrichtig und wol meint. Erhalten Sie demselben Ihre Freundschaft und beurtheilen Sie denselben, wo er irren sollte, auch ferner mit Nachsicht.

Mit wahrer Hochachtung Ihr ergebener

J. J. Hottinger.

85.

(Zu S. 404.)

Rom, Vatikan, 18. November 1865.

Theuerster Herr Professor! Werthester Freund!

Soeben erhalte ich Ihren lieben Brief vom 2. Hornung 1863, etwas spät, wie Sie sehen, sammt Ihren kostbaren Geschenken der

Geschichte der Könige Adolf und Albrecht, die ich mit dem größten Interesse lesen werde. Nur eine flüchtige Durchblätterung hat mich von Ihrem meisterhaften Forschergeist und kritischen Takt von Neuem überzeugt. Erhalte Sie der Herr noch lange der Wissenschaft. Wie würde ich mich freuen, Sie noch einmal in der ewigen Stadt umarmen zu können. Empfangen Sie inzwischen meinen herzlichen Dank und die Versicherung meiner stätigen und innigen Hochachtung,

Theuerster Herr. Ihr ergebenster Freund:

Augustin Theiner, Priester des Oratoriums ꝛc.

86.

(Zu S. 404.)

a.

St. Gallen, 28. Jän. 66.

Hochgeehrter Lieber Herr Professor!

Meinen verbindlichen Dank für die Zusendung Ihrer dramatischen Gedichte 4. Bändchen. Leider habe ich noch keine Zeit gefunden, sie mit Ruhe und Nachdenken zu lesen, denn so wollen Ihre Arbeiten gelesen sein, die den großen Meister überall offenbaren.

Wie danke ich Gott und freue ich mich in der Seele, zu sehen, welch' ruhiges Alter Ihnen beschieden ist auf ein zurückgelegtes Leben, das Sie mit so herrlichen Erfolgen für die historische Wahrheit, darum auch für die Kirche Gottes auf Erden vollbracht. Gott erhalte Sie noch recht lange im stäten, besten Wohlsein und mich in Ihrem mir theuren, freundschaftlichen Angedenken.

Den lieben Ihrigen meine Grüße.

Ihr in Verehrung und Liebe ergebener Schüler

† **Dr. Carl Johann Greith**, Bischof.

b.

Hochverehrter Freund!

Ach, wie thut es so weh, aus Freundeshand Gaben entgegenzunehmen ohne sie von den lieben alten Schriftzügen begleitet zu sehen! Herzlichen Dank für Ihr Vertrauen in die Unveränderlichkeit meiner Gefühle für Sie, mein verehrter Meister, Freund und Gönner. Obwohl uns widrige Winde seit Langem einander fern halten, ist doch unser alte feste Bund durch sie nicht im Geringsten erschüttert. So oft ich in den Fall komme, gemeinsamen Freunden aus Lucern zu begegnen, ist es mein Erstes, nach Ihnen mich zu erkundigen. Leider erfolgt meist die Antwort: Geist und Herz immer frisch, aber der Leib unfügsam, unmächtig! Ich kann mir's nur zu gut vorstellen, wie

dieser tägliche, stündliche Antagonismus Sie beelenden muß; es ist, als ob ich's an mir selbst empfände. Glücklich, daß Ihnen wenigstens treu bleiben — die Mechanik der Gedanken, der Genuß am Idealen und der Alles überwindende Glaube. Möchte es mir vergönnt sein, dieses Jahr einmal abzukommen, nach Lucern zu fliegen und die warme Freundeshand zu drücken. In dieser Hoffnung verharrt mit den herzlichsten Wünschen für die Besserung Ihrer Gesundheit,

Bern, den 22. Jan. 1866.

Ihr treu ergebener **M. v. Stürler.**

Endlich haben wir noch für gefällige Mittheilungen Dank abzustatten den HH. J. J. Amiet, Custos Dr. Jos. Bergmann, Prof. Hardegger, Dr. Andreas v. Meiller, Prof. Franz Pfeiffer, Oberstudienrath v Stälin, Staatsschreiber Moriz v. Stürler